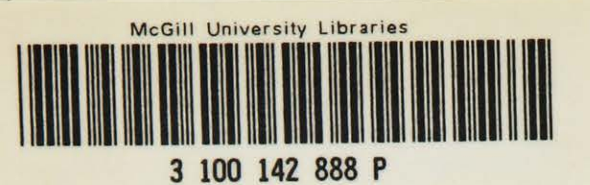

McGill University Libraries
3 100 142 888 P

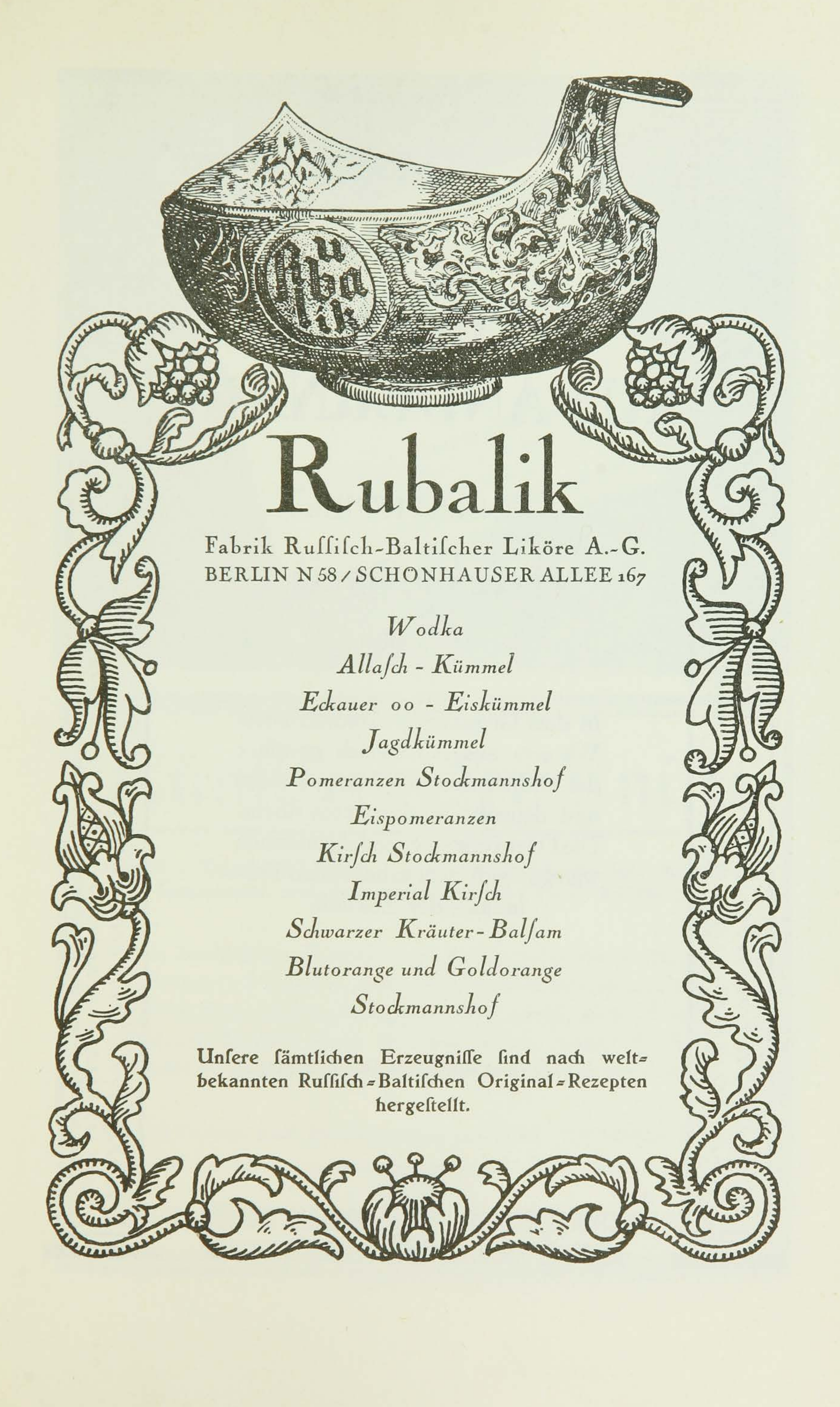

McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

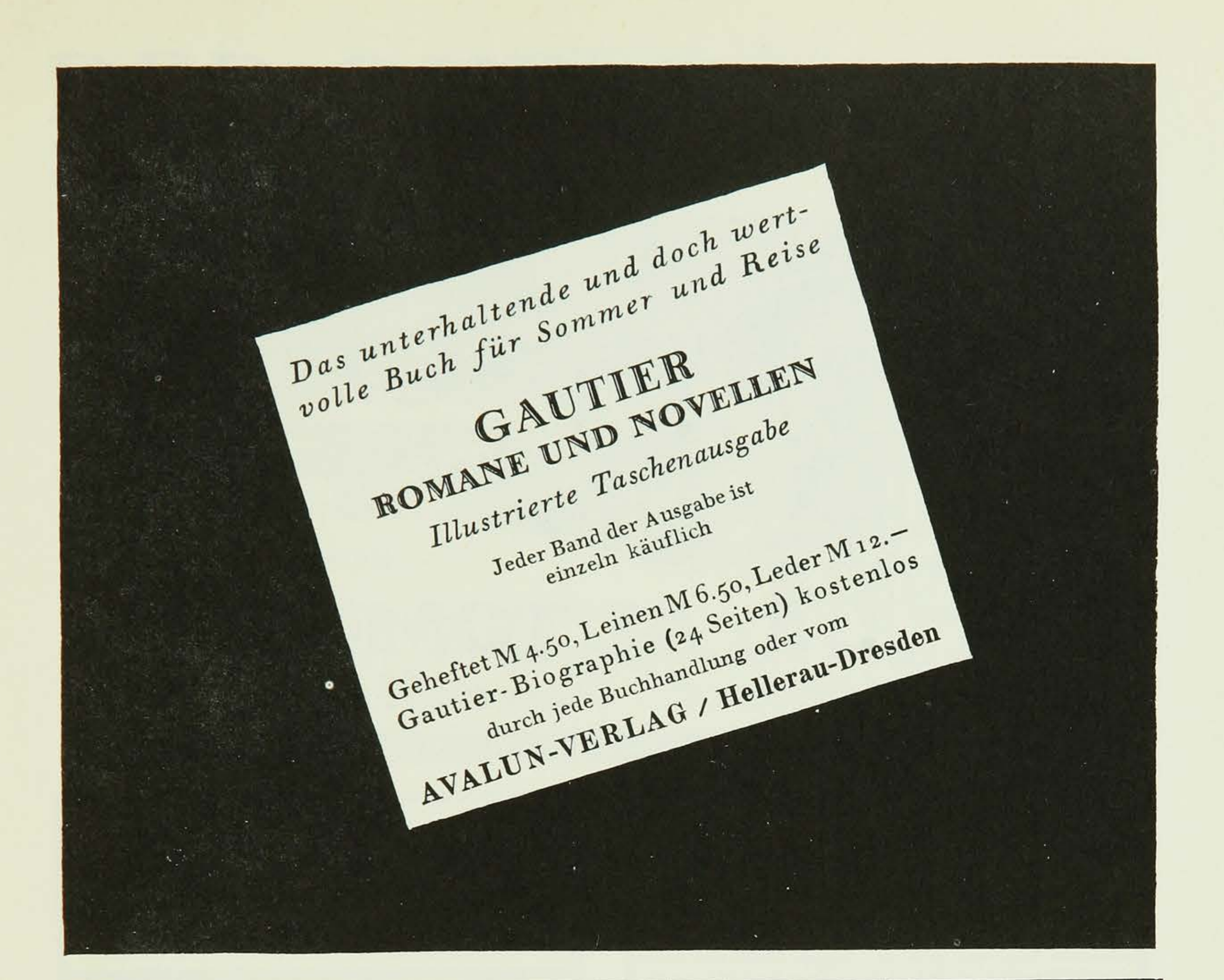
DER QUERSCHNITT

Band 5/2
1925

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany


Rubalik
Rubalik
Fabrik Ruſſiſch-Baltiſcher Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allaſch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirſch Stockmannshof
Imperial Kirſch
Schwarzer Kräuter-Balſam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unſere ſämtlichen Erzeugniſſe ſind nach welt-bekannten Ruſſiſch-Baltiſchen Original-Rezepten hergeſtellt.


Das unterhaltende und doch wertvolle Buch für Sommer und Reise
GAUTIER
ROMANE UND NOVELLEN
Illustrierte Taschenausgabe
Jeder Band der Ausgabe ist einzeln käuflich
Geheftet M 4.50, Leinen M 6.50, Leder M 12.–
Gautier-Biographie (24 Seiten) kostenlos
durch jede Buchhandlung oder vom
AVALUN-VERLAG / Hellerau-Dresden

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 7

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Hans Drexel

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien


Sprengel
Schokolade


Sprengel
Kakao


Sprengel
Pralinen



Maillol Holzschnitt

DAS RÄTSEL DES TOTEMISMUS

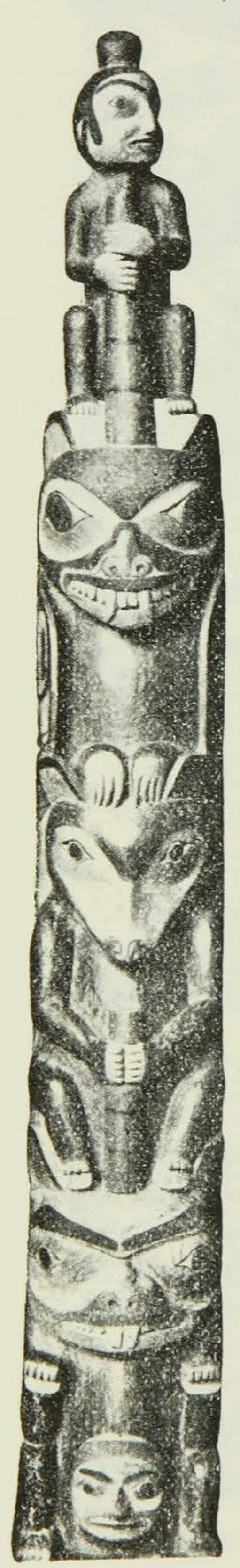
Von

LEONHARD ADAM

I.

Ein junger Indianer vom Stamme der Tsimshian, einem Fischer- und Jägervolke an der nordwestamerikanischen Küste des Stillen Ozeans, verliebte sich eines Tages in ein junges Mädchen seiner Nation und fand das Glück, von ihr wiedergeliebt zu werden. Es bestand aber eine Schwierigkeit, die unüberwindlich schien. Beide gehörten nämlich der Sippe der „Raben" an. Nun herrscht bei jenem Volke, ebenso wie bei den ähnlich organisierten Nachbarstämmen, die strenge Vorschrift der Exogamie oder Außenehe; das heißt, daß ein Mann einer der vier Sippen (Adler, Rabe, Wolf und Bär) die Gattin jeweils aus einer der anderen Sippen wählen muß. Ein seit unvordenklichen Zeiten geltendes, ungeschriebenes Gesetz verbietet jede Zuwiderhandlung. Zur Zeit, als noch kein wesentlicher europäischer Einfluß im Lande spürbar war, wäre eine Übertretung geradezu undenkbar gewesen; denn wenn nicht schlimmere Strafe, so mußte sie gesellschaftlichen Tod, Verfemung durch alle Volksgenossen nach sich ziehen. Damals aber, als unsere kleine Tragödie spielte, waren schon Missionen im Lande, die durch das Licht des Christentums die Finsternis „abergläubischer" Vorstellungen zu durchdringen strebten. Darauf bauten die Liebenden, und nachdem sie ihre Beziehungen eine Zeitlang geheimgehalten hatten, ging der junge Mann zum Missionar und fragte ihn um seine Meinung. Dieser sagte, daß auch er kein

Verbrechen darin erblicken könne, wenn die jungen Leute sich heirateten, und daß jene Stammessitte nur einem alten, haltlosen Irrglauben entspringe. Die beiden glaubten gern, was ihren Wünschen entgegenkam, und wurden Christen, in der Absicht, alsbald die Eheschließung folgen zu lassen. Dies wurde indessen schnell im ganzen Stamme bekannt und zum Gegenstande leidenschaftlicher Erörterungen. Daß die jungen Menschen Christen geworden waren, nahm man ihnen nicht übel; als unerhörter Frevel dagegen wurde es angesehen, daß sich zwei Angehörige des gleichen Sippenverbandes, die also ein und dasselbe Totem, nämlich den Raben, hatten und deswegen als verwandt galten, — daß diese sich heiraten wollten. Besonders der Mann mußte den Spott seiner Kameraden erdulden. Eines Tages, bei einem großen Feste, sprang er im Angesicht der Häuptlinge und Krieger auf und hielt eine Ansprache, in der er zu beweisen suchte, daß es keineswegs schändlich sei, ein Mädchen aus der eigenen Sippe zu heiraten. Seine Rede klang in folgenden Sätzen aus: „Wer von euch kann mir zeigen, daß ein Adler einen Bären heiratet oder daß ein Wolf sich mit einem Raben verbindet? Heiratet nicht in der ganzen Welt ein Adler einen Adler und ein Bär eine Bärin? Mein Mädchen ist ein Rabe, und ich bin auch ein Rabe, darum werde ich sie zu meiner Frau machen. Derjenige von euch, der gegen meine Ansicht ist, möge in den Wald gehen und die Tiere dort ansehen. Wenn er findet, daß ich nicht richtig gesprochen habe, so mag er es mir beweisen, dann werde ich von meiner Heirat abstehen!" — Niemand in der Versammlung konnte etwas dagegen sagen, und demgemäß fand die Verbindung der jungen Leute bald danach ohne Störung statt. Von Stund' an aber war der Mann im ganzen Stamme ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, und niemand kümmerte sich um ihn.



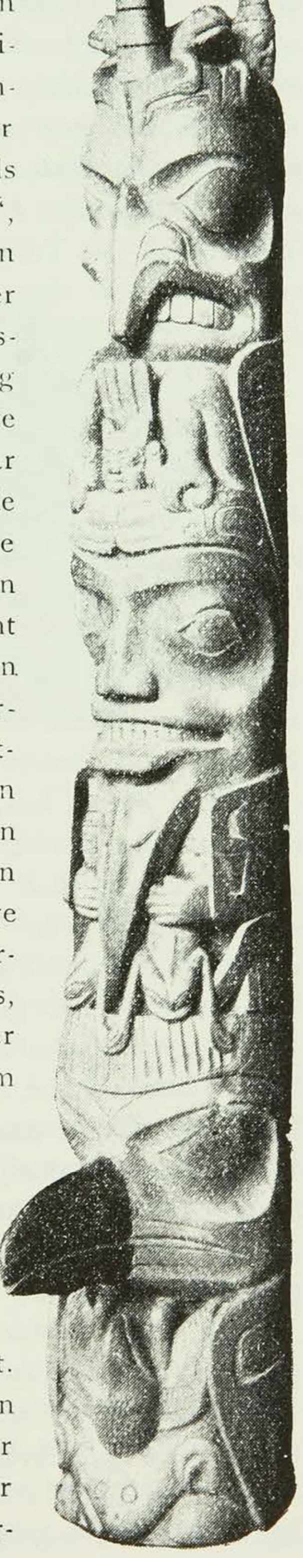
Totempfahl aus Nordwestamerika

Diese wahre Geschichte erzählt Kapitän Adrian Jacobsen, der während der Jahre 1881—1883 in kühnen Küstenfahrten die prachtvolle nordwestamerikanische Sammlung des Berliner Museums für Völkerkunde zusammenbrachte. Die Begebenheit illustriert an einem Beispiel aus dem Leben einige Merkmale des Totemismus, nämlich die äußere, politische Form des totemistischen Stammes (Einteilung in mehrere Sippen oder Clans) und das Verbundenheits- oder Verwandtschaftsgefühl der Clangenossen, endlich das Gebot der Außenehe (Exogamie).

II.

Was ist Totemismus, und vor allem: was ist ein Totem? „Totem" ist, nach der unantastbaren Definition J. G. Frazers, „eine Gattung konkreter Gegenstände, welche ein ‚Wilder' mit abergläubischer Ehrfurcht ansieht, in dem

Glauben, daß zwischen ihm und jedem Vertreter jener Gattung eine enge Beziehung ganz besonderer Art obwaltet". Meist sind die Totems Tiere. Es gibt aber auch Pflanzentotems und Mineraltotems, ja selbst Himmelserscheinungen finden sich darunter. Wenn z. B. eine Sippe eines Australierstammes das Känguruh zum Totem hat, so bedeutet dies, daß alle Mitglieder dieser Sippe glauben, zu allen Exemplaren der Tiergattung Känguruh in gewissen geheimnisvollen Beziehungen zu stehen. Gewöhnlich, doch nicht überall, finden diese imaginären Beziehungen dadurch ihren Ausdruck, daß die Sippengenossen jenes Tier weder töten noch verzehren. Ferner betrachten manche totemistischen Stämme ihre Totemtiere als Verwandte und demgemäß sich selbst als „Raben", „Bären", „Adler", „Känguruhs", „Seehunde" usw. Oft aber nehmen die Eingeborenen lediglich an, daß das Totemwesen ein guter Freund der betreffenden Sippe sei. Dies betonte beispielsweise ein Südaustralier, den ich vorsichtig über seine Stellung gegenüber seinem „ngatschi" (= Totem) ausfragte; er lehnte es entschieden ab, daß er mit dem Pelikan — dieser war das Totemtier — verwandt sein solle. Vielmehr seien die Pelikane nur vertraute Freunde seiner Familie, und seine Mutter habe ihm in der Kindheit anbefohlen, niemals einen Pelikan zu schießen. Derselbe Australier — er war nicht ganz reinblütig, hatte aber bei seinem Stamme den größten Teil seines Lebens verbracht — erzählte von einem Spaziergange, den vor einigen Jahren mehrere Stammesgenossen miteinander machten. Plötzlich sei eine große Schlange über den Weg gekrochen, so daß die Gefährten ängstlich zurückgewichen seien. Da trat — so sagte mein Gewährsmann weiter — ein alter, halbblinder Mann vor und fragte, was für eine Schlange es denn sei. Als er hörte, es sei eine schwarze Schlange, ergriff er ein Stück Holz, etwa in der Länge eines Unterarmes, und trat damit auf die Schlange zu, während er sie in seiner Muttersprache anredete. Die Schlange erhob sich, züngelte dem Greis entgegen und gehorchte seinem Befehl, sich zu entfernen, indem sie sich umwandte und verschwand. Ähnliche Züge finden sich vielfach. Man erkennt daraus, daß zwischen Totemwesen und menschlichen Totemgenossen ein gewisses gegenseitiges Vertrauensverhältnis obwaltet. Das Totemtier wird auf dem Fuße der Gleichheit behandelt, wie Richard Thurnwald treffend bemerkt. Andererseits wiederum ist das Totemwesen doch dem Menschen in mancher Hinsicht überlegen, ja es kann als sein Schützer auftreten, wie ein kleiner Vogel in Australien die Mitglieder des nach ihm benannten Clans durch ängstliches Hin- und Herflattern vor drohender Gefahr zu warnen pflegt. Diese Wesenszüge des Totems entsprechen der komplexen Bedeutung, die das



Totempfahl aus Nordwestamerika

Wort bei der nordamerikanischen Völkerfamilie der Algonkin hat. „Totem" besagt einmal soviel wie „Schützer", „Meister" oder „Geber übernatürlicher Kraft", andererseits aber heißt es auch „älterer Bruder". Nur muß man folgendes bedenken: der Indianer meint, wenn er von „Brüdern" oder „Vätern" spricht, nicht immer eine Blutsverwandtschaft, sondern er verwendet solche Verwandtschaftsbezeichnungen häufig, um jemand zu ehren, der ihm wegen seiner Klugheit, auf Grund irgendwelcher Verdienste oder um seines hohen Alters willen verehrungswürdig erscheint. Vor allem muß es als feststehend angesehen werden, daß ein Abstammungsglaube nicht zu den Begriffsmerkmalen des Totemismus gehört, wenn er auch hier und da, besonders in Zentralaustralien, vorkommt. Nun ist es freilich verlockend, zu vermuten, daß überall einmal ein solcher Abstammungsglauben bestanden haben mag. Denn auf diese Weise gelangt man leicht zu der These, daß das Totem überall ein Symbol oder Ersatz für den wirklichen Ahnen sei, und damit ebnet sich der Boden für allerhand geistreiche, aber in der Luft schwebende Theorien über die Entstehung des Totemstaates.

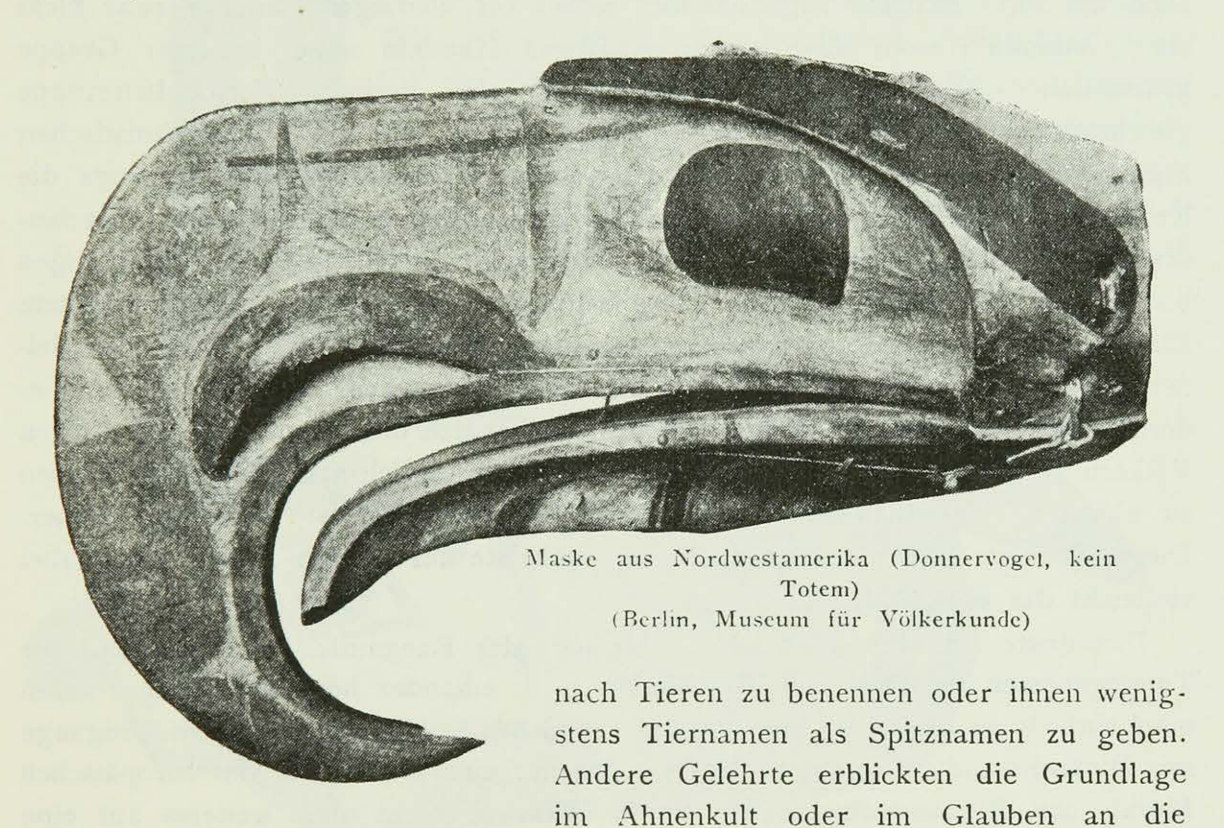
III.

Totemismus ist keine Religion. Er entspringt einer primitiven Vorstellung über den Zusammenhang des Menschen bzw. seiner Verbände (Stamm, Sippe) mit der Umwelt, also einer Vorstellung, die nur als religiös im weitesten Sinne bezeichnet werden kann. Niemals aber ersetzt etwa der Totemismus die eigentliche Religion. Diese geht vielmehr überall nebenher, bald als Zauberglauben, bald als Geisterglauben, bald als Heroenkult. Das Totemwesen hingegen, das der Mensch als seinesgleichen, wenn auch besser begabt, ansieht, ist weder Geist noch Gottheit. Man folgt am besten der einfachen Definition, welche Prof. Bernhard Ankermann soeben in einem knappen Abriß über „Die Religion der Naturvölker" (Lehrbuch der Religionsgeschichte, Tübingen 1924) gegeben hat. Danach ist Totemismus „der Glauben, daß zwischen einer Gruppe von Blutsverwandten einerseits und einer Gattung von Tieren, Pflanzen usw. andererseits ein dauerndes und vererbliches Verhältnis bestehe, das in der Regel als Verwandtschaft aufgefaßt wird und beiden Teilen gewisse Verpflichtungen auferlegt". Diese Begriffsbestimmung geht letzten Endes auf Frazers Ableitung des Totembegriffs zurück. Schon vor zwölf Jahren habe ich die Auffassung vertreten, daß die praktischen, sozialen Äußerungsformen des Totemismus, die auf einem eigenartigen, eben totemistischen Weltgefühl beruhen, wahrscheinlich in den verschiedenen Erdteilen und bei so zahlreichen Völkern nicht auf die gleiche Weise ins Leben getreten sein dürften. Stimmt dies, so ist es müßig, nach einem einheitlichen Entstehungsvorgange zu forschen.

IV.

Drei Rätsel hat der Totemismus der Wissenschaft aufgegeben. Das erste ist das Problem, wie derartige eingebildete Beziehungen zwischen Menschen und Tieren überhaupt zustande kommen konnten. Diese grundlegende Frage aber ist heute bereits mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden, nachdem man das Seelenleben der sogenannten Primitiven ziemlich eingehend erforscht hat. Bis in die jüngste Zeit allerdings war man Irrwege gegangen, indem man die

Erscheinung von europäisch-wissenschaftlicher Denkart aus zu erklären versuchte. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts etwa kannte man die sozialen Äußerungsformen des Totemismus von den Eingeborenenstämmen im Osten der Vereinigten Staaten her, und seit Schoolcraft (um 1850) sprach man von „Totemismus". Erst ein Menschenalter später erfaßte der Schotte J. Fergusson Mc Lennan die volle Bedeutung der Materie für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Seither entstand in Amerika, England, Frankreich und Deutschland eine so umfangreiche Spezialliteratur, daß man mit ihr eine stattliche Bibliothek bilden könnte. Das standard work ist Sir James G. Frazers „Totemism and Exogamy" (4 Bde, 1910). Von den verschiedenen Theorien über den Ursprung des Totemismus können wir nur einige anführen. So wurde z. B. vermutet, daß die Ursache in der Gewohnheit zu suchen sei, einzelne Personen



Maske aus Nordwestamerika (Donnervogel, kein Totem)
(Berlin, Museum für Völkerkunde)

nach Tieren zu benennen oder ihnen wenigstens Tiernamen als Spitznamen zu geben. Andere Gelehrte erblickten die Grundlage im Ahnenkult oder im Glauben an die Seelenwanderung. Interessant ist weiter die Theorie von J. G. Frazer, der vermutet, daß die Unkenntnis der Australier vom Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis die Grundlage des Totemismus sei: die physische Vaterschaft des Mannes sei dem Primitiven unbekannt, und statt dessen gelte das Totemwesen als magischer Verursacher der Entstehung des Kindes. Die jüngste Theorie (B. Ankermann) geht dahin, daß der primitive Jäger das ihm vertraute wilde Tier gewissermaßen „spielte". Wie schon oben gesagt, können die Entstehungsvorgänge überall andere gewesen sein. Die psychische Voraussetzung aber und somit der Generalnenner, auf den die sämtlichen totemistischen Phänomene gebracht werden müssen, ist die primitive Denkart, worauf R. Thurnwald zuerst hingewiesen hat. Es ist die Denkart des Menschen, der in engster Symbiose, in vertrautester gegenseitiger Anpassung an die Tiere, Pflanzen und anderen Naturerscheinungen lebt und leben muß, der insbesondere die Eigenschaften und Gewohnheiten der Tiere, ihre Stärke und ihre Schwächen aufs

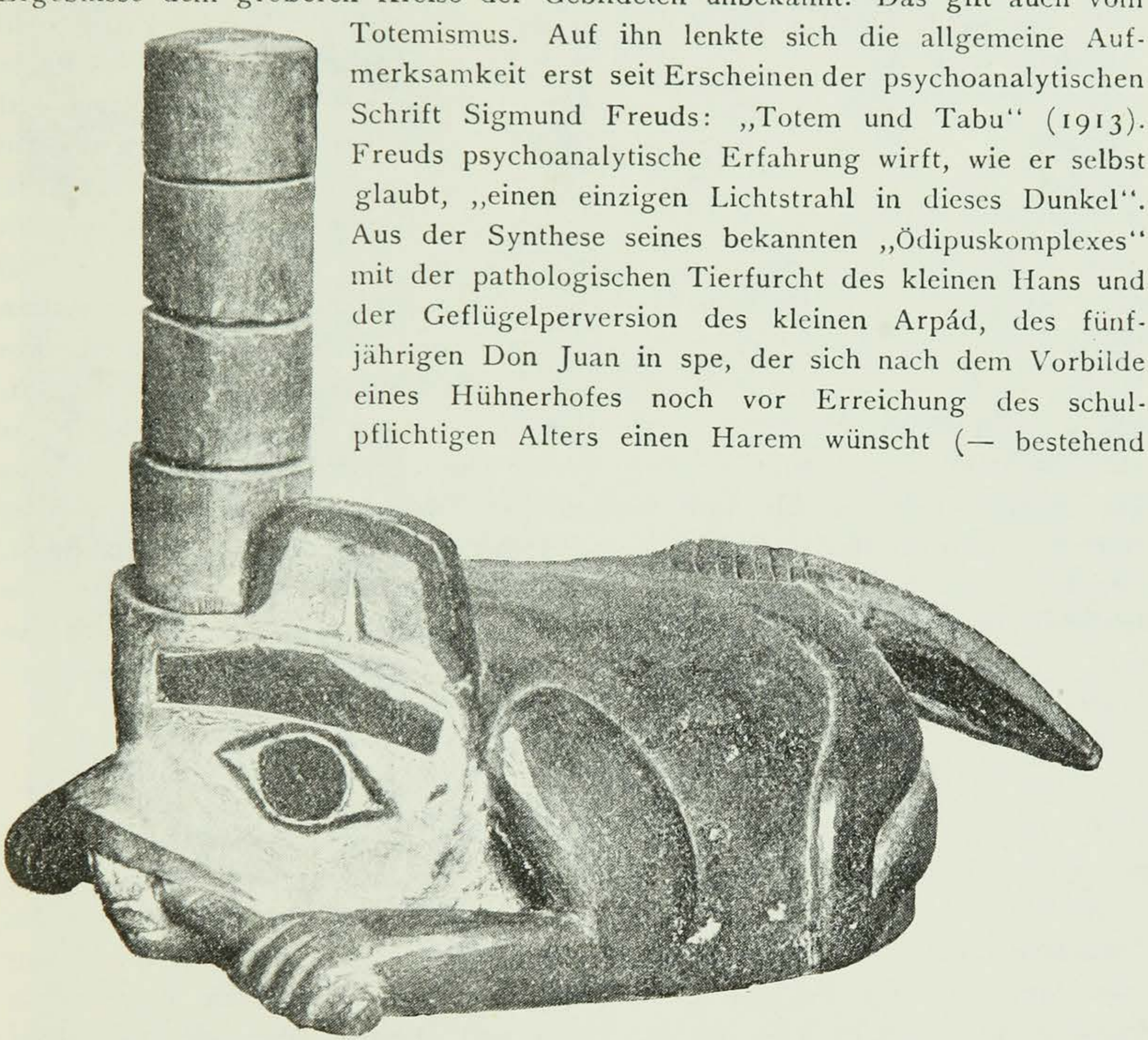
intimste kennt und der mit den Tieren als schlauen und gefährlichen Feinden oder als wohlmeinenden Freunden, immer aber als mit gleichberechtigten Partnern im Daseinskampfe rechnet. Alle Tiere verfügen über Eigenschaften, die dem Menschen fehlen, und dem Primitiven sind viele dieser Eigenschaften erstrebenswert. Darum erscheint ihm das Tier bei aller imaginären Gleichheit überlegen. Weiter beobachtet der primitive Mensch aufs genaueste das Gemeinschaftsleben solcher Tiere, die gesellig leben. Das soziale Verhalten der Tiere aber ist im allgemeinen regelmäßiger, nach außen geschlossener als das der Menschen, bei denen der gegenseitige Widerstreit der Individualitäten immer wieder zu Gegensätzen zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit führt und die Solidarität durchbricht. Und deshalb hält der primitive Mensch die Tiere wohl auch um ihrer sozialen Eigenschaften willen für überlegen. So lag zwar nicht ein „Gedanke", wohl aber ein triebmäßiges Handeln nahe, in einer Gruppe menschlicher Blutsverwandter (Sippe, Clan) eine tierische Verwandtengruppe gleichsam zu kopieren. Das zweite Rätsel lautet: wie sind die totemistischen Stammesorganisationen entstanden? Der Indianerstamm, von dem eingangs die Rede war, hat eine Einteilung in vier je nach einem Tiere benannte Sippen (Vierclanorganisation). Die Delawaren und die Mohikaner unserer seligen Jugenderinnerungen hatten eine Dreiclanorganisation. Das seltsamste aber ist die recht verbreitete Einteilung in zwei symmetrische Stammeshälften, die wieder in eine größere oder kleinere Zahl von Unterabteilungen zerfallen. Natürlich kann die Vielfältigkeit der Gliederung auf Abspaltung beruhen. Aber wie erklärt sich die Symmetrie? Bei einigen Völkern kann man vermuten, daß sich zwei ursprünglich stammfremde Gruppen zu einem Staate zusammengeschlossen haben, aber dies ist keineswegs sicher. Dieses Problem ist einstweilen noch das dunkelste des ganzen Totemismus, dabei vielleicht das entscheidende.

Das dritte Rätsel endlich ist die Ursache der Exogamie. Warum sollen die Totemgenossen verschiedenen Geschlechts nicht einander heiraten? Früher nahm man einfach an, daß hier eine angeborene Scheu vor geschlechtlichem Umgange mit Blutsverwandten vorliege. Das war wieder eine Deduktion von europäischen Moral- und Rechtsanschauungen, die in Wahrheit nicht ohne weiteres auf eine primitive Kultur übertragen werden können. Ob tatsächlich die Inzestscheu mit dem sexuellen Unterbewußtsein der meisten Individuen im Einklang steht, ist nicht nur nach den Feststellungen der Psychoanalyse zweifelhaft, sondern leider auch nach durchaus nicht seltenen kriminalistischen Erfahrungen der Gegenwart. Allerdings halten manche australischen Stämme mit drakonischer Strenge darauf, daß jeglicher Inzest unterbleibt. Es lassen sich aber zahlreiche Beispiele dafür anführen, daß in anderen niederen Kulturen mindestens keine instinktive Antipathie dagegen besteht. In den Kreis solcher Erscheinungen gehört z. B. das Institut der Kinderverlobung, wobei bis zur Reife des knabenhaften Bräutigams dessen Vater bei seiner Schwiegertochter Gattenrechte ausübt. Die Ethnologie steht im Anschluß an Frazer heute auf dem Standpunkt, daß Totemismus und Exogamie dem Wesen nach nichts miteinander zu tun haben, wenn auch beide gewöhnlich nebeneinander auftreten. Es gibt aber Exogamie ohne Totemismus und anderwärts auch Totemismus ohne Exogamie.

V.

Sage mir, was du träumst, und ich werde dir sagen, wie dein Groß-vater die Großmutter nahm!

Eigentlich populär geworden ist die Völkerkunde bekanntlich erst in den letzten Jahren. Bis dahin blieben auch ihre wichtigsten und interessantesten Ergebnisse dem größeren Kreise der Gebildeten unbekannt. Das gilt auch vom Totemismus. Auf ihn lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit erst seit Erscheinen der psychoanalytischen Schrift Sigmund Freuds: „Totem und Tabu" (1913). Freuds psychoanalytische Erfahrung wirft, wie er selbst glaubt, „einen einzigen Lichtstrahl in dieses Dunkel". Aus der Synthese seines bekannten „Ödipuskomplexes" mit der pathologischen Tierfurcht des kleinen Hans und der Geflügelperversion des kleinen Arpád, des fünfjährigen Don Juan in spe, der sich nach dem Vorbilde eines Hühnerhofes noch vor Erreichung des schulpflichtigen Alters einen Harem wünscht (— bestehend



Biber-Totem aus Nordwestamerika in Form eines Tanzhutes
Die Säule stellt die zylindrischen Hutaufsätze dar, deren Zahl sich nach dem Range des Trägers richtet

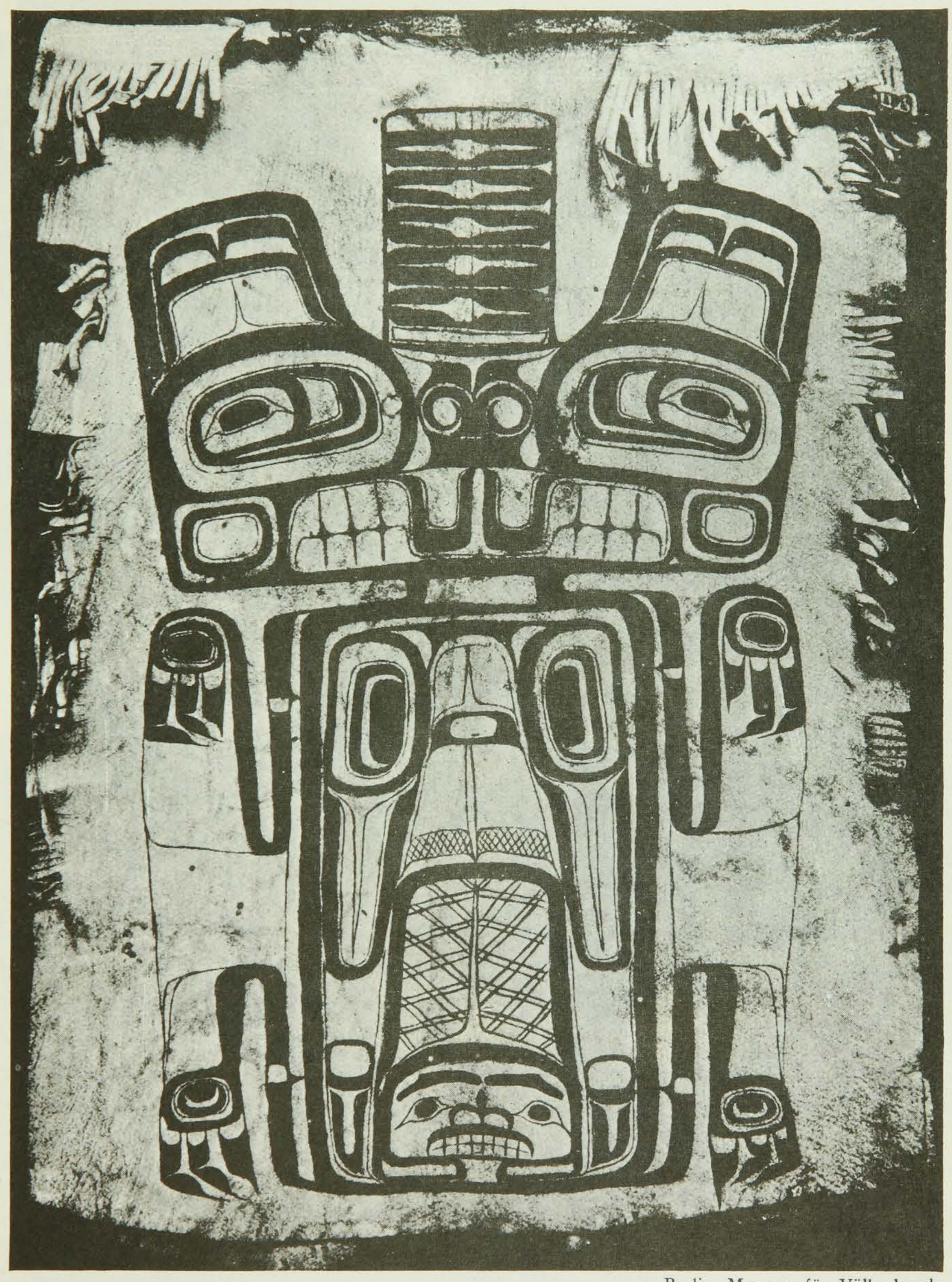
aus der Nachbarin, drei Cousinen und seiner Mutter —), aus diesen gewichtigen Faktoren, zusammen mit der Hypothese von Robertson Smith über die „Totemmahlzeit", gelang es Freud nach seiner Meinung, die bis dato so tief verschleierten Entstehungsvorgänge des Totemismus endlich zu rekonstruieren wie folgt:

Eine Urhorde wird von einem „gewalttätigen, eifersüchtigen Vater beherrscht, der alle Weibchen für sich behält und die Söhne vertreibt". Was tun die armen, frauenlosen Söhne? Sie erschlagen vereint den Vater und verzehren ihn! Durch den Akt des Verzehrens eignen sie sich jeder ein Stück der Stärke des ehemals beneideten und gefürchteten Urvaters an. Aber nun kam die Reue, der „nach-

trägliche Gehorsam". Plötzlich empfanden die befreiten Söhne ihre vollbrachte Tat als Verbrechen und erklärten die Tötung des Symbols für den Vater, nämlich des Totemtieres, als unerlaubt. Daher die Unverletzlichkeit, das Tabu des Totemwesens. Und dann erklärt uns Freud auch die Einrichtung der Exogamie: die Söhne haben allerdings nach der Ermordung des Vaters die Verfügungsgewalt über die ersehnten Frauen erlangt. Indessen war damit nichts gewonnen, denn nun wollte jeder von ihnen die Frauen für sich allein haben. Das ging natürlich nicht. Aber die jungen Leute wissen einen Ausweg, oder vielmehr Meister Freud weiß ihn: kann nicht jeder der Jünglinge alle Frauen besitzen, so soll keiner eine haben. Und dieselben Söhne, die noch soeben den eigenen Vater töteten und schmatzend verzehrten, haben den Edelmut, jeder auf die streitigen Frauen überhaupt zu verzichten. So schufen sie das Inzestverbot, d. h. die Vorschrift, daß niemand von ihnen eine Frau des eigenen Stammes zur Gattin nehmen durfte. „Sie retteten so die Organisation." Nur zwischen den Zeilen zu lesen ist dann die Schilderung der frauenhungrigen jungen Männer, die jetzt versuchen müssen, irgendwo anders in der Welt, etwa bei benachbarten Stämmen, ihre Hälften zu finden. Die delikate Frage jedoch, wie die Söhne in der Zwischenzeit, während ihres frauenlosen Beieinanderlebens — sagen wir, dem Gotte Amor geopfert haben mögen, beantwortet Freud mit einem zartfühlend knappen Hinweis auf „homosexuelle Gefühle und Betätigungen". Man staunt, wie sich so alles einfach, gleichsam spielend löst, und denkt resigniert an das Ei des Columbus. Gespannt wartet man schließlich auf die Lösung des Problems, wie denn nun die seltsame symmetrische Zweiclanorganisation entstanden sei, wie die Einteilung in eine größere Zahl von Clans. Aber dies überläßt Freud der Phantasie seiner Leser.

VI.

Warum soll ein Drama, wie es Freud ersonnen, sich nicht tatsächlich einmal in Urzeiten abgespielt haben. Allerdings, der Verzicht auf die Frauen —, ich weiß nicht recht — Im Ernst gesprochen: Denen, die sich über das Problem des Totemismus näher zu informieren wünschen, wird empfohlen, statt der Phantasie Freuds doch lieber die ethnologische Literatur, das Werk Frazers, die Aufsätze im „Anthropos" usw. zur Hand zu nehmen. Aber ich lege Wert darauf, nicht mißverstanden zu werden. Ich habe alle Hochachtung vor der Genialität des Gründers der psychoanalytischen Forschung und vor deren praktischen Ergebnissen in der Individualpsychologie. Im Gegensatz zu anderen Ethnologen bin ich ferner der Ansicht, daß auch ethnologischen Problemen gegenüber sehr wohl die psychoanalytische Methode eingeschlagen werden kann, wobei zu bemerken ist, daß die vergleichende Völkerkunde, insbesondere die Mythenforschung, selbst seit langem schon eine ähnliche Methode mit Erfolg anwendet. Dazu führt die Erkenntnis des Symbolismus bei den Naturvölkern von selbst. Wollen aber die Psychoanalytiker von Fach ernsthaft ethnologische Fragen zu lösen versuchen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich mit den bisherigen Ergebnissen der Ethnologie und mit dem ungeheuren Stoff kritisch auseinanderzusetzen und ihren Theorien auch eigene Materialstudien zugrunde zu legen. Es gibt wahrhaftig genug Tatsachen, die geradezu nach psychoanalytischer Erfassung



Berlin, Museum für Völkerkunde

Bibertotem der Haida. Stilisierte Zeichnung auf einem Lederpanzer

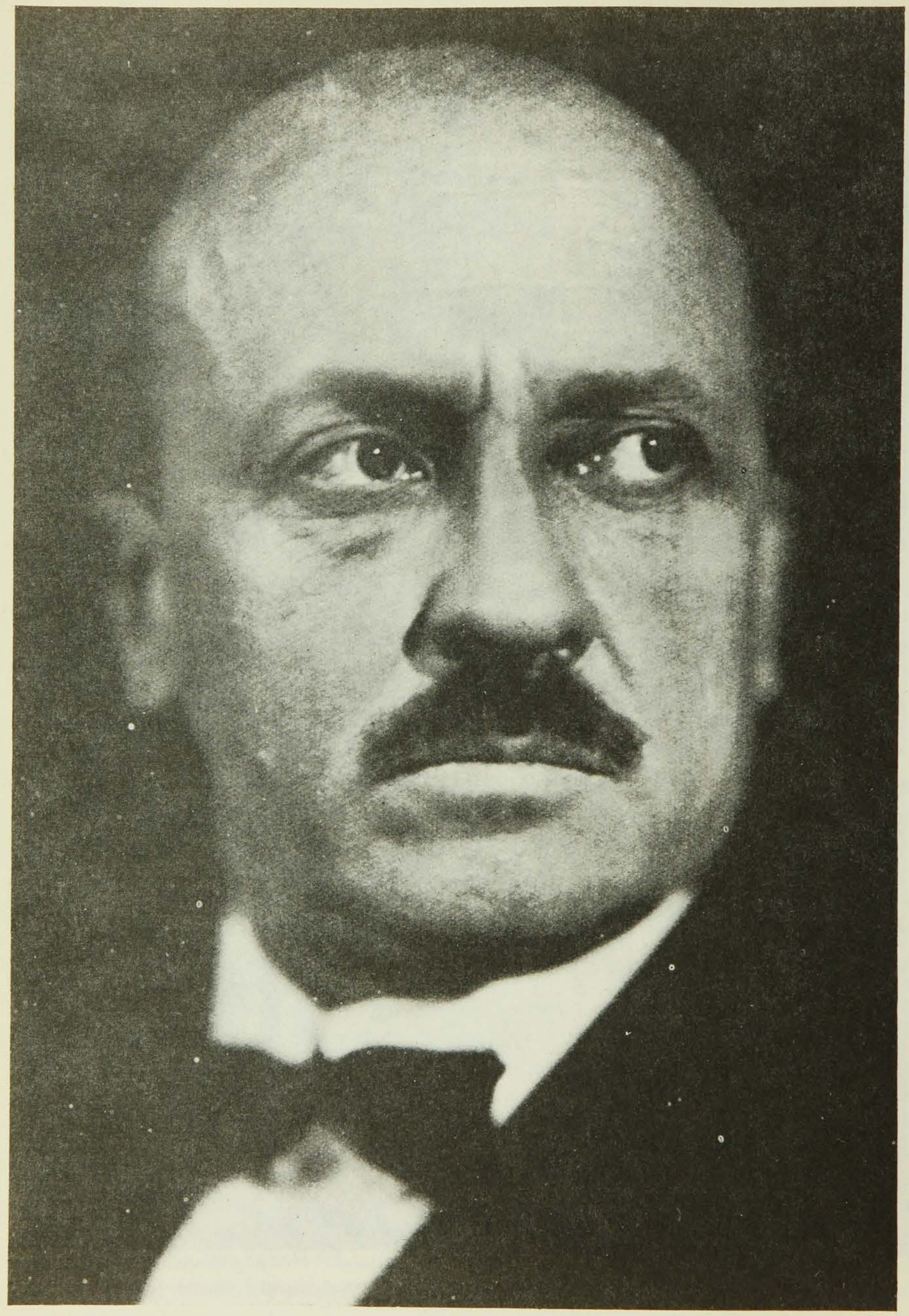


Photo Bragaglia, Rom

F. T. Marinetti

Italienische Dramatiker



Gabriele d'Annunzio

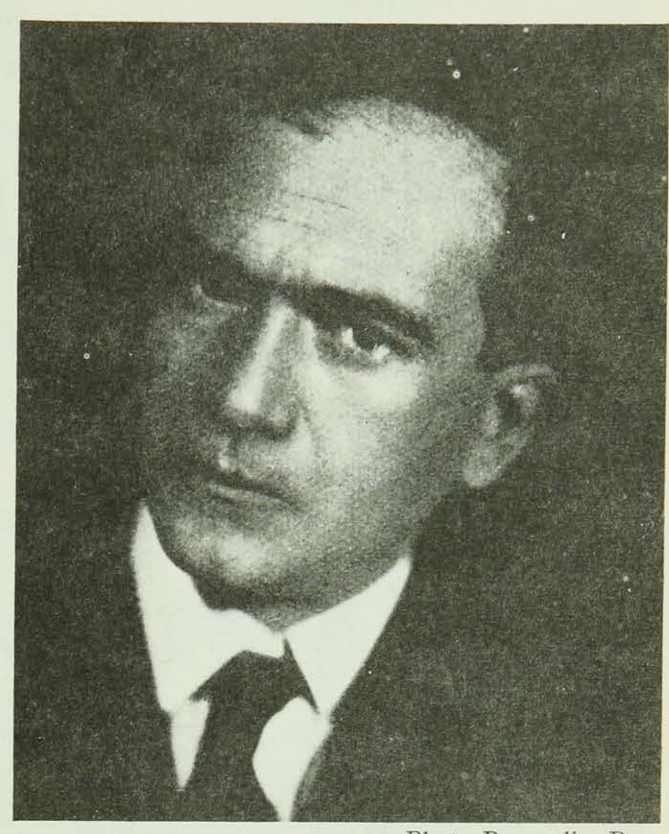


Photo Bragaglia, Rom

Rosso di San Secondo



Photo Bragaglia, Rom

Ruggero Vasari



Photo Bragaglia, Rom

A. G. Bragaglia

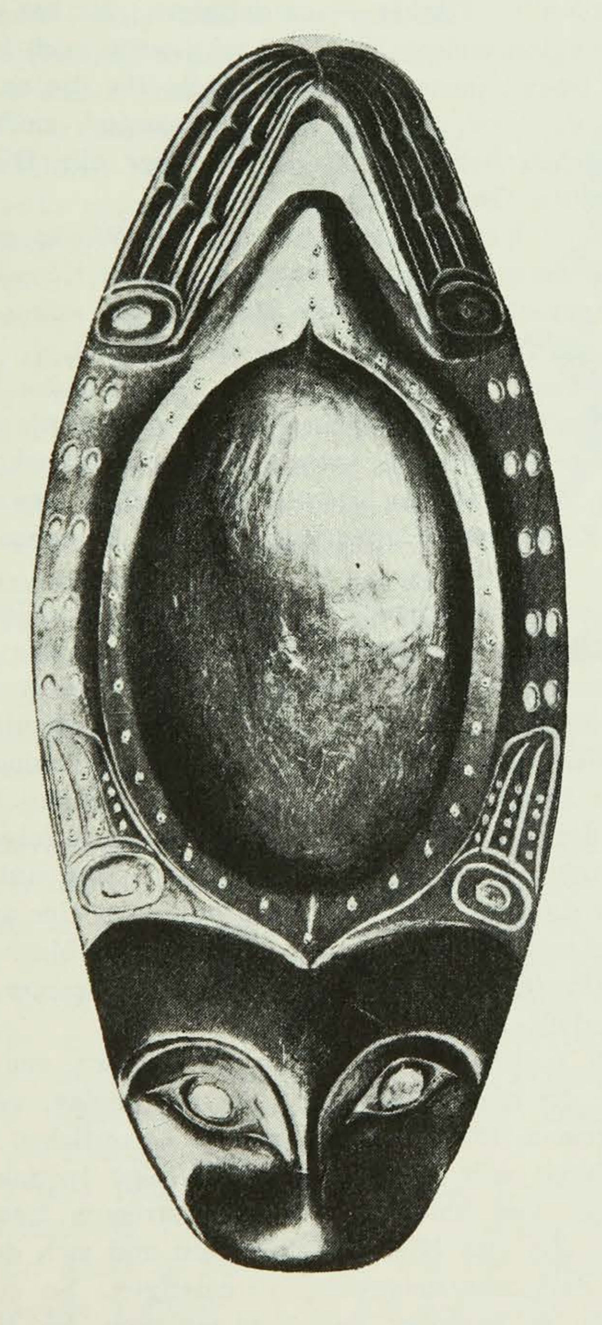
Photo Topical

Der preisgekrönte Angorakater Florizel von Frampton

Photo Topical

Zwei Bulldoggen, Ashford Minerva und Hefty Citizen

schreien. Aber sie sind wohl zu tief in der Fachliteratur vergraben, um mühelos erreichbar zu sein. Und noch ein Punkt muß hier gestreift werden. Man ist heute leicht geneigt, überall Totemismus zu wittern, wo in Zeremonien, in Mythos und Dichtung oder in der bildenden Kunst, Tiere wie Menschen redend und handelnd auftreten oder umgekehrt Menschen als Tiere erscheinen. Es gibt allerdings Kulturen, die durchweg oder größtenteils totemistisch sind, wie z. B. die der Indianer Nordwestamerikas, deren künstlerischen, auch für europäisches Empfinden im ganzen erfreulichen Niederschlag ich in meinem Buche „Nordwestamerikanische Indianerkunst" (Orbis Pictus Bd. 17) gezeigt habe. Neuerdings hat es die sogenannte Kulturkreislehre unternommen, nachzuweisen, daß sich bei totemistisch organisierten Völkern gewisse übereinstimmende Kulturgüter finden, an denen sich totemistische Kulturkreise über weite Gebiete hin unterscheiden lassen. Zur Einführung verweise ich auf das soeben erschienene neue Werk von Fritz Graebner „Das Weltbild der Primitiven" (München, Ernst Reinhardt, 1924). Grundsätzlich heißt es vorsichtig sein, wenn nur äußere Anklänge gegeben sind, die inneren Wesensmerkmale indessen fehlen. Der Wolf im Märchen vom Rotkäppchen ist ebensowenig ein Totemtier wie ähnliche Gestalten, auch die tierköpfigen ägyptischen Götter sind keine Totems, und hinsichtlich der europäischen Wappentiere ist es wenigstens sehr unwahrscheinlich, daß sie auf alten Totemismus zurückgehen. Auch Christian Morgensterns Palmström-Gedicht „Im Tierkostüm" ist vielleicht zwar mehr als nur „köstlich blühender Blödsinn", wie Johannes Schlaf urteilte, vielleicht werden hier wirklich, wie Karl Christian Bry, der einzige tiefer schürfende Kritiker des „Palmström", schrieb, „kleine, lächerliche, verrückte Dinge zum Ausdruck des großen und tiefen Weltgefühls gemacht". Aber man würde doch fehlgreifen, wollte man hier Anklänge an totemistisches Denken suchen, wenn Palmström Tiere nachahmt, bald als Rabe auf einer Eiche sitzt, bald als Karpfen sich von den Kindern füttern oder als Storch sich von einem Luftschiff nach Ägypten tragen läßt.



Schüssel aus Zedernholz in Robbengestalt
Sammlung Leonh. Adam

ITALIENISCHES THEATER

Von

VITTORIO ORAZI

Der erste in Italien, der in seinen Bühnenwerken die tiefste Seele der modernen Zivilisation wiedergab, sie fühlte und sich an ihr versuchte, diese Seele, die Tat ist, Tat als berauschender Schwung des Lebens, als das sich selbst Übersteigern, Tat als heroischer und kraftvoller Auftrieb, der, des Todes nicht achtend, allumfassend ist — der erste, der das gefräßige Leben und den grauenvollen Ruhm der modernen Stadt feierte und den Willen zur Macht pries, der erste, der für die Literatur und das Theater Italiens neue Seelenschwingungen schuf und der unser Theater Wirksamkeit und die herrschende Dynamik des westlichen Europas lehrte: dieser erste war Gabriele d'Annunzio.

Das Theater d'Annunzios preist die „weltliche Religion der Tat", wie einer unserer größten Kritiker — Tilgher — es definiert. Er hat sich zum Propagandisten der wahren Religion unserer Zeit gemacht, wenn auch in einer individuellen und aristokratischen Form: jener modernen Ethik, für die es Tugend und Glück bedeutet, das Leben zu leben, die das Leben dynamisch auffaßt, als den ewigen Auftrieb einer heroischen Selbstübersteigerung, über alle Hindernisse, über alle moralischen und sozialen Grenzen hinweg.

Die außerordentliche historische Bedeutung des Werks unseres Dichters beruht zweifellos hierin, denn er war der erste italienische Künstler, eine europäische Sprache in Europa sprechend, der über die Grenzen seines Landes hinaus ein umfassendes und tiefes Echo zu wecken verstanden hat.

Die Tragödie d'Annunzios ist die heroische Tragödie des Willens zum Leben. Die Leidenschaft, die seine Gestalten beseelt, ist eine elementare und überquellende geistige Kraft, die ihre Haltung in den verschiedenen Epochen des chimärischen Lebens der Dichtung bestimmt; sie treibt in Unzucht, in Gewalttätigkeit, in Rachsucht, verwickelt in Kampf und Eroberung, hetzt in Abenteuer und in unerreichbare Fernen.

Seine Helden treten uns entgegen, wenn die tragischen Gewalten, die in ihnen wirken, den Höhepunkt ihrer Spannung erreicht haben. Die Katastrophe ist daher schon klar vorgezeichnet, und es gibt keine Möglichkeit mehr, durch äußere Ereignisse den Lauf der Entwicklung zu ändern oder ihn aufzuhalten. Die Tragödie d'Annunzios kennt weder den Fortschritt noch die psychologische Entwicklung, und es ist nicht eine Spur der Verkettung von Ursache und Wirkung zu finden.

Das Hauptmotiv des Werkes d'Annunzios ist demnach folgendes: es ist weder der Kampf des Instinkts gegen die höheren Mächte des sittlichen Lebens, noch ein dynamisches oder dionysisches Gesetz, sondern es ist eine apollinische, statische Anschauung, der wehmütige Charme der zerstörenden Macht des Instinkts, die berauschende Lebenskraft, die über alle Bande und Gesetze hinweg sich ihrem fessellosen Spiel überläßt.

Von *„La figlia di Jorio"* bis *„Francesca da Rimini"*, von *„Più che l'amore"* bis *„La nave"*, von *„La città morta"* bis *„La Gioconda"*, von *„Ferro"* bis *„La Pisanella"*, in allen seinen Bühnenwerken sind die eigentlichen Helden, die treibenden Kräfte: Sinnlichkeit und Naturzustand, mächtige Instinkte, die sich, mitten durch Zerstörung und Tod hindurch, völlig verströmen lassen, und die immer wieder neu erstarken, die ihre Niedrigkeit läutern und sich durch den heroischen Aufstieg, durch die Selbstübersteigerung, vergeistigen. So verwandelt sich Sinnlichkeit in Idealismus, so entkeimt der Notwendigkeit des Helden, den Tod zu überwinden, das Drama d'Annunzios.

Autoren von Grotesken sind unter anderen: Antonelli mit *„L'uomo che incontrò se stesso"* und *„L'isola delle scimmie"*, Cavacchioli mit *„L'uccello del paradiso"*, *„Danza del ventre"*, *„Quella che t'assomiglia"*, dessen Art die Zerteilung des Seelenlebens in verschiedene Ebenen bemerkenswert ist, Fausto Maria Martini mit *„Fiore sotto gli occhi"*, Massimo Bontempelli mit *„Siepe a nord-ovest"*.

Das verneinende und zerstörende Werk Chiarellis und der anderen Autoren der Groteske begegnet dem ersten Widerspruch in den Bühnenwerken des jungen sizilianischen Schriftstellers Rosso di San Secondo.

Rosso ist ein Erneuerer von wildem und unberührtem Instinkt, der den Mut hat, die Welt mit eignen Augen und von neuen Gesichtspunkten aus zu sehen. Er erhebt uns über „die Ebene und das System der praktischen und sentimentalen Beziehungen, auf welche sich die bürgerlichen Anschauungen vom Leben stützen" (Tilgher), denen er Wahrheit und innere Wirklichkeit abspricht.

Seine Gestalten sind niemals Charaktere, sondern lyrisch-symbolische Projektionen seiner eigenen Seelenzustände. Er gestaltet weder Schicksale noch Situationen, sondern er stellt Beziehungen zu einer lyrischen und abstrakten Unendlichkeit her.



E. Prampolini Gino Gori

Rosso di San Secondo empfindet als platonischer und romantischer Dichter der lebendigen Wirklichkeit gegenüber nichts anderes als Langeweile. Er kann nur Erscheinungen eines tragischen Humors, mit leichtem Spott begabt, zitieren, weil der Dichter selbst spottet, und zwar erregt, sehnsüchtig und bebend, weil der Traum nicht das Leben ist. In *„Amara"* und *„Per fare l'alba"* schafft Rosso eine dionysche Atmosphäre, in der, unter der unsichtbaren Allmacht der natürlichen Kräfte, zwei Kräfte des Instinkts vibrieren, die in den beiden Hauptfiguren verkörpert werden. Aber der junge dramatische Autor beweist sich am stärksten in den *„Marionette, che passione!"*. In diesem Drama verfährt er mit äußerster Abstraktion unter dem Anschein äußerster Realistik. Er vereint genial die unvereinbarsten Gegensätze. In *„La bella addormentata"* sehen wir ein buntes und lebendiges Spiel von Farben, eine Plauderei voll bitterer Vernunft und Raffinement, berauschend und sehnsüchtig, in der die Gestalten nur durch farbige und lyrische Wirkungen Leben bekommen.

Wir erinnern sodann an das „Theater der Farben", dessen Erfinder und Verteidiger Ricciardi war, und an dem auch der Schreiber dieses Artikels mitarbeitete. Es ist ein Theater der Lyrik und der Phantasie, wo das Drama in eine Atmosphäre von „wechselndem Licht" gebannt wird, wo die Farbe vorherrscht, da sie in enger Beziehung mit dem psychischen Zustand der tragischen Persönlichkeit und deren Umgebung steht. Die Bühnengestaltung gewinnt hier unendliche Bedeutung („Leuchtende Szene" von Prampolini).

Schließlich ist es unsere Pflicht, den bedeutenden Einfluß festzustellen, den die Werke des „Futuristischen Theaters" auf das „Theater der Groteske", auf Pirandello und selbst auf Rosso di San Secondo ausgeübt haben.

Das futuristische Theater schließt sich an die literarische und ästhetische Bewegung des Futurismus an, dessen Schöpfer und Verteidiger F. T. Marinetti ist, eine Bewegung von tiefgreifender Erneuerung auf dem Gebiete der Künste

(Dichtung, Theater, Malerei, Skulptur, Architektur und Musik) und mit der extremen Richtung des Vorkämpferischen.

Die Schöpfer des futuristischen Theaters waren Marinetti, Vasari und Settimelli. Die Charaktermerkmale dieses Theaters sind: Lyrismus, Synthetismus, Logik, Simultanität, Abstraktion, Schilderung der Seelenzustände, Dramatisierung der Dinge, Verschiebung der Wirklichkeit und Unwirklichkeit, Anti-Romantik und Anti-Bürgerlichkeit.

Das futuristische Theater verwirklicht die dynamisch-geistige Bewegung des Theaters. Indem die futuristischen Dramatiker die Schönheit des kosmischen Schwunges preisen, zersplittern sie die geistige Erstarrung und binden die Weitschweifigkeit der Analyse in eine knappe Form.

Wir erinnern hier an den *„Re Baldoria“* (1905) von Marinetti, die erste allegorische Groteske, eine grausame Satire auf die bürgerliche Lebensauffassung und die erste Verkündung künftiger neuer ästhetischer und ethischer Werte; sodann an *„Elettricita sessuale“*, *„I Prigionieri“* und *„Il Tamburo di fuoco“* desselben Autors; in letzterem zeichnet er mit kräftigen Strichen und starker Farbigkeit das heroische Leben eines Menschen, der eine neue afrikanische Zivilisation aufbauen will, die die Welt von der Trägheit der Sentimentalität und des Humanitarismus befreien soll.

Folgore ist unter anderem der Autor von *„La macchina del sonno“*, *„Rose di Carta“* und *„Quadrante d'Amore“*, worin Humor und Ironie mit den verschiedenen Problemen des realen Lebens ihr Spiel treiben und eine paradoxe Welt erschaffen, in der das Komische und das Tragische sich berühren, sich abwechseln und sich vermischen.

Buzzi, Settimelli und Corra sind Autoren wahrhaft genialer theatralischer Synthesen.

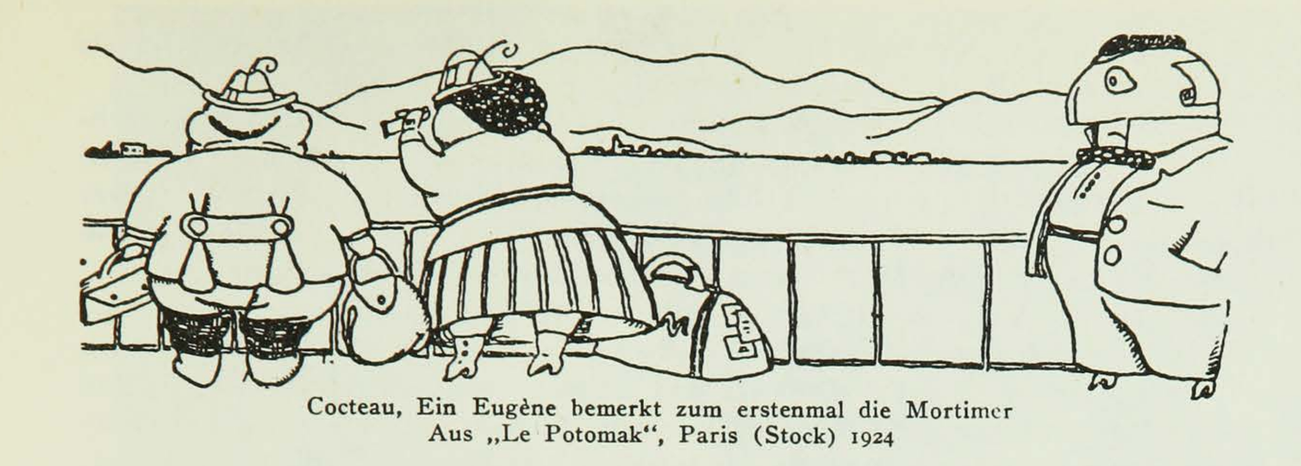
Ohne Zweifel aber hat der Dichter Ruggero Vasari dem futuristischen Theater die bemerkenswertesten Werke geschenkt. Er befreite dieses Theater von aller Polemik und hat es zum Theater im wahrsten Sinne des Wortes umgeschaffen.

In ungefähr 40 theatralischen Synthesen, von denen die wichtigsten in den Werken *„Tre razzi rossi“* und *„La Mascherata degli Impotenti“* veröffentlicht sind, beweist sich Vasari als Dramatiker ersten Ranges.

Worin sich aber Vasari völlig bestätigt, das ist die tragische Dichtung *„L'Angoscia delle Macchine“* („Maschinenangst“), eine originelle Auffassung des Dramas zwischen Materie und Menschlichkeit. Unserm größten Kunstkritiker Gino Gori zufolge bedeutet „L'Angoscia delle Macchine“ in Italien einen bemerkenswerten Versuch, sich vom Romantizismus zu befreien.



Kristian Tonny



Cocteau, Ein Eugène bemerkt zum erstenmal die Mortimer
Aus „Le Potomak", Paris (Stock) 1924

KURT PINTHUS

Von

CARL STERNHEIM

Nach der Konstatierung des Typs „Maske" und der Gesellschaftsschicht des „Juste Milieu" im Zeitalter Wilhelms II., welche Schlagworte sich in den deutschen Sprachschatz eingebürgert haben, erfand jetzt mein geschätzter confrère Jean Cocteau in Paris die eminent zeitgenössischen Begriffe der „Mortimer" und der „Eugènes".

Im Zeitalter der völlig Anspruchlosen, wo jedes Lebewesen nur soviel gilt, wie weit es prompt unpersönlich unverantwortlich ohne eigene Seinsweise Mimikry macht, müssen notwendig an Stelle der Eigen- und Personennamen Sammelnamen treten, mit denen man die gleichförmige Mannigfaltigkeit begrifflich erledigt; und so sind Cocteaus Erfindungen als erster Beitrag zur Neuorientierung in einer wieder ganz geänderten Welt nicht begeistert genug zu preisen.

Cocteau bezeichnet jene seit der Nachkriegszeit üppig wuchernde species des feisten Genießers mit Spitzbauch und O-Beinen in Lackschuhen, der unkundig im Verbrauch gestohlener Reichtümer sich schüchtern an die feilgebotenen Genüsse pürscht, als „Mortimer"; der auf Sportplätzen, in fashionablen Badeorten, komisch überangezogen beiwohnt, bei künstlerischen und politischen Anlässen banausisch dilettiert, Reize unersättlich ohne Aufwand eigener Kräfte gegen lange Bezahlung schlingt, bis der durch den Stamm „Mort" „Tod" in Mortimer schon Gezeichnete vor Übersättigung verreckt. Im Gegensatz zu den sehr selbständigen „Maskes" ist er oft Israelit und das Zeitalter sitzt ihm angegossen.

Ganz anders die „Eugènes". Das sind die ursprünglich Wohlgeborenen, durch den Umsturz der Verhältnisse aus allem geldlichen und Machtbesitz unversehens Geschleuderten. Die mit einem gigantischen Verzicht im Herzen, wollen sie in dieser Welt noch gelten, auf die gutgepanzerten Geldschränke der Mortimer angewiesen, diese Besitzenden mit den Sauerstoffgebläsen ihrer Temperamente allenthalben anzubohren, lüstern bereit sind. Die sie so in ihre Netze ziehen, daß sie den Ungebildeten, allem Nonsens Offenstehenden, Zahlungswilligen Bedürfnisse aus der höheren Welt der Bildung Geistes und der Seele einblasen, die die sich ohne den Beistand ihrer Eugènes nicht leisten könnten. Alle Mortimer umsteht ein Schwarm kesser Eugènes, von denen jeder, seinen gierigen Saugrüssel an das schlachtreife feiste Opfer anzuschlauchen, vor Bereitschaft strotzt.

Mortimers und Eugènes kommen selbstverständlich sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts vor.

So ist man durch Cocteaus Scharfblick in der heutigen Gesellschaft hochkapitalistischer Länder, Amerika, England, Frankreich neu orientiert. Dort ist einer eine gespickte Börse oder die sie auszusaugen bereitete Pumpe. Der Rest vorläufig noch Schweigen, höchstens von fernher drohendes Gewitter; in jedem Fall noch nicht präzis genug, um endgültig fixiert zu sein.

In dem durch die unverfrorene Findigkeit seiner Nachkriegsregierungen und Generalversammlungen der Aktiengesellschaften bis aufs Hemd geplünderten Deutschland aber, wo die Mortimer und Eugènes aus Mangel an Bargeld und realer Substanz, um die sie raufen könnten, noch nicht die allein repräsentierende Oberhand gewannen, habe ich kürzlich einen dritten Typ gesichtet, der, weniger kapitalistisch belastet, sich täglich munterer tummelt, und den ich hier erstmals deutlich in das neudeutsche Bewußtsein aufreiße: den „Pinthus" (Plural: „die Pinthusse").

Der „Pinthus" ist die nach Darwins und Haeckels Vorschriften endlich restlos gelungene Gattung der größten überhaupt denkbaren menschlichen Anpassung. Synthese des reibungslos unermüdlich unverwüstlichen, schnittigen Assimilationsmotors, der durch den nicht zu brennenden Drang ausschweifend geflügelter Phantasie überallhin billig und glückhaft angeschlossen ist. Nicht, daß er bürgerlich Pinthus heißen müßte, er darf sich neckend auch Bab, Heilborn, Meyerfeld, Jacobsohn, Diebold, Pferrdeappel oder ähnlich nennen, darf Jude und Christ sein. Sein Kardinalmerkmal bleibt, daß er „Pinthus" *ist*, d. h. daß man ihn trotz drolliger Vermummung aus abertausend anderen Angelegenheiten durch die nur ihm eignende tollkühn zügellose Phantasie überall und augenblicklich erkennen kann.

Über alles bisher erfahrene irdische Maß ist „Pinthus" das Nonplusultra zielstrebig sich einzubilden imstand. Ihn hemmt keine Bildung, Erfahrung, besseres Wissen, mangelnde Wahrscheinlichkeit, Wahrheit, Wahrhaftigkeit in der Frenesie und Schizofrenie seiner Behauptungen.

Er übergipfelt die Gegenteile vernünftiger Erwartung, und es soll hier, damit ihr ihn für alle Zukunft aus einem packenden Vergleich stellen und dingfest machen könnt, das Paradebeispiel seiner unvergleichlichen Art zu schäkern und mit seinen Landsleuten geistig umzugehen, stehen: „Pinthus" wohnt als Berichterstatter einer Premiere, sagen wir der Erstaufführung eines Dramas „Oscar Wilde" bei und berichtet am anderen Tag:

„Als sich der laute Beifall gestillt hatte, ich in das Auto stieg, bemerkte ich, daß im Dämmer des Wagens bereits ein Herr saß."

Der Leser spitzt die Ohren. „Teufel — wer?" fragt er harmlos atemlos.

„— Oscar Wilde!" druckt „Pinthus".

Nicht für möglich hält es der Leser: Wilde in Pinthus' Auto?! Das wäre eigentlich das Letzte, das er trotz dessen tollen Extravaganzen dem toten Dichter zugetraut hätte.

Aber „Pinthus", der so etwas einzubilden wagt, ist eben darum das dritte Phänomen des Zeitalters

„das es sich einbilden kann".

Wilde spricht (in der Berichterstattung) weiter fleißig und gütig Pinthus im Auto zu. Vertraut ihm als Auserwähltem seines wirklichen Dramas Inhalte an. Hat keine Scheu vor ihm. „Wem vertraut Wilde an —?" tobt es durch des Lesers Hirn. „Pinthus!" 8-Uhr-Abendblatt vom 1. April 1925.



Dresden, Privatbesitz

Terrakotta aus Birma. 15. Jahrhundert

Slg. Marie Laurencin, Paris

Helmut v. Huegel, Der Esser



Wide World Photo

Schwimmklub der Studentinnen von Rollins College in Orange, Florida

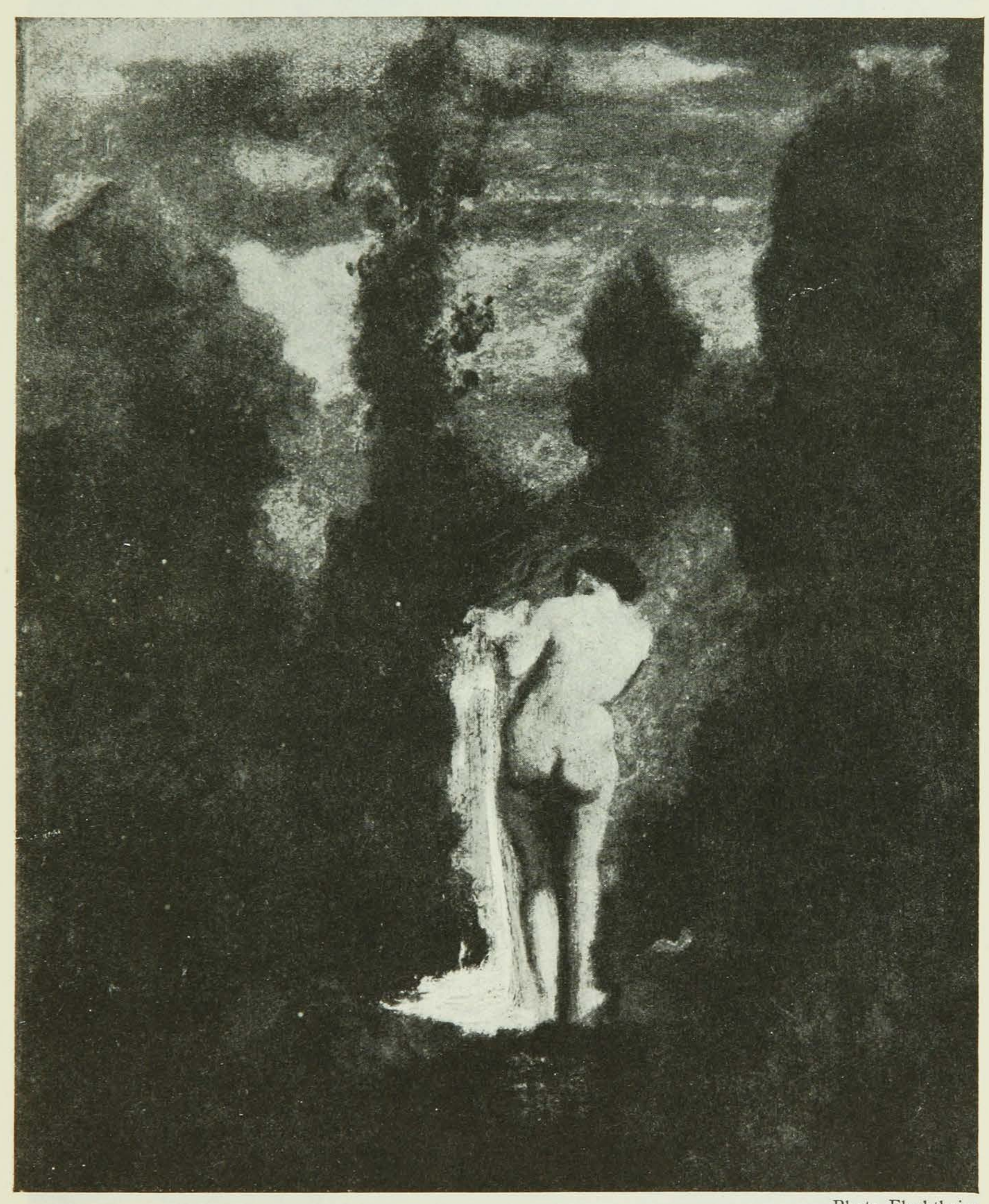


Photo Flechtheim

Fantin-Latour, Badende

Mit Gen. von Paul Cassirer, Berlin

Oskar Kokoschka

Mit Gen. der Galerie Choiseul, Paris

Lucien Adrian

„Das Auto hält. Gerade wollte ich Herrn Wilde bitten, an meinem einsamen Abendessen teilzunehmen —"

(Bismarckhering, Patzenhofer)

„als **ich sah,** daß ich allein war!"

Also Freunde, Gönner, Deutsche, ihr wißt es jetzt: Zu „Mortimer" und „Eugène" in Zukunft allemal schlicht und ohne Umschweif:

„Pinthus!"



Carl Sternheim mit Kurt Pinthus

CARL STERNHEIM

Von

KURT PINTHUS

Gemeinsame Freunde erzählen, daß Sie, verehrter Carl Sternheim, tiefbewegt von der schonungsvollen Sachlichkeit und liebevollen Richtigkeit meiner Kritik an Ihrem Drama „Oscar Wilde" (deren Sachlichkeit und Richtigkeit um so schlagender wirkt, als die tatsächliche Kritik dem Mund Oscar Wildes selbst entströmt), . . . daß Sie sich eigentlich nur in einer Hinsicht erbosten: weil Wilde mich in einem Mietsauto begleitet und ich ihm, Gott behüte, ein proletarisches Abendessen anzubieten beabsichtigt habe.

Da man mir weiterhin erzählt, daß Sie — nicht nur geistig — leidend seien, so liegt mir viel daran, Sie zu beruhigen. Also, es war kein Mietsauto, sondern

das auch von Ihnen bewunderte herrliche marineblaue 26/100 P. S. Hispano-Suiza-Kabriolet unseres Freundes, des Fürsten Charles Louis Philippe Cointreau de Beychevelle-Pommard ... und das Essen, das mich zu Hause erwartete, war das kleine, delikate Menu, dressé par M. Brebant, das in seinem „Grand dictionnaire de Cuisine" (Paris 1873) auf Seite 1150 Ihr Kollege Alexandre Dumas fils überliefert, welcher nicht nur ein guter Komödienschreiber seiner Zeit, sondern der witzigste Kochbuchverfasser aller Zeiten war, wie Sie zweifellos wissen angesichts Ihrer wunderhübschen Kochkünstlernovelle „Napoleon" und der von dem vorzüglichsten Kenner Ihres Lebens und Werks, Franz Blei, Ihnen attestierten profunden Belesenheit, — zubereitet von meiner Wirtschafterin, Frau Schnabel, einer der anerkanntesten Köchinnen jenes „Juste Milieu", das Sie ebenso leidenschaftlich zu bekämpfen sich bemühen, wie Sie, mit fanatischem Ehrgeiz um seinen Beifall ringend, durch Daseinsführung und Umgang unausrottbar in ihm verwurzelt sind.

Nebenhin bemerkt, was den Mietswagen betrifft, — so hat Oscar Wilde zeitlebens immer Mietsdroschken benutzt, wie Sie bei näherem Studium der biographischen Dokumente über Ihren Helden leicht feststellen können. (Aber man darf natürlich ein solches Studium ihrerseits keineswegs voraussetzen, da Sie ja nicht einmal die paar Titel seiner Stücke, geschweige denn sein Leben und Werk kennen. Sie lassen ihn selbst von seinem Stück „Bunburry" sprechen, welchen Titel er niemals über ein Stück setzte.)

Sie vermögen sich eben Oscar Wilde nur in der anekdotenhaften großen Geste des renommistischen Schöngeistes vorzustellen, umkleidet mit dem Kitschpanzer traditioneller Romantik, aus der Sie die wunderbare dostojewskihafte Schwäche Wildes vor seiner Verhaftung in pathetische Stärke verwandeln, aus der Sie die noch wunderbarere bekennende Erschütterung Wildes im Zuchthaus gänzlich verschweigen, und aus der Sie ihn an der kleinen sentimentalen Liebe zu einem Pariser Soldaten zugrunde gehen lassen, während er an seiner großen Leidenschaft zu Lord Douglas, den er durchaus nicht, wie Sie dichten, „ausgespuckt" hatte, erstickte.

Sie möchten „Sein Drama" schreiben und errichten für das „Juste Milieu" ein Monument, nicht aere perennius, sondern aus Marzipan mit Schokoladenüberguß. Sie wurden ganz zum Sklaven der Metapher, der bürgerlichen Phrase und Heroisierungssucht, die Sie in Ihren früheren scharfgriffigen Meisterkomödien so radikal zu vernichten unternahmen.

Aber es kommt hier nicht darauf an, Ihr — erledigtes — Stück nochmals zu kritisieren, denn in der dauernden Beschäftigung mit den Minderwertigkeitserzeugnissen zeitgenössischer Dramatik seine Existenz zu rechtfertigen, hieße eine Bescheidenheit zeigen, die an Perversität grenzt. Sondern es kommt darauf an, aus Bewunderung für Ihre früheren Komödien, immer wieder unbarmherzig und heiter Ihren jetzigen geistigen Zustand aufzudecken, wie Sie in diesen Komödien, einst, unbarmherzig und heiter, als erster den geistigen Zustand des deutschen Bürgers um 1900 enthüllten.

Überblicken Sie das Register Ihrer Stücke der letzten Jahre: abschwächende Bearbeitungen älterer Stoffe, die teils einst von andren, teils einst von Ihnen selbst gedichtet wurden.

Die ihnen sonst eigene witzige Schlagkraft ersetzen Sie durch größenwahnwitzige Schlagworte, mit denen Sie mich ebenso in enttäuschte Verblüffung versetzen, wie damals, als ich, literarischer Berater des K. W.-Verlags, dem ich Ihre Komödien aufs leidenschaftlichste empfahl (sie sind auch dort erschienen),

aus dem Korrekturbogen eines Ihrer Prosawerke ersehen mußte, daß Ihre berühmten Sprachballungen, die ich, wie viele Ihrer Freunde, als organisch erwachsen glaubte, durch mechanische Umstellungen vermittels Korrekturzeichen erst in den fertigen Druckbogen künstlich erzeugt waren.

Anekdoten über große Männer pflegen um so charakterisierender zu sein, je unwahrer sie sind. Wiewohl sie erfunden ist, könnte man die Geschichte für wahr halten, die besagt, daß ein Psychoanalytiker, den Sie konsultierten, nach vorbereitender Untersuchung Ihre Behandlung ablehnte, weil, so erklärte



Willy Geißler, Der Schulmeister — Holzschnitt

er, nach Beseitigung Ihrer Komplexe von Größenwahn, Vernichtungswahn, Verfolgungswahn usw., nichts übrigbleiben würde als ein Vakuum, das lebensgefährlich sei.

Aber umgekehrt ist wahr, was jeder für erfunden halten würde: Sie selbst ließen drucken, daß man Leipzig zur Hauptstadt der Deutschen Republik machen müsse, weil Sie dort während der Aufführung eines Ihrer Stücke zwei sächsische Kaffeetanten Liebenswürdiges über ihre Produktion äußern hörten, womit diese Stadt endgültig ihre Superiorität über Berlin erwiesen habe. Sie verstehen ebensowenig das Gelächter Deutschlands über Ihre Donquichotterien, wie Sie jüngst das Gelächter von Paris bei Ihrem dortigen Besuch vernahmen,

mit dem Sie nicht nur sich selbst blamierten, sondern auch die Nation, in deren Sprache Sie zu schreiben vorgeben.

Wer Ihre Erklärungen und Polemiken liest, muß erkennen, daß Sie nunmehr auf geistigem Gebiet selber jenem kraftmeierischen, dünkelhaft-dröhnenden, verächtlich-verderblichen Bochismus verfallen sind, den Sie, auf sozialem und politischem Gebiet, in Ihren Meisterkomödien einst so sehr der Lächerlichkeit preisgaben, wie jetzt sich selbst.

Sie, einst von begeisterter Jugend als erster Komödiendichter der Deutschen gepriesen, stehen jetzt einsam, ungelesen, unaufgeführt. Ich möchte, zu den Frühesten Ihrer Verehrer gehörend, als Ihr Sekundant Ihnen zur Seite springen und diesen Vorschlag machen: Wie der dem Dramatiker, infolge der Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage, so nahestehende Beruf des Kaufmanns die gesetzliche Einrichtung des Bankrotts kennt, so müßte auch für den geistigen Arbeiter bei Feststellung seiner geistigen Insolvenz eine Bankrotterklärung, zumindest Geschäftsaufsicht eintreten können, die einen Ausnahmezustand zwecks Außerbetrachtsetzung durch Publikum und Kritik, eine Art Schonzeit zwecks geistiger Sanierung bewirkt.

...Damit nicht einst gesagt wird: Dem ersten Komödienschreiber der Deutschen gelang es nach seinem vierzigsten Lebensjahr nur noch eine einzige komische Figur zu schaffen: Das war Er selbst.

DER SYMBOLISMUS DES TRAUMES UND DIE PSYCHOANALYSE

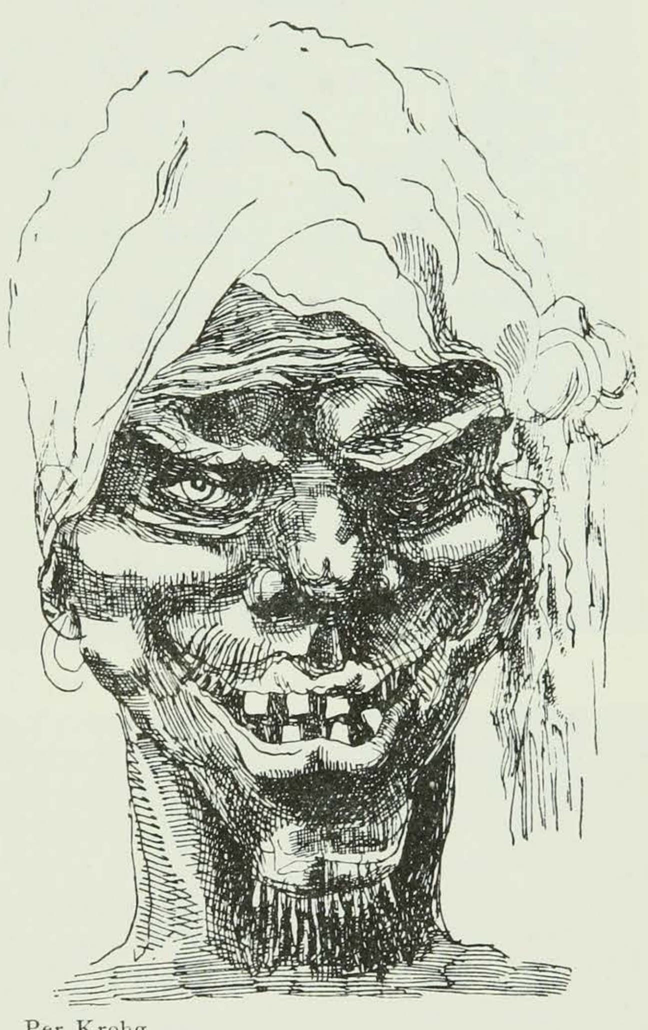
Von

DR. R. ALLENDY

Eine ganze Reihe von Autoren einer gewissen Epoche haben den Traum als ein chaotisches, ungeordnetes Erzeugnis, ohne irgendwelchen Sinn, hinstellen wollen. Die psychoanalytischen Forschungen jedoch haben erwiesen, daß der Traum eine rudimentäre Form des Denkens darstellt, die zwar dem ihr eigentümlichen Mechanismus gemäß vorgeht, die aber, in ihrer Bedeutung durchaus determiniert, vermittelst Interpretation in allgemeinverständliche Sprache übertragen werden kann. Der Traumgedanke unterscheidet sich von dem gewöhnlichen bewußten Gedanken durch die wesentliche Tatsache, daß er, anstatt die geistigen Bilder auf dem Wege vernunftgemäßer Schlußfolgerung in den Rahmen logischer Vorstellungen einzuordnen, seine Bilder einzig und allein dem daran geknüpften Gefühl entsprechend assoziiert, ohne sich um die Begriffe des Ich und Nicht-Ich, der Wahrscheinlichkeit, der Aufeinanderfolge, der Kausalität zu kümmern. Im übrigen macht sich der Traumgedanke nicht von den konkreten Bildern frei, von den unmittelbar durch die Sinne gegebenen und durch das Gedächtnis fast ohne Ausarbeitung festgehaltenen Vorstellungen. Der Traum erhebt sich nicht bis zu abstrakten Ideen: er ist nichts als ein Bild oder eine Reihe von Bildern rein visueller Natur. Insofern ist er also eine untergeordnete geistige Funktion. Jedoch wird dieser primitive Ausdruck inspiriert von Vorgängen abstrakter Natur, die den Geist des Träumenden im wachen Zustande passiert und dort ihren Eindruck zurückgelassen haben. Und in Hinsicht auf diese Abstraktionen bekommt der Traum symbolischen Wert. Die Antike hatte diese

insofern im Traum in Aktion, als sie gesellschaftsfeindlichen Wünschen eine nur ganz entfernte, symbolische Realisation gestattet, die auf den ersten Blick unverständlich erscheint. Dies ist häufig der Fall bei allem, was mit der Sexualität zusammenhängt.

Diese zunächst anscheinend unverständlichen Träume kommen besonders gerade beim erwachsenen Menschen vor, und eben deshalb ist behauptet worden, der Traum habe keinen Sinn. In Wahrheit stellen sie eine symbolische Ausdrucksform dar, die interpretiert werden muß, und die Elemente, aus denen sie bestehen, haben mit den Dingen, die sie bedeuten, einen nur affektiven Zusammenhang, der häufig dem Träumenden selbst eigentümlich ist. Im Altertum riet Artemidoros, man solle, um den Sinn eines Traumdetails zu finden, sich an die Stelle des Träumenden versetzen und zu erkennen versuchen, auf welche Ideen dieses Detail Bezug haben könne. Ein Mann träumt z. B., er sei mit einer weißen Tunika bekleidet. Hat der Betreffende die sonstige Eignung dafür, so kann die weiße Tunika den Beruf des Rechtsgelehrten bedeuten; ist er krank, so kann sie das Leichentuch darstellen usw.



Per Krohg

Freud hat diese Methode wieder aufgenommen, allerdings unter Einfügung einer sehr wesentlichen Modifikation, welche ihre Anwendbarkeit bedeutend erleichtert und erweitert. Und zwar wird der Träumende gefragt, woran jedes Element seines Traumes ihn in unmittelbarer Ideenverbindung denken läßt. Auf diese Weise trennt man den affektiven Sinn dieses Elementes ab, und man muß, um den Sinn des Traumes zu deuten, die auf diese Weise gefundenen Gefühlswerte so einander gleichsetzen, daß sie die Realisation eines Wunsches bedeuten — eines bewußten oder unbewußten, aktuellen oder alten Wunsches.

Ein Mann z. B. träumt folgendes: ich sehe auf der Place de l'Alma verschiedene Personen meiner Familie, darunter meine Nichte und einen befreundeten Offizier. Man arrangiert ein Spiel. Meine Nichte läuft, verfolgt von dem Offizier. Ich möchte an dem Spiel teilnehmen, wage es aber nicht: ich sehe, daß meine Nichte, der Offizier und ich das gleiche Abzeichen auf der linken Brustseite tragen. Meine Nichte und der Offizier verschwinden im Eingang zur Untergrundbahn. Bald darauf kommt meine Nichte allein und laufend wieder heraus: ich verstehe, daß sie der Verfolgung des Offiziers entwischt ist. Ich nehme sie bei der Hand und ziehe sie mit mir fort. Wir kommen zu einem seltsamen Gebäude, das nicht in unserer Richtung liegt. Wir steigen eilig eine Treppe hinauf. Ganz oben angekommen stürzen wir an ein Fenster, um zu sehen, was aus dem Offizier geworden ist. In diesem Augenblick bemerke ich hinter mir einen bärtigen Mann, dessen Gegenwart mir unangenehm ist.

Ohne näheren Kommentar ist dieser Traum nur schwer verständlich. Man sieht wohl den Wunsch, die Nichte von dem Offizier zu trennen, doch fehlt jeder bestimmte Anhaltspunkt. Das beste ist, nach den Ideenassoziationen zu fragen.

Was die Place de l'Alma anbetrifft, so denkt der Träumende daran, daß dieser Platz durch Straßenarbeiten um und um gekehrt, daß alles dort in Unodnung ist und drunter und drüber geht. (Idee der Regelwidrigkeit.) In bezug auf seine Nichte erzählt er, daß diese ein sehr sympathisches junges Mädchen ist und gewisse hausfrauliche Eigenschaften besitzt, wie er sie an seiner zukünftigen Frau, falls er sich verheiraten sollte, gern sehen würde. (Idee der Anziehung und sexuellen Annäherung.) — Von dem Offizier sagt er, er habe gegen ihn eine unerklärliche und ungerechtfertigte Abneigung; er fügt hinzu, daß dieser Offizier sich für seine Nichte zu interessieren scheine und daß er nicht erstaunt sein würde, wenn der Offizier um die Hand der Nichte anhalten würde. (Feindseligkeit, Rivalität.)

Man sieht ohne weiteres, welcher Natur diese Abneigung ist: es ist latente Eifersucht.

In bezug auf das Abzeichen sagt der Patient nur, daß es auf der linken Brustseite getragen wird, ungefähr in Höhe des Herzens: es handelt sich also um eine Herzensangelegenheit zwischen seiner Nichte, deren eventuellem Verlobten und ihm selbst. Es ist sicher, daß eine derartige Situation etwas Irreguläres, Ungeordnetes hat, wie die Arbeiten auf der Place de l'Alma. Ein gewisses Schamgefühl hindert ihn, von vornherein an dem Spiel teilzunehmen. Die Untergrundbahn ruft ihm das Durcheinander der Menge ins Gedächtnis, die Unmoralität gewisser Paare: es ist ein dunkles, unterirdisches Loch (grob sexuelle Assoziationen). Sicherlich stellt das Hinabsteigen des jungen Mädchens mit dem Offizier die symbolische Realisation einer Angst dar, aber die Wunscherfüllung erscheint im Verfolg des Traumes: der Offizier ist entfernt, und er selbst geht mit seiner Nichte fort. Anstatt ins Dunkel hinabzusteigen, erheben sie sich ins Helle: das Keuchen beim schnellen Ersteigen der Treppe, das stoßweise Schüttern der Stufen haben augenscheinlich eine sexuelle Bedeutung, die übrigens durch die Ideenassoziationen bestätigt wird.

Wir fragen: „Woran denken Sie bei dem bärtigen Mann?" Der Patient antwortet: „An einen Unteroffizier, den ich während des Krieges hatte, und der unerträglich war, weil er alles wissen wollte und sich in lauter Dinge einmischte, die ihn nichts angingen." (Idee des zu gestehenden oder zu verbergenden Geheimnisses und Abwehr dieser Eventualität.) — Auf die Frage endlich: „Und die Tatsache, daß der bärtige Mann hinter Ihnen stand?" — antwortet der Patient: „Bei den psychoanalytischen Sitzungen stehen Sie hinter mir, und Sie tragen ebenfalls einen Bart."

Der Traum war also Ausdruck des Verdrusses darüber, dem analysierenden Arzt die schuldhafte Liebe zu der Nichte eingestehen zu müssen.

*

Der Symbolismus des Traumes ist oft ein ganz besonderer und schwer, selbst aus den Ideenassoziationen, herauszulösen. So träumt ein junger Mann, daß er zum d'Orsay-Bahnhof geht und dort auf einmal feststellt, daß der Bahnhof sich verwandelt hat: er ähnelt einem venetianischen Palast. Man muß nun dahin kommen, herauszufinden, daß ein junges Mädchen, mit dem der junge Mann sich verloben wollte, in der Nähe dieses Bahnhofs wohnte, und daß der venetianische Palast ihn an gewisse galante Erzählungen erinnert, um zu verstehen, daß

Jubiläumsausstellung Düsseldorf

Simon Meister (Coblenz, 1803—44)

Max Unold 1924



Photo Bonney

Miß Carolyn Putnam, Enkelin des Generals Israel Putnam



Wide World Photo

Der finnische Läufer Nurmi, das achte Weltwunder

Photo Galerie Flechtheim

Vlaminck, Scheune am Weiher. Dortmund, Museum



Lovis Corinth, Walchensee. Ausstellung Wiltschek, Berlin

er sich das junge Mädchen von sexuell angeregterem Temperament wünscht, als sie ihm zu sein scheint. — Da im übrigen der Traumgedanke sich an die Gesetze der Wahrscheinlichkeit absolut nicht hält, so entstehen oft mehr oder weniger vollständige Umkehrungen von Situationen: ein Mann kann eine Frau vorstellen, ein Greis ein Kind usw. Manchmal ist die Umkehrung absolut: der Arme träumt, daß er dem Reichen ein Almosen gibt. In dieser Richtung geht der Traum eines unserer Kranken:

„Ein Mann gibt mir einen Anhänger und sagt: ‚Er ist 240 Franken wert, aber mit dem Wechsel werden Sie 250 dafür bekommen können'."

Die Assoziationen sind die folgenden:

Der Mann: Es ist ein Mann aus meiner Bekanntschaft: als ich ihn das letztemal sah, bin ich ihm ausgewichen. Ich denke jetzt an das Buch von Rainhorn über die Psychoanalyse. Freud bedeutet „Ami" (Verwechslung mit Freund). Ich lernte im Ausland einen Deutschen kennen, der Männer ohne Schnurrbart nicht leiden mochte — er fand sie weibisch. Der Mann des Traumes hatte einen starken Schnurrbart.

Anhänger. Wie ein hockender Buddha. Antiquitäten. — Raymond Duncan. — Freies Leben ohne materielle Sorgen. Ich denke an einen Anhänger in Form eines Napoleon-Kopfes, ein Geschenk zur ersten Kommunion. Ein Onkel von mir hatte einen aus Gold. Schmuckstück. Leihhaus.

240. Ich denke an 24, das Doppelte von 12, dann an die Zahl 6, Symbol der Prüfung. Der heilige Franz von Assisi und die Armut. Die Asketen. Die tibetanischen Lamas.

250 Franken. Ich denke an das spanische Äquivalent: 50 Douros, dann an eine Prostituierte, der ein Ausländer diese Summe schuldete. Sie war sehr erotisch veranlagt. Ich hätte sie gern kennengelernt. Sie ähnelte der Infantin N . . .

Diese Assoziationen gestatten eine Interpretation. Es ist klar, daß es sich um Geld handelt (materielle Sorgen, Schmuckstück, Leihhaus, Armut, Douros, Wechsel). Nun sollte am Tage dieses Traumes der Patient dem analysierenden Arzt genau 250 Franken Honorar bezahlen. Im Traum kehrt er die Situation um, so daß e r die fragliche Summe erhält. Tatsächlich läßt der Geber des Traumes ihn an den Psychoanalytiker denken, an seinen Schnurrbart (während er selbst glatt rasiert ist). Er möchte, daß der Arzt ihn als Freund behandelt, daher der Irrtum über die Bedeutung des Namens Freud. Darüber hinaus erwartet er von der Analyse die Erlangung der Mannbarkeit und Potenz, die ihm mangelt (Anhänger, Schnurrbart, Napoleon, Gold, Askese und Prostitution, erste Kommunion usw.). Er hofft, daß er durch die Askese (Nr. 6, 240) zum Sexualempfinden kommen wird (250); vielleicht hofft er auch, nicht die ganze Summe, die er schuldig ist, bezahlen zu müssen. Deshalb möchte er dem Arzt ausweichen, wie er auf der Straße dem Mann, der ihm das Geschenk gegeben hat, ausgewichen ist. Das Endziel ist, das Sexualempfinden kennenzulernen; und zwar mit der Frau, die der Infantin, der Königin, d. h. einem in der Psychoanalyse gebräuchlichen Symbolismus entsprechend, der Mutter ähnlich sieht; es handelt sich hier um einen sogenannten Ödipus-Komplex.

Eine wichtige Besonderheit dieser symbolistischen Ausdrucksform, auf die man gar nicht genügend Gewicht legen kann, ist die Überdetermination. Wir können hier nicht mehr detaillierte Beispiele geben, wollen aber den folgenden Traum eines 35jährigen Mannes in gedrängter Kürze anführen:

Ich befinde mich auf der Terrasse eines Hauses, das über hohe Bäume emporragt; die Terrasse hat keine Brüstung, und ich ängstige mich. Mein Vater kommt,

tritt an den Rand und stürzt ins Leere. Ich empfinde nicht einmal Trauer, aber da der Fußboden auseinanderbirst, rufe ich meine Mutter, und wir fliehen, wobei wir einige kostbare Stücke, besonders Tafelgeschirr, mitnehmen.

Die Ideenassoziationen zeigten, daß dieser Traum zwei parallele Deutungen zuließ. Einerseits handelt es sich um die Reminiszenz eines weit zurückliegenden kindlichen Gefühles: Eifersucht des Kindes gegenüber dem Vater, um die mütterliche Liebe allein für sich zu besitzen, mit dem unterbewußten Wunsch, den Rivalen auszuschalten; Potenzwunsch (die Bäume überragen) mit Erkenntnis der Schwierigkeit des Sieges (Angstgefühl). Das Kind will allein mit der Mutter-Amme (Geschirr) fliehen.

Andererseits symbolisiert der Vater den Psychoanalytiker. Der Patient, der wegen neurotischer Störungen analysiert wird, möchte seine Potenz wiedergewinnen (auf der hohen Terrasse sein) und seinen Arzt nicht mehr nötig haben (ihn fallen lassen.) Was die Mutter anbetrifft, so stellt sie in dieser Version die Frau des Patienten dar, denn der Patient denkt daran, daß die Behandlung eine Ausgabe bedeutet, und daß es angenehmer wäre, das Geld zu sparen, um es mit seiner Frau zusammen zu verwenden.

Man trifft im Verlaufe einer Analyse in den Träumen sehr häufig diese Gefühle der Rivalität einem stärkeren Widersacher gegenüber, dessen Prototyp in der Kindheit der Vater ist. Adler sieht alle diese Träume als Manifestationen des Macht-Instinkts an. Es ist nicht schwer, mit Freud ihre Beziehung zur Sexualität zu erkennen. Es mögen hier ein paar derartige Träume von Männern folgen:

I. Ich gehe auf einer breiten Straße. Ich komme an Herriot, der in der gleichen Richtung geht, vorüber und drücke meinen Hut tief in die Stirn, um ihn nicht grüßen zu müssen.

II. Ein Vater, eine Mutter und ihr Kind baden in einem Bassin: das Kind läßt ein Schiffchen schwimmen, dessen Segel sich taktmäßig blähen, was dem Vater sehr imponiert.

III. Ich bin im Hafen von X. auf einem kleinen Schiff. Ich beschließe, mich auf einem großen Schiff, dem stärksten, dem schnellsten, für eine Seereise einzuschiffen.

IV. Ich war ein berühmter Violinspieler und sollte ein Konzert geben; meine Mutter brachte mir eine Geige.

V. Ich las in einer Zeitung die Nachricht vom Tode des Marschall F. . .

VI. Ich träume von einem König, dem Helden eines Dramas, das ich am Abend zuvor gesehen hatte. Der König wird von seinem Bruder durch drei Pistolenschüsse getötet und fällt lachend: ich träume, daß ich der Sohn des Königs bin, daß ich den Thron besteigen werde und daß ich reiten lernen muß, wovor ich Angst habe. Dann tritt die Königin (die inzwischen die Königin von England geworden ist) dazwischen und hindert mich, aufzusteigen.

VII. Man enthauptet Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Ich wohne der Exekution bei. Ich habe das vage Gefühl, zu träumen, und daß Ludwig XVI. mein Vater ist.

VIII. Ein sehr hübsches Zimmermädchen nähert sich mir. Ich möchte aus ihrer Liebenswürdigkeit Vorteil ziehen, habe aber Angst, den Hotelbesitzer zu beleidigen. Dann gehe ich ans Fenster und sehe einige Zeppeline sich in die Luft erheben. Einer von ihnen stürzt ab, und ein kahlköpfiger alter Herr stürzt, den Kopf voran, auf den Erdboden nieder . . .

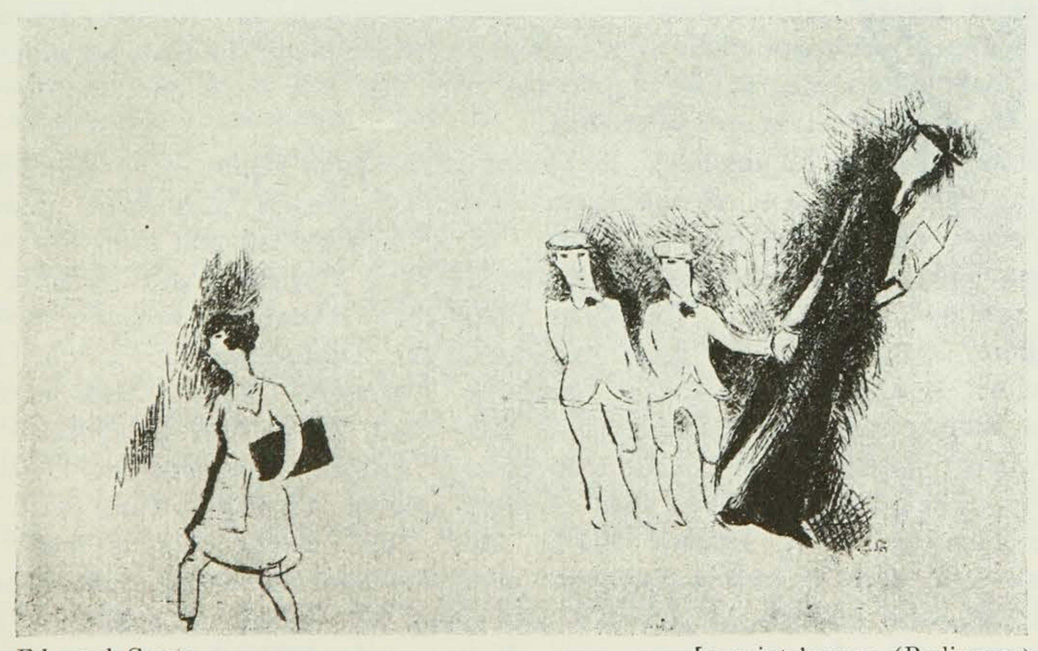
*

Der Traum kann also zur Erklärung der tiefsten und oftmals unbewußten psychischen Vorgänge im Menschen dienen. Man kommt durch dieses Mittel dahin, die latenten Verdrängungen aufzudecken, die meistens mit einem schmerzlichen Erlebnis der Kindheit zusammenhängen. So viel ist sicher, daß die aktuellen Geschehnisse uns in dem Maße berühren, wie sie die ersten Wunden, die das Leben uns schlug, wieder aufbrechen lassen. Zweifellos ist der Traum bei allen Menschen interessant zu studieren, aber beim Neurotiker liefert er, und nur er allein, den Schlüssel zu dem inneren Konflikt und die Handhabe zu dessen Lösung. Die Traumdeutung ist das wichtigste Verfahren der Psychoanalyse.

Die Elemente des Traumes können durch bewußte Verdrängungen, die dem Schlaf vorangegangen sind, hervorgerufen werden, durch innere, manchmal äußere subtile Sensationen, und man könnte vieles sagen über den semiotischen Wert des Traumes in der Medizin — aber die Art, in der das Szenarium sich aufbaut und abrollt, enthüllt stets unsere psychologischen Tropismen.

Allgemein gesprochen ist der Traum ein Prozeß, durch den das Unterbewußtsein bestrebt ist, mit dem Bewußtsein sich auf die gleiche Ebene zu stellen und es zu durchdringen. Meistens enthüllt er uns die instinktive und primitive Seite dieses Unterbewußtseins, in anderen Fällen aber zeigt er uns dessen erhabenere Seite: die schöpferische Intuition in Kunst und Wissenschaft kann durch einen Traum erregt werden, und dann nimmt dieser Traum einen wundervollen Charakter an, so wie die Alten ein Geschenk der Götter in ihm sahen.

Endlich scheint es, als hätte das Unterbewußtsein gewisse Fähigkeiten der Ankündigung von Ereignissen und Menschen, wie sie der Vernunft abgehen: manchmal bringt ein Traum blitzartig eine Art überraschender prophetischer Vision. — Die Alten suchten in der Deutung der Träume hauptsächlich diese Gaben der reinen Intuition wiederzufinden; die Psychoanalyse von heute sucht darin einzig die verdrängten psychischen Elemente, welche die Neurosen und Psychosen hervorrufen, und die von eher untergeordneter Art sind; aber die Erkenntnis des Symbolismus der Träume und die Entdeckung einer allgemein gültigen Methode der Interpretation werden sicherlich unsere Kenntnis der menschlichen Seele bis zu Grenzen erweitern, die wir heute noch kaum zu erkennen vermögen.



Edouard Goerg — Le saint homme (Radierung)

RHEINISCHE MALEREI AUSSERHALB DÜSSELDORFS

(Zur Düsseldorfer Jubiläumsausstellung.)

Von

WALTER COHEN

Auch seitdem die „Düsseldorfer Schule" nicht mehr so berühmt ist wie in Großvaters Tagen, seitdem sie vielmehr so oft „gerettet" werden muß, wie der japanische Farbenholzschnitt oder irgendeine Dichterschule der Barockzeit, hat sie doch mit ihrer geradezu ungeheuerlichen Produktion alles unter sich begraben, was sonstwo in den Rheinlanden an gesunder Kunstübung emporblühte. „Rheinland" und „Düsseldorf" gleichzusetzen, war noch bis vor kurzem eine Selbstverständlichkeit. Es gibt ja auch dicke Bücher über die Malerei in Düsseldorf, die mit keinem Wörtlein erwähnen, was es in Köln, Aachen und anderswo in den „gesegneten Gebreiten" des Rheinstroms an malerischer Produktion gegeben hat. Die bewährte Marke „Düsseldorf" hat eben alle anderen Sorten ausgestochen, auch solche, die nicht weniger süffig waren. Die Leichtbekömmlichkeit gab den Ausschlag.

Zugegeben: ein Lessing, ein Schirmer, ein Oswald Achenbach (der wieder zeitgemäß zu werden beginnt, natürlich nicht der O. A. der Museumsstücke) lebte keineswegs im sonstigen Gebiete der Rheinprovinz. Aber es gibt zu denken, daß es jetzt glückte, eine so stattliche Reihe meist qualitätvoller Gemälde von nahezu unbekannten oder erst ungenügend bekannten Künstlern der Rheinlande im Kunstpalaste Düsseldorfs zu versammeln, die mit der Kunsthauptstadt weder äußerliche Beziehungen noch innerliche Zusammengehörigkeit verbinden. Düsseldorf war ja im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz junge Gründung. Wie einst in des Kurfürsten Johann Wilhelm Zeiten mußten Künstler mehr von fern als von nah zusammengerufen werden, um der 1819 neugegründeten alten Kunstakademie das nötige Gewicht zu geben. Wenn Wilhelm von Schadow, der Berliner Kolonisator der niederrheinischen Kunstwüste — sie war es damals in der Tat — Berliner Kollegen bevorzugte, so war das durchaus sein Recht, sogar seine Pflicht. Aber es scheint, daß gerade der ungewohnt unrheinische Charakter seiner Gefolgsmannen, von denen eigentlich nur Adolph Schroedter (aus Schwedt!) sich gründlich verrheinländerte, viele junge Talente, besonders am Mittel- und Oberrhein, davon abgehalten hat, sich den so schnell berühmt gewordenen Düsseldorfern anzuschließen.

Diesem „jungen Rheinlande" der Jahre 1820—1830 winkte noch eine andere, geographisch nicht gar zu entlegene, kulturell niemals unwirksam gewesene Pflegestätte der schönen Künste: Paris. Es ist festzustellen und muß festgestellt werden, daß in allerschärfstem Gegensatz zu Peter Cornelius und Schadow eine sehr stattliche Anzahl von Künstlern rheinischer Herkunft durchaus „westlich orientiert" war. Selbst im ganz unpariserischen Düsseldorf hat ja der neben Cornelius bedeutendste Könner, *Heinrich Christoph Kolbe,* dessen imposantes Bildnis der Frau Bürgermeister Siebel aus Elberfelder Privatbesitz zum wertvollsten Leihgut unserer „Retrospektiven" gehört, seine Herkunft von der Pariser Schule Vincents und des Barons Gérard niemals verleugnet. Von *Kolbe,* seinem Sohne *Etienne-Maria* über *Fay, Knaus,* den frühen *Emil Hünten* (er war in Paris geboren und Schüler Flandrins), den Ungarn *Munkácsy* und *Dücker* zieht sich bis zu den früh verstorbenen *Ernst Isselmann* und *August Macke* eine Kette niederrheinischer, meist Düssel-

dorfer Künstler, die einem Aufenthalte in der Stadt der David, Géricault, Delacroix und Corot entscheidende Anregungen verdanken. Auch wenn sie, wie Joseph Fay, einen Delaroche einem Delacroix vorgezogen haben.

Von den Kölner Meistern ist *Karl Begas* — man sehe daraufhin seine köstlichen, ganz unbekannt gebliebenen Bildniszeichnungen, beispielsweise die des Pariser Architekten Gau an — Schüler von Baron Gros gewesen. Der treffliche Bildnismaler *Johann Baptist Bastiné* in Aachen, dessen Name unsere Ausstellung gewiß volkstümlich machen wird, verdankt das Fundament seines malerischen Könnens dem bedeutendsten Bildnismaler der Franzosen vor Ingres: Jacques Louis David. Er ist seit 1804 sein Schüler gewesen*). Aus der großen, fast unbekannt gebliebenen Gruppe der Coblenzer Maler des Klassizismus und der Romantik sind die Altersgenossen *Simon Meister* (1803 bis 1844) und *Johann Heinrich Richter* (1803 bis 1845) Schüler von Horace Vernet, dem Baron François Gérard und dem David-Schüler Louis Girodet-Trioson in Paris gewesen. Es wäre Torheit, zu leugnen, daß sie dieser Ausbildung frischere Impulse in bezug auf malerisches Sehen verdankten, als das damalige Düsseldorf des Cornelianischen Kartonstils und des schnell entartenden Genres sie ihnen hätte geben können. Gerade Coblenz hat seit den Tagen des Januarius Zick, seines Sohnes Konrad, von dem ein sehr beachtliches Selbstbildnis gezeigt wird, und des Enkels Gustav Zick, eines vortrefflichen Bildnismalers, ein künstlerisches Eigenleben geführt, von dem noch heute, da Coblenz wiederum eine kleine, unter schwersten Bedingungen tätige Künstlerkolonie beherbergt, viel zu wenig Notiz genommen wird. Coblenzer Herkunft ist auch Philipp Veits Schüler und Schwiegersohn *Josef Settegast,* der wie *Karl Andreae,* der Meister von Helenaberg bei Sinzig, als Nazarener, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Herkömmliches leistet, dagegen als Bildnismaler einen wunderbaren Takt beweist. Wie seine Brustbilder in die umgebende Landschaft hineingezogen sind, diese hinwiederum die Bildnisumrisse zu liebkosen scheint, steht in der Malerei der eigentlichen Rheinprovinz fast vereinzelt da. Verwandte Wirkungen trifft man nur noch in den Frühwerken Degers und der beiden Müller an. Settegasts Bildnis der Kinder, des

Karl Holtz

*) Sein Gemälde der silbernen Hochzeit des Herrn Wilhelm Neuß in Aachen im Kreise seiner vierzehn Kinder ist ein entzückendes Biedermeierkulturbildchen, doch sind Einzelporträts, die vielfach mit seltenem Geschmack in landschaftliche Umgebung gebettet sind, der bessere Teil von Bastinés malerischem Können.

jungen Mädchens vor italienischer Landschaft, schließlich seines Vaters mit der alten Coblenzer Moselbrücke im Hintergrunde, gehören mit den Hauptwerken des Aacheners Bastiné zu den vollkommensten Porträtleistungen rheinischer Malerei der ersten Jahrhunderthälfte.

Stärker mit Düsseldorf verbunden sind die Namen *Wilhelm Trautschold* und *Johannes Deiker.* Vor einigen Jahren hing im Kunstpalast, ganz vereinzelt unter den modernen Gemälden, das schöne Selbstbildnis des Erstgenannten, das der frühverstorbene Düsseldorfer Maler W. Schneider-Didam hergeliehen hatte. Unser Wissen von Trautschold, der aus Berlin stammte und, wie es scheint, in München gestorben ist, wird durch die Jubiläumsausstellung erregend bereichert. Das Frühbild der Familie von Ammon-Delius mit der Klosterkirche von Maria Laach im Hintergrunde, noch von 1838, weist auf einen Aufenthalt in Köln hin; im übrigen ist es so bunt, wie es in rheinischen Biedermeiertagen noch mehr als anderwärts gerne gesehen war. Der Künstler hat jedoch vornehmlich damals in Düsseldorf gelebt und späterhin eine Delikatesse der Farbengebung entwickelt, wie sie bei uns nur vereinzelt vorkam. Ich wüßte mir keinen schöneren Erfolg der Ausstellung, als wenn sie von Meistern wie Trautschold, die der öffentlichen Sammeltätigkeit so ganz entgangen sind, noch mehr Unbekanntes aus den oft so versteckten Reservoirs des Privatbesitzes hervorlockte.

Den Namen *Johannes (Christian) Deiker* aussprechen, heißt ein Problem umschreiben. Wir kannten diesen Künstler nur als Jagdmaler, der hier in Düsseldorf als älterer Bruder des berühmteren Karl Friedrich Deiker vergeblich um die Gunst des Publikums rang. Aber der 1822 Geborene ist ja erst 1868 nach Düsseldorf übergesiedelt! Was er vorher, gänzlich unabhängig von Düsseldorf, als Sohn des hervorragenden Bildnismalers *Friedrich Deiker* (1792 bis 1843) in Wetzlar und später in Braunfels a. d. Lahn geschaffen hat: Landschaften, Bildnisse, Interieurs, zeigt ihn als einen erstaunlich selbständigen, fast schon impressionistisch eingestellten Maler, dem man künftig mit Aufmerksamkeit nachgehen wird. Auch der Vater, der eine männliche Herbheit der Gesinnung und starkes malerisches Können in der obskuren Stellung eines Zeichenlehrers am Gymnasium zu Wetzlar bewährte, wird seit „Düsseldorf 1925" nicht mehr unbeachtet bleiben können. Es ist Praxis gewordene Kunstwissenschaft, gerade den Abseitigen und Eigensinnigen der kleinen Städte nachzugehen, die es soviel schwieriger hatten als die Kollegen in den großen Kunststädten. Der fördernden Kritik waren sie oft genug ganz unerreichbar.

Von dem Trierer *Johann Anton Ramboux* (geboren 1790, gestorben zu Köln 1866) werden Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen vorgewiesen, die in ihrer Vielseitigkeit und — Verschiedenheit geradezu verblüffen. Mit der fast weiblichen Aufnahmefähigkeit, die gerade rheinischen Künstlern seit den Tagen der alten Kölner eigentümlich zu sein scheint, hat Ramboux fast allen Kunstströmungen seit dem erlöschenden Klassizismus über Deutschrömertum und Romantik seinen Tribut gezahlt. Wohlgemerkt: niemals als Imitator! Es ist die Auseinandersetzung eines von Hause aus glänzend Begabten mit künstlerischen Zeitfragen, die niemals Kunstmoden, sondern folgerichtige Ergebnisse, Evolution waren. Man mag Ramboux als Zeichner, als Porträtisten — in Rom scheint Fohr stark auf ihn eingewirkt zu haben —, als Architekturmaler schätzen, nach meinem Empfinden hätte er, o uralte Tragik deutschen Künstlerlebens, als *Freskomaler* sein Höchstes geleistet. Man sehe daraufhin die nie ausgeführten Aquarellentwürfe des Kölner Museums auf der Ausstellung an, deren spielerische

Phantasie in stärkstes Formgefühl gegossen zu sein scheint. Nur ein ausgeführtes Freskowerk ist mir von Ramboux bekannt: „Die Weinlese in Oberemmel", einzigartiger Schmuck eines Trierer Bürgerhauses, in dem der Jüngling eine Wandmalerei schuf, die als einzige unter den langweiligen, nachempfundenen rheinischen Freskomalereien der Nazarener in St. Apollinaris und anderswo eigenes Leben verrät, rheinisches Leben, nicht wegen des rheinischen Stoffes, sondern als Manifestation eines besonderen rheinischen Kunstgefühls.



Kristian Tonny — Saloon (Holzschnitt)

SONG OF A PIPE

by

M. NEVEN DU MONT

(dedicated to Georges Grosz)

I'll sing a song of sixpence and of my bally pipe
which cost me more than sixpence for it's a dunhill pipe —
oysters and winkles and salmon and tripe
the best of the bunch is a dunhill pipe.

you can always trust a man who smokes a pipe
a man who smokes a pipe is of the bulldog type
merry and bright — quite allright
now sit tight
gimme a light —
Here goes:

the white spot the round spot
the merry little white spot
yorkshire pudding hot pot
the black spot the soft spot
rot!

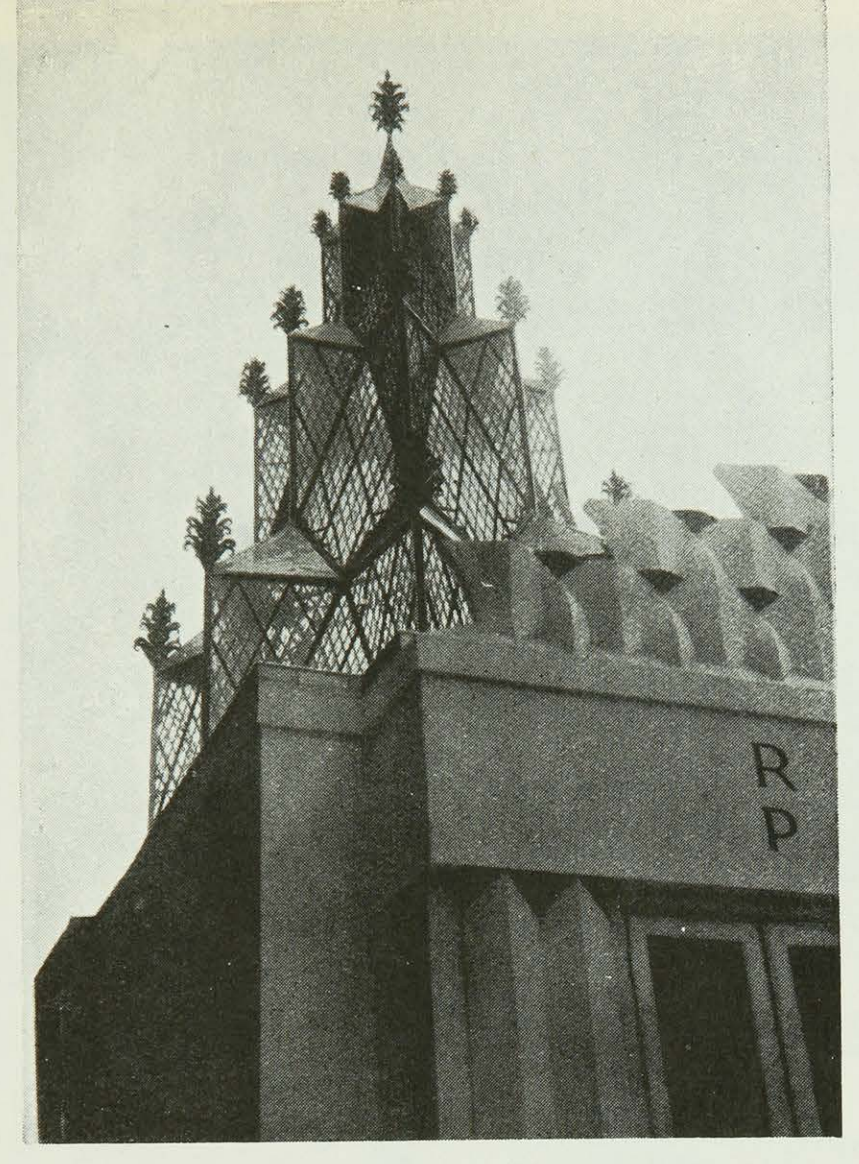
fi stinkers and gaspers and bally cheroots
to hell with all chewers of gum
my grandfather once was sick in his boots
he had lost his pipe in a scrum.

my mixture my mixture your mixture our mixture
my mixture is blended for me
mix mixtures for middies and spinsters and kiddies
we will eat a welsh rabbit for tea.
not me.

ogopogo lucky pete
carbon cutters are a treat
latakia and perique
keep a man well on his feet
so —

three cheers for old dunhill his pouch and his tube
three cheers for his shells and his briars
he'll send a selection for private inspection
from duke street right down to blackfriars.

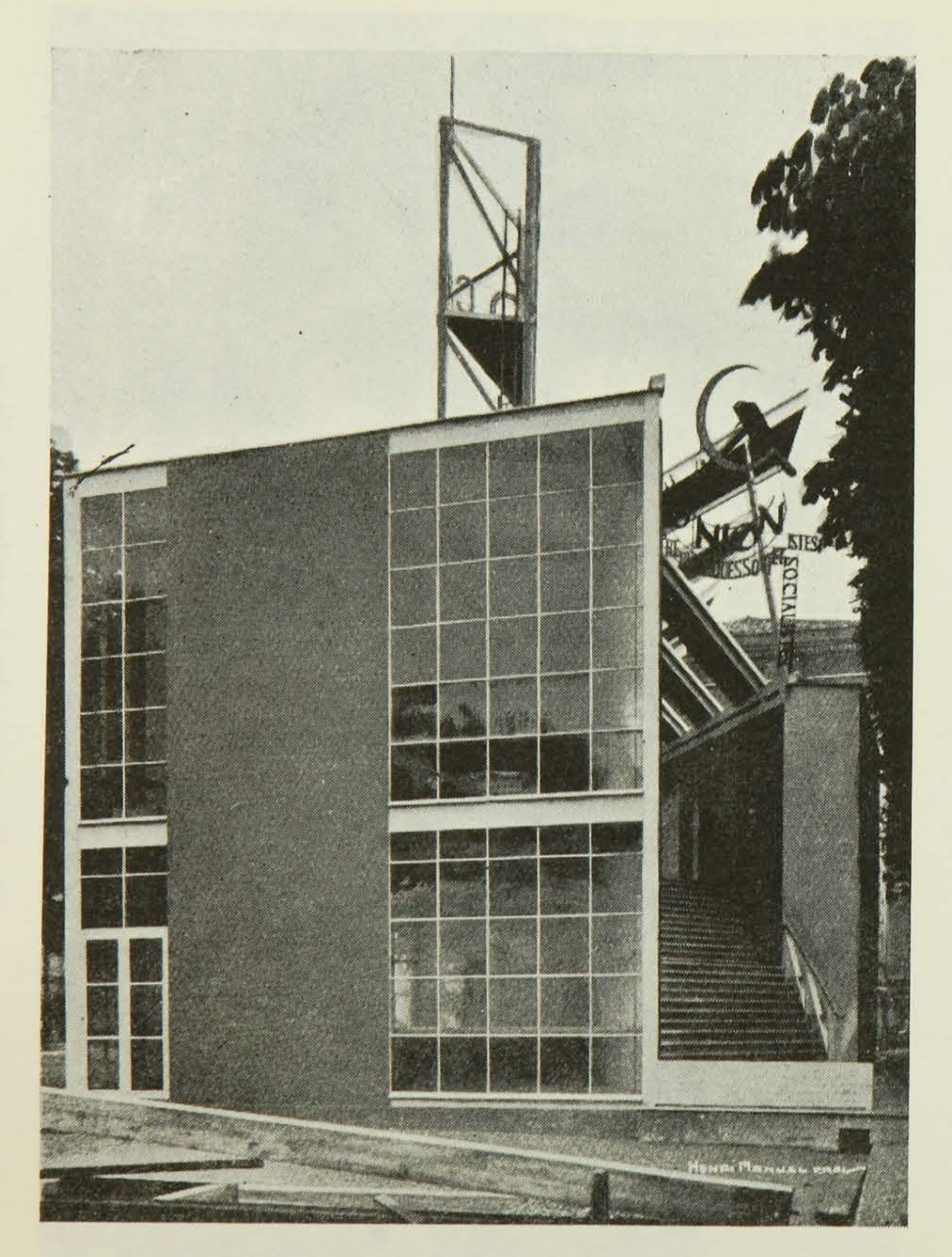
medium full and extra mild
for the dumb the deaf the blind
extra mild and strong and full
now me lads you've got the pull
that's the stuff for old john bull —
full — stop.



Der Turm des polnischen Pavillons auf der Pariser Kunstgewerbe-Ausstellung



Die Kunstgewerbe-Ausstellung in Paris



Der Sowjet-Pavillon, erbaut von Melnikoff

Photos Henri Manuel

Der dänische Pavillon, erbaut von Kay Fisker

Joh. Anton Ramboux (1790—1866), Der Jäger aus Churpfalz

J. B. J. Bastiné (1783—1844), Frau Maria Leydel



Mit Gen. von Carl Nierendorf

Otto Dix, Der Dichter Herbert Eulenberg

Berh. Sopher, Der Oberbürgermeister Adenauer

MÉNAGERIE DES ARTS DÉCORATIFS ET INDUSTRIELS

Modernes Paris 1925

Von

KIESLER

Grandiose Eröffnung ins Leere.

Garde-Regimenter in Doppelreihen aufgezogen; Parade-Adjustierung. Kavallerie dahinter; Parade-Adjustierung. Stechschritt, made in Germany. Arrest für fettfleckiges Nickel, Lackleder schwarz, weiß.

Drittens: Palmen, Lorbeer, Zypressen. Bester Peluchevorhang-Ersatz als Hintergrund im Freien, ja sogar elementare Gestaltung mit diesen Bauformen: fächerartig, Kugel, Kegel.

So dreifach geschichtet sei die Marschroute einer Eröffnungsprozession. Hier: vom Dôme des Invalides eine Lichtung geschlagen in ein Territorium unendlicher Zahl Gerüste der begonnenen Ausstellungsbauten, im aufgeworfenen Erdboden noch schwankend. Mann an Mann. Fürs Vaterland. Über die Brücke Pont d'Alexandre das Spalier fortgesetzt. Pferd an Pferd. Für die Arts décoratifs et industriels modernes. Immer vorwärts Palmen, Lorbeer, Zypressen. Lückenlos durch die Porte d'Honneur zum Grand Palais. Weiter über die Arena der Halle scharf aneinander farbige Soldaten. Hinauf die große Treppe, diese für Eröffnungen neu gespendete schiefe Ebene in drei Stockwerken, zum Präsidentensitz. Unendlich Palmen, Lorbeer, Zypressen. Für Kunst und Künstler.

Das Schauspiel entzückt. Die Prozession der Honoratioren setzt sich in Bewegung. Das Publikum schließt sich den Leidtragenden an.

Die Ausstellung ist eröffnet. Die Ausstellung fehlt.

Doch jedes Ausstellungsobjekt wird überflüssig, jeder Pavillon besessener Ehrgeiz wettrennender Staaten, angesichts solch genialer französischer Eröffnungskunst, die aus dem Nichts durch die Kraft ihrer Magie den Schein einer Wirklichkeit schafft.

Der Arbeiter will bezahlt sein. Und so beginnt er den Bau und führt ihn auch zu Ende.

Das ins Ausland verschickte Programm der Ausstellung, nur fortschrittlichste Baukunst zu fördern, alles andere radikal zu negieren, machte Frankreich alle Ehre. Aber das, was daraufhin verwirklicht wurde, insbesondere von Frankreich, Belgien, Japan, England, China und Italien, ist ein Hohn auf dieses Programm. Deutschland und Amerika haben abgesagt. Rußland, das wider Willen eingeladen wurde, hat guten Erfolg. Man kann sagen: alle Siegerstaaten schneiden schlecht ab; am besten die Besiegten, selbst wenn sie fehlen. Wirtschaftlich hat Frankreich die Ausstellung ausgezeichnet angelegt und die künstlerische Organisation dazu herangezogen. Man hat beide Seineufer vom Place de la Concorde bis zum Place de l'Alma adaptiert. Beide Uferterritorien sind in der Mitte durch den Pont d'Alexandre breitspurig verbunden, in der einen Fortsetzung der Dôme des Invalides, in der anderen das Grand Palais mit den Champs Elysées. Hier mündet der große Fremdenstrom ein. Hier befindet sich auch der Haupteingang der Ausstellung, die Ehrenpforte. Gipspatisserie mit Silbertunke. Sie eröffnet die eigentliche Kunstgewerbeausstellung, die an-

einandergereihten Pavillone der ausstellenden Staaten. Es ist das rechte Seineufer. Dieser Hauptteil der Ausstellung des Arts décoratifs modernes ist aber eigentlich nur der Auftakt zum linken Seineufer, das fast durchaus von der französischen Kunstgewerbe-Industrie besetzt ist. Schon die Brücke, die hinüberführt, ist eine einzige Messe französischer Kunstgewerbe-Läden. Jeder Laden in einem anderen Stil des Arts décoratifs modernes, und alle zusammengehalten durch eine chinesich-venetianisch geschwungene Kaschierung der Eisenbrücke, Stil Ludwigs XIV., aus Gipsplatten mit brauner Spritzmalerei und goldenen Stuckpressungen im Sezessionsstil 1900.

Abends ergießen sich aus beiden Brückenbogen blau bestrahlte Wasserkatarakte in die Seine.

Das linke Seineufer ist französische Basarstadt. Die Kunstgewerbeindustrie hat hier ihre Verkaufspaläste, Pavillone und Kioske. An der gesamten Ausstellung, ganz besonders aber an diesem Teil der Ausstellung, der das Herz des Ganzen ist, denn er war und bleibt der Motor des Unternehmens, erhärtet der Protest der internationalen Avantgarde der Künstler und des Publikums gegen das Kunstgewerbe. Diese Exposition des Arts décoratifs modernes führt sich selbst ad absurdum. Sie beweist völlig überzeugend die Überflüssigkeit eines Gewerbes, dessen Endziel expressionistische Lafetten sind. Eine Industrie, die nicht für, sondern gegen den kulturellen Fortschritt der Gesellschaft arbeitet. Sie ist überflüssig, ganz besonders überflüssig in einem Stadium des allgemeinen wirtschaftlichen Débacles.

Der Porzellangarten der altehrwürdigen Manufaktur Sèvres, der durch schwere Eisenketten den Zutritt des Publikums fernhält, hat mit den ungeheuren Urnen, die ihn umgeben, ein Symbol gesetzt dieser Ausstellung des Arts décoratifs modernes.

Das Kunstgewerbe überlasse man bäurischem Handwerk. Die Romantik der Holzschnitzereien, Webereien usw. findet ihre Liebhaber. Die persönliche Dedikation an den unbekannten Käufer, die im Kunsthandwerk liegt, sichert ihm den Erfolg. Das Schicksal solcher Arbeit ist privater Natur und geht die Öffentlichkeit so lange nichts an, bis das nationale Element, das jedem Kunsthandwerk zugrunde liegt, lärmend geworden ist und das Vaterland interessiert; jedoch noch lange nicht alle. Die internationale Jugend aber arbeitet an der Verwirklichung übernationaler Ziele, einer Kultur, die in der Tradition des Landes fest verankert ist, jedoch darüber hinauswächst zu Allgemeingültigkeit.

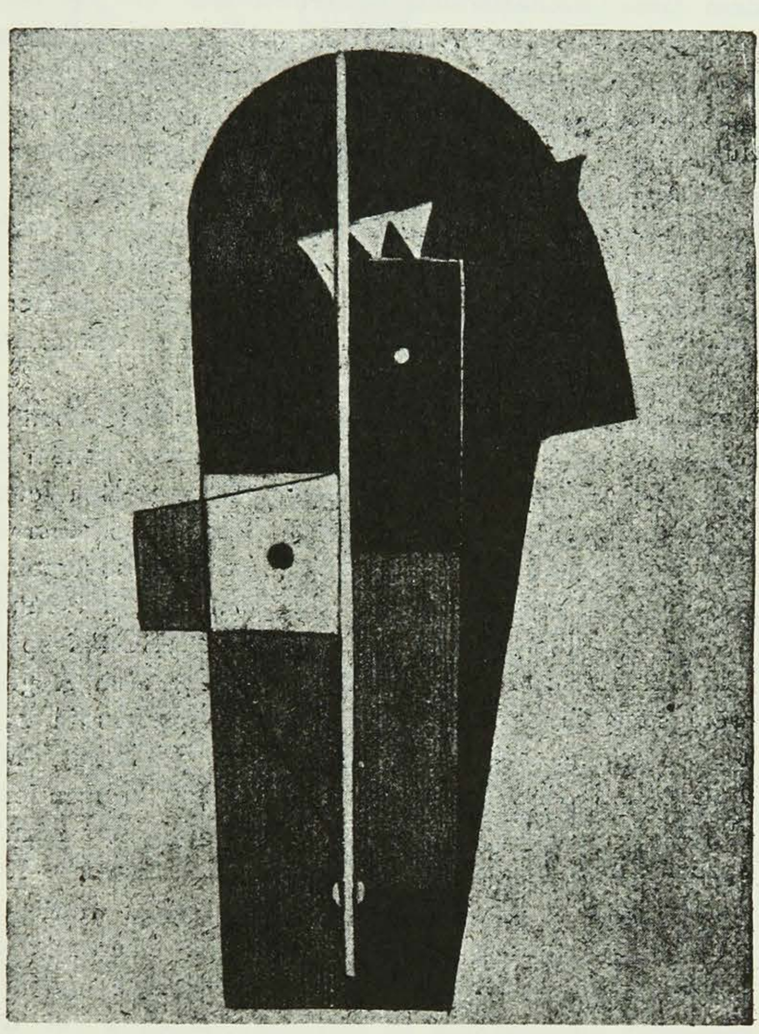
Dieser Maßstab entscheidet die Bedeutung der Arbeiten der Ausstellung. Man erkennt, daß alles, was vor allem national sein will, unwesentlich und gegen den gesunden Ausdruck der Zeit gerichtet ist. Wo aber ohne Seitenblicke auf Haus und Hof in erster Linie gut gearbeitet sein will, das heißt aus Zweck und Material die Form von selbst entsteht, sind beste Leistungen zu suchen und zu finden.

Besonders interessant sind deshalb zwei stark nationalistisch gefärbte Länder: Tschechien und Rußland.

Der tschechische Pavillon ist überaus reich. Der Empfangsraum im ersten Stockwerk schwelgt in Schnitzereien, Lüstern und Gobelins. Mit Recht wird behauptet, die Einrichtung dieses Saales sei für den Hradschin ausersehen. Dort wird sie auch ihren Zweck, nämlich Reichtum und Kraft zu repräsentieren, erfüllen, hier wirkt die Einfachheit des Pavillonbaues. Die Holz- und Glasbehandlung zeigt bestes Können der tschechischen Industrie. Die Schwerfälligkeit der Proportionen ist noch nationaler Einschlag. Aber die rote Gaskachelverkleidung,

deren Form der darunter befindlichen Holzkonstruktion angegossen wurde, ist im Gegensatz zum stumpfen Grau des Schlackenbetons absichtlich oder unabsichtlich beste moderne Gestaltung.

Der russische Pavillon (Arch. Melnikoff) ist ausstellungstechnisch ausgezeichnet gelöst. Eine einzige große Glasvitrine, in der Mitte entzweigeschnitten und in dieser Teilung durch eine doppelseitige Freitreppe zusammengehalten. Das Ganze aus Holz und Glas. Leicht, rasch auf- und abzubauen. Eben das Richtige für Bauten kurzfristigen Bestehens. Dekoration, durchaus unorganisch mit dem Glashaus verbunden ist der Turm des Pavillons. Auch seine dreieckige expressionistische Form ist dekorativ. Als Flaggenträger ungenutzt. Wie wesentlich ist Flaggenzeug in solchem Ausstellungsgelände! Aber nirgends ist Neues in dieser Hinsicht zu finden. Das Leichte, Beschwingte, Vitale trifft noch am besten dieser russische Pavillon durch die offene holz- oder glasgedeckte Konstruktion. Wie verfehlt ist es, Beton-, Stein- oder Ziegelmauern zu verwenden. Die Entdeckung oder Erfindung neuen Baumaterials hat es hier leider nur bis zu Gipsplatten mit Flachs und Pappe gebracht. Der italienische Pavillon im Renaissancestil ist mit seinen feuervergoldeten Ziegeln ein abschreckendes Beispiel inkonsequenten Bauens. Schwermassiges Baumaterial wie Beton soll nur dort verwendet werden, wo es unerläßlich wird durch den großen ökonomischen Vorteil, den es bietet. Ausgezeichnet verwendet als Basisplatte im österreichischen Pavillon (Arch. Jos. Hoffmann), die, durch leichte Pfeiler gestützt, den Seine-Quai schwebend überbrückt.



Laurens — Aquarell (Paris, Galerie Simon)

Rußland stellt Proben der Volkskunst des Gesamtreiches und die Arbeiten der westlich orientierten kunstrevolutionären Jugend aus. Es genügt auf diese Weise den nationalen und allgemein gültigen Ideen. Wir bewundern die prachtvollen Stickereien und Tonwaren, die mühselig liebevoll verfertigten Dinge aus Bauernhänden; aber dort, wo der Künstler verbessern will (Russische Staatsmanufaktur), werden die Arbeiten schlecht, Kunstgewerbe im unangenehmsten Sinne. Auch hier entschädigt der Pavillonbau selbst für vieles Unzulängliche, das er birgt. Die Glaswände, die in ausgezeichneter gegensätzlicher Komposition

überraschend durch schmale, graue Wandstreifen unterbrochen werden, gehören zum Schönsten der Ausstellung. Auch die Farbe als Bauelement findet Andeutung. Allerdings noch als Anstrich auf Holz. Grau, weiß, rot. Doch ist die Zeit nicht mehr fern, da man lebendigste Farbwirkungen durch Verwendung echten Materials erzielen wird.

Frankreich hat trotz aller Intrigen Auguste Perret, Mallet-Stevens und Le Corbusier Bauplätze zur Verfügung gestellt. Frankreich rettet dadurch in letzter Stunde die Ehre seines ursprünglichen Programms.

Aber die Reaktion hat der Ausstellungsleitung einen peinlichen Streich gespielt. Die Société des Peintres-Décorateurs hat die Bilder von Léger und Delaunay aus dem Gesandtschaftsraum Mallet-Stevens' als aufreizend radikal entfernen lassen.

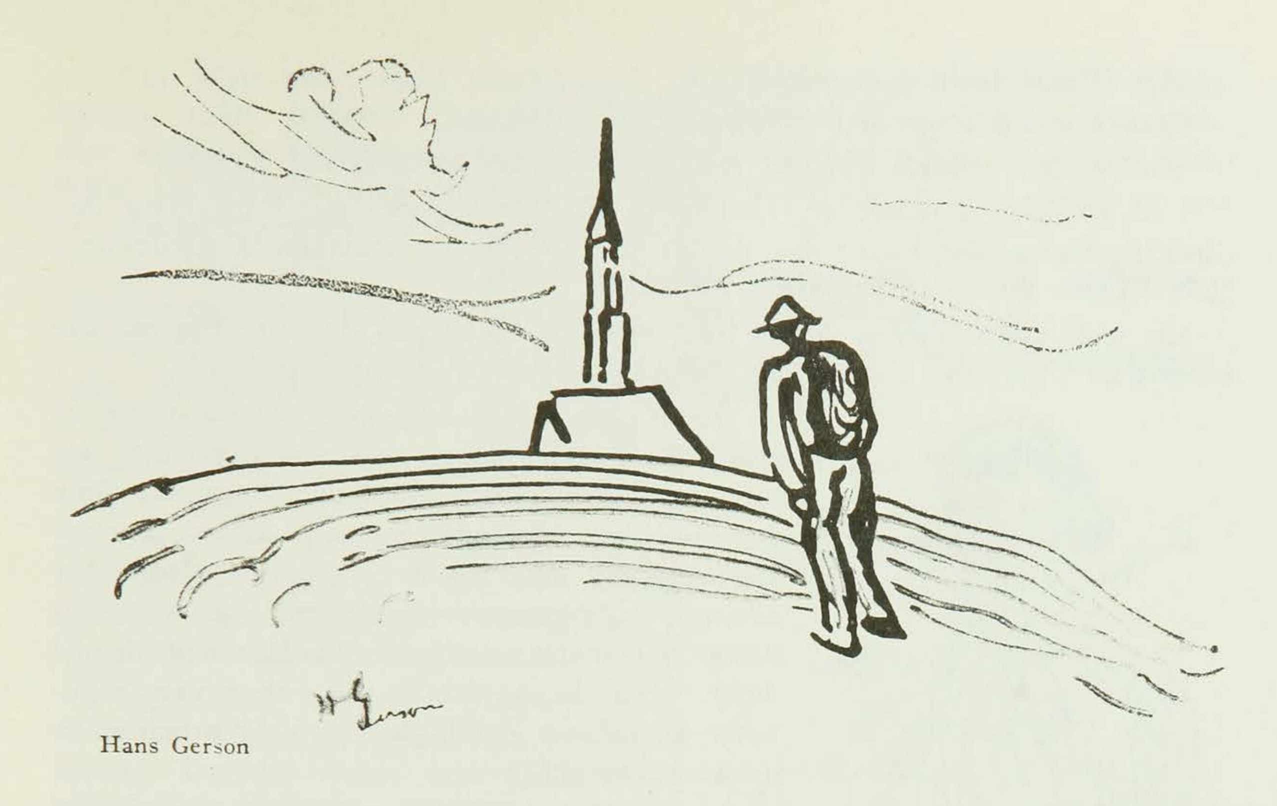
Mitten aus der Wirrnis der Pavillone dieser Menagerie der Stile, an der Porte d'Honneur ragt der Verkehrsturm von Mallet-Stevens über alles hinaus. Er ist das Wahrzeichen dieser Ausstellung. Außen schöne, glatte Flächenbehandlung, innen kubistisch-ornamentierter Fliesenboden, an den Stirnfronten zwei große surrealistische Reliefs, die vier Wände entlang ein kubistischer Glasfenster-Fries in Weiß-Schwarz. Rechtwinklig aneinandergeschlossene Wandflächen ergeben die charakteristische Form. Ein blendendweißes Kartenhaus aus Beton. Der französische Geschmack in der Überkultiviertheit seiner heutigen dekadenten Periode fehlt hier glücklicherweise im Gegensatz zu allem, was sonst hier an französischer Arbeit zu sehen ist.

Der dänische Architekt Kay Fisker hat ebenfalls auf nationale Dekoration verzichtet und die beste Pavillonform aus einem einzigen Material geschaffen. Aus Ziegel. Keine Verzettelung der großen elementaren kubischen Formen. Klarer Grundriß in Kreuzform, die Proportion der Flügeltüren meisterhaft. Die Schrägstellung des Geländers ist ganz unverständlich und fällt leider aus dem Rahmen des Ganzen, ebenso die Bemalung der Innenwände im Landkartenstil.

Wie bei den meisten gut angelegten Bauten spürt man auch hier den Kampf, den der Architekt gegen die nachdrängenden Abgewiesenen zu führen hatte, um wenigstens in der Hauptsache seine Arbeit rein zu halten. Denn Bürgermeister und Parlamentarier verpflichten zu Jovialität, Minister geben zu verstehen, Land- und Forsträte haben mit ihren Subventionen auch ihre Künstler mitgeliefert. Friede der Parteien auf Kosten der reinen Arbeit. Das ist der Wahlspruch dieser Regierungen, die über das Gewerbe Kunst ihres Landes entscheiden.

Der Zweck der Ausstellung wird erreicht werden. Das im Sezessionsdreck festgefahrene französische Kunstgewerbe hat internationalen Vorspann bekommen. Die Kunstgewerbeindustrie wird ihre Geschäfte machen. Das Hü und Hott des musealen Jahrmarktes ist beste Propaganda für den Fremdenimport. Amerika, das keine Kunstgewerbeindustrie besitzt und daher in der glücklichen Lage war, sich an dieser Ausstellung nicht beteiligen zu können, wird durch Cook, der mangels neuer Weltkriegschlachtfelder Rundfahrten durch die Exposition des Arts décoratifs et industriels modernes organisiert, erfahren, daß es ein barbarisches Land sei und zur Rettung der Nation mit der Nachahmung europäischen Kunstgewerbes zu beginnen habe. Die amerikanischen Fabrikate aus Porzellan, Leder und Glas, Gold, Silber, Platin, die der Amerikaner für seine Familie auf der Weltkunstgewerbeausstellung in Rom 1930 kaufen wird, sind der Erfolg der Kunstgewerbeausstellung Paris 1925.

Und noch ein Zweck wird erfüllt: Die Frage, ob die Jugend für oder gegen das Kunstgewerbe erzogen werden soll, ist gelöst. Cook sorgt dafür, daß wir bazillenfrei werden und daß das offizielle Kunstgewerbe, die Syphilis der Kunst, eine neue Heimat bekommt: Amerika.



Hans Gerson

SCHWIERIGE ABENDBALZ

Von

GEHEIMRAT ARTHUR ACHLEITNER, MÜNCHEN

Nachdruck verboten

Um die Zeit war es, märchenhaft alt, da mit vier Pferden ins Revier des herrlichen Schwarzwaldes gefahren wurde, Kraftwagen noch unbekannt. Ein in Donaueschingen eingelaufenes Telegramm meldete die Ankunft Kaiser Wilhelm II. für den übernächsten Tag und drückte den Wunsch aus, noch am Abend an einen Auerhahn zu kommen. Also Abendbalz!

Sofort traf die fürstliche Hofjagdleitung die nötigen Verfügungen, der Hahnabschuß am Abend sollte im Revier „Fichtenweiler" (der Name ist willkürlich gewählt) erfolgen, weil der Nähe wegen am raschesten von Donaueschingen zu erreichen.

Der sogleich verständigte Oberförster dieses Bezirks, Miller (veränderter Name), nahm den Befehl mit ruhiger Freude entgegen und ging ins Revier. Sorgte wie üblich und allgewohnt für alles weitere. Kein Anlaß zu irgendwelcher Aufregung: Hähne genug, regelrechte Balz, der Kaiser schon oft als Jagdgast im Schwarzwald gewesen...

Dem nachtumfangenen Dörflein schritt Oberförster Miller zu, nur wenige Lichtlein blinkten dem von schwerer Sorge bedrückten Beamten entgegen. Direkt auf das Pfarrhaus zu, dessen Glocke ungewöhnlich kräftig, ja heftig gezogen wurde.

Vom Sträßle aus konnte deutlich gesehen werden, wie der bei Lampenschein trotz später Stunde noch arbeitende alte Pfarrer erschreckt zusammenzuckte, die Lampe ergriff, durch die Stube schritt und alsbald die Haustür öffnete. „Wo brennt's?"

Oberförster Miller schoß los: „Übermorge kommt der Kaiser nach Fichtenwiller..."

„Sooo! Freut mich! Wir werden Majestät begrüße mit Glockengeläut, Böllerdonner und soviel Lüt', als wir habe!"

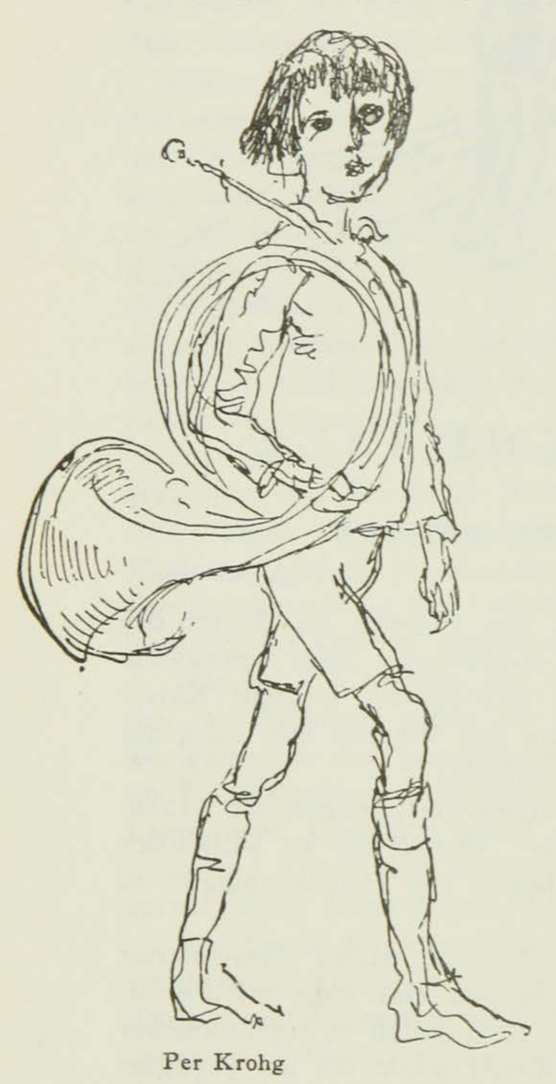
„Um Himmelswillen — nicht!"

Groß erstaunt fragte der Pfarrer nach der Ursache.

„Grabesruhe, Todesschweigen muß herrsche bei Ankunft des Kaisers!"

Und rundweg forderte er, freilich in bittendem Tone, die Einstellung des Glockengeläutes, das bisher den Beginn der abendlichen Maiandacht ankündigte. „Die Glocke müsse schweige am Abend!"

Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund saß der alte Pfarrer wie erstarrt im Lehnstuhl. Grenzenlos überrascht, verblüfft, fassungslos.



Per Krohg

Oberförster Miller schilderte nun die mehr als mißliche Wahrnehmung, daß die Auerhähne infolge des abendlichen Glockengeläutes die Balz unterbrachen, verstummten, lange Hälse machten und vergrämt sich zuerst überstellten, dann aber abritten. Zweifelsohne vertragen die empfindlichen Auerhähne am Abend das Glockengebimmel nicht. Das kann Zufall sein, aber der Jagdleiter könne mit Zufälligkeiten nicht arbeiten, er müsse sicher gehen.

Der Blick des Geistlichen kündete noch immer völligen Mangel an Verständnis.

„Ich kann dem Kaiser nit sage, daß die Hähne von Fichtewiler das Glockengeläut nicht vertrage, daß also Majestät auf den Abschuß verzichte muß! Das ist ganz unmöglich! Also muß ein Mittel gefunde werde, die Hähne müsse balze wie sonst, und der Kaiser muß einen Hahn schieße bei uns . . . In Ihrer Hand liegt die Entscheidung, ob der Kaiser einen Hahn schieße kann oder nit!"

Der Geistliche ächzte: „In — meiner — Hand? Der — Pfarrer — entscheide — über — den — Kaiser?"

Immer wieder bat der Oberförster, es wolle der Pfarrer anordnen, daß von morgen an die abendliche Maiandacht ohne Glockengeläute stattfinden solle. Rücksicht für den Kaiser, Hilfe für den Jagdleiter in bitterster Not.

„Ja, schon, ganz gern! Aber die Pfarrangehörigen müsse doch auch berücksichtigt werde! Und mach ich, dem Kaiser zulieb, e Ausnahm, so muß doch die Gemeind davon erfahre! Deshalb werd ich in der Kirch verkünde müsse, daß der Kaiser kommt, aber unerkannt zu bleibe wünscht! Aus solchem Grund werde abends das feierliche Geläut unterbleibe und nur je ein Schlag unserer drei Kirchenglocken den Beginn der Maiandacht anzeige! Verstehe werde die alten Wiberlüt diese Verfügung nit, aber billige, weil es sich um den — Kaiser handelt!"

„Mundus vult . . ." meinte Miller.

„Womit die Angelegenheit hoffentlich zu allseitiger Befriedigung erledigt sein wird!"

„Majestät wird Euer Hochwürden gewiß dankbar sein!"

„Ein Wort noch, Herr Oberförster! Der Kaiser darf von unserer Vereinbarung nichts erfahre! Conditio sine qua non! Ich will keinen Dank für eine selbstverständliche Rücksichtserweisung, die sich leicht ermögliche läßt! Stille Gefälligkeit unter Verzicht auf Dank und Lohn ist in meinen Augen der berechtigte Stolz vor Fürstenthronen!"

„Ja, aber selten zu finden, dieser echte Bürgerstolz!" Nach wiederholter Dankeserstattung verließ Miller frohen Herzens das Pfarrhaus.

Am Morgen wurde die Jagdleitung verständigt, worauf „Donaueschingen" nach „Berlin" meldete, daß zur Abendbalz alles bereit sei.

Der Kaiser traf andern Tages auf die Minute pünktlich in Donaueschingen ein. Und in Begleitung des engbefreundeten Jagdherrn fuhr Majestät abends nach Fichtenweiler zur Balz. Neben dem Kutscher „thronte" Leibjäger Rollfing, der „jagdliche Schatten" Wilhelms II.

Wagenfahrt mit vier Pferden in flottester Gangart, genau nach Vorschrift. Dennoch wurde dem Jagdherrn plötzlich — „übel" in jäher Erkenntnis, daß man auf dieser Fahrt um eine volle Stunde zu früh daran war. Der Fürst erinnerte sich, den Wagen auf sechs Uhr, statt sieben Uhr, bestellt zu haben. Zweifelsohne Unachtsamkeit, ein Lapsus bei dieser Befehlserteilung.


Arthur Grimm Litho

Mit Schrecken dachte der stumm gewordene Jagdherr an die Folgen dieses „Sprechfehlers". Was tun mit dem an minutiöse Genauigkeit gewöhnten Kaiser? Wie ihn beschäftigen eine volle Stunde hindurch? Vor halb acht Uhr balzt kein Hahn. Soll eingestanden werden, daß man sich bei der Befehlserteilung „versprochen" hatte? Lebenslang würde der Spott dauern! Wie aber den Lapsus vertuschen? Unmöglich ohne Mithilfe des Oberförsters! Wird aber Miller so früh schon in Nähe des Balzplatzes sein?

Spähende Blicke seitwärts flogen voraus. Der Jagdherr atmete von der allerärgsten Sorge befreit auf; am Waldsträßlein stand Oberförster Miller, der infolge des Wagengerassels erstaunt die Uhr zog.

Zum „Glück" des Jagdherrn entging dem sonst alles haarscharf beobachtenden hohen Jagdgast die Tatsache, daß der Fürst blitzschnell den Wagen verließ und auf den Oberförster zusprang.

Rollfing kam katzengleich vom Bock herunter und half dem Gebieter beim Aussteigen, reichte das Gewehr.

Der Jagdherr kam mit Miller heran, der sich stramm, doch stumm zum Dienste meldete. Das Wort nahm, zum Geflüster abgeschwächt, der Fürst und teilte mit: Der Oberförster habe im Revier einen balzenden — Haselhahn, den Majestät

angehen und schießen solle zur Zeitausfüllung, weil die Auerhähne „heuer" mit ungewöhnlicher „Verspätung" die Abendbalz beginnen.

Ein zustimmendes Nicken. Der Kaiser folgte dem Forstbeamten, Leibjäger Rollfing stapfte lautlos hinterdrein.

Im Wagen fuhr der Jagdherr nach Donaueschingen zurück.

Miller führte Seine Majestät kreuz und quer wohl eine Stunde hindurch durch die Maienpracht des Schwarzwaldes, mit viel Qualen in der ehrlichen Försterbrust. Denn was er tat, war Vorspiegelung falscher Tatsachen, Betrug, Verrat usw. Er hatte gar keinen bekannten Haselhahn in diesem Revier, er foppte den Kaiser kreuz und quer lediglich zu dem Zweck der Zeitausfüllung.

In seelischer Qual schwitzte Oberförster Miller, dem grundehrlichen Beamten war die Lage über die Maßen peinlich. Doch der — Schwindel mußte durchgeführt werden. Unter Schwierigkeiten, die auch darin bestanden, daß Miller, dem der lautlos birschende Kaiser auf den Fersen blieb, sich nicht durch Uhrziehen vergewissern konnte, ob es Zeit geworden sei, zum Balzplatz der Auerhähne zurückzukehren. Lediglich nach leiser Zunahme der Abenddämmerung mußte der Forstbeamte die Stunde beiläufig beurteilen.

Das Waldsträßchen war zu überschreiten. Ein Schultertippen. Miller machte kehrt.

„Mit dem Haselhahn war es nichts, wird es mit dem Auerhahn klappen?" fragte leise der nun doch etwas ungeduldig, vielleicht auch mißtrauisch gewordene hohe Herr.

„Hoffentlich! Doch nicht vor halb acht! Möglich etliche Minuten vorher oder hinterdrein! Bitte untertänigst, mir zum Schirm zu folgen!"

Nun geschah, was Miller nicht hatte tun können, ohne sich und den Zweck des „Spazierganges" zu verraten: der Kaiser zog die Uhr und flüsterte die Zeitangabe: Neun Minuten auf halb acht!

Alsbald stand Majestät im eigens hergerichteten Schirme, etwas seitlich Leibjäger Rollfing mit dem Gewehr, hinter dem Schirm in wachsender Sorge der Oberförster.

Eine Minute später stand ein Hahn zu, dann noch einer. Und der erste begann mit dem Balzkonzert.

Plötzlich zwei helle Schläge der Kirchenuhr drunten im Dörfel Fichtenweiler. Unmittelbar darauf drei Glockentöne: Kling — klang — klong. Je ein Schlag auf die drei Turmglocken gemäß der Zusage des alten Pfarrers.

Miller wollte aufatmen, doch neue Sorge erfüllte ihn: der Hahn war verstummt.

Beide Hähne sicherten mit langen Hälsen. Beruhigten sich, als auf das kurze „Kling — klang — klong" kein weiterer Glockenlärm folgte, und der eine Hahn begann wieder „pflichtschuldig", ja sogar recht flott zu balzen.

Ein Schuß. Ein Prasseln, ein dumpfer Aufprall am Boden. Der Hahn lag, der andere ritt rauschend ab.

Die Abendbalz war beendet.

Froh gestimmt nahm der hohe Jagdgast das „Weidmannsheil" des Oberförsters entgegen. Zum Dank kam es jedoch nicht, denn der neugierige Kaiser wollte wissen, was „Kling — klang — klong" nach den zwei Glockenschlägen, die die Zeit halb acht Uhr verkündeten, zu bedeuten hatten. „Was war oder ist los unten im Dorf?"

Miller mußte nun notgedrungen die Wahrheit sagen: Die empfindlichen Auerhähne dieses Distrikts vertragen das Glockengeläut nicht . . .

In hohem Maße belustigte den Gast diese Neuigkeit, der Kaiser lachte hell

Wide World Photo

Reiter am Colorado, der beim Springen von unten gefilmt wird

Photo Hans Tellgmann

Kasernenhof in Langensalza

A. Berger als „Sterbender Schwan“

Underwood Press Service

Junge Strauße



Topical Photo

Oxforder Rudermannschaft

Bes. Graf Keßler

Maillol, Der Radfahrer. Marmor

Max Unold



Detroit, Institute of Art

Knaben im Boot

Berlin, K. R. Willi Levin

Kühe, von der Weide heimkehrend

auf, freute sich über die nette Rücksichtnahme des offenbar sehr liebenswürdigen Pfarrers zugunsten der Abendbalz. „Bitte überbringen Sie dem Pfarrer meinen Dank für diese wirklich nette Gefälligkeit!"

Der Kaiser wollte nun auch den kernigen Pfarrer kennenlernen, noch zu dieser Abendstunde — besuchen.

„Das hab' ich ja verhindern wollen!" jammerte Miller.

„Die Abendbalz hat — ‚Mucken'! Nutzt Ihnen nichts, ich will den Pfarrer besuchen! Jetzt justament! Vorwärts!"

„Das auch noch!" stotterte der Oberförster und übernahm dann die Führung durch den finsteren Wald hinunter ins Dorf. Der Kaiser folgte lachend, Leibjäger Rollfing mit Gewehr und Hahn stapfte stumm hinterdrein.

Im Dörfle trippelten die letzten Kirchenbesucher ihren Wohnungen zu, guckten nicht wenig, als sie den hohen Herrn in Jagduniform erblickten.

Der Pfarrer saß in der Studierstube am mildbeleuchteten Schreibtische und saugte an der langen Pfeife.

Die Hausglocke lärmte. Der alte Geistliche öffnete das Fenster: „Brennt's beim Oberförster etwa schon wieder? — Oha!" Wie entsetzt starrte der Pfarrer auf den vergnügt schmunzelnden Herrn in Jagduniform, der freundlich grüßte und Einlaß forderte zu einem — Dankbesuch.

„Oh, oh! Zuviel Ehr für meine Hütt'!" stammelte der Geistliche, holte die Lampe, schloß die Haustüre auf und leuchtete zum Eintritt.

„Immer rin!" rief der Kaiser fröhlich und trat in die Studierstube. Auf seinen Wink tat Miller desgleichen.

Leibjäger Rollfing verblieb im Hausflur, wo die weißhaarige Domestika Margret auftauchte.

Der hohe Herr meinte: „Ich muß Ihnen danken! Deshalb bin ich da! Muß dem gefälligen Herrn Pfarrer noch heute danken!"

„Nix Dank! Wollte nur e bißle gefällig sein! Gottlob ahne die Wiberlüt nix, fühle sich ahnder geschmeichelt . . ."

„Wieso? Was haben denn — alte Weiber mit meinem Jagdvergnügen zu schaffen?"

„Oh, jetzo ist's ganz gefehlt!" stotterte der greise Pfarrer und schlug sich mit der Rechten auf den Mund.

„Erzählen, erzählen, Hochwürden! Es wird immer besser!" Der hohe Herr ließ sich in einen Stuhl fallen.

„Bitt' schön, Gnade! Ist ebe Tatsache, daß der Pfarrer des lieben Friedens wegen uff die — alten Wiberlütt mehr uffpasse muß, als uff die jungen Mädle!" Der Geistliche trippelte etliche Schritte und stellte die lange Pfeife in die Ecke.

„Kostbar, köstlich!" rief der hohe Herr.

„Noi, Herrle! Kostbar ist das nit, aber Tatsach! Die Eitelkeit müßt ich kitzle, die Glockengeschicht so drehe, daß die alten Wiberlüt sich geehrt und geschmeichelt fühlten ob des hohen Besuches! Und in diesem Hochgefühl haben die Wiberlüt nit gemerket, daß das Glockengeläut unterbliebe ist! Es bleibet ebe ewig wahr: Mit Speck fängt man Mäuse! — Sage Se 's aber nit weiter, gnädig Herr! Und nehme Se e Schlückle Chrisiwässerli uff de Schrecke, uff daß er Ihnen nit schadet!"

Der hohe Gast wiederholte die Worte des Pfarrers: „Mit Speck fängt man Mäuse! Sagen Sie es aber nicht weiter!" Aufspringend rief Kaiser Wilhelm: „Her mit dem Schnäpsle! Nach diesem köstlichen Erlebnis bedarf ich der Stärkung!"

Geehrt lief der Pfarrer zur Türe und rief in den Flötz: „Margret! Bring g'schwind den Kirschgeistkrug, wo e — Totekopf druff ist!"

Die alte Wirtschafterin Margret, die vergeblich versucht hatte, dem Leibjäger Rollfing etliche „Würmer aus der Nase zu ziehen", brachte die steinerne Schnapsflasche und fragte an der offenen Tür treuherzig und naiv: „Hänt (haben) Hochwürden — magenkranke Mannerlüt besserer Sorte zu Besuch?"

Der Kaiser rief lachend: „Schluß! Ich kann nicht mehr!" Zum Versuchen des Kirschgeistes aus der Steinflasche mit dem „Totenkopf" kam es nicht mehr. Majestät mußte an die — Luft, wollte sich im Freien — auslachen.

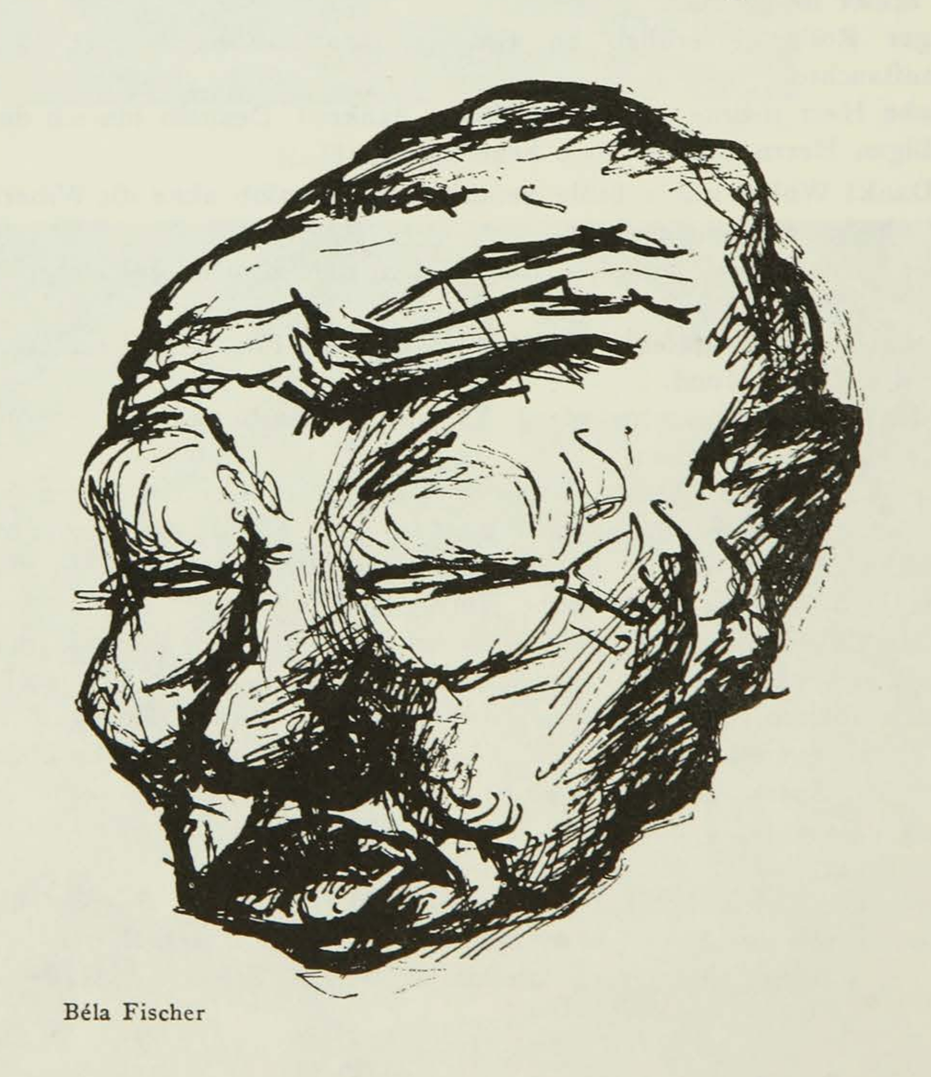
Die Kunde von der Anwesenheit des Kaisers hatte sich im Dorf wie Flugfeuer verbreitet, im besonderen die am meisten „interessierten" — Wiberlüt auf die Beine gebracht. Die Schar alter Frauen stand in Nähe des Pfarrhauses und ließ in schrecklichen Diskantstimmen den Gast „hochleben".

Lachend eilte Majestät vorüber.

Oberförster Miller sprang nach, verhielt aber einen Augenblick bei den Frauen und sagte ihnen: „Krischet nur fort, Wiberlüt! Der Kaiser höret nit gut, aber er hat's gern, wenn ihn — alte Wiber lebe lasse!" Dann rannte Miller dem von Rollfing gedeckten Gaste nach und geleitete Se. Majestät zum Jagdschlößle, wo der Wagen wartete.

Die kreischenden Hoch- und Jubelrufe des zeternden Weibervolkes gellten durch den dunklen Forst, wo das Auerwild aus dem Schlaf erwachte.

Schluchzend fuhr der Kaiser zurück nach Donaueschingen.



Béla Fischer

ZWEI GEDICHTE

Von

CARL ZUCKMAYER

DER BAUM

Ein Baum wuchs auf aus einem Bruch im Sumpf,
Wo es nach Pilz und bittrem Laube roch.
Erst brach ein Trieb aus längst verfaultem Stumpf,
Auf dem die Flechte wie ein grauer Aussatz kroch.

Dann schoß ein wildes Heer von Trieben hoch,
Und war ein Kampf nach Licht und eine Schlacht um Erde.
Wer starb, verfaulte bald, daß seine Leiche noch
Zu Trank und Speise für die andren werde.

Im Boden ward ein dunkles Wurzelregen,
Viel harte Fasern kämpften Schritt für Schritt,
Und Sonne, Wind und Regen kämpften mit,
Und Tag und Nacht ein Sieg und Mond und Jahr ein Segen.

Saft stieg empor und Feuchte rann hernieder,
Die Stürme ritten auf dem jungen Baum,
Und rasten weh um seine kühlen Glieder,
Und laue Luft war geil um seiner Knospen Flaum.

Insekten lebten viel in seinem Innern,
Und viel in seiner Krone breiter Trift,
Unter der Rinde kroch wie schweres Sicherinnern
Des Borkenkäfers rätselvolle Schrift.

Und Moos und Mistel blieben ihm verschwistert,
Als um ihn her der letzte Schößling starb.
Was ihm zu Füßen um den Himmel warb,
War längst von seiner Himmelsgier verdüstert.

Wie Mond und Sterne ihn gesegnet haben,
Wie Schnee ihn barg und Frost zerbrach ihn nicht —
Oft war sein Stamm in dickste Nacht vergraben,
Doch seine Krone schwamm in grünem Licht.

O Herbst in Wäldern, seligen Feuers Brunst!
O Todesschrei der Bäume, die im Sturm versinken!
O später Tag im warmen Sterbedunst
Und wilde Nacht, und kalter Frühe Blinken!

Als ein Oktober ihn begrub,
Lag er sehr groß im aufgewühlten Sumpf.
Doch als der Tauwind wehte, hub
Er schon zu faulen an, und der zermorschte Stumpf

in mildem, phosphornem Verwesungsscheine
Bei Nacht zu leuchten, und der Äste Knauf
Zerfiel wie Mehl von menschlichem Gebeine,
und junge Bäume wuchsen aus ihm auf.

*

ÜBER DIE PFERDE

„Das Paradies auf dieser Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Busen des Weibes."
(Alter Reiterspruch.)

Über die Pferde hat der Herr die himmlische Satteldecke gebreitet,
Die in schönem satten Blau von ihren Flanken strahlt,
Wenn sie abends im Sommer die Brust vom Heuduft geweitet,
Schnaubend zur Tränke gehn und der Flug ihrer Mähnen im Winde prahlt.

Über die Pferde hat der Herr die Reiter gesetzt,
Daß sie die Pferde lenken und daß sie den Pferden dienen.
Wer aber sein Pferd ohne Not sporniert, ins Maul reißt, peitscht,
schindel und blutig hetzt,
Der wird im Jenseits von Pferden zerstampft und verreckt tausendmal
unter ihnen.

Früher trugen die Pferde Männer zum Kampf und waren
Helfer und Retter vorm Feind, vorm Steppenbrand, vor Gefahren.
Unterm Kalifen Ali ward es Gesetz, mit den Pferden abends die
Sure zu beten.
Schmal und blutig war der Mond im Aufgang, wie der krumme Säbel
des Propheten.

Und die Lieblingsstute des Propheten war an Schweif und Mähne
wunderbar
Mit drei Wirbeln geziert, deren jeder ein erblicher Adel war:

Ausdauer, Klugheit, Mut! Der Nüstern loderndes Rot,
Der Augen Feuer: Zeugnis von brennendem Herzensgebot.

Herr, laß uns mit unsrem Pferde verwachsen zu einem Leib,
Daß uns ein Wesen lebt, mit dem wir das Gleiche wollen.
Denn wir bleiben im Wandel der Jahre allein, und nur wenige haben ein Weib,
Dem sie mit Recht gleiche Liebe wie ihrem Pferde zollen.

Über die Pferde ist sehr viel Böses verhängt,
Viele krepierten im Krieg mit aufgedunsenen Bäuchen,
Und ihr Gewieher ward Rachegeschrei, das zum Himmel drängt,
Und der Himmel hörte ihr Geschrei und ihr tödliches Keuchen.

Über die toten Pferde reitet der große Wind,
Küßt ihren Rücken und flüstert in ihren Haaren:
Wenn Eure Reiter längst in der Erde zerfallen sind,
Werdet ihr Pferde erstehn in brausenden Jubelscharen!

KÖNIG MATYAS' GOLDHAARIGES LAMM

Ein ungarisches Märchen

Der Preußenkönig ging zum König Matyas. Sie begrüßten sich wie zwei Kameraden. Dann sagte der Preußenkönig:
Ich habe gehört, du hast ein goldhaariges Lamm?
Richtig, antwortete König Matyas, ich habe unter meinen Schafen ein goldhaariges Lamm und auch einen Hirten, der noch nie gelogen hat.
Darauf sagte der Preußenkönig:
Ich werde dir zeigen, daß er lügt.
Er lügt nicht — nie!
Aber ich werde dir beweisen, daß er lügt. Ich werde ihn überlisten, daß er lügen muß!
Ich wette mein halbes Königreich, daß er nicht lügt, entgegnete König Matyas.
Und ich gebe auch mein halbes Königreich, wenn er nicht lügt, antwortete der Preußenkönig.
Gut!
Sie reichten sich die Hände, und der Preußenkönig sagte „Gute Nacht" und ging in sein Quartier. Dort zog er sich ein Bauerngewand an und ging hinaus auf den Hof. Er begrüßte den Hirten. Der empfing ihn:
Grüß Gott, mein Herr König!
Woher weißt du, daß ich ein König bin?
Ich erkenne es an Eurem Wort, daß Ihr ein König seid.
Da sagte der Preußenkönig:
Ich gebe dir viel Geld, sechs Pferde und einen Wagen, gib mir dafür das goldhaarige Lamm.

O nein, ich gebe es nicht für die ganze Welt, sagte der Hirte, König Matyas würde mich aufhängen.
Der Preußenkönig versprach ihm noch viel mehr Geld, aber der Hirt wollte auf keinen Fall einwilligen.
Traurig ging der König zurück in seine Wohnung und saß dort ganz betrübt. Seine Tochter tröstete ihn und sagte:
Sei nicht traurig, ich will zu ihm hingehen mit einem Haufen Gold und will ihn überlisten.
Sie nahm ein Kästchen voll Gold und eine Flasche Wein, süß wie Honig, um den Hirten zu überlisten. Aber der Hirt sagte, er brauche kein Geld, denn König Matyas würde ihn aufhängen, wenn er erzählte, was er mit dem goldhaarigen Lamm gemacht hätte. Das Mädchen überredete ihn so lange und scherzte mit ihm, bis er von dem Wein trank; aber das Mädchen mußte zuerst davon trinken. Um ihn zu überlisten, tat sie etwas in den Wein hinein, und der Hirt wurde so übermütig, daß er sagte: er gäbe ihr das Lamm, aber sie müßte dafür mit ihm schlafen, denn Geld brauche er nicht, Geld habe er genug.


Rahel Szalit Tartarin (Litho)

Das Mädchen sträubte sich auch nicht lange und ließ den Hirten bei sich schlafen. Nachher sagte sie:
Zieh' das Fell ab, iß das Fleisch, ich brauche nur das Fell!
Freudig trug sie die Haut zu ihrem Vater nach Hause. Dieser freute sich sehr, daß es seiner Tochter gelungen war, den Hirten zu überlisten.
Aber als es Morgen wurde, wurde dem Hirten bang zumute. Was sollte er dem König Matyas sagen, wie das goldhaarige Lamm verloren gegangen sei?
Der Hirt ging in seine Hütte und dachte sich eine Lüge aus. Auf dem Wege steckte er seinen Stecken in ein Mauseloch und hängte seinen Hut darauf. Er ging ein wenig zurück — näherte sich wieder, und grüßte den Stecken, als ob er der König wäre.
Da sagte der König (in Wirklichkeit der Stecken mit dem Hut):
Was gibt es Neues auf dem Hof?
Nichts weiter, als daß der Wolf das goldhaarige Lamm gefressen hat.
Als er dies gesagt hatte, erschrak er.
Du lügst, antwortete der König, denn dann hätte der Wolf die anderen Lämmer auch gefressen!

Mit diesen Worten nahm der Hirt seinen Stecken und machte sich weiter auf den Weg zum König. Wieder fand er ein Mauseloch, wieder steckte er seinen Stab hinein, hängte seinen Hut darauf und grüßte ihn wie den König.

Was gibt es Neues auf dem Hof?

Nichts weiter, als daß das goldhaarige Lamm in den Brunnen gefallen ist.

Du lügst, sagte der König, denn sonst wären die anderen Lämmer auch hineingefallen.

Wieder ging der Hirte weiter, und wieder fand er ein Mauseloch, um seinen Stab hineinzustecken und ihn zu grüßen wie den König.

Was gibt es auf dem Hof?

Nichts, als daß man das goldhaarige Lamm gestohlen hat.

Du lügst, denn dann hätte man die anderen Lämmer auch gestohlen!

Er nahm seinen Hut und ging in den Palast des Königs hinein. Dort saßen auch der Preußenkönig und seine Tochter. Er begrüßte die beiden Könige und reichte dem Mädchen die Hand.

Aber der Preußenkönig hatte dem König Matyas schon das Fell gezeigt, und jetzt waren sie gespannt darauf, was der Hirt sagen würde. Wenn er lügte, dann verlor König Matyas sein halbes Königreich.

Da fragte König Matyas den Hirten:

Was gibt es Neues auf dem Hof?



Arthur Wellmann

Nichts, als daß ich das goldhaarige Lamm mit einem schönen schwarzhaarigen vertauscht habe.

Wie freute sich da der König Matyas!

So bring' schnell das Lamm herein!

Da antwortete der Hirt:

Dort sitzt es, zwischen den beiden Königen.

Bravo, sagte König Matyas, ich danke dir, daß du nicht gelogen hast.

Als Belohnung schenke ich dir auch das halbe Königreich des Preußenkönigs, das ich von ihm gewonnen habe!

Nun, sagte der Preußenkönig, ich gebe dir noch meine Tochter, Ihr habt euch ja ohnehin schon geschmeckt.

So wurde aus dem armen Hirten ein Preußenkönig.

(Übersetzt von B. Marcus).

STIERKAMPF

Von

ERNEST HEMINGWAY

II.

Manuel ging durch den Sand zur Barriere hinüber, während Zurito aus der Arena hinausritt. Während Manuel mit dem Stier arbeitete, hatte die Trompete das Signal zum nächsten Teil des Kampfes, dem Einstoßen der Banderillos, gegeben. Er hatte es gar nicht gemerkt. Die Monos breiteten große Leintücher über die gefallenen Pferde und streuten Sägemehl rings um sie herum.

Manuel trat an die Barriere und bat um einen Schluck Wasser. Retanas Mann reichte ihm den großen porösen Krug.

Fuentes, der große Zigeuner, stand mit einem Paar Banderillos daneben, hielt sie zusammen, schlanke, rote Stöcke, die herausstarrenden Spitzen gekrümmt wie Angelhaken.

„Los, mach weiter", sagte Manuel.

Der Zigeuner trabte los. Manuel setzte den Krug hin und beobachtete. Er wischte sich das Gesicht mit dem Taschentuch.

Ganz allein stand der Stier, immer noch fixiert, in der Mitte der Arena. Fuentes, groß, geradrückig, ging mit arroganten Schritten auf ihn los, die beiden schlanken, roten Stöcke über den Kopf erhoben, mit den Fingern hielt er sie so, daß die Spitzen gerade nach vorn gerichtet waren. Fuentes ging vorwärts. Hinter ihm und an seiner einen Seite ging je ein Peon mit einem Cape. Der Stier sah ihn an und war nicht länger fixiert.

Seine Augen beobachteten Fuentes, der jetzt stillstand. Nun beugte er sich zurück und rief den Stier an. Fuentes ruckte mit den beiden Banderillos, und das Licht auf den Stahlspitzen zog den Blick des Stieres auf sich.

Sein Schweif ging in die Höhe und er griff an.

Geradeswegs kam er an, die Augen auf den Mann geheftet. Fuentes stand still, zurückgelehnt, die Banderillos geradeaus gerichtet. Als der Stier den Kopf zum Anlauf senkte, beugte Fuentes sich vor, beide Hände zusammen, die Banderillos zwei geneigte rote Linien, und stieß die Spitzen dem Stier in die Schulter; er lehnte sich weit über die Hörner des Stieres vor, schwang sich, auf die beiden roten Stöcke gestützt, mit festgeschlossenen Beinen herum, wobei er den Körper nach einer Seite bog, um dem Stier auszuweichen.

„Ole!" aus der Menge.

Der Stier lief wild an, sprang wie eine Forelle, mit beiden Füßen vom Boden abstoßend. Die roten Schäfte der Banderillos schlugen bei jedem Sprung hin und her.

Manuel, der an der Barriere stand, bemerkte, daß er jedesmal nach rechts hin anlief.

„Sag' ihm, er soll das nächste Paar auf der rechten Seite einstoßen", sagte er zu dem Jungen, der gerade mit den neuen Banderillos zu Fuentes hinüberlaufen wollte.

Eine schwere Hand fiel auf seine Schulter. Es war Zurito.

„Wie fühlst du dich, mein Junge?" sagte er.

Manuel beobachtete den Stier.

Zurito lehnte sich über die Barriere, wobei er sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf seine Arme stützte. Manuel drehte sich zu ihm um.

Kunsthändler



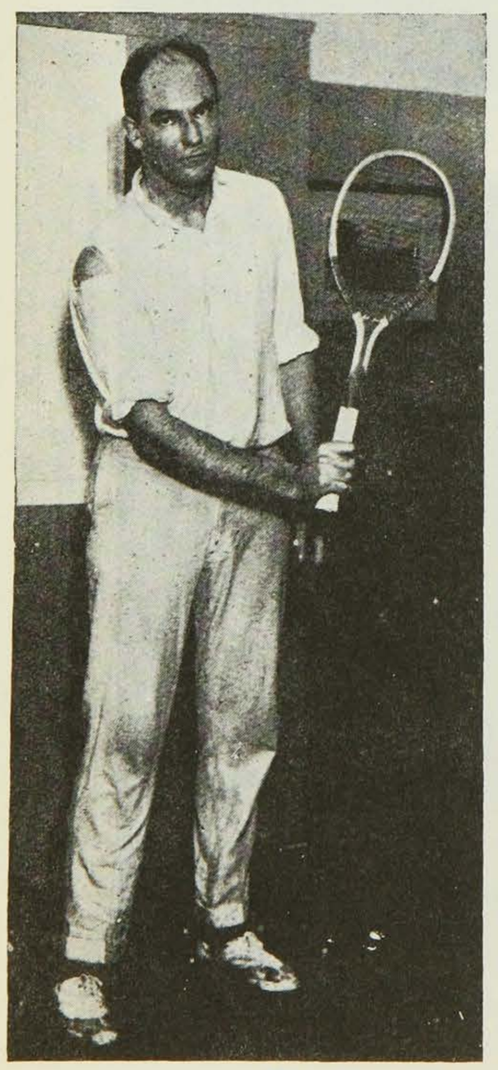
Paris, Rodin Museum
Van Gogh, Le père Tanguy

A. Wever, Der Düsseldorfer Kunsthändler Kirberg



Photo Mrs. H. Nilson

Der Clarkstown Country Club



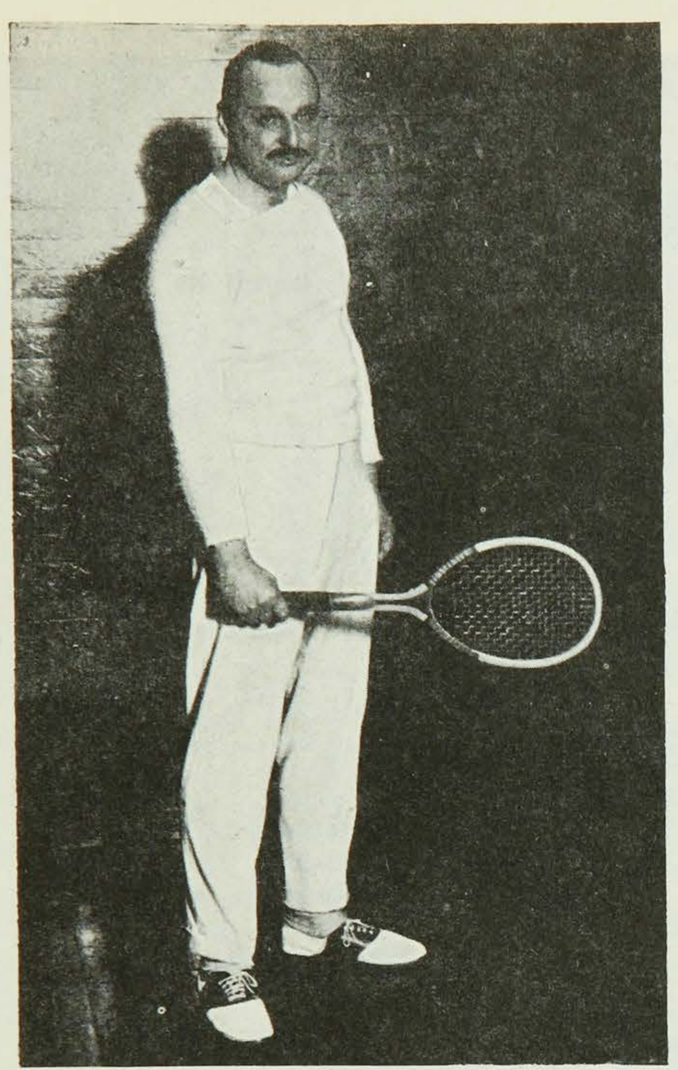
Wide World Photo

Havill Morgan



Photo Mrs. H. Nilson

Miß Hanley



Wide World Photo

Jay Gould



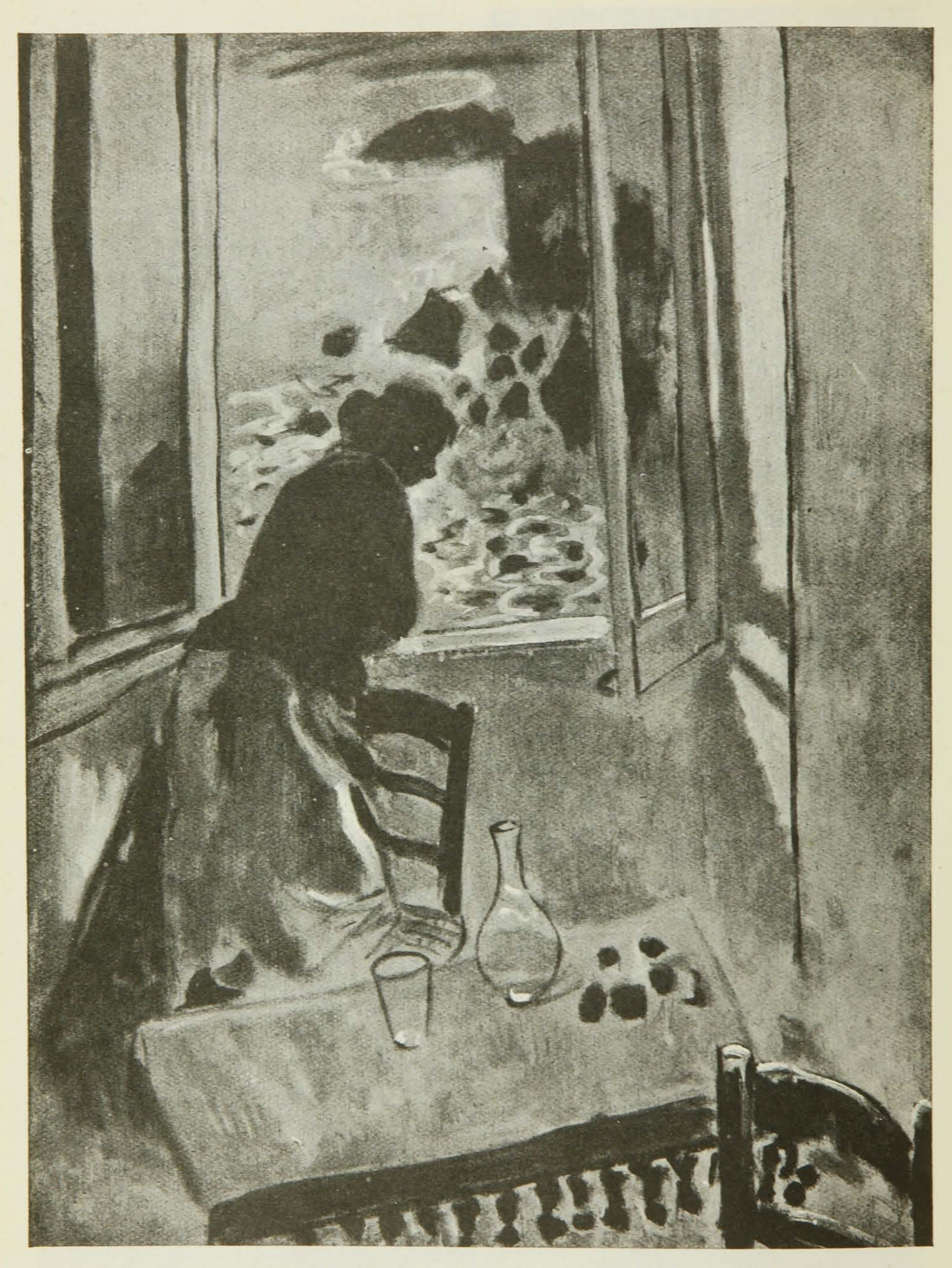
Wide World Photo

J. D. Rockefeller jr.



Photo Mrs. H. Nilson

Miß de Vries und Miß Hanley



Oskar Moll, Blick auf die Brandung
Moll-Ausstellung im Breslauer Museum

„Du bist gut", sagte Zurito.

Manuel schüttelte den Kopf. Er hatte jetzt bis zum nächsten dritten Teil nichts zu tun. Der Zigeuner war ausgezeichnet mit den Banderillos. Das nächste Mal würde der Stier ihm in guter Verfassung gegenüberstehen. Es war ein guter Stier. Bis jetzt war alles ganz leicht gewesen. Der Endkampf mit dem Schwert war das einzige, worüber er sich Sorgen machte. Er machte sich keine Sorgen. Er dachte überhaupt nicht daran. Aber während er hier stand, überkam ihn ein schweres dumpfes Angstgefühl. Er sah zu dem Stier hinüber, während er sich einen Plan für seine Faena zurechtlegte.

Der Zigeuner schritt wieder dem Stier entgegen, auf Zehen und Fersen, übermütig, wie ein Tänzer im Ballsaal, die roten Schäfte der Banderillos zuckend im Takt seines Schrittes. Der Stier, jetzt nicht mehr fixiert, beobachtete ihn, verfolgte ihn, aber wartete, bis er ihm nah genug wäre, um ihn ganz sicher zu haben, die Hörner in ihn einrammen zu können.

Als Fuentes immer weiter ging, griff der Stier an. Fuentes beschrieb im Lauf ungefähr einen Viertelkreis, und wie er, rückwärts rennend, vorbei war, hielt er an, schwang sich nach vorn, erhob sich mit gestreckten Armen auf die Zehenspitzen und stieß die Banderillos senkrecht tief hinein in die festen großen Schultermuskeln des Stieres, der ihn verfehlte.

Die Menge war wie wild vor Begeisterung.

„Der Bengel wird nicht lange bei dieser Nachtgeschichte bleiben", sagte Retanas Mann zu Zurito.

„Er ist gut", sagte Zurito.

„Beobachte ihn mal jetzt!"

Sie beobachteten ihn.

Fuentes stand mit dem Rücken gegen die Barriere gelehnt. Hinter ihm standen zwei der Jungens von der Quadrilla mit ihren Capes bereit, sie über die Barriere zu schlagen, um den Stier abzulenken.

Der Stier, dem die Zunge zum Maul heraushing, und dessen Körper sich in schweren Atemzügen hob, beobachtete den Zigeuner. Jetzt hatte er ihn, dachte er. Gegen die Umzäunung zurückgedrängt. Nur noch um einen kurzen Anlauf entfernt. Der Stier beobachtete ihn.

Der Zigeuner bog sich nach rückwärts, zog die Arme zurück, so daß die Banderillos auf den Stier gerichtet waren. Er rief den Stier an, stampfte mit dem einen Fuß auf. Der Stier war argwöhnisch. Er wollte den Mann. Keine Haken mehr in die Schulter.

Fuentes ging noch ein bißchen näher an den Stier heran. Bog sich nach hinten. Rief noch einmal. Irgendwer aus der Menge stieß einen Warnungsruf aus.

„Er ist zu nah, verflucht", sagte Zurito.

„Paß auf", sagte Retanas Mann.

Zurückgebeugt, den Stier mit den Banderillos reizend, sprang Fuentes mit beiden Füßen vom Boden ab. Im Moment, als er sprang, hob der Stier den Schwanz und griff an. Fuentes kam auf die Zehenspitzen herunter, die Arme ausgestreckt, den Körper im Bogen nach vorn, und pflanzte die Banderillos senkrecht nach unten ein, während er mit einem Schwung seinen Körper aus dem Stoßbereich des rechten Horns brachte.

Der Stier krachte in die Barriere hinein, wo die klatschenden Capes seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, als er den Mann verfehlte.

Der Zigeuner rannte längs der Barriere auf Manuel zu, während er den Beifall der Menge entgegennahm. An einer Stelle war seine Jacke aufgerissen, da

war er der Spitze des Horns nicht ganz entgangen. Er war glücklich darüber und zeigte den Zuschauern die Stelle. Er machte die Runde um den Ring. Zurito sah ihn vorbeigehen, lächelnd, auf die zerrissene Jacke zeigend. Er lächelte.

Jemand anders stieß das letzte Paar Banderillos ein. Kein Mensch paßte mehr auf.

Retanas Mann wickelte einen Stab in das rote Tuch einer Muleta, faltete das Tuch darüber zusammen und reichte sie Manuel über die Barriere hinüber. Er langte in den ledernen Schwertkasten, nahm ein Schwert heraus, faßte es an dei Lederscheide und gab es Manuel über die Umzäunung hinüber. Manuel zog an dem roten Heft die Klinge heraus, und die Scheide fiel schlaff zu Boden.

Er sah Zurito an.

Der große Mann sah, daß er schwitzte.

„Nun kriegst du ihn, mein Jung'", sagte Zurito.

Manuel nickte.

„Er ist gut in Form", sagte Zurito.

„Gerade, wie du ihn brauchst", versicherte Retanas Mann.

Manuel nickte.

Der Trompeter blies zum Schlußakt und Manuel schritt durch die Arena dorthin, wo irgendwo oben in einer der dunklen Logen der Präsident sein mußte.

In der vordersten Sitzreihe nahm der stellvertretende Stierkampfkritiker des Heraldo einen tiefen Zug von dem warmen Champagner. Er hatte beschlossen, daß es sich nicht lohnte, einen laufenden Bericht zu schreiben, und daß er die Corrida im Büro zu Ende beschreiben würde. Was war's denn schon zum Teufel? Doch nur ein Nocturno schließlich. Wenn er irgendwas versäumte, so würde er's aus den Morgenblättern nehmen. Er trank noch einen Schluck Champagner. Um zwölf hatte er ein Rendezvous bei Maxim. Wer waren diese Stierkämpfer schon? Kleine Jungens und Schlappiers. Er steckte sein zerknautschtes Papier in die Tasche und sah zu Manuel hinüber, der sehr allein in der Arena stand und mit seinem Hut grüßende Bewegungen gegen eine Loge hin machte, die er hoch oben in der dunklen Plaza nicht sehen konnte. Draußen in der Arena stand ganz ruhig der Stier, ins Leere blickend.

„Ich verspreche, treu und ehrlich zu kämpfen und diesen Stier zu töten, es sei denn, er töte mich", das war es, was Manuel sprach.

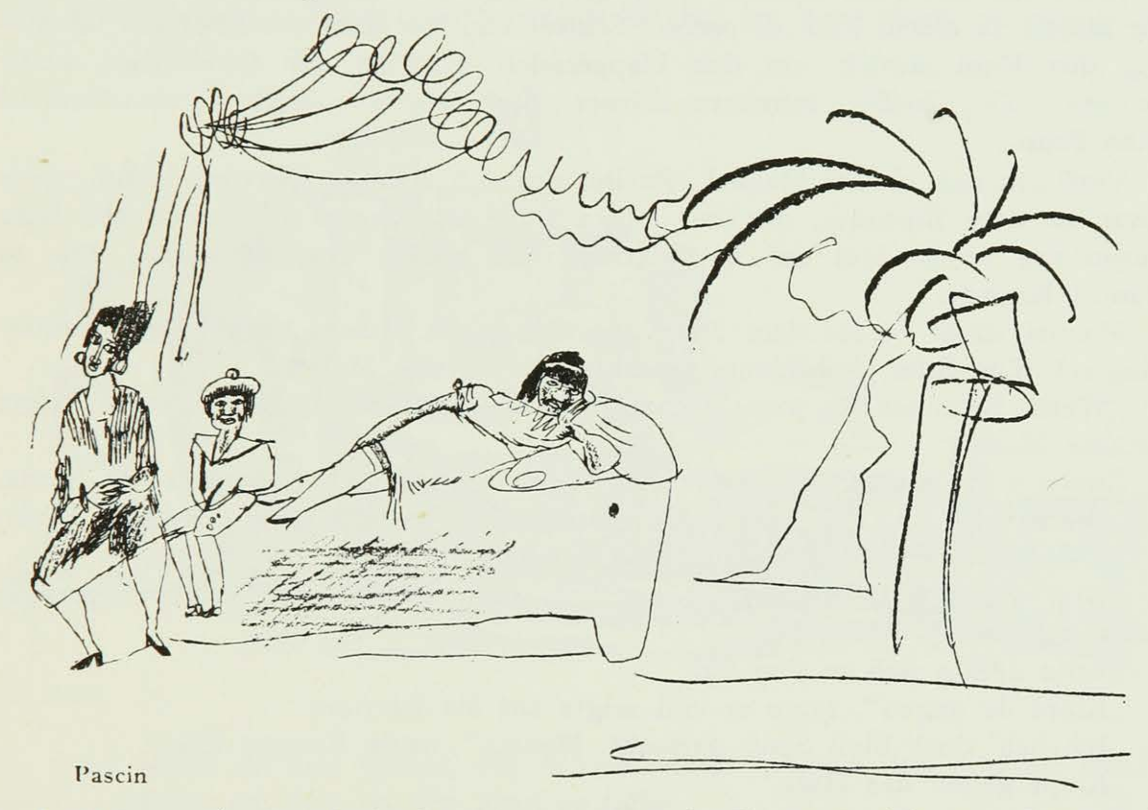
Er verbeugte sich gegen das Dunkel, richtete sich wieder auf, schob den Hut über die Schulter, und die Muleta in der linken, das Schwert in der rechten Hand, ging er auf den Stier zu.

Manuel ging auf den Stier los. Der Stier sah ihn an, mit flinken Augen. Manuel sah, wie die Banderillos von seiner linken Schulter herunterhingen und den gleichmäßigen Glanz des Blutes von Zuritos Stichen. Er bemerkte, wie die Füße des Stieres standen. Während er näher ging, die Muleta in der linken Hand, das Schwert in der rechten, beobachtete er die Füße des Stieres. Er konnte nicht angreifen, wenn er nicht seine Füße zusammenfaßte. Augenblicklich stand er ganz rechtwinklig auf ihnen, dumpf und schwer.

Manuel ging auf ihn zu, immer den Blick auf seine Füße gerichtet. So konnte er's machen. Er mußte erst den Kopf des Stieres herunterkriegen, dann konnte er zwischen den Hörnern herankommen und ihn töten. Er dachte nicht an das Schwert, nicht daran, den Stier zu töten. Er dachte immer nur an eine Sache auf einmal. Aber die kommenden Dinge lasteten doch auf ihm. Während er vorwärtsging und auf die Füße des Stieres achtete, sah er nacheinander

seine Augen, das feuchte Maul und die weite, vorwärtsgerichtete Spreizung der Hörner. Der Stier hatte helle Kreise um die Augen. Seine Augen beobachteten Manuel. Er fühlte, diesen kleinen Kerl mit dem blassen Gesicht würde er kriegen.

Jetzt stand Manuel still und spreizte das rote Tuch der Muleta mit dem Schwert auseinander, indem er die Spitze in das Tuch hineinbohrte, so daß das Schwert, das er jetzt mit der linken Hand hielt, den roten Flanell wie einen Bootsklüver spreizte. Gerade vor sich sah er die Hörner des Stieres. Das eine war von dem Anprall gegen die Barriere abgesplittert. Das andere war scharf wie der Stachel eines Igels. Manuel sah, während er die Muleta ausspreizte, daß die weiße Wurzel des Horns rot gefärbt war. Während er all diese Dinge bemerkte, ließ er den Blick nicht von den Füßen des Stieres. Der Stier beobachtete Manuel unausgesetzt.



Pascin

Jetzt ist er in der Defensive, dachte Manuel. Er spart sich auf. Jetzt muß ich ihn da herauslocken und seinen Kopf runterkriegen. Immer nur den Kopf runter. Zurito hat seinen Kopf schon mal runterbekommen, aber jetzt ist er wieder oben. Wenn ich ihn dazu bringe, daß er losgeht, wird er bluten, und dann wird der Kopf hinuntergehen.

Er hielt die Muleta mit dem Schwert, spreizte sie vor sich aus und rief den Stier an.

Der Stier sah ihn an.

Übermütig bog er sich zurück und schüttelte den weit auseinandergefalteten Flanell.

Der Stier sah die Muleta. Scharlachfarben leuchtete sie unter dem Bogenlicht. Die Beine des Stieres strafften sich.

Da kommt er. Als der Stier anlief, machte Manuel eine Wendung und hob die Muleta, so daß sie über die Hörner des Stieres hinweg und seinen ganzen breiten Rücken entlangglitt, vom Kopf bis zum Schwanz. Der Stier war im Angriff glatt in die Luft gegangen. Manuel hatte sich nicht gerührt.

Am Ende des Anlaufs drehte der Stier sich wie eine Katze, die um die Ecke biegt, und stand Manuel genau gegenüber.

Jetzt war er wieder in der Offensive. Seine ganze Schwere war vorüber. Manuel sah den Schein des frischen Blutes längs der Schulter des Stieres, und wie es in schweren Tropfen von seinem Bein herunterrann. Er zog das Schwert aus der Muleta heraus und hielt es mit der rechten Hand. Die Muleta hielt er in der linken Hand tief nach unten, beugte sich nach links und rief den Stier an. Die Beine des Stieres strammten sich, die Augen hielt er auf die Muleta geheftet. Da kommt er an, dachte Manuel. Huh!

Dem Angriff folgend, schwang er sich herum, festen Fußes, während die Muleta vor dem Kopf des Stieres vorbeifegte, das Schwert folgte der Kurve, ein leuchtender Punkt unter den Bogenlampen.

Am Ende des Pase naturale griff der Stier von neuem an, und Manuel hob die Muleta zu einem Pase di pecho. Schwer und fest kam der Stier an. Manuel bog den Kopf zurück, um den klappernden Schäften der Banderillos auszuweichen. Der heiße, schwarze Körper des Stieres streifte vorbeistürmend seine Brust.

Verflucht nah, dachte Manuel. Zurito, der sich über die Barriere lehnte, sagte etwas zu dem Zigeuner, der mit einem Cape zu Manuel hinübergetrabt kam. Zurito zog seinen Hut tief in die Stirn und blickte über die Arena weg zu Manuel hinüber.

Manuel stand wieder dem Stier gegenüber, die Muleta nach links hinunterhängend. Der Stier beobachtete gesenkten Kopfes die Muleta.

„Wenn Belmonte so eine Sache gemacht hätte, würden sie toben", sagte Retanas Mann.

Zurito sagte nichts. Er beobachtete Manuel draußen im Zentrum der Arena.

„Wo hat der Boß den Burschen eigentlich aufgegabelt?" fragte Retanas Mann.

„Aus dem Krankenhaus heraus", sagte Zurito.

„Und dahin wird er ja wohl verflucht schnell wieder zurückgehen", sagte Retanas Mann.

Zurito drehte sich zu ihm um.

„Klopf da gegen", sagte er und zeigte auf die Barriere.

„Ich hab' doch bloß Spaß gemacht, Mensch", sagte Retanas Mann.

„Klopf gegen das Holz."

Retanas Mann beugte sich vor und klopfte dreimal gegen die Barriere.

„Paß auf die Faena auf", sagte Zurito.

Draußen im Zentrum der Arena unter den Bogenlampen kniete Manuel dem Stier gegenüber am Boden; jetzt hob er die Muleta mit beiden Händen, und der Stier griff an, den Schweif in der Luft.

Mit einem Schwung seines Körpers war Manuel außer Reichweite der Hörner, und wie der Stier von neuem angriff, schwang er die Muleta in einem Halbkreis herum, der den Stier in die Knie zwang.

„Aber der Kerl ist doch ein großer Stierkämpfer", sagte Retanas Mann.

„Nein, das ist er nicht", sagte Zurito.

Manuel stand auf, und die Muleta in der linken Hand, das Schwert in der rechten, nahm er den Beifall aus der dunklen Plaza entgegen.

Der Stier hatte sich wieder in die Höhe gearbeitet und stand nun wartend da, den Kopf tief hinunterhängend.

Zurito hatte zweien der anderen Jungens von der Quadrilla etwas gesagt, und nun rannten auch sie los, um sich mit ihren Capes hinter Manuel aufzustellen.

„Wisch dir das Gesicht ab", sagte er.

Während Manuel von neuem gegen den Stier anlief, wischte er sich mit dem Taschentuch das blutige Gesicht. Er hatte Zurito nicht gesehen. Wo war er?

Die Quadrillaleute waren von dem Stier weggetreten und warteten mit ihren Capes. Der Stier stand da, schwer und stumpf nach der Anstrengung.

Manuel ging mit der Muleta auf ihn los. Er blieb stehen und schüttelte sie. Der Stier reagierte nicht. Er schwang sie nach rechts und nach links und direkt vor dem Maul des Stieres. Die Augen des Stieres beobachteten alles und wanderten mit jeder Schwingung der Muleta mit, aber angreifen wollte er nicht. Er wartete auf Manuel.

Manuel war beunruhigt. Da war nichts zu machen, er mußte losgehen. Corto y derecho. Er stellte sich in Profilstellung dicht gegen den Stier, kreuzte die Muleta vor seinem Körper und griff an. Während er mit dem Schwert zustieß, warf er seinen Körper nach rechts herum, um dem Horn zu entgehen.



Karl Holtz

Der Stier schoß an ihm vorbei, das Schwert flog in die Höhe, blitzend unter dem Bogenlicht, um dann in den Sand zu fallen.

Manuel rannte hin und nahm es auf. Es war verbogen. Über dem Knie bog er es wieder gerade.

Als er auf den Bullen losrannte, der jetzt wieder fixiert war, kam er an Hernandez vorüber, der mit seinem Cape dastand.

„Der besteht ja aus lauter Knochen", sagte der Junge ermutigend.

Manuel nickte und wischte sich das Gesicht. Das blutige Taschentuch steckte er in die Tasche.

Da war der Stier. Ganz dicht an der Barriere diesmal. Verflucht. Vielleicht bestand er wirklich nur aus lauter Knochen. Vielleicht war wirklich überhaupt kein Fleck da, wo das Schwert hineinkonnte. Zum Teufel, wenn keiner da war. Er würde es ihm schon zeigen.

Er versuchte einen Ausfall mit der Muleta, der Stier rührte sich nicht. Er schüttelte die Muleta vor dem Stier hin und her. Nichts zu machen.

Er faltete die Muleta, zog das Schwert heraus, stellte sich in Profilstellung und ging gegen den Stier an. Er fühlte das Schwert sich biegen, während er

es, sich mit seinem ganzen Gewicht auflegend, einstieß, und dann schoß es hoch in die Luft und fiel, sich überschlagend, irgendwo in die Menge. Während das Schwert in die Höhe flog, hatte Manuel sich zur Seite geworfen und war frei.

Das erste Kissen, das aus dem Dunkel nach ihm geworfen wurde, verfehlte ihn. Dann traf ihn eins ins Gesicht, wie er sein blutendes Gesicht der Menge zuwandte. Jetzt kamen sie ganz schnell hintereinander. Fleckten den Sand. Irgendwer aus einem der ersten Ränge warf eine Champagnerflasche nach ihm. Sie traf Manuel am Fuß. Er stand da und starrte in das Dunkel, aus dem die Gegenstände geflogen kamen. Dann wischte irgend etwas durch die Luft und schlug dicht neben ihm auf. Manuel bückte sich und hob es auf. Es war sein Schwert. Er bog es über dem Knie gerade und machte eine grüßende Bewegung damit gegen die Menge.

„Danke," sagte er, „danke."

O die schmierigen Bastarde. Schmierige Bastarde. O die schmierigen, lausigen Bastarde. Während er rannte, stieß er mit dem Fuß gegen ein Kissen.

Da war der Stier. Ebenso wie immer. Ganz recht, ihr schmierigen, lausigen Bastarde.

Manuel fuhr mit der Muleta vor dem schwarzen Maul des Stieres hin und her. Nichts zu machen.

Du willst nicht. Auch gut. Er trat ganz nah heran und rammte die scharfe Spitze der Muleta in das feuchte Maul des Stieres.

Während er zurücksprang, war der Stier schon über ihm, und im Moment, wo er über ein Kissen stolperte, fühlte er, wie das Horn in ihn hereinfuhr, in seine Seite fuhr. Er packte das Horn mit beiden Händen und ritt rückwärts, während er sich ganz festhielt. Der Stier schüttelte ihn ab, und er war frei. Er lag ganz still. Es war alles in Ordnung. Der Stier war weg.

Hustend stand er auf, er fühlte sich zerbrochen und erledigt. Die schmierigen Bastarde.

„Gebt mir das Schwert", schrie er. „Gebt mir das Zeug."

Fuentes kam mit der Muleta und dem Schwert.

Hernandez legte den Arm um ihn.

„Geh' ins Krankenzimmer, Mensch", sagte er. „Sei doch kein gottverlassener Narr."

„Laß mich los", schrie Manuel. „Zum Teufel, laß mich los."

Er wand sich los. Hernandez zuckte die Schultern. Manuel rannte gegen den Stier los.

Da stand der Stier, schwer, fest eingerammt.

Schon gut, ihr Bastarde. Manuel zog das Schwert aus der Muleta, visierte in derselben Bewegung und warf sich auf den Stier. Er fühlte, wie das Schwert tief eindrang. Glatt durch bis ans Stichblatt. Vier Finger und den Daumen in den Stier hinein. Heiß an den Fingerknöcheln.

Der Stier brach mit ihm zusammen, während er sich auf ihn legte, und dann stand er frei da. Er sah auf den Stier hinunter, der zusammenfiel, auf eine Seite überrollte, alle Viere in die Luft.

Dann grüßte er die Menge. Die Hand warm vom Stierblut.

Schon recht, ihr Bastarde. Er wollte etwas sagen, aber es wurde ein Husten daraus. Er sah zu Boden und suchte die Muleta. Er mußte hinüber und den Präsidenten grüßen. Präsident zum Teufel. Er setzte sich und sah auf irgend etwas. Es war der Stier. Alle Viere in die Luft. Zunge raushängend. Toter Stier. Zum Teufel mit dem Stier. Zum Teufel mit ihnen allen. Er machte

Photo Tellgmann, Langensalza

Reichswehrsoldaten setzen über die Weser

Sport & General, London

„Fortsetzung folgt." Die „Kleinen Witwen" des Londoner Wyndham Theaters im Bad

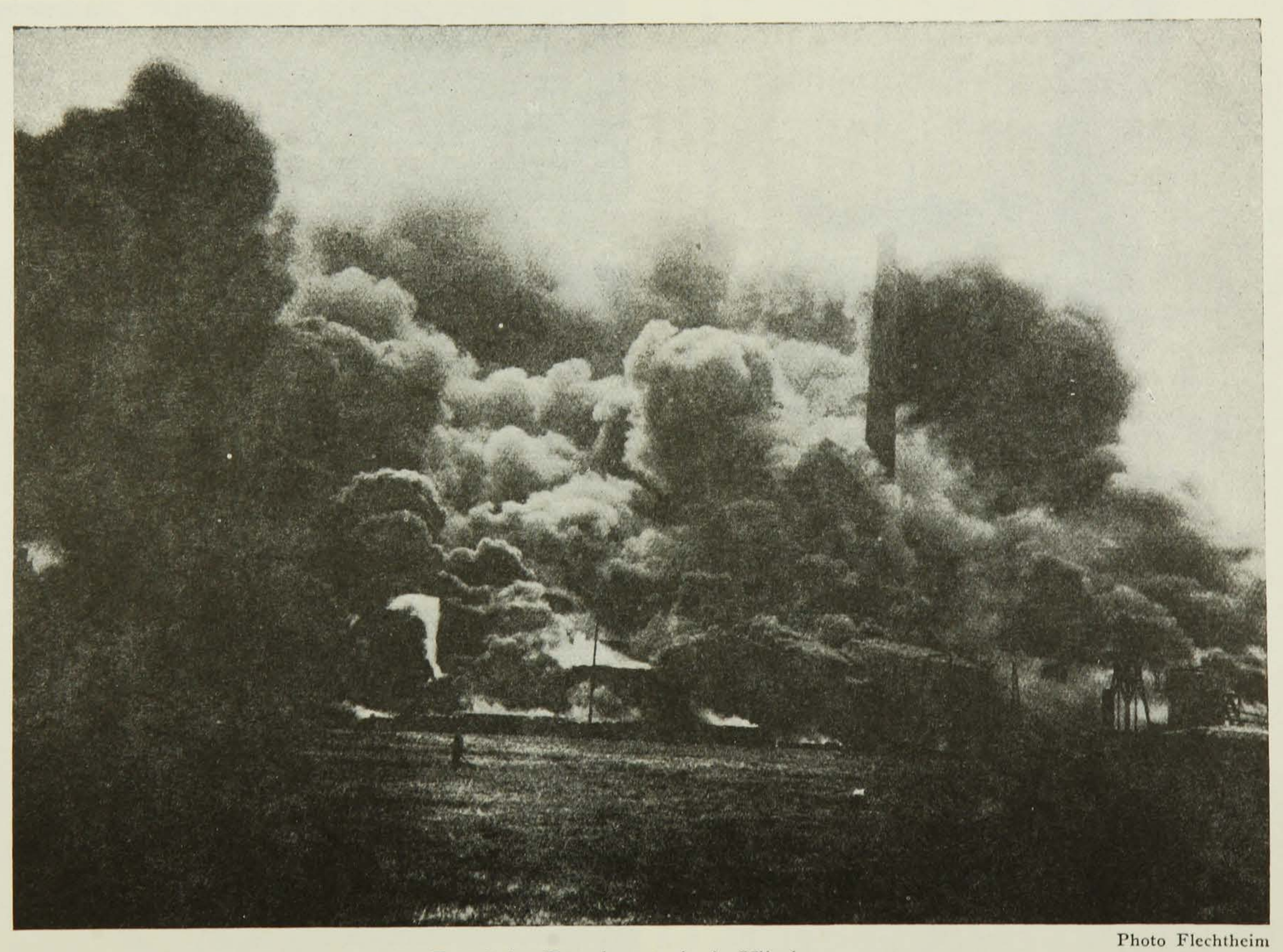


Photo Flechtheim

Brand der Petroleumtanks in Vlissingen



Photo M. K. H.

Die Viktoria-Fälle (52 m hoch) des Iguassu in Brasilien

Der taubstumme Tänzer Julius Hans Spiegel

Karadruck, Berlin

Aktstudie von Germaine Krull

eine Anstrengung, um auf die Füße zu kommen, und mußte husten. Hustend setzte er sich wieder. Irgend jemand kam und zog ihn in die Höhe.

Sie trugen ihn durch die Arena nach dem Krankenzimmer, rannten mit ihm quer über den Sand, wurden an der Barriere durch die Maultiere aufgehalten, die gerade hereinkamen, dann unter dem dunklen Laufgang durch, die Männer stöhnten, wie sie ihn die Treppe hinauftrugen, dann legten sie ihn nieder.

Der Doktor und zwei Männer in Weiß erwarteten ihn. Sie hatten ihn auf den Tisch gelegt. Sie schnitten ihm das Hemd herunter. Manuel fühlte sich sehr müde. Seine ganze Brust fühlte sich warm an und heiß. Er begann zu husten, und sie hielten ihm irgend etwas gegen den Mund. Alle waren sehr geschäftig.

Elektrisches Licht fiel ihm in die Augen. Er schloß die Augen.

Er hörte jemanden schweren Schrittes die Treppe hinaufkommen. Dann hörte er es nicht mehr. Dann hörte er Lärm, ganz weit weg. Das war die Menge, Ja, nun würde jemand anders seinen zweiten Stier töten müssen. Sie hatten ihm sein ganzes Hemd weggeschnitten. Der Doktor lächelte ihm zu. Da war Retana.

„Hallo, Retana", sagte Manuel. Er konnte seine eigene Stimme nicht hören.

Retana lächelte ihm zu und sagte etwas. Manuel konnte es nicht hören.

Zurito stand neben dem Tisch und beugte sich über die Stelle, an der der Doktor arbeitete. Er war in seinen Picadorkleidern. Ohne Hut.

Zurito sagte etwas zu ihm. Manuel konnte es nicht hören.

Zurito sprach mit Retana. Einer der Männer lächelte und gab Retana eine Schere. Retana gab sie Zurito. Zurito sagte etwas zu Manuel. Manuel konnte es nicht hören.

Zum Teufel mit diesem Operationstisch. Er hatte schon früher auf vielen Operationstischen gelegen. Er würde nicht sterben. Wenn er sterben müßte, würde ein Priester da sein.

Zurito sagte etwas zu ihm. Und hielt die Schere in die Höhe.

Das war es. Sie wollten ihm die Coleta abschneiden. Sie wollten ihm seinen Zopf abschneiden.

Manuel setzte sich auf dem Operationstisch auf. Der Doktor trat ärgerlich einen Schritt zurück. Irgend jemand packte ihn und hielt ihn fest.

„So etwas könntest du doch nicht tun, Manos", sagte er.

Plötzlich hörte er Zuritos Stimme ganz klar und deutlich.

„Ist schon gut", sagte Zurito. „Ich will's ja gar nicht tun. Ich habe ja bloß Spaß gemacht."

„Ich war gut", sagte Manuel. „Ich habe nur kein Glück gehabt. Das war alles."

Manuel legte sich zurück. Sie hatten irgend etwas über sein Gesicht gelegt. Es war ganz vertraut. Er inhalierte tief. Er war sehr müde. Er war sehr, sehr müde. Sie nahmen das Ding wieder von seinem Gesicht herunter.

„Ich wurde gut", sagte Manuel schwach. „Ich wurde groß."

Retana sah Zurito an und ging zur Tür.

„Ich bleibe bei ihm", sagte Zurito.

Retana zuckte die Schultern.

Manuel öffnete die Augen und sah Zurito an.

„War ich nicht gut, Manos?" fragte er, um Bestätigung bittend.

„Sicher", sagte Zurito. „Du warst sehr gut."

Des Doktors Assistent legte Manuel die Maske übers Gesicht, und er inhalierte tief. Zurito stand verlegen daneben und sah zu.

Deutsch von B. Bessmertny.

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

HEINRICH MANN, Der Kopf. Berlin, Wien, Leipzig, Paul Zsolnay Verlag.

In einer mythisch-geschichtlichen Wilhelmstraße, in einem symbolhaft gesteigerten Berlin, rast die Groteske des wilhelminischen Kaiserreiches zu Ende, transponiert in die höhere Wahrheit epischen Geschehens. Diese Wahrheit ist die Wirklichkeit der Kolportage, die Schriftsteller wie Balzac und Heinrich Mann wagen können und die epische Schwächlinge um einer vorgetäuschten Feinheit willen, die sich Psychologie nennt, aber eine Flucht in die Miniatur ist, vermeiden. Die Hintertreppe verbindet Heinrich Manns Gebäude, dessen herrschaftlicher Marmoraufgang die Gourmets seiner Sprachformung benutzen, mit dem anonymen Volk, dessen Instinkt im Kintoppgeschehen die Kräfte bewahrt, aus denen der Dichter das Material für seine Monumente holt.

MARIETTE LYDIS, Miniaturen. In Liebesbillette gesetzt von Erik-Ernst Schwabach. Potsdam, Müller & Co.

Eine bemerkenswert gelungene typographische und reproduktionstechnische Druckleistung. Farbenglänzende Miniaturen — eklektisch die Miniaturenstile aller Zeiten verwendend — sind in einem raffinierten, Stein- und Lichtdruck kombinierenden Verfahren auf Goldgrund so wiedergegeben, daß die Unterscheidung von handgemalten Originalen kaum möglich ist. Der begleitende Text ist in kursiver Antiqua unauffällig wie der private Einfall eines Kalligraphen neben die das Buch beherrschenden Miniaturen gesetzt.

ADAM SMITH, Der Reichtum der Nationen. Nach der Übersetzung von Max Stirner und der englischen Ausgabe von Cannan herausgegeben von Heinrich Schmidt. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Leben und Blut dieses gelehrten Werkes haben auch die stumpfesten Nationalökonomen im Lauf von 150 Jahren nicht ersticken und abzapfen können. Vielleicht gibt es wenig Beispiele dafür, daß Normen schaffende Wertwissenschaft aus dem Persönlichen entspringt, wie dieses Werk. Fülle des Materials, Gedankenreichtum, Einheitlichkeit der leitenden Idee sind, jenseits allen Richtigseins, überwältigend durch ihre Intensität allein, und darum ist diese auf Stirners Übersetzung aufgebaute Übertragung ein Buch auch unserer Zeit.

HERBERT MARCUSE, Schiller-Bibliographie. Berlin, S. M. Fraenkel.

Marcuse hat die veraltete Schiller-Bibliothek Trömels von 1865 auf der Basis des heutigen Wissens menschlichem Ermessen nach ohne Lücke neu geordnet und mit aller Akribie beschrieben. Er nennt unter 347 Stücken allein 30 zum Teil völlig unbekannte Gesamtausgaben. Unter den mir bekannten neuen bibliographischen Arbeiten die am meisten zuverlässige. Bei einer Neuauflage dürfte sich Marcuse zur Anfügung eines hier noch entbehrten Registers entschließen.

BRET HARTE, Kalifornische Erzählungen. Mit 66 Bildern von Rudolf Schlichter. Deutsch von Paul Baudisch. Potsdam, Gustav Kiepenheuer Verlag.

Fünfhundert Seiten kalifornischer Kitsch-Romantik in verblüffend anständigem Deutsch — herrlich im Bett zu lesen, um sich zwischen den Aufregungen urwaldparfümierter Körperverletzungen und Eigentumsdelikte von gar nicht so dämlichen menschlichen Bemerkungen überraschen zu lassen. Wenn ich zeichnen könnte, würde ich Indianer genau so zeichnen wie Schlichter.

FELIX FECHENBACH, Im Haus der Freudlosen. Berlin, I. H. W. Dietz Nachf.

Eine ganz sachliche, unsentimentale, durchaus menschliche, saubere kurze Schilderung von Fechenbachs Strafzeit. Infamierend für berufsmäßige Unrecht-Richter und sadistisch cholerische Oberbeamte, nicht weniger vernichtend für eine idiotisch starre Strafvollstreckungsordnung.

FRITZ BEHREND, Aus Theodor Fontanes Werkstatt. Berlin, H. Berthold A.-G.

Dieser Druck löst glücklich das Problem, wie eine verworrene Handschrift typographisch dargestellt werden kann. Inhaltlich handelt es sich um einen Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Romans Effi Briest mit seinen aufeinanderfolgenden Fassungen.

ERICH EVERTH, Conrad Ferdinand Meyer. Dichtung und Persönlichkeit. Dresden, Sibyllen-Verlag.

Die bestimmte und große Linie Conrad Ferdinand Meyers als Sicherheits- und Beständigkeitsbedürfnis einer chaotischen Zeit zu postulieren bedeutet nichts, als seine Kunst zur Schlafstelle für den Schieber zu machen, der seiner Gefahr nicht gewachsen ist. Die Tiefe Conrad Ferdinand Meyers ist seine Unruhe, von der der Autor nichts weiß, seine Oberfläche die Ruhe, die er mißversteht.

AAGE MADELUNG, Das unsterbliche Wild. Berlin, S. Fischer Verlag.

Die Sammlung enthält fünf Tiernovellen, darunter den „Sterlett", den jedes Lobeswort nur herabsetzen kann. Die metaphorische Bedeutung von Madelungs Titelnovelle ist Symbol für Madelungs Gestaltungskunst.

LUDWIG CHOULANT, Graphische Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin. München, Verlag der Münchner Drucke.

Längst notwendig gewordene Neuauflage des heute noch an beschreibendem Wert nicht überholten vergriffenen Werkes über die frühesten Drucke naturhistorischen und medizinischen Inhalts.

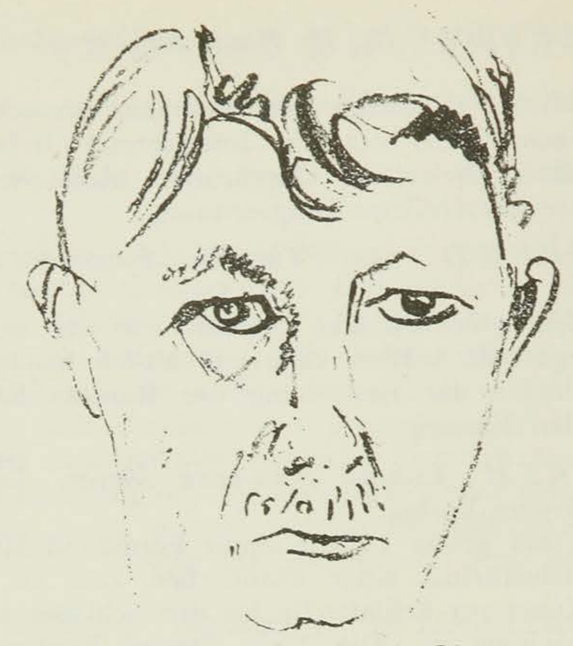
CARL SEELIG, Die Jahreszeiten im Spiegel schweizerischer Volkssprüche. Zürich, Orell Füssli Verlag.

Diese gar nicht so eindeutigen Produkte alten Volksdenkens berühren Verschüttetes und Verdrängtes auch im Gehirn von Modernen und Internationalen. — Mit Bildern nach amüsanten alten Kalenderholzschnitten.

*

ALFRED KUHN, Aristide Maillol. Leipzig, E. A. Seemann.

Endlich ein Buch über den größten Bildhauer unserer Zeit, nicht irgendein Buch, sondern ein Werk, das uns den Künstler, der uns durch den Krieg fremd geworden ist, wieder nahe bringt. Maillol ist in Frankreich selbst noch so wenig berühmt, daß, als Kuhn in Paris erzählte, daß er ein Buch über Maillol schreibe, alle sich freuten, daß endlich ein Werk über Mayol erscheine. Sie verwechselten den Bildhauer mit dem Sänger, der leider sein Theaterchen drangegeben hat (es werden jetzt Revuen drin gespielt; der diesjährige Erfolg war: „Wenn du meine Tante siehst", also Propaganda für Berlin) und jetzt in der Olympia auftritt. Erst nach Erscheinen des Kuhnschen Werkes erschien eine Monographie in Paris, die der Maler Maurice Denis bei Crès herausgab. Wir sind Kuhn für sein schönes Buch zu Dank verpflichtet; er hat uns den beinahe vergessenen Freund des Grafen Kessler, des Carl Ernst Osthaus und des Barons Bodenhausen wieder zum Leben erweckt. Maillol selbst sitzt in Marly-le-Roy und arbeitet an dem Denkmal seines kongenialen Kollegen Cézanne. — Kuhn redigiert die Kunstchronik, in der er, der einst für die Kunst der Lebenden energischst eintrat, sie stiefmütterlichst behandelt. *A. F.*



Oskar Moll, Selbstbildnis (Litho)

MARGINALIEN

Amerikabriefe von Weiß Ferdl.

New York, Ende März.

Der erste Eindruck.

Auf den ersten Blick merkte ich, daß New York ganz, ganz anders ist als München, Himmelsappramest, ist das eine Stadt! Da rührt sich was! Es wohnen etwa sieben Millionen Menschen hier beisammen, Menschen aus allen Weltgegenden, alle Rassen, weiße, gelbe, rote. Kunststück, da soll sich dann auch noch nichts rühren? So viele Menschen wohnen hier so eng beisammen und doch fühlt man sich auf der ganzen Welt nirgends einsamer wie hier — wenn man weder Englisch spricht, noch versteht. Staunend, bewundernd stehst du vor den Wolkenkratzer-Ungeheuern, renkst dir den Hals aus, zählst die vielen, vielen Stockwerke, sagst ein- um das andremal: „Fabelhaft! Unglaublich!" Und im Innern denkst du still und ein bisserl wehmütig: „Unser Marienplatz mit dö Frauentürm, g'fallt ma halt do vui besser!" — Manche werden dies sehr rückständig finden, aber i kann ma net helfen, i bin halt a so!

Ich wohne im Grand Hotel am Broadway, 31. Straße, 10. Stock, Zimmer Nr. 1005. Denken Sie nun nicht, weil das „Grand" heißt, muß das etwas ganz Erstklassiges sein. O nein, es ist ein altes, kleines Hotel, hat nur elf Stockwerke und etwas über 1200 Zimmer, für amerikanische Verhältnisse ungefähr das, was bei uns in München der Stiefelwirt in der Sendlingerstraße ist. Bei jedem Zimmer ist ein Bad dabei; das ist kein Luxus — New York ist nicht sauber, da fliegt allerhand umher; das Tragen von Autobrillen ist ratsam, und wenn man einen Tag in der Stadt rumgelaufen ist, braucht man ein Bad. Papiernot gibt es hier nicht; Zeitungen liegen haufenweise auf der Straße. Jeden Morgen liegt vor meiner Tür ein Blatt im Riesenformat, die „New-Yorker Times". Gestern Sonntag waren zehn Beilagen dabei, 222 gedruckte Seiten! Das bekommen die Hotelgäste gratis — das ist aber auch das einzige, was man hier geschenkt kriegt.



AFRIKANISCHE LEGENDEN

HERAUSGEGEBEN VON CARL EINSTEIN

Vierfarbiger Einband v. Prof. Georg A. Mathéy
Geheftet Mk. 5.—, in Ganzleinen Mk. 7.—

Aus Naturmythen, Heldensagen, Erzählungen, Liedern und Sprüchen wird hier die Welt des Negers aufgebaut. Wie er denkt, lebt, sich die Natur zu eigen macht und seine Götter gestaltet, das ist der Inhalt des Buches.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Interessant sind die vielen Cafeteria, in denen man frühstückt. Bedienung gibt's hier nicht. Da steht ein langes Büfett mit allerhand schönen Früchten, Salaten, Eiern, warmem Schinken, Kuchen usw. Du nimmst ein Tablett, legst Messer, Gabel und Löffel in Serviett eingewickelt darauf, promenierst dann „immer an der Wand lang" an den schönen Sachen vorbei, was dir gefällt, stellst du auf dein Tablett; hinten, wo du rauskommst, ist eine Kasse, du bezahlst, setzt dich an einen Tisch, frühstückst — aus! Niemand sagt: „Guten Morgen!", „Wia hab'ns g'schlaf'n?" — „Heut hab'n ma a schöns Wetta!" wia ma halt bei uns redt! — Reden tun sie hier überhaupt nicht viel; wenn du jemand um etwas fragst, der gibt dir keine Antwort, er schaut dich gar net an. Bei uns sagt man doch, wenn man auch ärgerlich ist: „Steig mir am Buckel nauf!" — weil wir Erziehung haben.

Der Verkehr auf den Straßen ist für unsere Begriffe unfaßbar. Man wundert sich nur, wie sich die Knäuel von Autos, Omnibussen, Straßenbahnen wieder lösen. Das leiten die Policemen und die Posten auf den Verkehrstürmen. Dann erst der Verkehr unter der Erde in der Subway; so schnell kann man gar nicht schauen, wie einem die Züge vor der Nase wegfahren. Das Gedränge wird besonders abends bei Geschäftsschluß unheimlich. Wenn der Waggon noch so voll ist, bei der nächsten Station kommt noch ein Schub Menschen herein; man wird gestoßen, gedrückt, gepufft, in die Höhe geschoben — aber merkwürdig: Niemand schimpft, nein, sie lesen in den unbequemsten Stellungen die Zeitung mit aller Ruhe. Wie würde da bei uns geschimpft und geflucht werden. Hier machen sie es mit Ruhe, nur nicht das Ein- und Aussteigen. Rein — raus, ffßßt — schon geht's dahin. Die Türen klappen automatisch zu, drum Hand weg, einmal hab' ich's drin g'habt! — Beim Aussteigen frug mich ein Bekannter: „Was sagen Sie zu dem Verkehr?" — „Fabelhaft, hier klappt's", sagte ich und schlenkerte die gequetschten Finger.

In München erhielt ich schon seine Adresse, sandte ihm Reklamematerial, Kritiken, Bilder usw. und hoffte, er wird, wenn ich ankomme, schon voll Ungeduld am Pier stehen, mich umarmen und voll Glückseligkeit schluchzen, wenn er mich sieht. Dann, dachte ich, wird er mich in ein Auto tragen und sagen: „Mein lieber, lieber Weiß Ferdl, ganz Amerika erwartet Sie voll fieberhafter Aufregung; jetzt fahren wir gleich ins Theater, seit drei Tagen ist schon alles ausverkauft, rasieren Sie sich schnell hier im Wagen, Ihr Messer können Sie am Fensterriemen abziehen, in einer Stunde müssen Sie auftreten!"

Es war ein bisserl anders. Er hat mich nicht am Schiff abgeholt, erst am nächsten Tag konnte ich ihn nach vielem Suchen erreichen, den Mann, der den Fall „Weiß Ferdl contra Amerika" behandelte. Er ist selbst Komödiant und Bayer, empfing mich mit einer gut gespielten Wurstigkeit und frug kalt und mitleidslos: „Was wollen Sie?" Nachdem ich meinen Namen genannt, frug ich sofort, ob alles vorbereitet sei und wann mein erstes Auftreten stattfindet. Er bemühte sich, noch kälter dreinzuschauen; ich merkte es ihm an, er wollte mich anblicken wie ein Tyrann, der seinen Sklaven zum Tod verurteilt — aber es gelang ihm nicht ganz, er hatte zu viel Fett im Gesicht. Nach einer eindrucksvollen Pause frug er mich, jedes Wort scharf betonend. „Welcher gewissenlose Lump hat Sie veranlaßt, nach Amerika zu gehen?" —

Momentan war ich sprachlos, aber als ich in seinen fettgepolsterten Schweinsäuglein ein triumphierendes, schadenfrohes Lachen aufblitzen sah, kam ich wieder zu mir und dachte für mich: Ferdl, laß dich nicht klein kriegen, du hast als kgl. bayer. Vizefeldwebel im Krieg anderes mitgemacht als dies, laß dich nicht verblüffen. Ruhig antwortete ich: „Mich hat niemand veranlaßt, es war mein eigener Entschluß, ich wollte Amerika sehen und dachte mir, es sind schon viel Dümmere wie ich herüber gekommen, probierst du's auch einmal!"

Er lächelte nicht mehr. Nochmals frug ich, wann mein erster Abend sei.

„Wissen Sie,“ sagte er, „daß man hier drei bis vier Wochen braucht, um so einen Abend zu arrangieren!“ — Ach, du lieber Gott, geht das hier so langweilig? Da muß ich ja schon wieder heimfahren. Da liest man immer, daß in Amerika alles so schnell geht, daß man in acht Tagen einen Wolkenkratzer baut, da wird man doch auch so einen lausigen Vortragsabend in acht Tagen herausbringen!

Endlich wurde der zehnte Tag nach meiner Ankunft als erster Vortragsabend festgesetzt. Die Ausgaben wurden mir genau vorgerechnet, manches verstand ich nicht, weil es englisch benannt wurde — nur die Höhe seiner Provision nannte er mir mit deutscher Offenheit, damit es ja keinen Irrtum gibt.

Nachdem alles festgesetzt, die Inserate aufgegeben, die Plakate bestellt waren, warnte er mich noch einmal: „Mister Weiß, ich mache Sie darauf aufmerksam, es kann Ihnen passieren, daß Sie, statt etwas zu verdienen, 300 Dollar aus eigener Tasche draufbezahlen müssen! Wollen Sie das Risiko übernehmen?“

„All right“, sagte ich saukalt. Ich konnte es um so leichter auf mich nehmen, da ich ganz genau wußte, ich hab' keine 300 Dollar. Was kann mir schon passieren?

Der gute Mann hat zu schwarz gesehen. Der erste Abend war für mich ein Erfolg in jeder Hinsicht und der nächste wird noch besser werden. Der Herr Agent hat seine Unnahbarkeit abgelegt und ist jetzt sehr liebenswürdig.

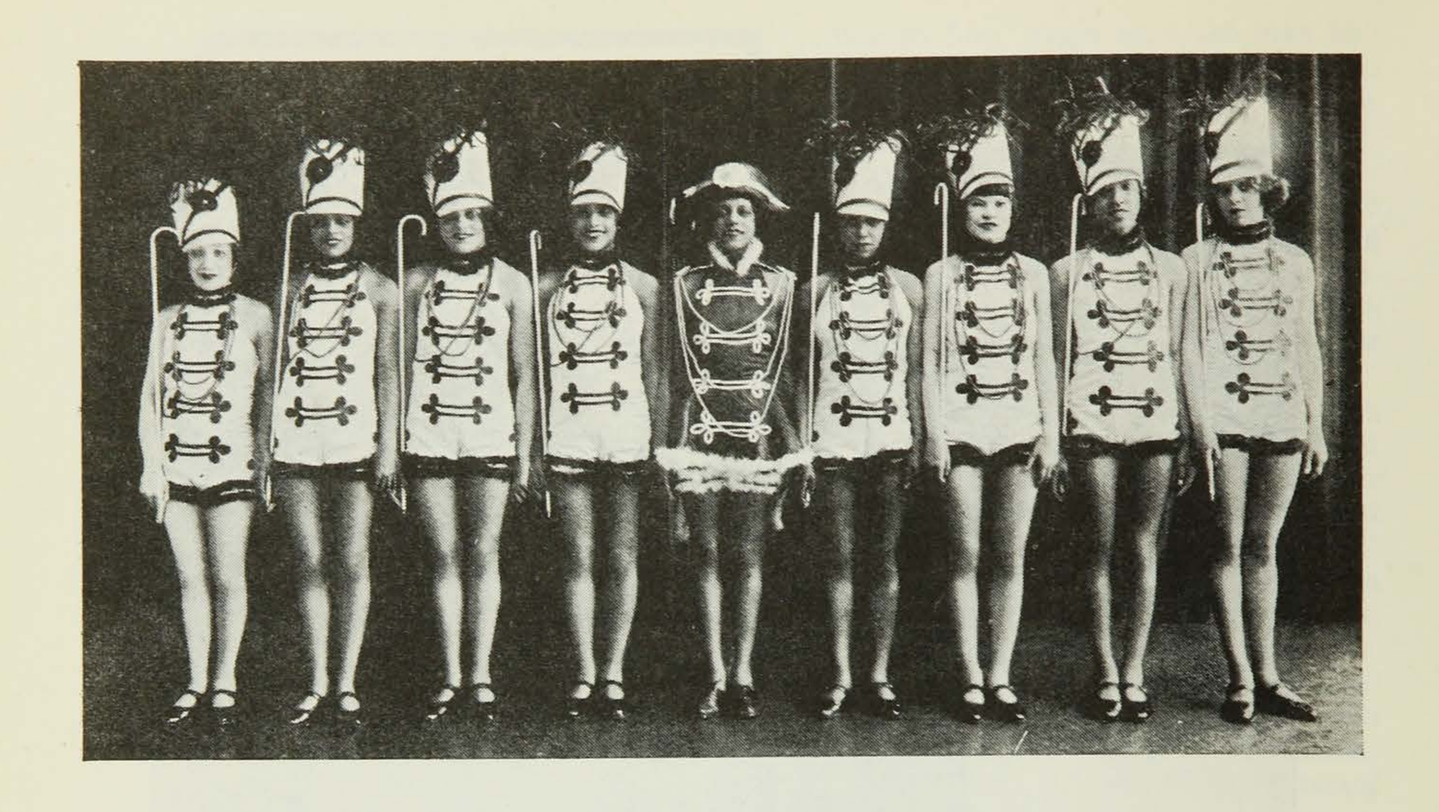
Nur net auslassen, lieber hintbleib'n!

(Münch. Ztg.)

Oscar Moll, der mit Rudolf Grossmann, Rudolf Levy und Hans Purrmann seine Kunst auf französische Tradition aufbaut (Matisse) — so wie Leibl, Thoma und Trübner (Courbet) und Liebermann, Slevogt und Corinth (die Impressionisten) — und deshalb als einziger deutscher Künstler von Bedeutung mit Grossmann und Levy und Purrmann von der „Ausstellung deutscher Kunst von heute“ in Düsseldorf ausgeschlossen wurde, feierte seinen 50. Geburtstag. Moll hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.



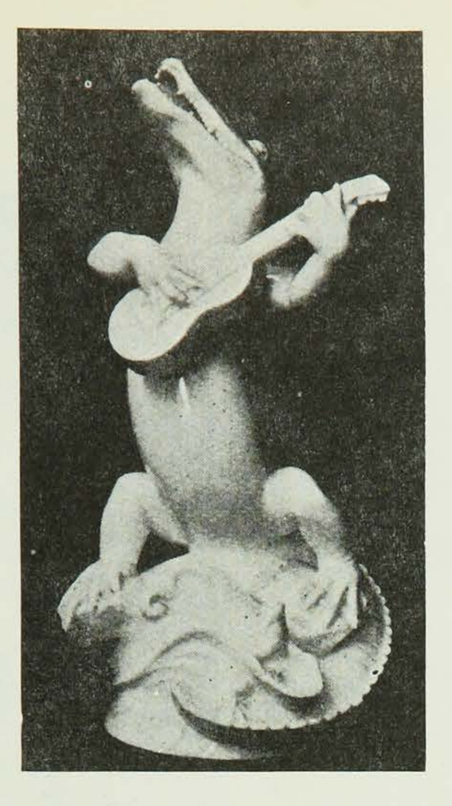
Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf. Ausführung: Bremer Holzkunst-Werkstätten



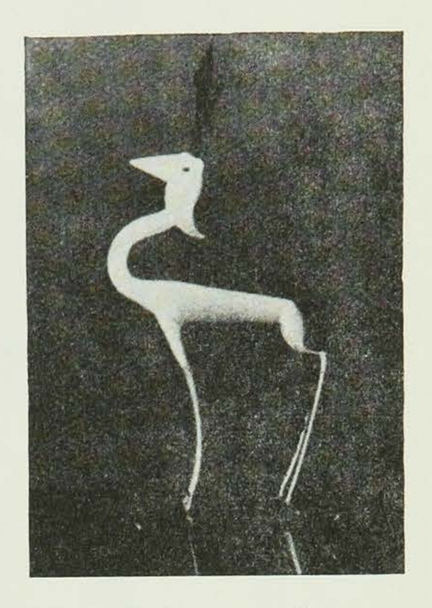
Die Chocolate Kiddies im Admiralspalast Berlin



Pferd aus Glas
Wiener Werkstatt Bimini



Oppel, Krokodil
Rosenthalporzellan



Fabeltier aus Glas
Wiener Werkstatt Bimini

Italienische Kommode mit Marmorplatte (um 1750)
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin



Der Hornknopfjubilar.

In unserm Heimatdörfchen Tyssa in der Sächsisch-Böhmischen Schweiz betrieb mein Großvater im Alter von 23 Jahren 1855 die Hornknopffabrikation in ganz kleinem Umfange, wie es den damaligen Zeiten entsprach. Doch aller Anfang ist schwer! Mit jugendlicher Arbeitslust mußte er Schwierigkeiten überwinden, mit denen er zunächst nicht gerechnet hatte, die aber *eine unvermeidliche Beigabe der Hornknopffabrikation waren.*

Trotz aller Schwierigkeiten brachte es mein Großvater im Laufe der Jahre auf etwa 120 Arbeiter. Mein Vater lernte hier in seinem väterlichen Betrieb nach Beendigung seiner Schulzeit die ersten Gründe der Knopffabrikation. Nachdem er sich hier die nötigen Kenntnisse angeeignet hatte, trieb ihn der Wunsch, sich auch in anderen Betrieben umzusehen, aus seiner Heimat fort. Ausgerüstet mit den soliden kaufmännischen Grundsätzen des Vaterhauses, gewann er mit seinem klaren Auge bald Einblick in fremde Verhältnisse und konnte auf Grund der gesammelten Erfahrungen am 5. Mai 1900 in Stolpen seine eigene Fabrik errichten.

Getreu seinem Wahlspruche: „Von unten nach oben!“ begann mein Vater zunächst nur in einem kleinen Gebäude mit 15 Arbeitern die Fabrikation von Kragen- und Manschettenknöpfen. Sehr bald aber zeigte die Geschäftsentwicklung, daß die Betriebsbasis vergrößert werden mußte. Dazu waren Um- und Erweiterungsbauten des Grundstücks, Anschaffung von Spezialmaschinen und Neueinstellung von Arbeitskräften nötig. Diesen Anforderungen war mein Vater durch eisernen Fleiß gewachsen und, wenn die Sorgen und Arbeiten einmal allzusehr auf ihm lasteten, hatte er stets an seiner Lebensgefährtin, die *aus derselben Branche stammt,* eine treue Stütze, Helferin und Ratgeberin. Dadurch, daß er nur gute Ware zu möglichst billigem Preise lieferte, wuchs das Geschäft von Jahr zu Jahr trotz aller *Konkurrenz, die sich bemerkbar machte.* Als im Jahre 1911

mein Vater nun auch die Fabrikation von Modeknöpfen aufnahm, reichte das alte Fabrikgebäude bei weitem nicht mehr aus und mußte deshalb eine vollständig neue, moderne Fabrik errichtet werden, die im Laufe des Jahres 1912 fertiggestellt wurde . . .

*

So schließe ich denn meinen Bericht mit dem Wunsche, daß dem Jubilar im Kreise seiner Familie ein froher Lebensabend beschieden sein möge und daß seine Lebensarbeit den nachfolgenden Generationen stets ein Vorbild sein möge im Sinne unseres Dichterwortes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

(Aus der von Josef Püschner jun. seinem Vater gewidmeten „Jubiläumsschrift der Firma Josef Püschner, Stolpen in Sachsen.“)

Als **Jack Dempsey** letzthin im Luna-Park zu Berlin auftrat, lernte ihn Ernesto de Fiori, der gerade die Büste des Sängers Benjamino Gigli vollendet hatte — die Bronze wurde vom Museum in Dortmund angekauft —, durch Hans Breitensträter kennen. Fiori fragte den Boxerkönig, ob er Zeit habe, ihm zu sitzen. Als Dempsey allerlei Ausflüchte machte, keine Zeit, B. Z.-Flug usw., sagte Breitensträter: „Wenn dich Gibbons verhaut, bist du vergessen, dann lebst du nur noch durch Fioris Werk.“

Dies hat Dempsey eingeleuchtet, und Fiori konnte ihn modellieren.

Die in Heft 6 reproduzierte Litographie „Autofahrt“ von **Max Beckmann** ist im Hermelin-Verlag, Berlin W 50, die Radierung von André Derain im Verlage der Galerien Simon und Flechtheim erschienen; die Zeichnungen von Jules Pascin gehören dem Museum in Stockholm.

Der Geheime Kommerzienrat **Louis Hagen,** Köln, wurde 60 Jahre alt. Er hat seine Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Sommer.

Der Buddha schwitzt in der Vitrine,
Die Vöglein zwitschern zwischen den Antennen;
Es fährt der Schwarm der noch nicht Majorennen
Nach Rheinsberg mit und ohne Konkubine.

Auf dem Balkon erblühen die Tomaten,
Im Freibad sonnt sich manches Doppelkinn,
Nachrechnend seinen letzten Skatgewinn,
Bestellt sich Lehmann einen frischen ,,Spaten".

Im Walde tummeln sich die Schillerkragen
Mit Mandolinen und porösen Hosen,
Es mengt sich junges Grün mit kondensierten Dosen,
Stolz schiebt der Gatte Bubis Kinderwagen.

Es singt vom Lenz, wem Stimme nicht gegeben,
Frau Rat schwankt zwischen Binz und Achensee,
Indessen frißt die Motte ihren Zobelfeh,
Denn Sommer ist's, und jedes will ja leben.

George F. Salmony.

Als **Slevogt** vor dem Krieg einst in der Berliner Sezession beschäftigt war, Bilder für die Frühjahrsausstellung zu hängen, und eben die Arbeiten expressionistischer Maler verteilte, sagte Trübner zu ihm: ,,Hängen Sie nur recht viel von dem scheußlichen Zeug auf." ,,Warum denn?" fragte Slevogt. ,,Na, nachher sind wir die Klassiker." *(Aus ,,Kunst und Künstler".)*

Eine bekannte ungarische Filmdiva **über die Liebe:**
Wann ich es tue, tue ich es nicht aus Genußheit, einzig aus Wut.

Nach dem Feste.

Aus Lüben.

Verrauscht sind die herrlichen Pfingststunden. „Alltag" surren die Motore. „Alltag" brummen die Maschinen dazu ... Ach, sie waren so schön, die heurigen Pfingsttage. Ein Wetter. Ein Sonnenschein, der uns das „liebliche Fest" so recht zum Bewußtsein brachte.

In Lüben selbst war es am ersten Feiertage recht ruhig. Die Menschen waren eben ausgeflogen. Viele saßen auch im schattigen Schießhausgarten und lauschten den Klängen der Wolf-Kapelle, die ihre Sache wieder recht gut machte und die am Mittag bereits Parolemusik gespielt hatte. Andere zogen einen Spaziergang nach dem Stadtwalde vor und stärkten sich dann aus Küche und Keller der Oberförsterei-Wirtschaft, um am Abend im „Löwen" nochmals einzukehren, denn dort spielte eine andere Kapelle. „Bläserkorps der ehemaligen Königsgrenadiere" nannte sie sich. Dieselbe Kapelle spielte auch am Nachmittag im herrlich gelegenen Garten der „Friedenseiche" in Mallmitz. Es war eine „leichte Biermusik", für die man nicht gern 70 Pf. Eintritt bezahlt. Das nur nebenbei.

Am 2. Feiertage begann das

Königsschießen des Adler-Schützenklubs.

Pünktlich um 3 Uhr stellten sich die Schützenbrüder unter Kommando des Vorsitzenden, Herrn Ratsherrn Deumert, am Rathaus. Nach Einholen des Königs, Herrn Schmiedemeister Guder, und der Ehrengäste, darunter Herr Bürgermeister Feige und eine Abordnung der Schützengilde, hielt vor „versammelter Mannschaft" der Vorsitzende eine kernige Ansprache, die in einem dreifachen Hoch auf unser geliebtes Vaterland ausklang. Dann marschierte man unter exakter Marschmusik der Wolf-Kapelle durch die Straßen Lübens nach dem Schießhausgarten. Ein gutgespieltes Gartenkonzert ließ die Alltagsgrübeleien nicht aufkommen. Während des Konzerts begann das Schießen nach dem stolzen Vogel, der heute und morgen seine bunten Federn lassen muß. Am Mittwoch abend erfolgt die Proklamierung des neuen Königs, der dann später abends seinen feierlichen Einzug halten wird.

(Lübener Stadtblatt.)

Kisler and George Antheil are going to open up a real modern bar in Paris. It is to be the Kisler-Antheil bar ... in autumn.

Stefan Grossmann, Thomas Mann und Finanzminister **v. Schlieben** wurden fünfzig Jahre alt. Sie haben ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Erinnerungen aus Düsseldorfs künstlerischer Vergangenheit.

Wie stark die Anziehungskraft Düsseldorfs im vergangenen Jahrhundert war, beweisen u. a. die zahlreichen Skandinavier, die, mit Adolph Tidemand beginnend, sich hier für kürzere oder längere Zeit niederließen, darunter lange Zeit allein so viele Norweger, daß diese eine besondere und bekannte, dazu auch originelle Kolonie bildeten. Sie verkehrten ausschließlich in einer bekannten Destillerie und saßen dort beim Punsch. Einen Blick auf diese Seite ihres Schaffens gewähren uns die in den nachfolgenden Versen wiedergegebenen Variationen ihres geistreichen Wahlspruchs.

Die norwegische Kolonie.

(Vereinslokal Neyben, Hunsrück, 1840—1880.)

Schauche.

„Mondschein malet er bei Tage,
Glühwein zahlet er bei Nacht.
Zwar die Kunst ist eine Plage;
Doch die Welt ist gut gemacht.“

Schmitsen.

„Zwar der Mond ist gut gemacht,
Glühwein gibt es auch bei Tage;
Doch die Welt ist eine Plage:
Besser schläft es sich bei Nacht.“

Isaksen.

„Habt ihr das auch wohl bedacht?
Zwar der Mond ist gut gemacht,
Doch der Glühwein ist 'ne Plage,
Immerfort wird er gebracht —"

Ekenaes.

„Nordlicht gibt es nicht bei Nacht.
Besser schläft es sich bei Tage,
Und die Kunst ist gut gemacht.
Doch der Mond ist eine Plage."

Olassen.

„Zwar den Mond zahlt er bei Tage,
Und die Kunst malt er bei Nacht;
Doch die Welt ist eine Plage:
Glühwein, der ist warm gedacht."

Laerssen.

„Zwar den Mond ganz außer Frage,
Glühwein ist sehr gut gemacht . . .
Trinkt ihn bis zum Jüngsten Tage,
Bis zur letzten Mitternacht . . ."

Sorensen.

„Glühwein ist ihm eine Plage,
Bilder malt man wohl bei Nacht.
Zwar der Mond scheint auch bei Tage,
Doch da gibt man nicht drauf acht."

Ernst te Peerdt.
(Düsseldorfer Tageblatt 30. 5.)

Vom Heiratsmarkt.

Berlin. Findet sich mir (Akademiker, Mitte 30) eine natur- und kunstsinnige Sonnenfreundin von edlem Wuchs, gemütstiefer Art und glühend völkischer Gesinnung? Deutsche Damen, stolz auf ihre germanische Volkszugehörigkeit und begeisterungsfähig für Walhalls Götterwelt wie für die Märchenwunder hellenischen Traumlandes, wollen Bildzuschriften richten an Lagerkarte 223, Berlin W 9. *(Vegetar. Warte.)*

*

Heiratsgesuch. Ein Junggeselle, nett von Art, sucht eine Jungfrau, hübsch und zart. Auch braucht man auf der schnöden Welt ein Beutelchen gefüllt mit Geld. Ach, schicken Sie Ihr Bildchen fein, unter Chiffre ds. Zeitung ein. Diskretion ist mir Ehrensache, damit kein andrer drüber lache. Zum Schlusse sei noch dies gesagt, es ist ein Lehrer, der dies wagt. Er wohnet auf dem Lande fein, hat eingeschlachtet fettes Schwein, hat Hühner, Enten, Gänse, Garten, warum willst denn noch länger warten? Ein neues Haus steht schon bereit, nun, Mädel, ran und eingefreit. Off. unt. 2367 Fil. ds. Bl.

(Ostsee-Ztg.)

*

Kein Heiratsantrag. Zwecks späteren, selbstlosen, geistigen Verkehrs suche nicht beschränkt überbildete Fanatiker — dafür aber wahrhaftig deutsch oder angloamerikanisch sein müssende großzügige Männer (Alter Neben-, vornehmer Charakter Hauptsache) in unabhängiger Lebensstellung, vorerst auch ohne Lichtbild, ernstlichst schriftlich kennenzulernen. L. L. Kopernikus 22, Lemberg, Polen. *(Daheim.)*

*

Es ist ein schöner Glaub' im Land:
Es wurde doppelt einst geschaffen
Ein jedes Wesen und sodann geteilt. —
Da suche jede Hälfte nun die andre
Durch Meer und Land — — — — —

Welcher Edle fühlt ein halbes Herz in seiner Brust? Aufrichtige Zuschr. unter Zusich. str. Diskr. unt. F. P. 1498 a. d. Exp. *(Gartenlaube.)*

Eine selten einsame Frauenseele sucht einen wirklich feinen Menschen (Erscheinung und Seele), welchem sie Lebenskamerad sein dürfte. Ich bin nicht begütert, ich bringe nur mich und den Wunsch, einem Menschen alles zu sein. Ist in Mittel- oder Süddeutschland ein Mann, dem das genügt? Suchende ist eine hübsche, schlanke Erscheinung und 28 Jahre alt. Angeb. nur mit Bild unt. B. A. 2345 an den Verlag. *(Die Schönheit.)*

*

Selbständiger Mechaniker, 44, schöne Wohnung in Villenort, Wassersportfreund, möchte freundliche blonde Schneiderin bis 30 zwecks baldiger Heirat kennenlernen. Bedingung: Gute Zähne und kleines Vermögen. Off. nicht an. u. 223 a. d. Fil. Schönh. Allee 114. *(Berl. Morgenpost.)*

*

Junggeselle, 35 Jahre, ohne Anhang, sympathisch, kein Mensch der breiten Straße, war unter dem Roten Rreuz im Felde, daher etwas kriegsbeschädigt, durch Kampf gereift, tiefveranlagter Charakter, aber heiteren Sinnes, Frohnatur, Geschäftsmann, sucht Einheirat oder Heirat mit einer Dame christlichen Glaubens, die wanderfroh ist und noch die deutsche Treue besitzt. Zuschriften mit Bild unter O. R. 2690 an den Verlag. *(Die Schönheit.)*

*

Junger Mann, 21 Jahre, sucht Dame zwecks Heirat. (Dame mit Sprachfehler bevorzugt.) Off. u. 2456 an d. Fil. Bülowstr. *(Berl. Lokal-Anz.)*

*

26jähr. Fleischhauerstochter, Israelitin, sucht Ehebekanntschaft mit existenzsicherem Herrn bis 36 Jahre, erhalte Monatsrente 150 Schillinge und täglichen Fleischbedarf. Unter „Absolut seriös 8856" an d. Exp. *(Die Stunde.)*

*

Heirate sofort nette, vermögende Dame mit kleinen Fehlern. Off. u. C. F. 5621. *(Potsdamer Tagebl.)*

*

Rentierstochter, kath., 28 Jahre (Kind tot), eigenes Heim, späteres Vermögen, jedoch einmal Monat nur Nachts an leichten Krämpfen leidend, sonst gesund und berufstätig, wünscht baldige Heirat, soliden Herrn, auch Leidensgefährten, fester Stellung. Nichtanonyme ausf. Off. u. A. S. 3456 a. d. Exp. *(Berl. Volks-Ztg.)*

Geschäftsmann, 38 Jahre, sucht Lebensgefährtin mit größerem Vermögen zwecks Vergrößerung der Schweinemästerei. Off. „W. S. 87632", Ullstein-Fil. Schönh. Allee. *(Berl. Morgenp.)*

*

Staatsbeamter, 25 Jahre, dunkel, 1,70, strebsam u. solide, wenig Tänzer, sucht Dame bis 23, zwecks Einheirat in Obst- u. Spargelplantage od. Geschäft en gros. Zuschriften bitte unter „W. S. 5681" a. d. Fil. Moritzplatz *(Berl. Morgenp.)*

*

Zwecks Heirat wünscht Herr wirkliche korpulente Dame. „Appl. 13 h" a. d. Exp. *(Daheim.)*

*

Reell, 48 er, Sommeraufenthalt, u. Ersparnisse, sucht Frau, volle Figur, wenn ganz arm, zwecks Heirat. „Sch. 34 562", Ullstein-Fil. Schönhauser Allee. *(Berl. Morgenp.)*

*

Polizeibeamter, 32, Einrichtung, hier fremd, heiratet makelloses Mädchen, Witwe, mit voller, vollschlanker Figur, kein Ausschuß, auch arm, früherer Beruf gleich. Anonym zwecklos. Bildoff. (zurück) Pp. 237 a. d. Fil. ds. Bl. *(Kieler Ztg.)*

(Gesammelt von Luise Bonwitt.)

Die Launen eines Glückskindes.

Der Gesellschaftsabend im Palais eines Pariser Malers.

Van Dongen ist seit Kriegsende der Lieblingsmaler der Pariser Lebewelt. Aus einem kleinen niederländischen Dörfchen war er vor zwei Jahrzehnten nach Frankreich gekommen und fristete zwanzig Jahre ein Leben bitterster Armut und größten Elends unter den unzähligen unbekannten Künstlern des Montmartre, bis schließlich sein Glücksstern aufging. Ein Kunsthändler entdeckte die außergewöhnliche Begabung Van Dongens, bezahlte seine Schulden, sicherte ihm die zur Arbeit nötige Muße, und in kaum zwei Jahren wurde der unbekannte Hungerleider zu dem gesuchtesten und bestbezahlten Porträtisten der französischen Hauptstadt. In den Kreisen der Pariser Finanzaristokratie

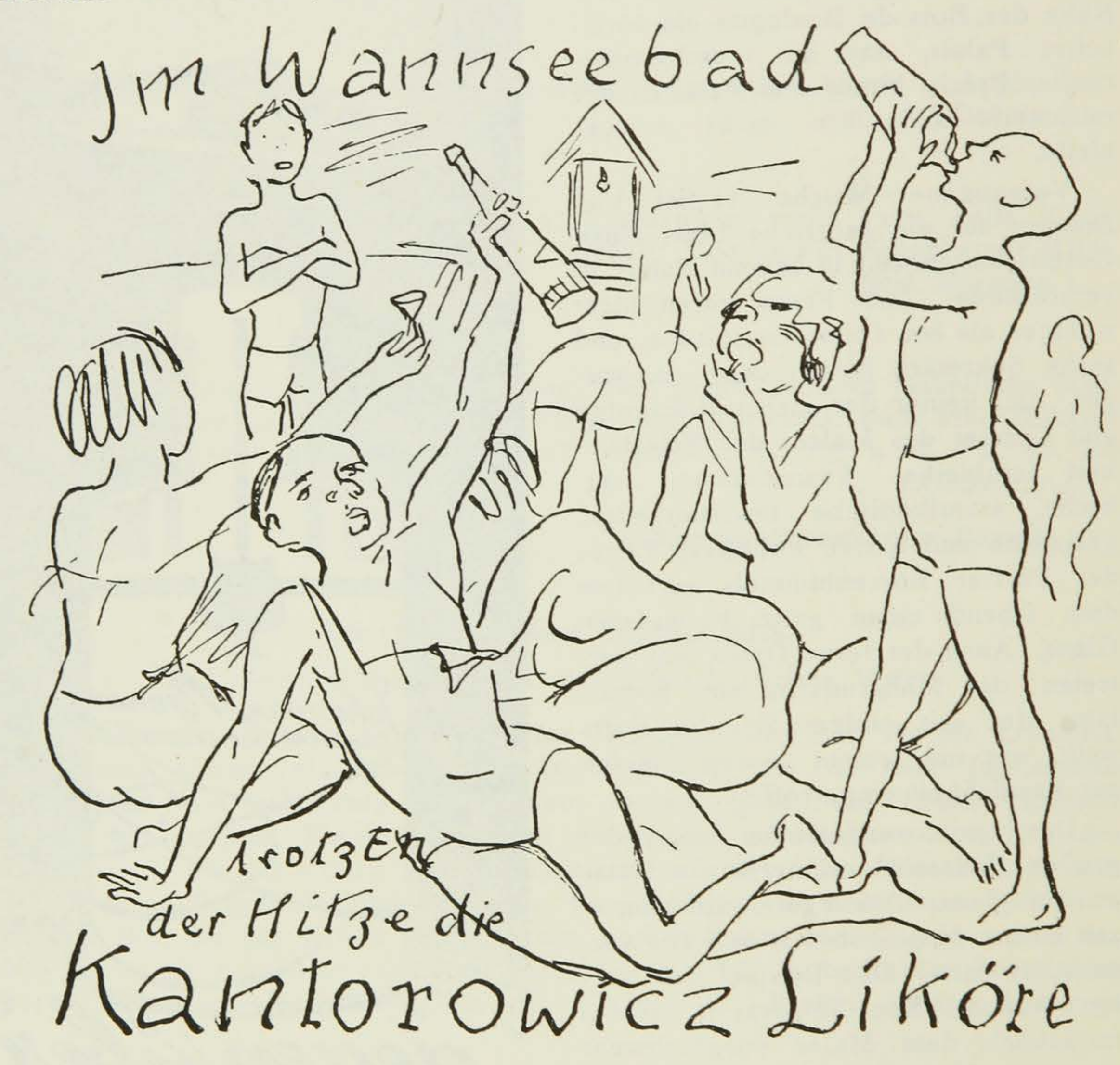
herrscht eine förmliche Van-Dongen-Manie. Es gehört zum bon ton, von dem niederländischen Maler porträtiert zu werden. Die Bankiers und Großkaufleute, die ihre Frauen, Töchter und Maitressen von ihm malen lassen, bezahlen für ein Porträt dem glücklichen Maler 100 000 bis 300 000 Franken. Van Dongen bewohnt in der Nähe des Bois de Boulogne ein fürstliches Palais, das an verschwenderischer Pracht hinter den Palästen der reichsten Milliardäre nicht zurückbleibt.

Vergangene Woche verfiel Van Dongen auf die exotische Idee, einen Gesellschaftsabend in seinem Palais zu veranstalten. Zum Feste waren nicht weniger als 800 Gäste eingeladen, und sechs Sekretäre hatten dafür zu sorgen, daß keiner der vielen Bekannten und Gönner des Malers der Feierlichkeit fernbleibe. Französische, englische, amerikanische Berühmtheiten, gewesene und aktive Politiker, Sterne des Pariser Börsenhimmels verliehen dem Abend einen ganz besonderen Glanz. Auch der ferne Osten war vertreten: der Maharadscha von Kapurtala, der seit einiger Zeit in Paris weilt, war mit seinem ganzen Gefolge zur Festlichkeit eingetroffen.

Der verschwenderische Luxus des großen Ballsaales erinnerte die Gäste an die glanzvollen Feste, die seinerzeit Kaiser Napoleon III. in Paris veranstaltet hatte. Das Beispiel des letzten französischen Imperators schien tatsächlich dem Maler vorgeschwebt zu haben, denn die Dekorationen, die Ausstattung des Büfetts boten dem entzückten Publikum wohlgelungene Nachahmungen der Ballsäle aus den Zeiten des zweiten Kaisertums.

Der findige Hausherr sorgte für eine ganz besondere Überraschung. Schlag 12 Uhr öffnete sich die große Flügeltür des Saales, und die verblüfften Gäste befanden sich in einer prachtvollen Badehalle mit herrlichen Fontänen und einem hundert Meter langen gläsernen Bassin. Die Überraschung

erreichte ihren Höhepunkt, als die Herrin des Hauses in einem hochmodernen seidenen Badetrikot vor die Gäste trat und sie zum Bad einlud. Das Trikot war allein schon eine Sensation. Es war fast so durchsichtig wie das Kristallglas des Bassins. Nun erschienen zwölf Lakaien im Saal und führten die Gäste zu den in der Vorhalle errichteten Kabinen, wo bereits für jeden der Eingeladenen ein passendes Badetrikot vorbereitet war. Es waren die modernsten Badekostüme in allen erdenklichen Farben: Seidenpyjamas, Spinnwebtrikots, englische Badekostüme, wie man sie selbst in den elegantesten Strandbädern, in Dauville und Ostende, nur selten sieht. Es war unmöglich, der Verführung



zu widerstehen. Fräulein Escea, die bekannte Operettenschauspielerin, war die erste, die, dem Beispiel der Hausfrau folgend, sich in die kühlenden Wellen des Bassins warf. Die Kabinen wurden jetzt förmlich gestürmt. Eine Stunde später trieben bereits 300 Damen und Herren in dem Bassin herum, das, von elektrischen Lampen beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens glänzte. Da trat ein unerwarteter Zwischenfall ein. Die gläserne Wand des Bassins barst, und das Wasser begann den großen Saal zu überschwemmen. Es entstand eine unbeschreibliche Panik, der Findigkeit Van Dongens gelang es jedoch im letzten Augenblick, die Situation zu retten. Auf der obersten Sprosse einer Leiter stehend, verkündete er mit lauter Stimme, daß der kleine Zwischenfall eine vorbereitete Überraschung gewesen und den Clou des Festes bilde. Die Gäste zogen sich nun in die im ersten Stockwerk gelegenen Säle des Palais zurück, und die Unterhaltung der Schiffbrüchigen nahm bis zum Morgengrauen ihren weiteren ungestörten Verlauf. *(Az Upag, Budapest.)*

Chocolate Kiddies im Admiralspalast.

Das europäische Bein ist ein Teil der Persönlichkeit und steht zum Geist des Besitzers in Verbindung, eventuell ist es methaphysisch. Geist in diesem europäischen Sinne haben die Kiddies nicht, das Bein ist also frei, der letzte Rest Persönlichkeit ist weggeschlenkert.



Arthur Grunenberg — Chocolate Kiddies

Die Beine haben für sich Funktion bekommen, das neue Bein ist da! Selbst von der stets sehr verfänglichen Rückansicht aus ist es vollkommen. Es hat die fehlerlose Schönheit des reproduzierten Beins und dazu die Wirklichkeit und Wärme, dazu noch den Vorteil der Farbe, so daß die Konkurrenz nicht aufkommt.

Die Musik der Jazz-Band ist grandios. Mächtig trotz der Sinnlichkeit, immer noch die einzige Musik, die uns ergreift. Man muß es schon sehr weit gebracht haben, um immer mit klassisch auszukommen.

H. v. Wedderkop.

Bruno Walter und die Jazz-Musik. Wie uns aus London gemeldet wird, ist Bruno Walter gestern dort angekommen, um während der Saison das Orchester im Covent-Garden zu dirigieren. In einem Interview erklärte er, daß es mit der Jazz-Musik zu Ende sei. Sie hätte sich nur deswegen solange halten können, weil eine erstaunliche Anzahl musikalischer Leute für diese unmelodischen Rhythmen Interesse gezeigt hätten. *(Voss. Ztg. 10. 6.)*

Wilh. H. Kropp Beerdigungsbüro

St. Anschar, Gerhofstraße 25-29

Beste Ausführung, mäßige Preise, erste Empfehlungen. Eigenes Autofuhrwesen! Übernahme von Beerdigungen! Feuerbestattung aus diesbezüglichen Begräbnis- oder Feuerbestattungs-Versicherungen von 80 Mk. an! Behalten Sie sich freie Wahl des Unternehmers vor, es ist Ihr Vorteil!

Hansa 1882 — Hansa 8237 — Elbe 8547

(Hamburger Nachrichten.)



Photographie in Kunst und Wissenschaft

ist die große Helferin auf allen Kunst- und Forschungsgebieten, wo es darauf ankommt, zuverlässige, bildliche Wiedergabe zu erzielen. Jeder ernsthaft Arbeitende wird nur zu erstklassigem Material greifen.

Agfa-Rollfilme, -Filmpacke, -Photo-Platten

sind zuverlässig, haltbar, einfach zu verarbeiten, den höchsten Anforderungen entsprechend.



VERLANGEN SIE das AGFA-PHOTO-LEHRBUCH für Anfänger, es kostet **20 Pf.** oder das wissenschaftlicher, ausführlicher gehaltene AGFA-PHOTO-HANDBUCH, es kostet **80 Pf.**

Beim Photohändler oder auch direkt zu beziehen von der

Agfa BERLIN SO 36

Franz Werfel kehrte jüngst von einer Palästinafahrt heim, die er auf Einladung zionistischer Freunde unternommen hatte.

Man fragt ihn nach besonderen Eindrücken.

Und der Dichter erzählt: „Bei der Einfahrt des Zuges in die Station Jerusalem höre ich, durch die Waggons gellend, den Ruf: ‚Herr Werfel! . . . Herr Werfel!' Ich arbeite mich durch sämtliche Abteils durch dem Rufer entgegen und sehe mich einem kleinen spitzbärtigen Mann gegenüber. ‚Ich bin Herr Werfel — was wünschen Sie von mir?' — Worauf er mir die Hand reicht: ‚Sehr erfreut — Eckstein mein Name . . . wir warten auf Sie schon drei Wochen . . .' Am Ausgang wende ich mich verlegen an einen Freund: ‚Wer ist dieser Mann?' — ‚Der? Das ist der alte Eckstein. Der Dienstmann von Jerusalem.'"

(Berl. Tagebl., 16. 5. 25.)

Gesamtausgabe der Werke Gautiers. Der Avalun-Verlag in Hellerau bereitet eine bisher fehlende Gesamtausgabe Théophile Gautiers mit Zeichnungen des Graphikers Karl M. Schultheiss vor. Als erste Bände erscheinen: Die vertauschten Paare; Der Roman der Mumie; Jettatura; Avatar; Mademoiselle de Maupin.

Der Verlag **Friedrich Cohen** in Bonn fügt diesem Heft einen Prospekt über seine neue eigenartige Zeitschrift „Philosophischer Anzeiger" bei.

In München ist eine **Verkehrsausstellung** eröffnet worden, der Clou derselben ist die Abteilung der Münchener Fremdenpolizei.

Eingegangene Bücher*)

H A U F F , W I L H E L M: *Gesammelte Werke.* 4 Bde. Berlin, Deutsche Bibliothek.

H E C K E , P A U L - G U S T A V V A N: *Poëmes 1920—23.* Anvers, Ed. Sélection S. C.

H E I N E , H E I N R I C H: *Lyrischer Nachlaß.* Hamburg—Berlin, Hoffmann & Campe.

H E L L E R , F R E D: *Der Franzl und andere Habsburger Anekdoten.* Hannover, Steegemann.

H E R R F E T T W A N S T. *Eine amerikanische Autobiographie.* München, Kurt Wolff.

H I L L E R , K U R T: *Verwirklichung des Geistes im Staat.* Leipzig, Ernst Oldenburg.

K A S P A R , H E I N R I C H: *Aufklang.* Gedichte. Zweibrücken, Selbstverlag.

K O H L R A U S C H , R O B E R T: *Deutsche Denkstätten in Italien.* 3. Teil. Stuttgart, Robert Lutz.

K O O P , A L B E R T I.: *Frühe chinesische Bronzen.* Mit 110 Tafeln. Berlin, Wasmuth.

K R E I D O L F , E R N S T: *Alpenblumen.* (Aquarelle.) 2. Folge. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.

L A A R S S , R. H.: *Dämon Rausch.* Eine Abhandlung über den Mißbrauch von Betäubungsmitteln. Leipzig, Talis-Verlag.

L A U R E N T , V I V I: *Vivis Reise.* Ein Jahı als Dienstmädchen in Amerika. Gotha, F. A. Perthes.

U Z A R S K I: *Tun-Kwang-Pipi.* Potsdam, Kiepenheuer.

M A U P A S S A N T: *Die schönsten Erzählungen.* München, Albert Langen.

A L E X A N D E R M O S Z K O W S K I: *Anton Notenquetscher läßt Sie grüßen.* Hamburg, Hoffmann & Campe.

L I C H N O W S K Y , M E C H T I L D: *Geburt.* 4. Aufl. Reiß, Berlin.

I N A Y A T K H A N: *Aus einem Rosengarten Indiens * Das innere Leben * Die Schale von Sâki.* Erlenbach, Rotapfel-Verlag.

G R A F A L E X E I T O L S T O I: *Aelita, ein Marsroman.* Deutsch von Alexander Eliasberg. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

E M I L S Z I T T Y A: *Klaps, Roman.* Potsdam, Kiepenheuer.

---

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

ROBERT MUSIL: Drei Frauen, Novellen. Rowohlt, Berlin.
J. P. JACOBSEN: Novellen. Greifen-Verlag, Rudolstadt.
*FRANK HELLER: Herrn Filip Collins Abenteuer * Lavertisse macht den Haupttreffer * Herr Collin ist ruiniert * Die Finanzen des Großherzogs * Führe mich in Versuchung * Der sibirische Expreß * Die tausendundzweite Nacht.* Georg Müller-Verlag, München.
HANS W. FISCHER: Das Schlemmerparadies, ein Taschenbuch für Lebenskünstler. Rösl & Cie., München.
*WALTER SERNER: Die Tigerin * Der Pfiff um die Ecke. Spitzel- und Detektivgeschichten.* Elena Gottschalk, Berlin.
ALBRECHT SCHÄFFER: Das Prisma, Novellen. Insel-Verlag, Leipzig.
SCHENDELL, WERNER: Ein Wanderer. Insel-Verlag, Leipzig.
PAUL MAYER: Der getrübte Spiegel, Novellen. Hermann Meister, Heidelberg.
CHINESISCHE NOVELLEN. Deutsch von Rudelsberger. Schroll & Co., Wien.
JACOB WASSERMANN: Der Wendekreis. Faber oder die verlorenen Jahre. S. Fischer-Verlag.
HERMANN BANG: Wanderjahre. Rikola-Verlag, Wien.
ROMAIN ROLLAND: Der 14. Juli, Revolutionsdrama. Georg Müller, München.



J. F. COOPER: Conanchet, ein Indianerroman. Allgemeine Verlagsanstalt, München.
AMERINGER, OSKAR: Unterm Sternenbanner. Berlin, Malik-Verlag.
BEENKEN, HERMANN: Bildwerke des Bamberger Doms aus dem 13. Jahrhundert. Bonn, Cohen, 1925.
BERGER, MARTHA: Das Leben einer Frau. Wien, Rikola-Verlag.
BONI DE CASTELLANE: Comment j'ai découvert l'Amérique. Paris, Crèz.

BRAMMER, KARL: Der Prozeß des Reichspräsidenten. Berlin, Verlag für Sozialwiss.

BRANDES, GEORG: Die Jesus-Sage. Berlin, Erich Reiß.

BRANDES, GEORG: Kindheit und Jugend. Dresden, Carl Reißner.

BREYSIG, KURT: Vom geschichtlichen Werden. Bd. I. *Persönlichkeit und Entwicklung.* Stuttgart, Cotta.

BRIEGER, LOTHAR: Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben. Die wichtigsten Erst- und Originalausgaben von etwa 1750 bis etwa 1880. (Taschenbibliographien für Büchersammler II.) Stuttgart, Julius Hoffmann.

VOM EINSIEDLER CONSTANTIN BRUNNER. Potsdam, Kiepenheuer.

BÜCHER DES MITTELALTERS. Hrsg. *v. Fr. v. d. Leyen.* Bd. I. *Wunder und Taten der Heiligen.* Von *Goswin Frenken.* Bd. II. *Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich.* Von *Werner Schwarzkopff.* München, F. Bruckmann.

BRY, CARL CHRISTIAN: Verkappte Religionen. Gotha, F. A. Perthes.

CASAVOLA, FRANCO: Avviamento alla pazzzzia. Milano, Ediz. futuriste di „Poesia".

CENDRARS, BLAISE: L'Or. Paris, Grasset.

CHAMPSAUR, FÉLICIEN: Roi des Singes. Paris, Eugène Fasquelle.

CHENOY, LÉON: Le Feu sur la Banquise. Poëmes. Bruxelles, L'Equerre.

COLETTE: Aventures quotidiennes. Paris, Flammarion.

COLVIN, SIDNEY (u. a.): *Robert Louis Stevenson:* His work and his personality. London: Hodder and Stoughton.

CZECH, ADALBERT: Im Jubel der Landschaft. 4. Auflage Oldenburg, Stalling.

DELTEIL, JOSEPH: Jeanne d'Arc. Paris, Grasset.

FAUT, ADOLF: Romantik oder Reformation? Gotha, F. A. Perthes.

FAY, BERNARD: Panorama de la Littérature contemporaine. Paris, Simon Kra.

FECHENBACH, FELIX: Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthause. Berlin, I. H. W. Dietz Nchf.

FISCHER, HANS: Weltwenden. Leipzig, Voigtländer.

FLEURON, SVEND: Meister Lampe. Ein Hasenroman. * *Schnipp Fidelius Adelzahn.* Ein Dackelroman. * *Strix.* Die Geschichte eines Uhus. Jena, Diederichs.

FRANK, JOSEF MARIA: Korax. Panoptikum Mensch. Berlin, Verlag deutscher Bücher.

FREUD, SIGMUND: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. 4. Aufl. Wien, Deuticke.

FRIEDRICH, ERNST: Oskar Kanehl, der proletarische Dichter. Berlin, Verlag Arbeiterkunst.

GARBE, RICHARD: Indische Reiseskizzen. 2. Aufl. München-Neubiberg, Oskar Schloß.

GEHRIG, OSCAR: Otto Hitzberger. Berlin, Deutsch-literar. Institut.

GOLL, CLAIRE ET IVAN: Poëmes d'Amour. Paris, Jean Budry & Cie.

ALTIONISCHE GÖTTERLIEDER UNTER DEM NAMEN HOMERS. Deutsch von *Rudolf Borchardt.* München, Bremer Presse.

GRADL, HERMANN: Deutsche Landschaften in 64 Bildtafeln. Stuttgart, Hädecke.

HAUFF, WILHELM: Gesammelte Werke. 4 Bde. Berlin, Deutsche Bibliothek.

Reiseartikel
bei
TIETZ
kaufen

TIETZ

HERM. TIETZ
LEIPZIGERSTR.
ALEXANDERPLATZ
FRANKFURTERALLEE

VERSAND-ABTEILUNG LEIPZIGER STRASSE


Künstler-
Material
Leopold Hess
Berlin W · Genthiner Str. 29


Julius Hager
-Buchbinderei-
Leipzig


Kinder
und schwache Personen
nehmen bei Blutarmut,
Schwächezustand,
Skrofulose
Talisol-Tabletten
Glänzend
bewährt und
ärztl. begutachtet
Zu beziehen durch die Apotheken
APOTHEKER KOCH
Kommandit - Gesellsch., CASSEL 12

Täglich, stündlich lauert der Tod auf Sie!



Jetzt, in diesem Augenblick, kann er Sie ereilen!

Sie brauchen nicht an die großen Gefahren zu denken, das sind nicht die schlimmsten. Nein, ganz im Geheimen, Verborgenen sucht der erbarmungslose, unerbittliche Bezwinger der Menschen seine Opfer! Er kommt nicht sofort, mit brutaler Gewalt, er schickt erst seine Vorboten, die den Menschen willenlos und unfähig gegen stärkere Angriffe machen: Anhaltendes, täglich wiederkehrendes Kopfweh, dumpfer Druck im Gehirn, Händezittern, Ziehen in den Gliedern, Taubwerden einzelner Hautstellen, Zuckungen der Augenlider, seelische Verstimmungen, Angstzustände, innere Unruhe, Verdauungsstörungen bei der kleinsten Aufregung, Herzklopfen, Reizbarkeit, Gedankenlosigkeit, Hautjucken, leichte Erregbarkeit, Zuckungen im Gesicht, in den Gliedern, Alpdrücken, schwere Träume, Abnahme der Energie, Vergeßlichkeit, Zerstreutheit, Launenhaftigkeit, Neigung zur Trunksucht, und anderen Ausschweifungen, Melancholie usw., **sind die kleinen, im Verborgenen fechtenden Vorposten, die den Gequälten allmählich kraftlos, entnervt und vollkommen widerstandsunfähig machen.** Prüfen Sie sich genau, ob Sie nicht eine der genannten Erscheinungen an sich verspürten.

Fürchte mich!

Zu großen Bedenken mag Ihr Befinden heute allerdings noch keinen Anlaß geben. Es wäre nur schlimm, wenn Sie in Unwissenheit über Ihren augenblicklichen Zustand verharren! Die Folgen wären kaum ausdenkbar.

Leichte Nervosität – Neurasthenie – Hysterie
schwere Nervenleiden – Zusammenbruch – Tod

ist die typische Reihenfolge von Krankheitsgraden. die, von Stufe zu Stufe schwerer und schließlich unheilbar werdend, in den sicheren Tod führen.

Wählen Sie daher bei Zeiten den richtigen Weg. Nervenleiden können beseitigt oder vermieden werden, wenn man den Nerven diejenigen Stoffe in der denkbar leichtest aufnahmefähigen Form zuführt, deren sie zur Ergänzung der verbrauchten Nervenkräfte bedürfen. – Es ist gelungen, die edlen und sehr teuren Nerven-Nährstoffe in größeren Mengen rein zu gewinnen und **Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, bringt ein solches Nerven-Nährpräparat unter dem Namen „Nervosin" in den Handel.** „Nervosin" enthält, wie aus dem jeder Schachtel beigegebenen Originalrezept hervorgeht, in erster Linie eine Reihe von Glycerophosphaten und Hypophosphiten, es enthält vor allen Dingen die sämtlichen außerordentlich wichtigen Nährsalze der Milch in chemisch reiner, unveränderter Form und auch die Vitamine der Milch. Es stellt ein ganz neuartiges Produkt dar, dessen hoher Wert von der Wissenschaft einstimmig anerkannt wird.

Wenn Sie sich unter Berufung auf diese Zeilen an Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, wenden, so erhalten Sie **vollständig kostenlos und portofrei** eine Probeschachtel dieser nervenstärkenden Pastillen zugesandt, außerdem auch noch ein Buch, in welchem die Ursachen und die Heilung der Nervenleiden klar und verständlich geschildert sind. **Ein Mittel, welches von jedem aufs günstigste beurteilt wird, sollte man wenigstens versuchen, besonders, wenn dieser Versuch nichts kostet. Zögern Sie aber nicht,** sondern machen Sie von diesem so außerordentlich günstigen Angebot sofort Gebrauch und schicken Sie uns eine Postkarte mit Ihrer genauen Adresse noch heute!

Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg. Fz. In. 199



W. C. ROOZEN & CO.
BLUMENZWIEBEL UND SAMEN
OVERVEEN BEI HAARLEM-HOLLAND

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 8

INHALTS-VERZEICHNIS

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Karl Holtz

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien



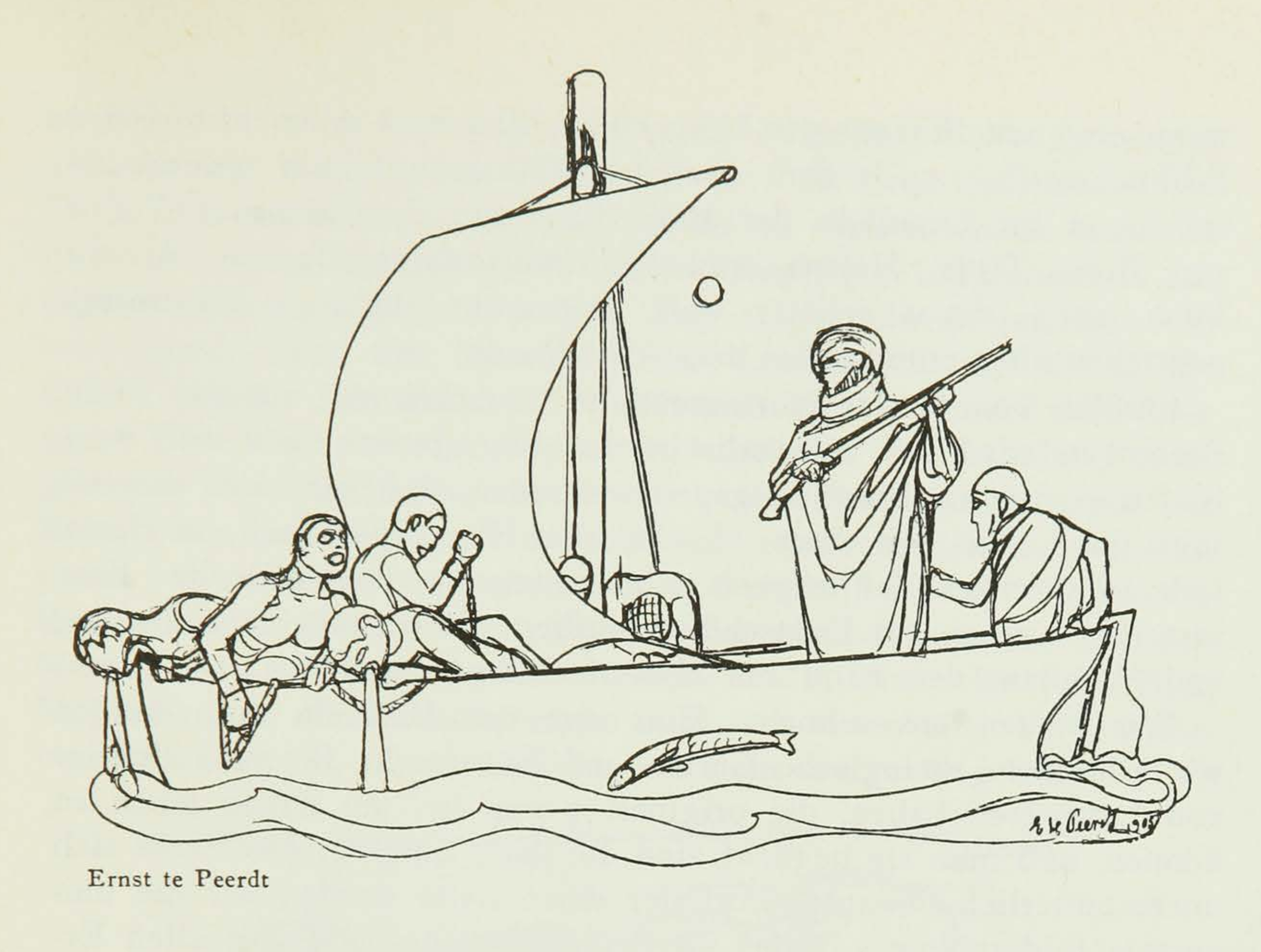
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851
Sprengel
Schokolade
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



Sprengel
Kakao
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851


Ernst te Peerdt

PERSPEKTIVE

Von

HEINRICH ZIMMER

Die kleine Erde häutet sich und vertauscht ihr regional getupftes kulturelles Eigenkleid mit uniformer Fertigware. Ererbte Unterschiedlichkeit wird zu betontem Heimatsstil, zu konservierter Fremdenattraktion. Das reicht bis an die Pole. Die Pinguine des Südpols haben längst die Abgeschlossenheit ihres Familienidylls vorübergehender Filmberühmtheit geopfert, und ihre Freunde, die Robben, lassen sich wie Gerhart Hauptmann beim Baden kurbeln. Die Menschenfresser der Südsee vergessen es, ihre Gäste zu verspeisen, lassen sich von ihnen knipsen und sehen sich selbst im Kino. Ihre Töchter machen sich in Amerika als Jazz-Band beliebt und scheinen auf die rituelle Kraftnahrung ihrer Ahnen endgültig verzichtet zu haben. Ostasien verkonsumiert eine deutsche Universitätsphilosophie nach der anderen und ist in ihrem Verständnis sicher schon so weit gekommen, wie ein zielbewußter Dauerleser des Darmstädter „Leuchters" (Keyserling, Reichl & Cie.) in Yogapraxis. Negerhäuptlinge fahren in Fordautos durch Steppe und Morast zu Staatskonferenzen, und daß der Mount Everest als letzter aus seiner Splendid Isolation gerissen wird, ist nur noch eine Frage der Zeit. Gebildete junge Inder kennen ihren Freud wie Wandervögel, und

wenn etwa ein Student der Universität Allahabad einen historischen Bildungsausflug nach dem zweitausendjährigen Ujjain unternimmt, spricht er im Angesicht der alten Stadt wie ein Cambridge-Fellow von Ilion, Troja, Helena, und bei Sonnenuntergang von Aurora, Luna und „Dianas solitary walk across the sky". — Heutzutage geht eben alles unter außer dem Abendlande.

Endlich kommt der jahrtausendalte Tauschhandel auf die Höhe. Beethoven wird der musikalische Liebling Japans, und wir empfinden es fast als Einwand gegen uns selbst, daß wir nicht unsererseits die Lamas mit ihren himalayesken Riesenposaunen, in denen Urlaute vereister Zeitlosigkeit schnarchten, zu abendfüllender Konzerttournee rings um Deutschland warben, als sie mit Tanz, Gesang und Wohllaut den Kino zur Mysterienbühne wandelten.

Wir häuten uns schnell. Hört erst das Kribbeln auf, werden wir allerwärts zoologische Gärten und Naturparks für jede Spezies von Lebewesen haben, die originell genug ist, um davon leben zu können, daß man sie beguckt, und die dann Sinn für das Echte sich unerschütterlich bewahrt. Auf der einen Seite werden wir die universale Bilderbühne — alles im Original — besitzen, mit allen Erleichterungen des Verständnisses: Massenbildungsreisen unter Führung erster Fachleute, Baedeker und Photos: die Romanze der Menschheit von der Steinzeitkultur der Südseepatriarchen bis zum Biedermeier —, auf der anderen Seite unsere etwas andere Gegenwart, deren Technik es uns erlaubt, was sie erledigt hat, preiswert und komfortabel breitesten Mittelschichten und reiferer Jugend als Bildungswerte darzubieten. Romantik als ein willkommenes Tonikum, um die individuelle Bedeutungslosigkeit universal proletarischen Daseins im technisch-kapitalistischen Zeitalter auszubalancieren.

Es könnten Augenblicke kommen, wo kontemplative Saturiertheit an Ewigkeitswerten und Kuriositäten des Vergangenen uns zum Alpdruck würde, wo rückgewandte Sehnsucht peinlich wird: billig erfüllt, ehe sie schwingen kann. Aber nur abwarten: wir schlagen Bresche für die Zukunft. Wir Massen, gleich besitzlos und durch die Bank friedlich gesonnen, werden unter ruckweis anschwellender Freude am Pazifismus einander ins Gewimmel schlagen und mit technischen Vernichtungsmitteln, die unserem eigenen Quantitätsbewußtsein angemessen sind, an Stelle reparabler Ruinen ringsum zerkrümelte Erdfläche, abgebrannte Steppe legen, in deren Lachen zerquetschte Konservenbüchsen pfleglicher Romantik glucksen. Bald werden wir die Mittel haben, mit denen wir hie und da tabula rasa schaffen. Unsere äußere Welt darf sich so gründlich wandeln, daß auch die innere sich vom Scharm des Gewesenen befreit. Wir

werden um uns blicken und nicht mehr verstehen, was schon daran gelegen sei, Vergangenes verstanden und verkonsumiert zu haben. Es wird unanständig sein, von Größe zu reden, indem man ein Buch über Cäsar schreibt oder Goethe zitiert, und bei Schönheit mit einem Augenaufschlag von der Taj Mahal im Mondschein zu schwärmen. Vor der Spannung des Lebens soll es als billige Flucht gelten. Die Schulzeit der Historie wird zu Ende sein. Die ganze Erde wird nur eine Gegenwart haben, vor der es keine Flucht gibt, nur eine Geschichte, vor der die bunten Erinnerungsmassen von Rom, Paris und Peking individuelle Kinderstubenreminiszenzen sind, deren wissenswerte Quintessenz hinter ihrer kuriosen Oberfläche liegt und völlig zeitlos ist. Wir werden glauben müssen, daß der Mensch ewig und immer ganz sein kann und in seinem Heut und Hier Möglichkeiten der Zukunft tragen muß, vor denen alles Vergangene unmöglich ist —, so unmöglich, wie seine ewige Gegenwart.



H. v. Hügel — Im Vélodrome d'Hiver

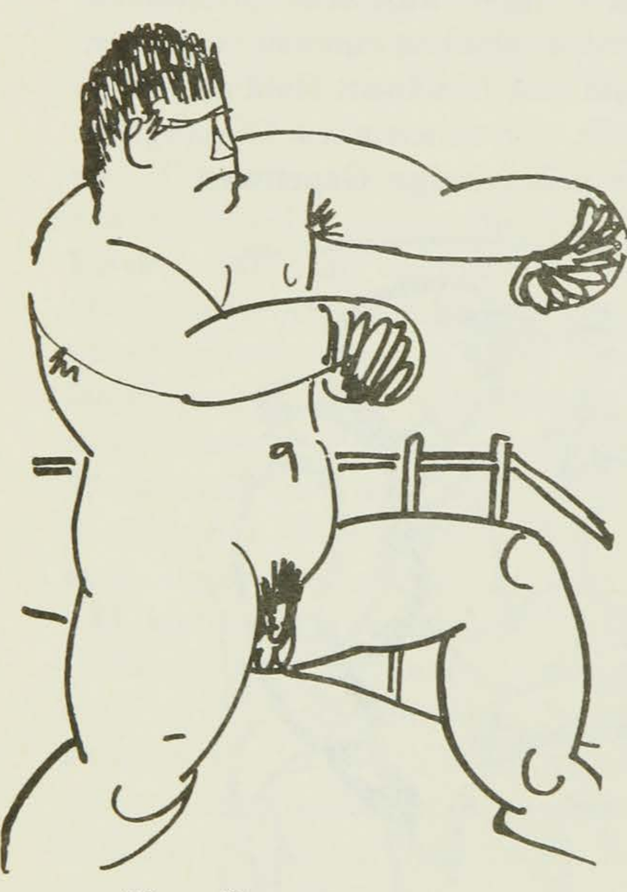
EROTIK IM KINDERBUCH

Von

KARL HOBRECKER

Hier ist Grün und da ist Grün unter meinen Füßen,
Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen.
Ja, ja, du bist es wohl, der mir ein Küßchen geben soll!

Das ist ein ehemals wohlbekannter, volkstümlicher Spielreim: Die Kinder stehen singend im Kreise, eins in der Mitte, das sich nach Belieben ein Büblein oder ein Mädel aus dem Ring holt und ein paarmal herumdreht. Dabei wird der Kuß an das Erkorene ausgeteilt, und es hat nun seinerseits die Stelle des Wählenden einzunehmen.



Werner Heuser

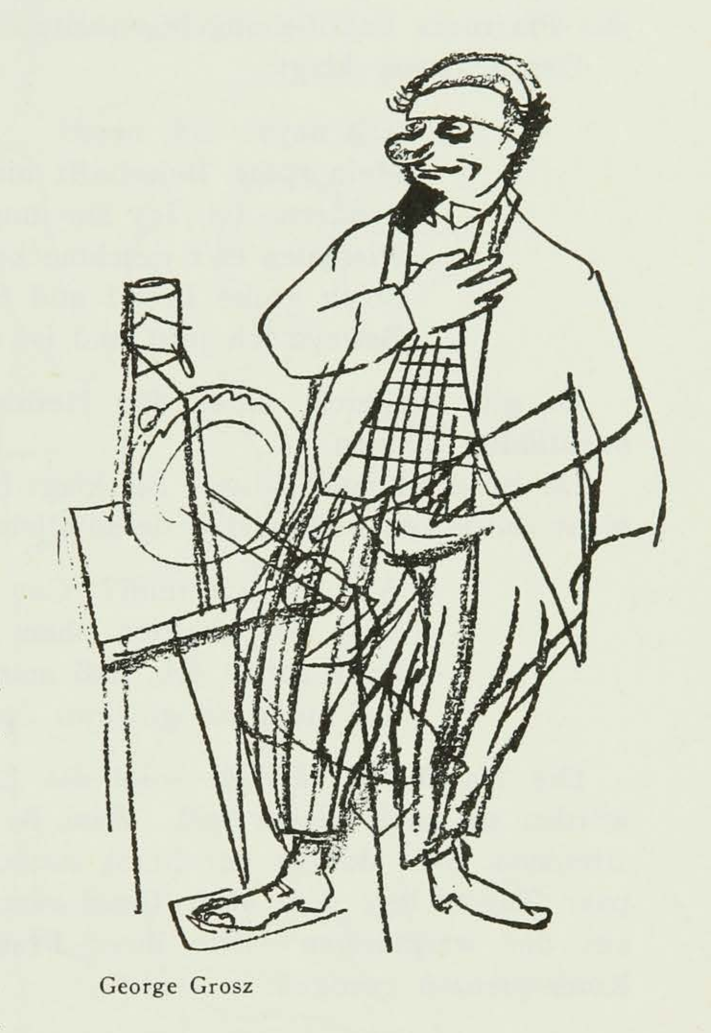
Heute wird das hübsche Liedchen von keinem Bilderbuche mehr verzeichnet. Eine spätere Lesart hat bereits den Kußvers geändert: Ach ja, ach ja, du bist es ja, dem ich dies Händchen schuldig war. — Welch schauerliche Verwandlung! Der Schatz ist in diesem Text — von 1883 — noch stehen geblieben, aber in unseren Tagen darf natürlich ein so erotischer Gegenstand keinesfalls mehr in der Kinderstube auftreten.

Frühere Jahrhunderte dachten nicht so prüde. Die Jugend las, ehe es eine besondere Literatur für sie gab, das Volksbuch von Tristan und Isolde so gut, wie die verliebte Geschichte von der schönen Magelone und das ärgerliche Leben des vielberüchtigten Schwarzkünstlers Dr. Johannes Fausti. Der ist mit seinen grewlichen und abschewlichen Sünden einmal sogar ausdrücklich zu Ende des 16. Jahrhunderts der lieben Jugend vorgeführt worden, damit sie sich ein Beispiel daran nehme, wie man es mit den Bulschafften nicht halten solle. Die arge Helena aus Griechenland, so dem Fausti Beywohnung getan in seinem letzten Jahre, war ja auch ein rechter Abscheu. Wer mochte sich da noch verlieben, wenn der Teufel den Sünder so prompt abholte!

Der Zweck des Buches, moralische Entrüstung und einen braven Lebenswandel zu erzielen, war also erreicht. Ob das vorhielt, bis die alte Schwarte zerlesen war?

Die Schedelsche Chronik der Welt mag zu ihrer Zeit, vom Ende des 15. Jahrhunderts an, als bildreiches Werk den Kindern gern in die Hände gegeben worden sein. Man fand nichts dabei, wenn das junge Volk die vielen sehr natürlichen Dinge, von denen der dicke Wälzer voll ist, sich zu Gemüte führte und die drastischen Holzschnitte bunt in Farben setzte. Enthielten doch die Fibeln sogar derbe Buchstabierübungen von wahrhaft klassischer Frische. — Das Hallo möchte ich mit anhören, wollte heute der Herr Lehrer seine ABC-Schützen mit solchen Dingen unterrichten.

Aber das ist keine Erotik, es ist mehr Naturgeschichte.


George Grosz

Im Jahre 1548 schrieb Burkard Waldis seinen Esopus, gantz new gemacht, und wie im Vorwort mehrfach betont ist, für die Jugend zu Nutz und Lehr ans Licht gestellt. Da finden wir die Fabeln vom Weibe, das ihres Bulen Abzug beweynet. Vom unvorsichtigen Alten, der eine junge Dirn zur Ehe nahm. Vom Klausner, seiner versäumten Jahre klagend. Von einer Witwen, eines Mannes begirig. Vom Manne, der sein lüstern Weib zu hüten gab. Von einer Wittib und einem grünen Esel. Vom Manne mit zweien Frawen. Genug der Blütenlese aus dem ersten Band. Das sind Erzählungen, die man heute einem ausgewachsenen Staatsanwalt nicht mehr vorzusetzen wagen würde, der Spezialist in Ehescheidungssachen ist. Ja, diese Zeiten waren natürlicher als die unsere! Hören wir auch etwas Text.

In einer Moral ist zu lesen:

Was sich beim andern mag erzeigen
Dünkt mich viel besser, denn mein eigen:
Die meiste Milch gibt Nachbars Kuh,
Sein Weib ich sehr belieben thu.
Die Welt jetzt keinen Menschen hätt',
Dem es genügt an seiner Stätt'.

Etwas später ist die Rede davon, daß die Magd

Mir hat mehr denn einmahl gesagt,
Mit vielen Umbstenden bericht't,
Wie sie der Pfarrner offt anficht
Umb ire Junkfrawschafft zu bringen
Zu bösem Leben sie will dringen.
Und ist zu ihr in Stall geschloffen
Darin er sie drei mahl betroffen...

Oh, ich möchte nicht weiter indiskret sein. Was gehn uns schließlich des Pfarrners Familienangelegenheiten an!

Der Klausner klagt:

Ach neyn! ach neyn!
Mein späte Bulschafft nit beweyn!
Sondern, daß ich als junger Knab
Niemalen eh'r geschmecket hab
Solch große Freud und Süssigkeyt
Beweyn ich jetzt und ist mir leydt.

Es gibt vielleicht unter den Heranwachsenden einige, die ihm das nachfühlen können.

Da ist denn jene Witwe. Sie klagt in einer Weise, die wir hier lieber nicht abdrucken wollen, daß sie so allein sey.

Wie sol ich thun? Gar nicht mehr kann
Mich so behelffen ohne Mann!
Doch forcht ich, daß man mich belacht
Auf mich ein gmeines Sprüchwort macht...

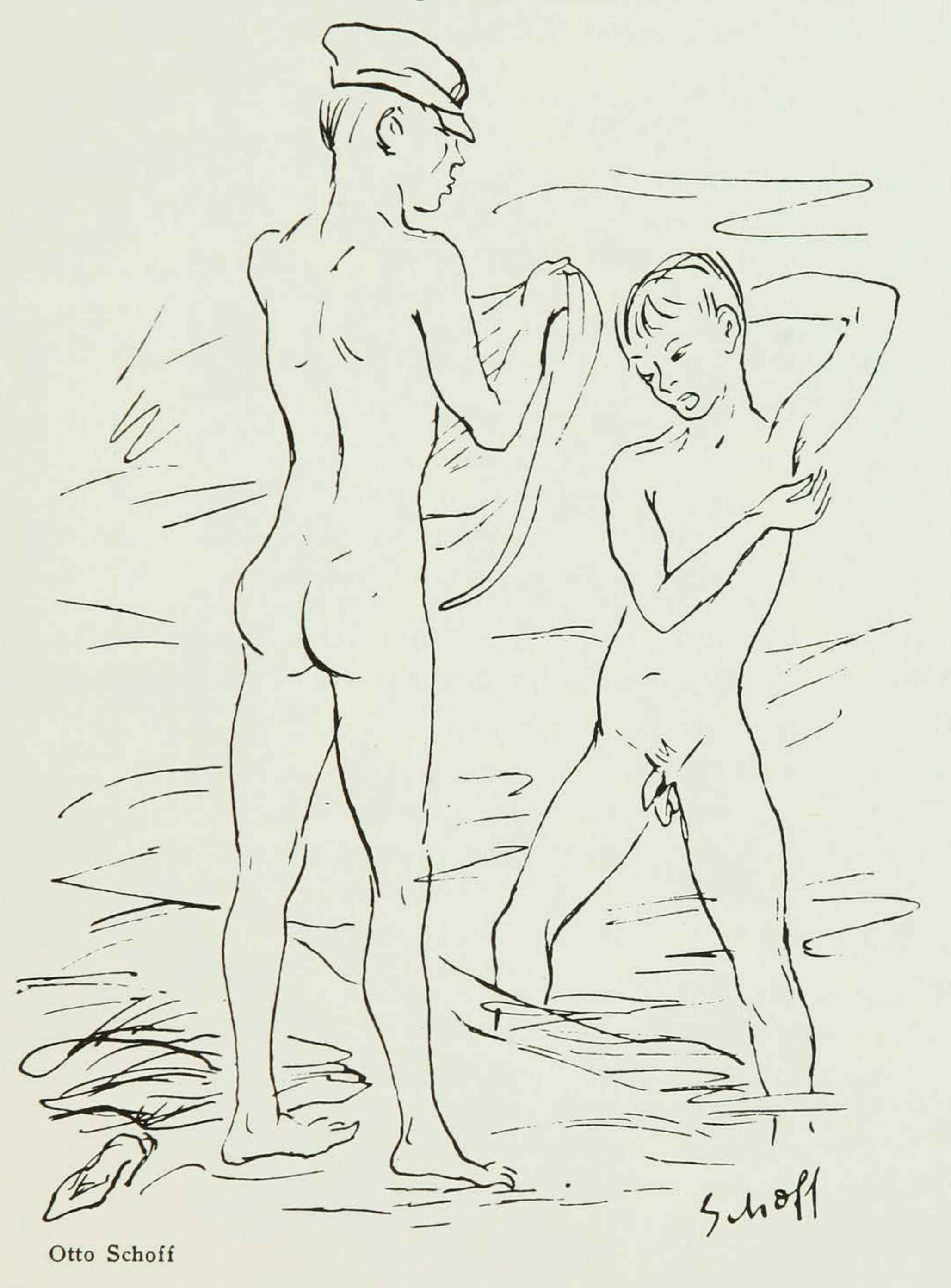
Die Nachbarin rät, sie solle die Leute ruhig reden lassen, danach würden sie auch wieder still. Zum Beweis läßt sie ihren Esel grün anstreichen, über den in der Stadt zunächst alles spottet. Aber nach ein paar Tagen legt sich alles Geschwätz, und hoffentlich hat die Witwe aus der werktätigen Hilfe ihrer Freundin doch gleich die ehrlichen Konsequenzen gezogen.

Einst im Gelenz und Maiengrün
Ein Mann ward also frech und kühn
Des großen Kitzels also voll
Nahm zwey Weyber auff ein mol.
War nit zu jung, auch nit zu alt,
Sein Har halb graw, halb schwarz gestalt't.
Das ein Weyb war nun mehr betagt
Wie ein Pferd müd und abgejagt
Die ander war noch frisch und jung. —

Nun, ich sehe eben, die Geschichte ist ein wenig lang. Die Junge zupft dem Ehemann nachts die grauen Haare fort, sie will keinen Greis. Die Alte aber möchte nicht, daß er sich jünger ausnähme als sie selber,

sie rupft ihm die schwarzen Haare aus und der arme Kerl wird ganz kahl. Moral:

Einem Alten rat, daß er so bleyb
Fehrlich ist's, daß er nimpt ein Weyb.
Kann er sich aber nit enthalten
Soll er mit seines gleichen walten.



Otto Schoff

D. h. für den jugendlichen Leser: Nimm dir eine, die nicht über die dritte Klasse hinaus ist.

Eine Nonn in einem Kloster war
Gewesen wol bei zehen Jahr
Die klagt: Wie sein wir Leut verschlossen
Und werden nimmer ausgelossen!

Sie tut sehr ungeberdig, also daß man sieht:

Hilfft nit, daß man das Haar abschneidt'
Oder ißt kein Fleisch auf etlich Zeit —

Und diese Moral erscheint auch heute, im Zeitalter des Bubikopfes, noch angebracht. Demnach eine Geschichte für die Töchterschule.

Mehr für Knaben scheint bestimmt die Fabel vom Landsknecht, der

Gedacht' an einem Ort zu bleiben
Und wollt sich auch allda beweyben;
Mit einer Dirn er Hochzeit hat.
Als man die Braut nun bracht zu Bett
Und sie waren all beid allein
Setzt sich die Zart nieder und greyn.

Der Landsknecht tröstete sie ein bißchen, und sie sprach:

Ich weyn derhalben nicht
Ein andres ist, das mich anficht.
Er fragt': was ist's? sag mir dein Sinn!
Sie sprach: daß nimmer Jungfraw bin!
Er ward der Rede zwar nit froh —

fand aber auch seinen Trost. Sein Lebtag habe er's nicht überall nach Wunsch gehabt und sich behelfen müssen, warum denn nicht jetzt?

Wer kanns so genau beim Liecht besehn?
Einem Metzger ists wohl schon geschehn
Der teglich mit dem Vieh umbgeht
Sich auff allerlei Fleisch versteht
Dennoch oft schier betrogen ist —
So kum doch her, wie du denn bist!

Ich glaube beinahe, der heutige Jugendschriftenprüfungsausschuß würde die Erneuerung dieser Lektüre ablehnen. Eine gewisse Anschaulichkeit ist aber bei der Darstellung nicht wegzuleugnen, und die Mahnung der Moral, sich in die Umstände zu schicken, ist doch auch ganz beherzigenswert.

Es soll nun nicht heißen, daß nur die weniger für die Halbwüchsigen geeigneten Dinge aus der biederen alten Fabelsammlung hier vorgetragen worden seien. Die rauhe Mischung enthält Perlen von zartestem Schmelz, Dichtungen von großer Tiefe und Sentenzen von wunderbarem Reichtum.

Freiheit ist ein gar edel Kleinot
Wol dem, der es in Frieden hat,
Ob er schon nit hat viel dabei
Es ist ihm gnug, daß er sey frey.
Drumb, wie das Sprüchwort melden thut:
Freiheit geht für all all zeitlich Gut.

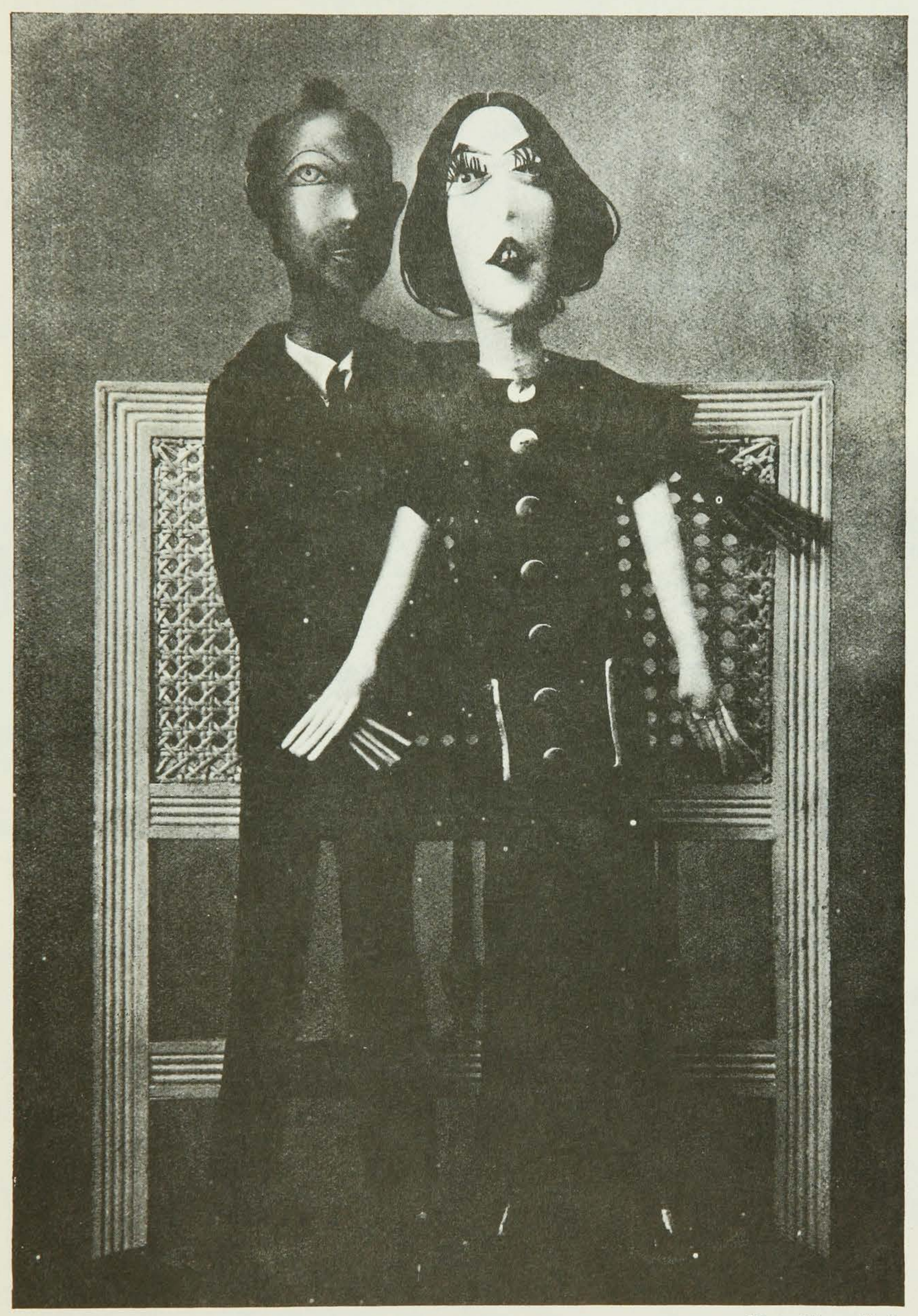


Photo Vaux, Paris

Richard Strauß und Frau. Stoffpuppen von Maria Wasilieff



Ägyptische Bogenschützen und Speerträger. Holzgruppe aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.

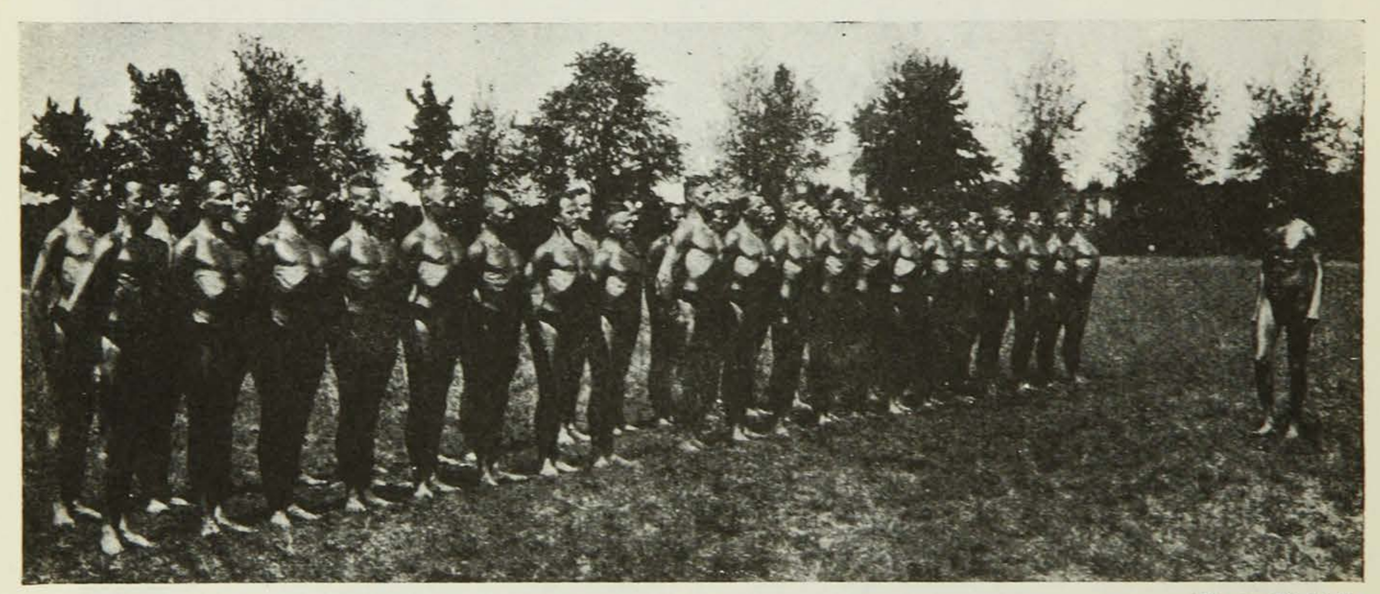
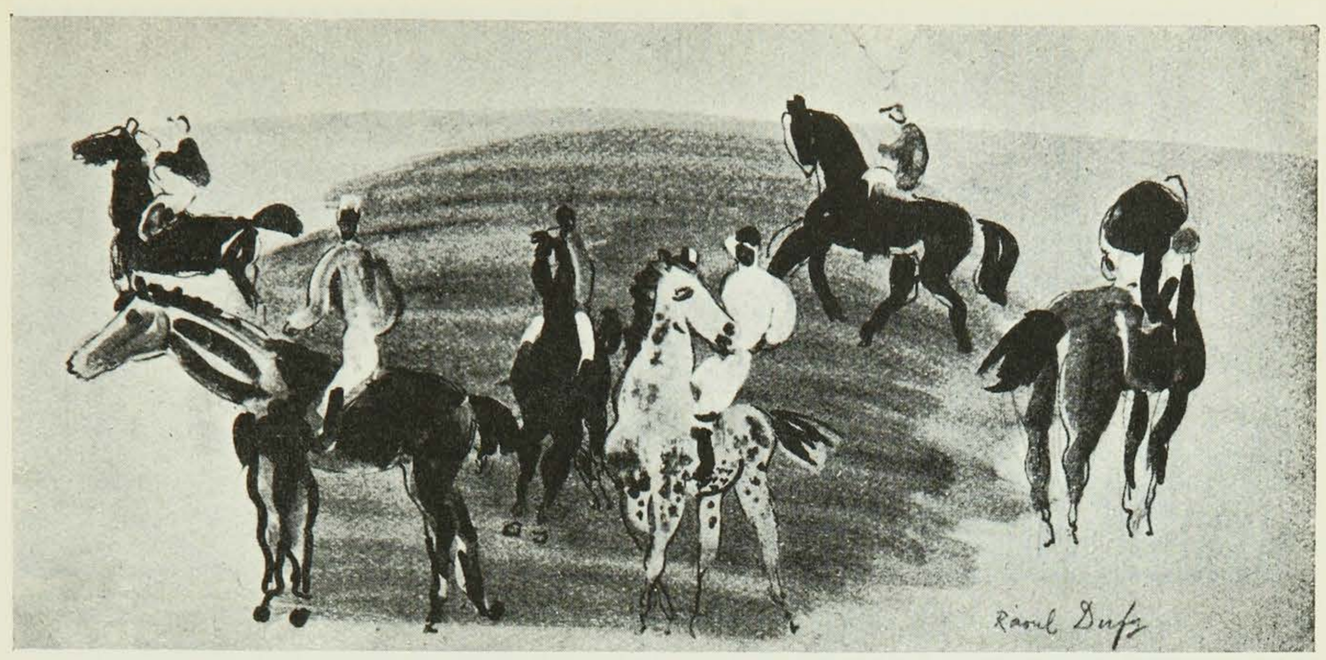


Photo Riebicke

Paradeaufstellung der Reichswehr

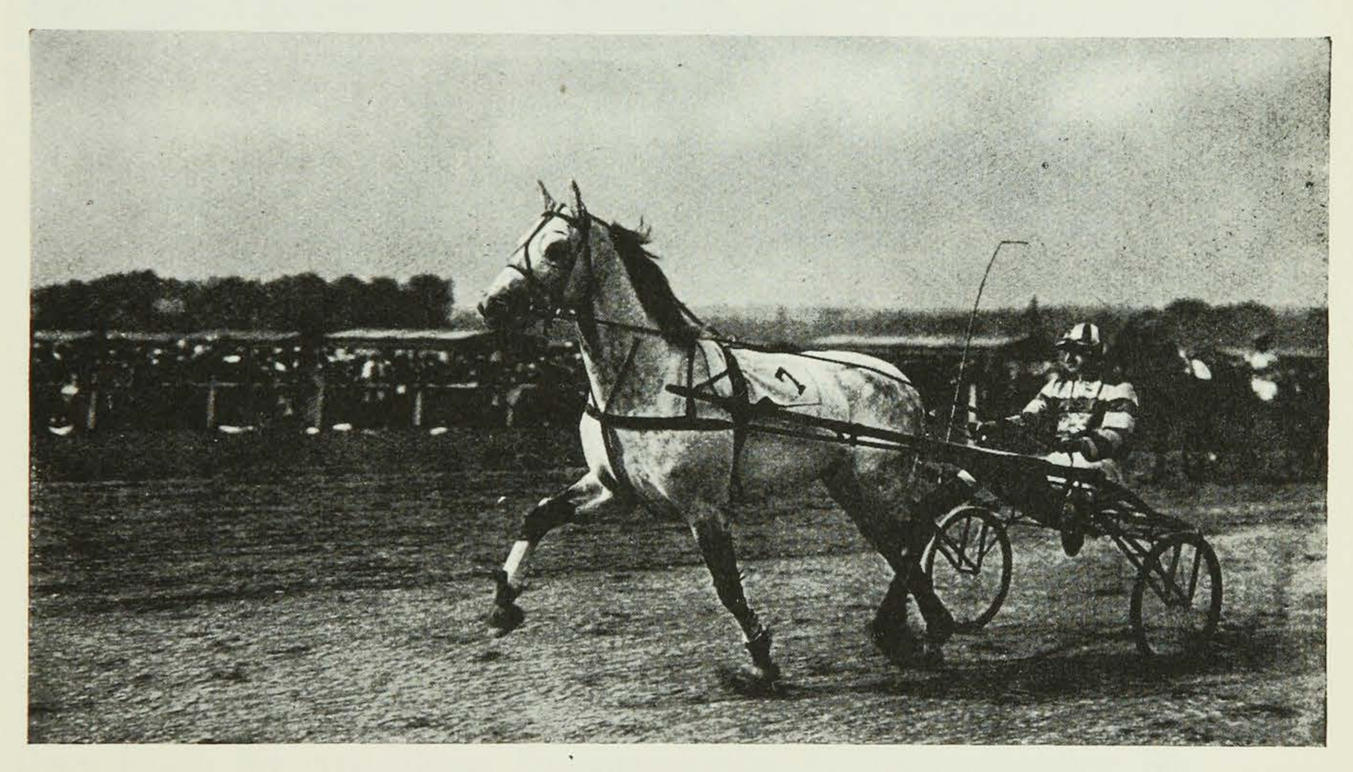


Das schwarze Infanterie-Regiment von Lokoja (Nigeria)



Paris, Sammlung Poiret

Raoul Dufy, Start. Aquarell



Der Traber Ogatai Kahn in Paris



Photo Riebicke

Hengstquadrille des Landesgestütes Warendorf auf dem Berliner Reitturnier



Der schwedische Matrose Arne Borg



Photo Riebicke

Hans Luber und Erna Murray
(Stadion Berlin)



Die Schwedo-Amerikanerin
Miß Märtha Norelius

All Thier sich zu ihrm Gleichen gsellen
Und freundlich zu einander stellen.
So solln sich auch die Menschen halten
Gemachte Freundschafft nicht zerspalten.

Selig wird der geacht allezeit
Den auff Erdt kennen wenig Leut.

Wo solche kernechten Sinnsprüche wachsen, da entschuldigt man auch wohl ein Unkräutlein, zumal das ganze Fabeln umfassende Werk frisch und munter geschrieben ist und nur vereinzelte Derbheiten enthält.

Fünfzig Jahre nach dem Esopus erschien Rollenhagens „Froschmeuseler“, gleichfalls ein Buch für die Jugend. Auch dies Epos bringt Schilderungen, die alles andere als Lektüre für die noch unerwachsenen Menschen von heute sind. Der Froschmäusekrieg ist eben eine Nachahmung des „Reineke Fuchs“, und der, als Volksbuch ebenso von aller Lesewut verschlungen, hat bekanntlich Unzweideutiges genug aufzuweisen. Man hat später den Reineke ad usum delphini gereinigt, aber es gibt auch eine um 1830 entstandene Ausgabe, die den ursprünglichen Text unverkürzt der gebildeten Jugend darbietet, und das war für jene Zeit alles mögliche.

Als das eigentliche Jugendschrifttum erschaffen wurde, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, sagten sich seine Begründer mit Recht, es müsse für Kinder auch kindliche Bücher geben. Die trieften nun von Moralität, aber der Weißesche „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“, der für Größere gedacht ist und noch am Anfang jener Literatur steht, enthält auch schon die versteckte Erotik der späteren Backfischgeschichten.

Da unterhalten sich zwei junge Stutzerchen über das Vergnügen, eine Liebesgeschichte anzuzetteln. „Es gibt erst Seitenblicke, Aufmerksamkeiten, Bestrebungen, einander auf mancherley Art zuvor zu kommen, gefällig zu seyn, Gelegenheiten aufzusuchen, wo man einander allein sieht. Seufzer, Verweigerungen, Erklärungen, kleine Zänkereien, Aussöhnungen. Dann folgen die verstohlenen Zusammenkünfte, die Überraschungen, die Liederchen, die Briefchen — herrliche Mittel wider die Langeweile, für eine entzückende Unterhaltung! Du sollst mein Vertrauter werden: denn ein Vertrauter gehört dazu, dem man den Fortgang erzählen kann.“

Natürlich ist das ein abschreckendes Beispiel, aber es zeigt doch famos, wie's gemacht wird. „Wenn wir den Roman lange genug gespielt haben, hören wir auf. Indessen habe ich und sie einen angenehmen Zeitvertreib gehabt.“

Es sind 15- und 16jährige, die sich so unterhalten. Ein Altersgenosse von ihnen erklärt frischweg: „Geht mir doch mit solchen Umschweifen! Das wäre mir zu weitläuftig. Wenn ich ein Mädchen haben will, so gehe ich geradehin, wo ich für Geld das Auslesen habe. Da ist die Nummer soundsoviel in der Königsstraße und die Nr.... in der

Lindenstraße, und — hier nannte er eine ganze Reihe lüderlicher Häuser." Ein dritter weiß eine Kupplerin, ein vierter will eine Theaterprinzessin unterhalten: „Die wenigstens, so lang ich sie bezahle, mein allein ist." Zukunftsträume, die ein braverer Jüngling dann ernstlich rügt. — Das Titelblatt dieses Bandes, in dem solcher Umgang mit der Gesellschaft dargestellt wird, ist mit dem Kupferchen einer Schäferszene geziert.

An meinem Lieblingsstückchen aus dem Weißeschen Erzeugnisse, dem sonst so langweiligen, möchte ich nicht vorbeigehen, obgleich es nicht eigentlich erotisch ist. Lottchen singt ihrem Hänfling zu:

Kleiner Wüstling, o wohin
Strebt dein großer Flattersinn?...
Willst du mir am Herzen liegen?
Sieh, ich öffne mit Vergnügen
Dir den Busen, streichle dich
Küsse dich, so wie du mich.

Lotte sollte doch immerhin bedenken, daß es ein männlicher Hänfling ist, dem sie so vertraulich ihren Herzensschrein öffnet.

Etwas später wird ein junger Fant verspottet, der ein Liebesgedichtchen verfaßt hat. Das Anseufzen des süßesten Gegenstandes durch alle zwölf Monate des Jahres ist zwar nicht des ganzen Abdrucks wert, aber immerhin mögen einige Zeilen hier stehen.

Holdselger May! Dich fühlt die fröhliche Natur!
Es liebt, was lieben kann, und preist dich unter Küssen.
Auch ich, ich hab ein Herz, das liebt — o möchte nur
Mein süßer Gegenstand sein Herz mir nicht verschließen.

November:

Nunmehr bricht sie herein, die Feyer der Natur,
Was sie uns reichlich gab, läßt sie uns still genießen:
Versagt die Lieb' uns auch die Lust auf freyer Flur
Weit heller glänzet sie in sanften Finsternissen.

Das ist ja recht nett. Minchen, die's gelesen hat, wird denn auch pflichtschuldigst knallrot.

Noch ein Bändchen weiter heißt eine Kapitelüberschrift: Drey Feinde junger Mannspersonen in großen Städten: Wein, Mädchen und Karten. Die erotischen Gefahren werden vorsichtig geschildert, und hier kann das Buch einen guten Zweck erfüllen. In Band 9 werden die Fragen aufgeworfen: „Ob die meisten Frauenzimmer nicht an dem Leichtsinne ihrer Liebhaber schuld sind?" „Wie eine Eroberung geführt werden muß, wenn sie sicher seyn soll — in Absicht auf das Herz — in Absicht auf die äußerlichen Vorzüge." Dieser Ars amandi folgt in Band 11 die „Untersuchung, ob die Schuld mißvergnügter Ehen mehr an Männern

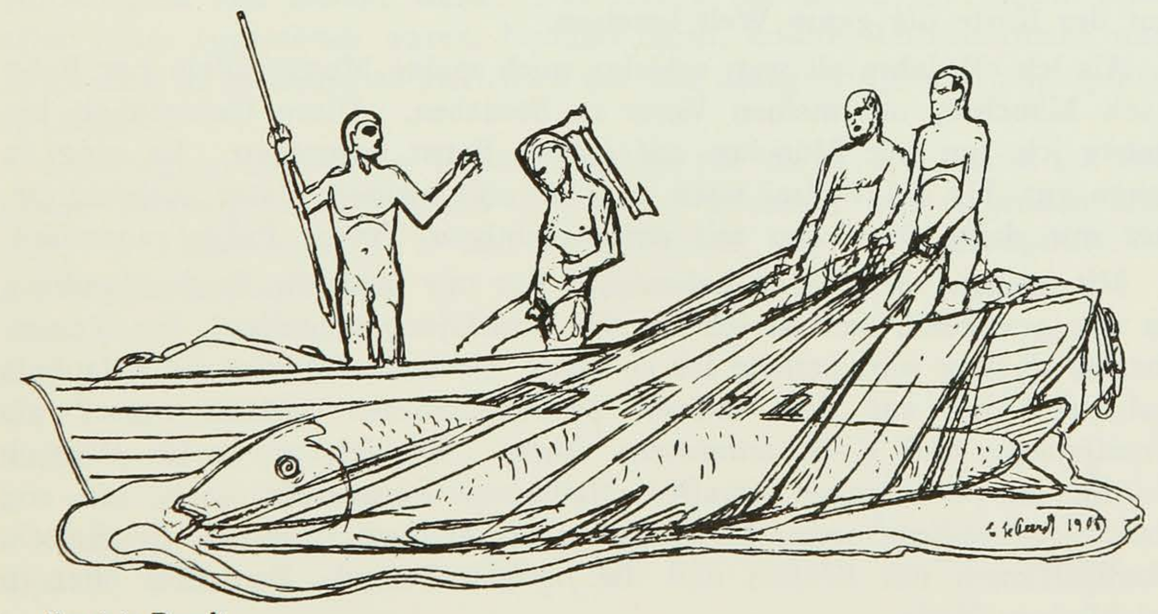
oder an Weybern liegt." Dazu die allegorische Erzählung: Psyche und Cupido. Das letzte Bändchen bringt eine Abhandlung vom Mond, dem großen Günstling der Empfindsamen und Verliebten. Es wird außerordentlich geschmachtet, und dann übers Schmachten gelächelt. Inzwischen hat man's gelernt. Auch ein zahmes Liedchen an den Amor, sogar mit Noten, lesen wir hier. Es heißt darin, man solle sich wappnen gegen des Eros Pfeile — so muß ich denn dies Windelgewäsch als Erotik verbuchen.

Derartige regelrechte Liebesliederchen für die reifere Jugend hat die heutige Zeit ebenfalls nicht mehr. Ungefähr gleichzeitig mit Weiße hat Chr. Ad. Overbeck in „Fritzchens Liedern" die kleine Lotte ganz reizend angesungen. Wir kennen noch alle das wunderhübsche „Idyll von der Schiffahrt" — oder wir sollten's doch kennen.

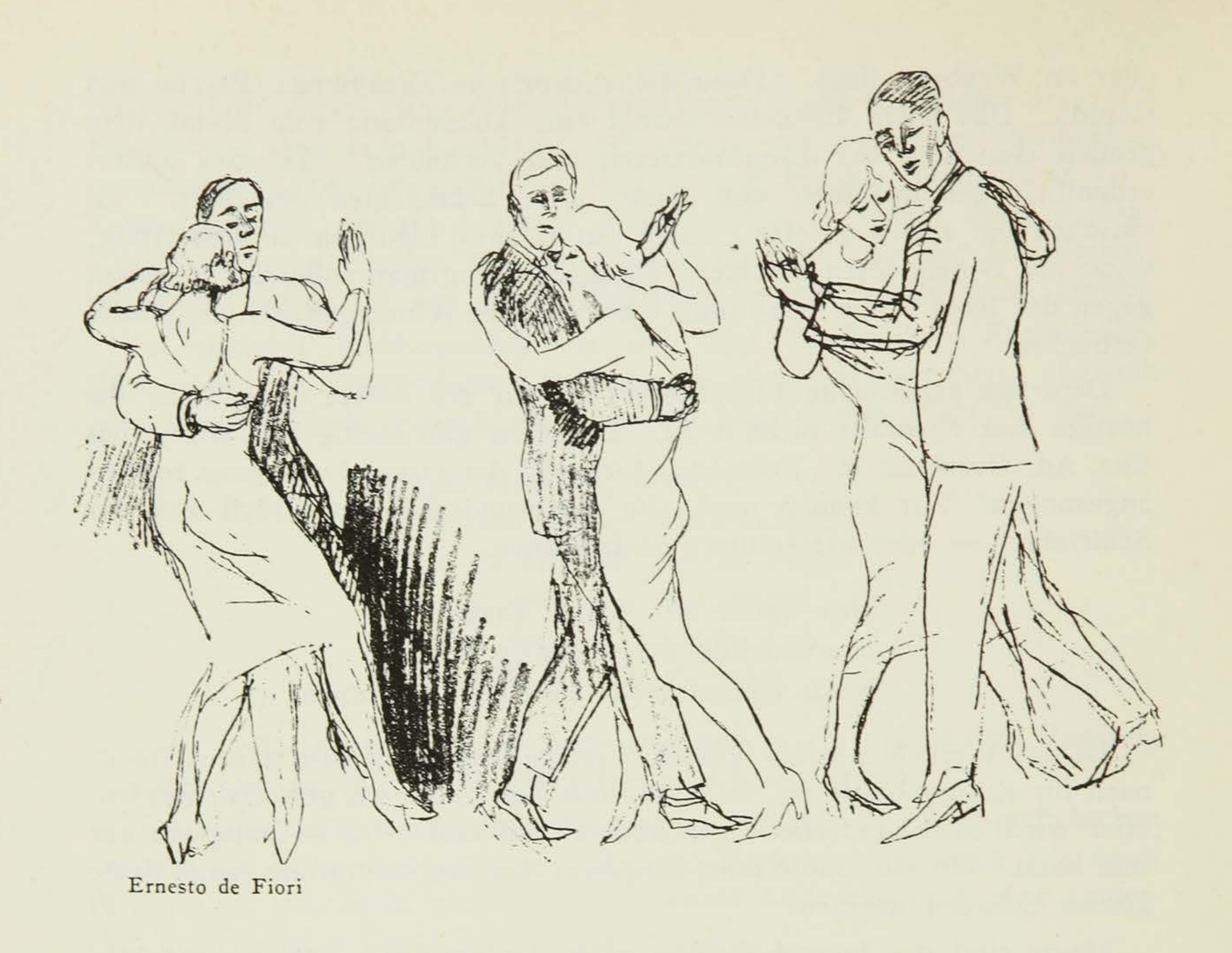
Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
Noch einmal mein Lottchen und mich!

Ist das Werkchen seiner Vorrede zufolge auch nicht dem ganzen Inhalt nach für Kinder bestimmt, so sollte doch der Kinderton getroffen werden. Hier wird eine Kinderliebe geschildert, zart und rein, so innig sie nur sein kann. Wo ein Büble oder Mägdlein das las, konnte die junge Seele keinen Schaden nehmen.

Heute sind die Jugendschriften guter Art durchweg brav. Zwar wird noch in den Backfischerzählungen verlobt, aber mit Maßen, auch wird hernach gehochzeitet, wie sich's gehört. In den Jungensgeschichten verloben die Helden sich weniger, und wenn von Liebe die Rede ist, so wird das in unbefangener Weise vorgetragen. Ich glaube indessen, die alten Erotiker unter den Kinderdichtern würden auch jetzt noch bei der Jugend Anklang finden.



Ernst te Peerdt



Ernesto de Fiori

ZU FUSS UM DIE WELT

Von

ARTUR WINTERFELD

Schon als kleiner Schulbub war Geographie für mich das Hauptfach. Stundenlang konnte ich vor meinem Atlas sitzen und mit dem Finger auf der Karte die ganze Welt bereisen.

Als ich elf Jahre alt war, schickte mich meine Mutter allein per Bahn nach München, um meinen Vater zu besuchen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir München auf eigene Faust anzusehen. Es ging so lange gut, bis die Polizei mich aufgriff und meinem Vater aushändigte, der mir dann den Lohn mit einer tüchtigen Tracht Prügel auszahlte.

Mit meinem vierzehnten Lebensjahr war mir dann die Stadt Hamburg zu eng geworden, und da ich für die Schiffsjungenabteilung der Kriegsmarine zu jung war, bettelte ich so lange, bis meine Mutter die Erlaubnis gab, daß ich auf dem kleinen Zweimastschoner „Maria - Luise“ als Schiffsjunge und Koch anmustern durfte. Endlich war mein Wunsch erfüllt, aus den engen Straßen Hamburgs herauszukommen, ich zog durch das endlose weite Meer, nichts als Wasser, Himmel, Salzfleisch, Backpflaumen mit Klößen und die nötigen Prügel. Das alles aber in reichlichem Maße.

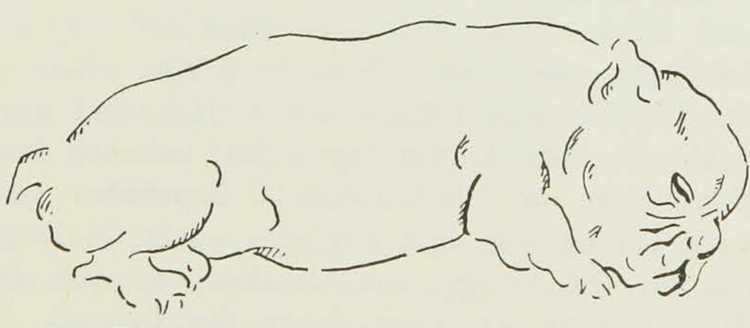
Doch bald genügte mir auch das nicht mehr, ich wollte mehr sehen, Land und Leute kennenlernen, und nachdem ich von verschiedenen Schiffen desertiert war, traf ich eines Tages wieder in Hamburg ein. Hier hielt ich es wieder nicht lange aus, und kaum 16 Jahre alt, verließ ich Hamburg und reiste zu Fuß nach Frankreich. Originellerweise gerade dahin, von wo später meine große Reise beginnen sollte. Dort angekommen, war mein letztes Zehrgeld aufgebraucht. Was nun tun? Hunger tut weh! Indem ich Koffer trug, den Kellnern die Stühle und Tische auf den Terrassen aufstellen half, Autotüren auf- und zumachte, verdiente ich meinen Lebensunterhalt. Manche Nacht war irgendeine Bank im Bois de Boulogne mein Nachtquartier.

Eines Tages lernte ich einen jungen Deutschen aus Dresden kennen. Wir schlossen Freundschaft, teilten Leid und Freud miteinander, bis wir eines Tages per Zufall hörten, daß eine französische Sportvereinigung junge Leute suchte, welche eine Fußreise um die Welt antreten sollten. Das war das Schicksal, das für mich voraus bestimmt war. Wir meldeten uns, wurden ärztlich untersucht und bekamen nach einiger Zeit die für uns erfreuliche Nachricht, daß wir einige von den wenigen waren, die diese Reise antreten durften.

Es war am 1. Januar 1900, 12 Uhr nachts, als wir reisefertig vor dem Gebäude der Zeitung „Le Matin", von Tausenden von Neugierigen umringt, unseren langen Weg antraten. Ich habe diese Reise mit dem festen Willen begonnen, sie unbedingt zu Ende zu führen, und hätte sie auch mit Gottes Hilfe beendet, wenn nicht meinem Vorhaben durch den Weltkrieg 1914 ein Halt geboten worden wäre.

Jeder von uns bekam 5000 Postkarten mit der eigenen Photographie und ein Klischee zur Anfertigung von neuen Karten mit auf die Reise; im Nu waren sie alle verkauft. Der Verkauf dieser Postkarten, von denen wir uns natürlich immer neue anfertigen ließen, war vorläufig unsere einzige Einnahmequelle; später hielt ich Vorträge und veröffentlichte Einzelheiten von meiner Reise. Der Zweck der Reise, für welche fünfzehn Jahre vorgesehen waren, bestand darin, unsere Reiseeindrücke und Erlebnisse in monatlichen Berichten mit den dazugehörigen Photographien zu liefern.

Das sogenannte kleine Gepäck (später für die Tropen hatte ich das große Tropengepäck) bestand aus einem Tornister mit folgendem Inhalt: 2 Leinenanzüge, 2 mal Unterwäsche, 10 Paar handgestrickte wollene Strümpfe, 4 Paar Brust- und Rückenschoner, 1 Paar Reservestiefel, 1 kleines Zelt mit Stangen, 1 Paar Sandalen, 2 wollene Leibbinden, 1 Kochgeschirr, 1 Photoapparat 9 × 12, 1 kleine Apotheke, 1 Zeißglas,


Erna Pinner

1 Koppel mit 3 Patronentaschen, 1 Revolver, 1 Winchester-Karabiner, Postkarten und andere Kleinigkeiten. Zusammen ein Gewicht von 36 Kilo. Das große Tropengepäck wurde später in Afrika von Kamelen getragen, da ich mich dort streckenweise den Karawanen anschließen mußte.

Zur Kontrolle hatte ich mein Kontrollbuch bei mir, da ich mir überall bescheinigen lassen mußte, daß ich passiert war. Es wurde immer die fortlaufende Nummer angegeben (im ganzen habe ich 36 647 Kontrollen durchgemacht), das Datum, wo ich herkam, wann ich ankam, wie lange ich mich aufhielt, wohin ich weiter ging, die Kilometerzahl bis zum nächsten Dorf, Unterschrift des Bürgermeisters, Polizeipräfekten, Konsulats, Amtsvorstehers usw. Überall in Stadt, Dorf, Flecken, auch in den kleinsten Ortschaften, wo es manchmal gar keine offizielle Amtsperson gab, holte ich mir meine Kontrolle, und wenn sie der Dorfälteste machen mußte.

Nach den ersten vier Monaten gab mein Freund die Reise auf, während ich weiter lief. Von Monat zu Monat wurde es mir schwerer, und der Mut hat mich mehr als einmal verlassen, aber mit etwas Energie raffte ich mich immer wieder auf. Es würde zu weit führen, wenn ich hier die vielen Begebenheiten und Erlebnisse, das viele Interessante niederschreiben wollte. Ich mache deshalb nur einige Notizen: Im Anfang begannen schon die ersten Schwierigkeiten: da war das Passieren der Grenzen, das Erlangen der Geleitbriefe, die vielen wirklich interessanten Erlebnisse mit den Behörden, mein Leben an und für sich, wie ich in den verschiedenen Ländern aufgenommen wurde, die Kämpfe, welche ich weniger mit wilden Tieren oder Menschen als mit dem Klima, Wasserverhältnissen und vielem anderen zu bestehen hatte; die Kämpfe, die ich mit mir selbst, mit meinem Körper, meiner Energie, mit meinen Idealen, mit meinem eigenen Ich hatte, die vielen Menschen und Nichtmenschen, die verschiedenen Charaktere, die ich kennenlernte (da möchte ich mit dem alten Fritz rufen: Je mehr ich die Menschen kennenlerne, desto lieber habe ich die Hunde!), kurz und gut, wenn ich das alles schreiben wollte, so müßte ich ein dickes Buch füllen. Die ersten sieben Jahre meiner Reise lebte ich zum Teil vegetarisch; ich trank keinen Alkohol, rauchte nicht, aß kein Fleisch und enthielt mich bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre jeden geschlechtlichen Verkehrs.

Ich lebte von Früchten, Gemüsen, viel Mandeln und Nüssen, Eiern und Milch, Schokolade und Backobst. Ernstlich krank war ich Gott sei Dank nie. Ich bekam in Afrika einen Sonnenstich, und zwar in der Tunisie, vier Kilometer vor Sfax, und wurde laut meinem Kontrollbuch am 19. August 1908 im französischen Militärlazarett in Sfax eingeliefert, wo ich bis zum 1. September 1908 bleiben mußte. Dann hatte ich einmal, aber nur sehr leicht, Malariafieber, und einmal wurde ich auf der Etappe von Guadalajara nach Matamoros in Mexiko (die Tour dauerte 41 Tage durch die Pampa), kurz vor Matamoros, von



Käte Wilczynski (Slg. Dr. Heinrich Stinnes) Im Dôme

Banditen überfallen, meines ganzen Gepäcks und meiner vier Maulesel beraubt und durch Schüsse am Rücken und an der rechten Hand verwundet. Zwei Tage später erreichte ich Matamoros, es war auch die höchste Zeit, denn weit wäre ich nicht mehr gekommen. Hier wurde dann für mich eine Sammlung veranstaltet, wodurch es mir möglich gemacht wurde, Tragtiere und Aurüstung neu zu kaufen.

Das Laufen an und für sich wurde mir nur in den ersten drei Jahren schwer, bis der ganze Körper durchgearbeitet war. Wohl hatte ich während meiner langen Reise, was das Laufen anbetrifft, öfters schwere Momente, ich kam aber immer wieder darüber hinweg.

Nervenaufreibend war aber folgendes: Auf jeder Bürgermeisterei, bei jedem Konsul, bei jedem Amtsvorsteher, im Hotel oder Gasthof, auf Zeitungsredaktionen, von jedem Kellner, Zimmermädchen, Polizisten,

fast von jedem, der eine Postkarte mit meiner Photographie kaufte (ich habe Millionen verkauft), täglich, stündlich und in jeder Minute wurden mir immer wieder dieselben Fragen vorgelegt: Wo kommen Sie her? Wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie? Wie lange sind Sie schon unterwegs? Wie lange laufen Sie noch? Waren Sie krank? Wie fühlen Sie sich? Was essen und trinken Sie? Wie lange oder wieviel Stunden schlafen Sie? Haben Sie Angehörige? Wie lange haben Sie dieselben nicht gesehen? Haben Sie Schwestern oder Brüder, oder haben Sie noch Vater und Mutter? Wieviel Kilometer laufen Sie pro Tag? Haben Sie Hühneraugen? Tun Ihnen die Füße nicht weh? Wo ist es am schönsten? Wo ist es am wärmsten? Wo sind Sie am besten empfangen worden? Wo gibt es den besten Wein und wo die schönsten Frauen? (In Deutschland!) Sind Sie schon überfallen worden? Wieviel Tiger und Löwen haben Sie geschossen? (Keinen einzigen!) Haben Sie viel Erlebnisse mit Frauen gehabt? Fahren Sie auch mit der Bahn? (Nachweisbar durch meine Kontrollbücher nicht ein einziges Mal! Bin einmal in den Bergen in Nordamerika (Ohio) vier Meter abgestürzt, habe mir das linke Bein aufgeschlagen. Ich ließ mich nicht tragen und humpelte noch neun Kilometer zu Fuß, bis zum nächsten Ort. Ich habe in den Hotels noch nicht mal die Fahrstühle benutzt!)

Manchmal kamen die unmöglichsten Fragen. Zum Beispiel: Essen und trinken Sie auch? Laufen Sie Tag und Nacht? Wie machen Sie es denn, wenn Sie über das Meer müssen? Warum fahren Sie nicht mal ein Stück mit der Bahn, das weiß doch niemand? Waren Sie auch am Nordpol? Oder: Warum laufen Sie nicht barfuß? — Ein Mädchen in der Sierra Nevada (Südspanien, es gibt dort sehr viele Naturmenschen, und nur ganz wenige können lesen und schreiben) fragte mich mal eines Abends, als wir in den Bergen den Aufgang des Mondes beobachteten, ob ich auch dort war, wo der Mond ist, ob er sehr groß ist, und ob es bis dorthin weiter wäre als bis Madrid! Das klingt unglaubhaft, ist aber Wahrheit.

Kurz und gut, millionenmal wurde ich immer wieder gefragt, und immer wieder dasselbe, und jedem mußte ich und habe ich freundlich und zuvorkommend geantwortet. Es kamen auch solche, die mich auf Herz und Nieren prüften, denen konnte ich durch meine Unterlagen Beweise liefern, denn es gab genug Menschen, die nicht glauben wollten, daß ich tatsächlich zu Fuß laufe! Viele haben mich, meine Reise und Arbeit verstanden, wären gerne selber mit mir gelaufen, ich habe viel, sehr viel ganz begeisterte Anhänger gefunden; andere wieder hatten nicht das geringste Interesse, und es gab auch solche, welche meine Arbeit als Kinderspiel hinstellten.

Ich wurde oft gefragt, wieviel Stiefel ich verbrauchte! Es war gar nicht so schlimm. Ich trug hohe gelbe Schnürstiefel, welche bis ans Knie reichten, mit flachem Absatz und brauchte im Durchschnitt alle vier Monate ein Paar. In Amerika brauchte ich meine Stiefel niemals



Der Weltwanderer Artur Winterfeld mit seiner Bulldogge Jak, die von seinen Hunden am längsten ausgehalten hat



Vor seinem Zelt in Unterägypten

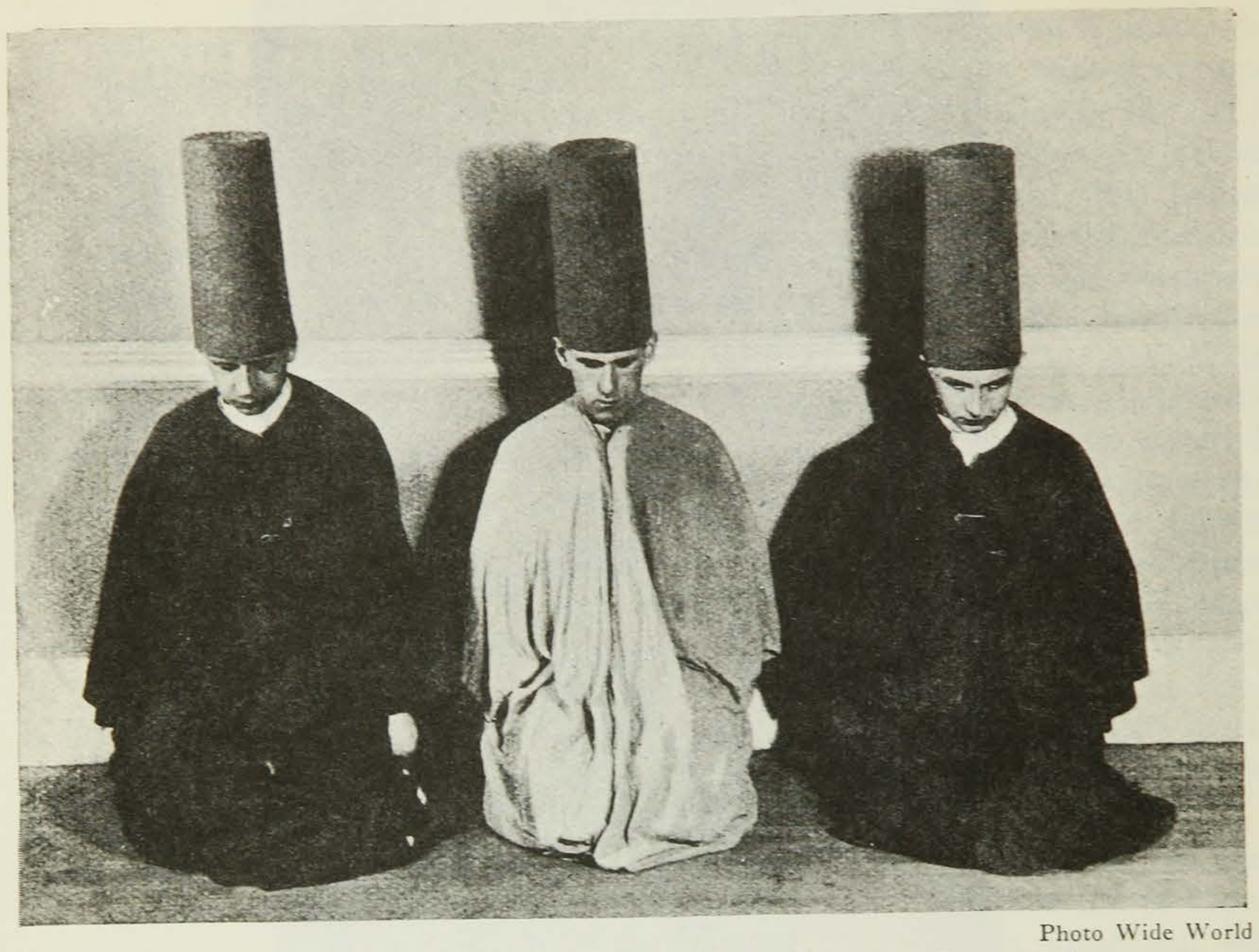


Photo Wide World

Zöglinge des Gurdjieff-Institutes für Seelenharmonie in Fontainebleau

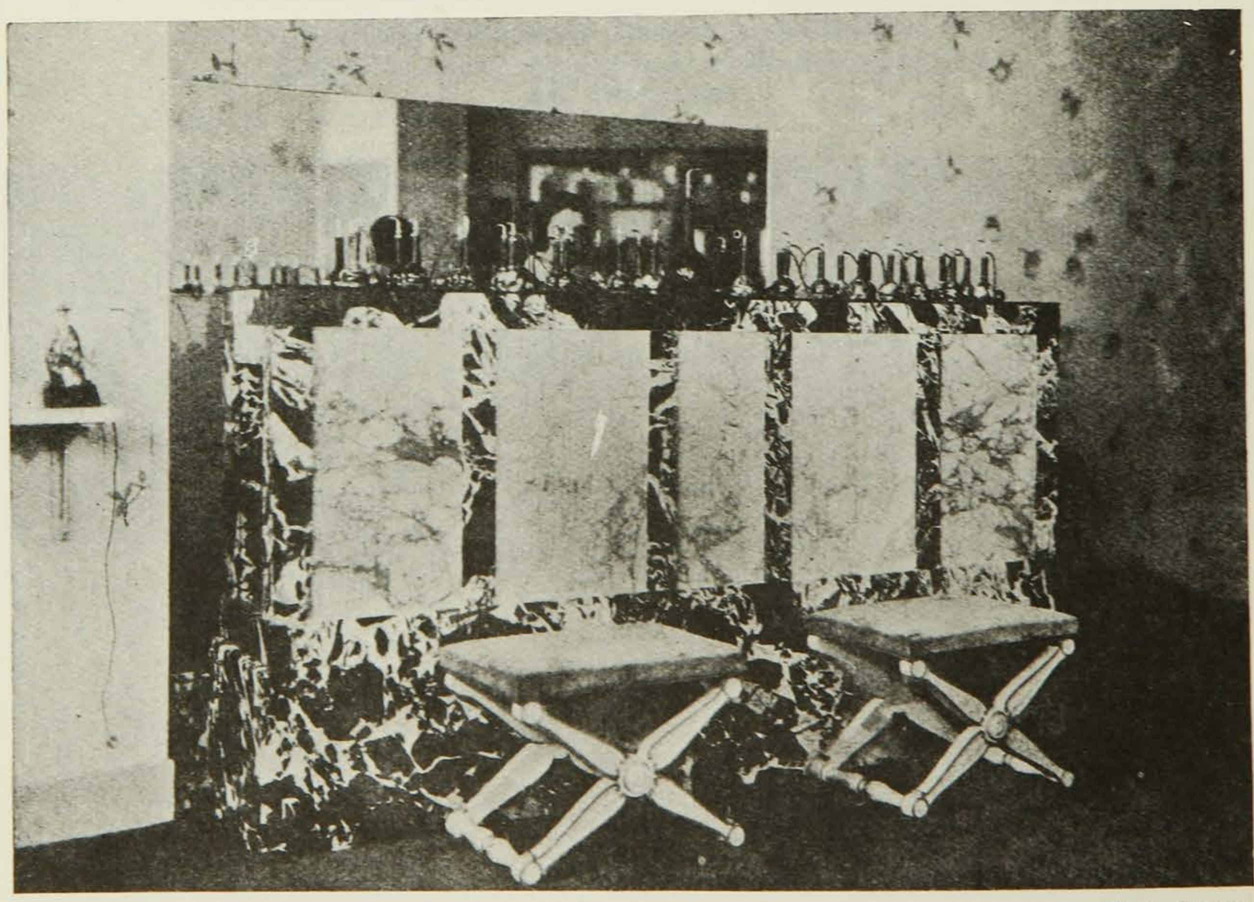


Photo Bonney

Poirets Bar für Wohlgerüche auf der Kunstgewerbeausstellung in Paris



Photo Armand Salacrou

Juan Gris, Roland Tual,
Michel Leiris, André Masson
in Kahnweilers Garten in Boulogne

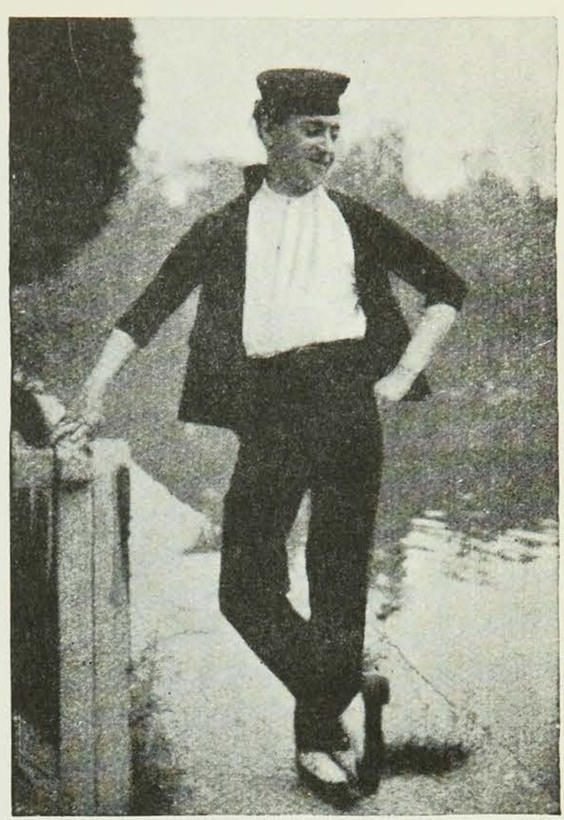
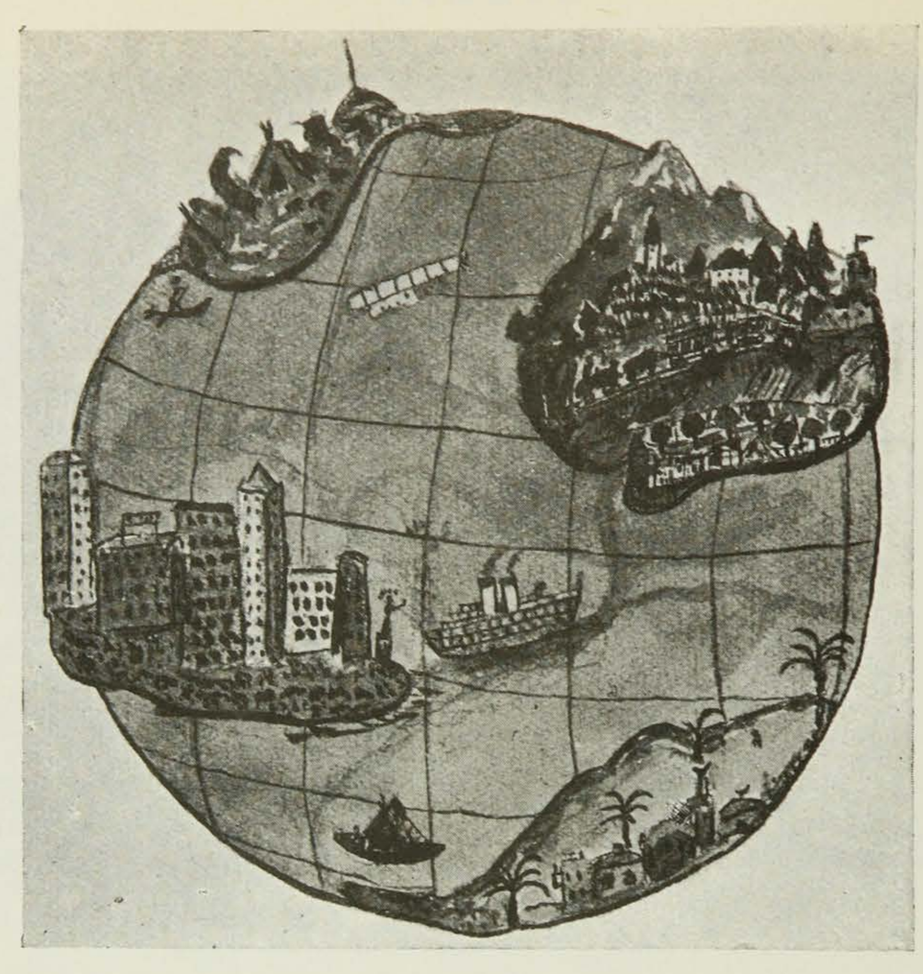


Photo Isaac Grunewald

Jules Pascin in Sanary

Photo Lotte Bloch-Zavrel

Peter Altenberg, Hermann Bahr und Kolo Moser am Lido



Erik Charell. Seine kleine Reise um die Welt (Aquarell)

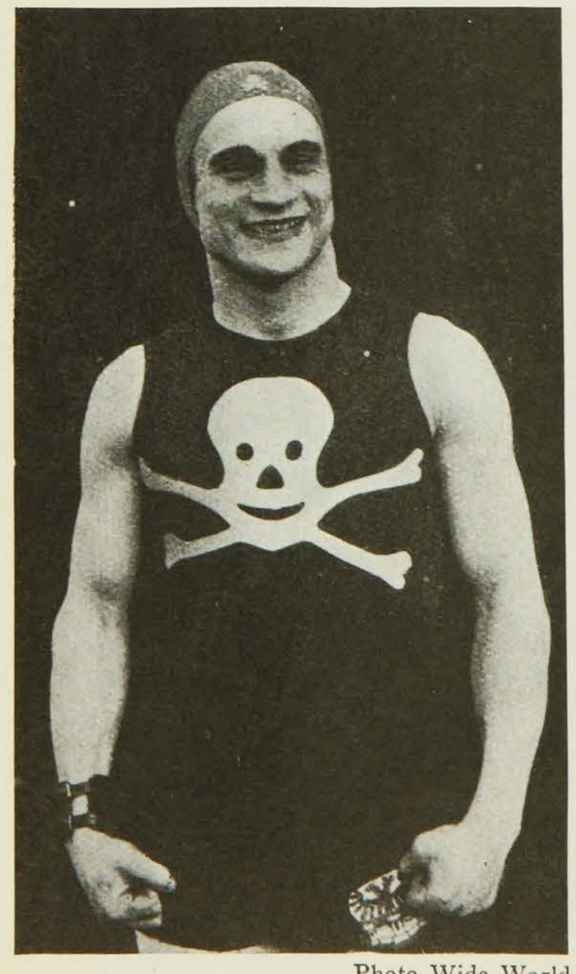


Photo Wide World

Der Taucher Willy Wolf in Rouen



Atlantic-Photo

Der Großadmiral Jellicoe in Wembley auf der Rutschbahn

zu kaufen. Die großen Schuhfabrikanten lieferten mir die Stiefel umsonst. Ich mußte nur die extra für mich angefertigten, nachdem ich drei Monate darauf gelaufen war, zurücksenden; ich bekam dann ein Paar neue Stiefeln, und mit den alten machte die Firma ihre Reklame. Auch die vegetarischen Vereine ließen sich von mir über meine Lebensweise Berichte schreiben und machten damit Propaganda.

Ich möchte auch folgendes bemerken, weil sehr viel Menschen die Frage an mich richteten, warum ich 135 000 Kilometer machen wollte, da es doch rund um die Erde nur ungefähr 42 000 Kilometer wären: Meine Reise ging nicht nur um die Welt, sondern um und durch die Welt. Ich machte meine Reise nicht in gerader Linie, sondern ich besuchte jede Hauptstadt jeder Provinz. Das erforderte ein Kreuzundquerreisen in jedem Lande, und dadurch kam die Zahl 135 000 heraus.

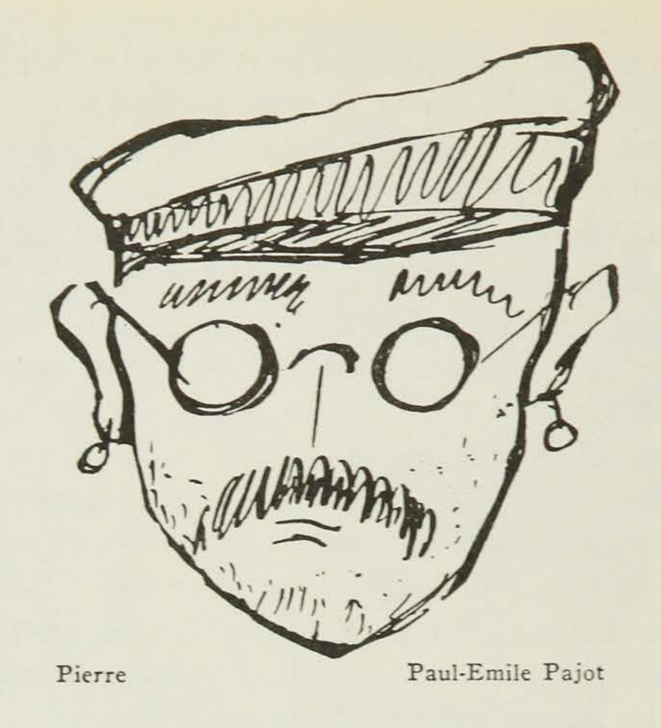
Diese 135 000 Kilometer sollten in 15 Jahren zurückgelegt werden, gleich 24 Kilometer 650 Meter pro Tag. Später wurde die Reise um zwei Jahre, also im ganzen auf 17 Jahre, verlängert.

Vom 1. Januar 1900, nachts 12 Uhr, bis zum 3. März 1915, mittags 12 Uhr und 10 Minuten, habe ich laut letzter Zusammenrechnung in meinem Kontrollbuch Nr. 14 119 915 Kilometer und 373 Meter zurückgelegt. Da mußte ich des Krieges wegen aufhören, nachdem ich in ungefähr 20 Monaten meine Reise hätte beendet haben können.

Europa, Afrika und Amerika habe ich fertig bereist. Bei Asien fehlt mir ein Teil Japans und Chinas. In Australien erledigte ich einen Teil der Küste. Es gibt über die einzelnen Länder, Städte und Ortschaften, über alles von mir Gesehene und Erlebte so ungeheuer viel zu erzählen und zu berichten, daß, wenn ich auch nur einen bescheidenen Anfang machen wollte, dieser Bericht ins Kolossale wachsen würde. All die vielen Begebenheiten, wie wunderbar der liebe Gott die Welt geschaffen hat, das herrliche Gefühl, ganz frei, ohne Kummer und Sorgen, von jedem geehrt und geachtet, von jedem bestaunt und bewundert, jeden Tag, jede Stunde etwas anderes und neues zu sehen, frei wie der Vogel durch unsere schöne Gotteswelt zu wandern! Wieviel Menschen mag es wohl geben, die gar nicht wissen, wie ungeheuer viel, sei es die unendliche Wüste, die großen Steppen, der finstere Urwald, die herrlichen Meeresküsten, ja, sei es eine einfache Landstraße, uns erzählen könnten! Wie wenige Menschen gibt es, die das Glück hatten, viel, sehr viel gesehen zu haben, und wie viele gibt es, die von der Welt, in der sie leben, keine Ahnung haben!

Wie wenige Menschen gibt es, welche die Sprache der Blumen, Vögel, der Bäume und Tiere und alles, was es in der Natur gibt, verstehen und begreifen!

Mir hat die Arbeit nichts geschadet, ich bin heute noch gesund und munter und würde gern, trotz meiner zweiundvierzig Jahre, dieselbe Reise noch mal von neuem beginnen.



Pierre Paul-Emile Pajot

PAUL-EMILE PAJOT

Par

JEAN COCTEAU

On achetait Ziem, on achète Utrillo, etc.... Il y a aussi la vraie peinture-peinture: Renoir, Cézanne. Nous méprisâmes l'anecdote et ceux qui l'exigent. Or, tout change — la poésie, le miracle, envahissent les branches nombreuses de l'art. Nous demandons aux artistes l'emploi spirituel du don qu'ils possèdent. Le *Ah! que vous m'amusez* prend la force profonde et terrible du *Ah! que vous m'ennuyez* de Racine. Je cherche l'artiste qui me parle et qui ne se contente pas d'être beau.

Paul-Emile Pajot m'amuse et m'intrigue sans le vouloir. Max Jacob me disait un jour, entre autres vérités admirables: «Méfie-toi d'aimer ce que tu es en train d'écrire, c'est que cela ressemble à des choses que tu äimes. Si tu trouves, si tu es seul, tu ne peux t'appuyer sur rien et ton œuvre te déroute comme elle déroutera le public.»

Pajot ne ressemble à rien. Du reste il n'est rien. Je suppose qu'il me touche parce que les bateaux et les choses de la mer me touchent. Il est un homme qui peint des bateaux. Il ne peint pas de bateaux pour les gens qui aiment la peinture, mais il est un peintre pour gens qui aiment les bateaux. Il dérange l'esprit, on ne peut pas le classer, le comparer, le louer. Je le conseille aux personnes lasses d'être assises. Leur goût, privé de point de contact, tournera dans le vide. Pourquoi, se demanderont-elles, ai-je un Paul-Emile Pajot? Je n'ai aucune raison de l'admirer. C'est énorme. Quelle cure contre les fatigues de l'art! Ni naïf, ni absurde, ni habile, ni peintre, ni sublime, Paul-Emile Pajot soulève le problème du plaisir. Un homme vraiment libre se montrera s'il n'hésite pas à prendre le large sur une des œuvres de cette exposition mystérieuse à force de vérité.

(Vorwort zur Pajot-Ausstellung in der Galerie Pierre)

DER HASS GEGEN DAS MONOKEL

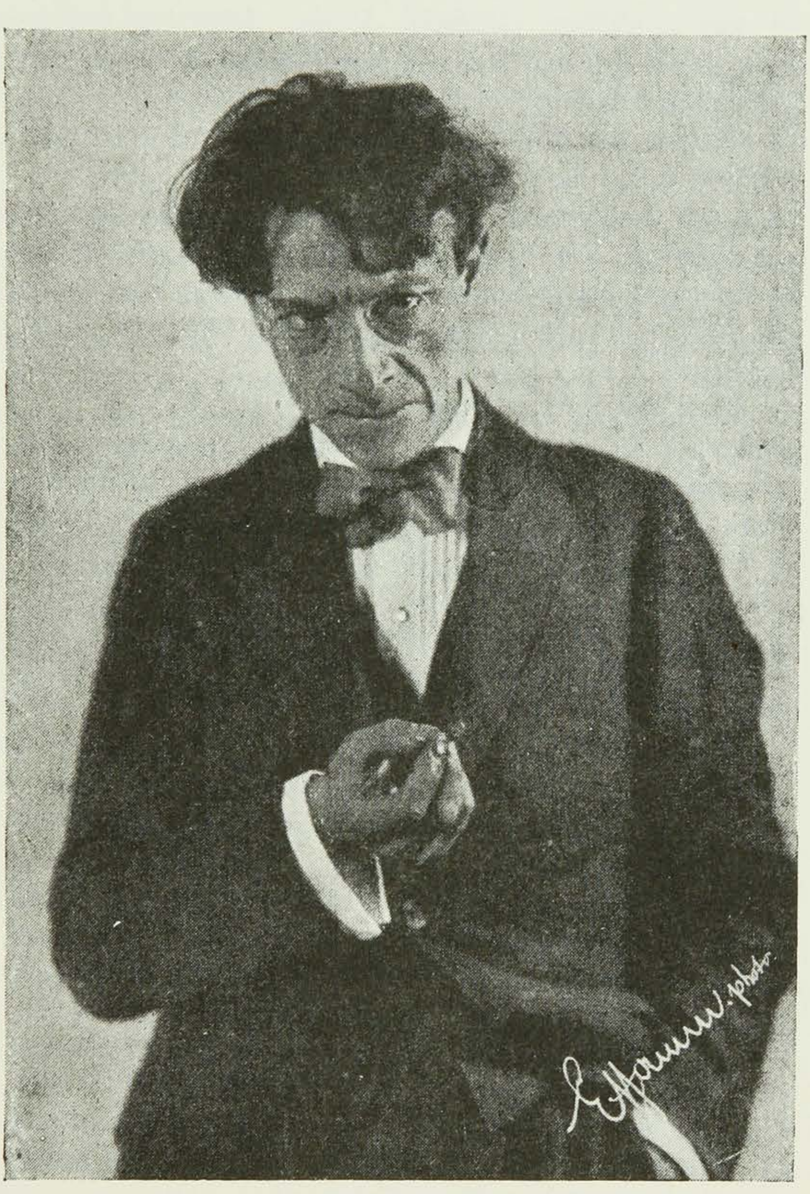
Von

ANTON KUH

Du rundes, glasklares, sachtgewölbtes Zeug auf meinem Tisch, knappster Schliff aus „schön" und „nützlich" — wie bist du mir Amulett und Leuchte und Münze! Wenn ich dich in der Hand wiege, so leicht wie ein Kronjuwel, bin ich ein Fürst ohne Land. Denn mein Gesicht hat dich mir verliehen — Gesichtsorden I. Klasse!

Es gibt Menschen, die ihrer Weltanschauung ihr Monokel verdanken. Die tragen es zu Unrecht. Aber es gibt solche, und ich zähle mich darunter, die ihrem Monokel die Weltanschauung verdanken. Für die ist seine Benutzung Pflicht.

Mag man glauben, daß ich aus preziösem Geckentum so spreche — mein Monokel stammt nicht aus der Hinterlassenschaft der Dandys und Satanisten, eines Wilde oder Villiers de l'Isle, viel eher leitet sich sein Stammbaum auf Kaiser Nero zurück, zwischen dessen grünem Einglas und dem Brande Roms ein mehr als optisch - souveräner, nämlich ein sozial-psychologischer Zusammenhang bestand.



Bildnis Anton Kuh

Wie aber geschah es, daß mir das Monokel mein Weltbild gab?

Ich sah, daß es gehaßt war, spürte den Gründen nach, und kam auf folgende Gesetze:

Die meisten Gesichter sind nicht des Hin-Sehens wert. Sie sind, um den Sprachgebrauch neu aufzurütteln: eine Sehensunwürdigkeit. Daher dankt man es Gott, daß sie durch keinerlei besonderes Kennzeichen unsere Aufmerksamkeit hinlenken, daß sie keine Fahne, kein Lichtsignal ausstecken, um den Blick der Nebenmenschen für sich zu gewinnen. Trügen sie so eine Flagge oder Ausschmückung — die Vordringlichkeit wäre hassenswert.

Daher, erste naiv-optische und berechtigte Ursache dieses weltumspannenden Monokelhasses: das Monokel ist eine solche Fahne, der stupiden Gewöhnlichkeit Beachtung schaffend.

Das zweite Motiv aber ist bereits psychologischer Natur und spricht gegen den Hasser. Der Eindruck löst bei ihm Ärger aus über den Anspruch. Welche Kühnheit, denkt er, sich von der Affengleichheit der Gattung „Mensch" emanzipieren und im Käfig dieser Welt ein Unterscheidungsmerkmal tragen zu wollen! Mitaffen heraus! Duldet kein Privileg!

Aus ähnlichen Gründen dienen, wie man weiß, originell gekleidete, langhaarige, auf einem Bein hüpfende oder durch Genie ausgezeichnete Persönlichkeiten dem öffentlichen Gespött.

Hier setzt auch mein Erlebnis ein. Je mehr ich Grund 1) der Mitwelt zubilligte, desto mehr nahm ich ihr Grund 2) übel.

Denn das Monokel, das so viel Ärgernis schuf, erschien mir nunmehr als ein Symbol, das, statt von außen dem Gesicht eingezwängt, auch unsichtbar in ihm enthalten sein könnte, Symbol des Mutes: anders auszusehen; Merkmal des Risikos: aufzufallen. Halt, hier hak' ich mich fest — warum euer Zorn dagegen?

Ich gelange zur Folgerung:

Dieser Zorn muß seine Ursache offenbar in der eigenen Mutlosigkeit und Abgeneigtheit haben, ein Gleiches zu tun; in starken Selbstzweifeln. Wer aber diese Unsicherheit fühlt — wie soll er einem anderen Sicherheit kreditieren? Muß er das Tragen des Monokels nicht als heuchlerischen, präpotenten Anspruch nehmen, die Herkunft aus derselben Unsicherheits-Gasse zu verleugnen? Muß er seinen Träger nicht als Drückeberger der gemeinsamen Verlegenheit ansehen, der Mysteriosität vorspiegelt und zwischen sich und den detektivischen Blick der Umwelt ein Kristallfenster schiebt?

Hier bin ich bereits beim Problem des Plebejertums.

Diese Unsicherheit, diese Angst aufzufallen, dieser argwöhnische Haß gegen die anderen, verbunden mit dem Schuldbewußtsein, wie schlecht ihm selbst eine Maskierung gelänge — das ist der ganze Plebejer!

Der Plebejer ist nämlich der Mensch, der fühlt, daß ihm die Klassenhörigkeit (unter Klasse meine ich vornehmlich das, was man unter „geistigem Mittelstand" versteht) in Gesicht, Gebärde, Haltung, geschrieben ist, und der unter dieser unentrinnbaren Durchsichtigkeit, die ihn weltscheu, ungraziös, taktlos macht, namenlos leidet. Niemand aber ist ihm verhaßter, als ein Mensch seinesgleichen, der sich — etwa durch ein Monokel — undurchsichtig machen möchte. Da werden alle Resignationen und Gedrücktheiten in ihm rebellisch. Da fühlt er sich gedemütigt und herausgefordert. Alles recht logisch — wenn sich nun nicht das Malheur ergäbe, daß er, wo ihm von der Zeitung, dem Lesebuch, der Partei oder seinen Geistesgöttern nichts anderes vorgeschrieben erscheint, schlechthin jeden, der sein Blutgegenteil und Bändiger ist, für einen solchen frechen Klassen-Deserteur hält.

In den meisten Ehrenaffären und überall, wo man auf den ersten Blick feststellt: „Der ist mir unsympathisch" — ist nichts anderes im Spiel. Keine Widersacher befehden sich so heftig, wie zwei Kommis, die sich voreinander maskieren.

Der erste Schritt zu meiner Weltanschauung war durch diese Erkenntnis getan, ich hatte eine Einteilung.

Nun aber — was geschah meinem Monokel!

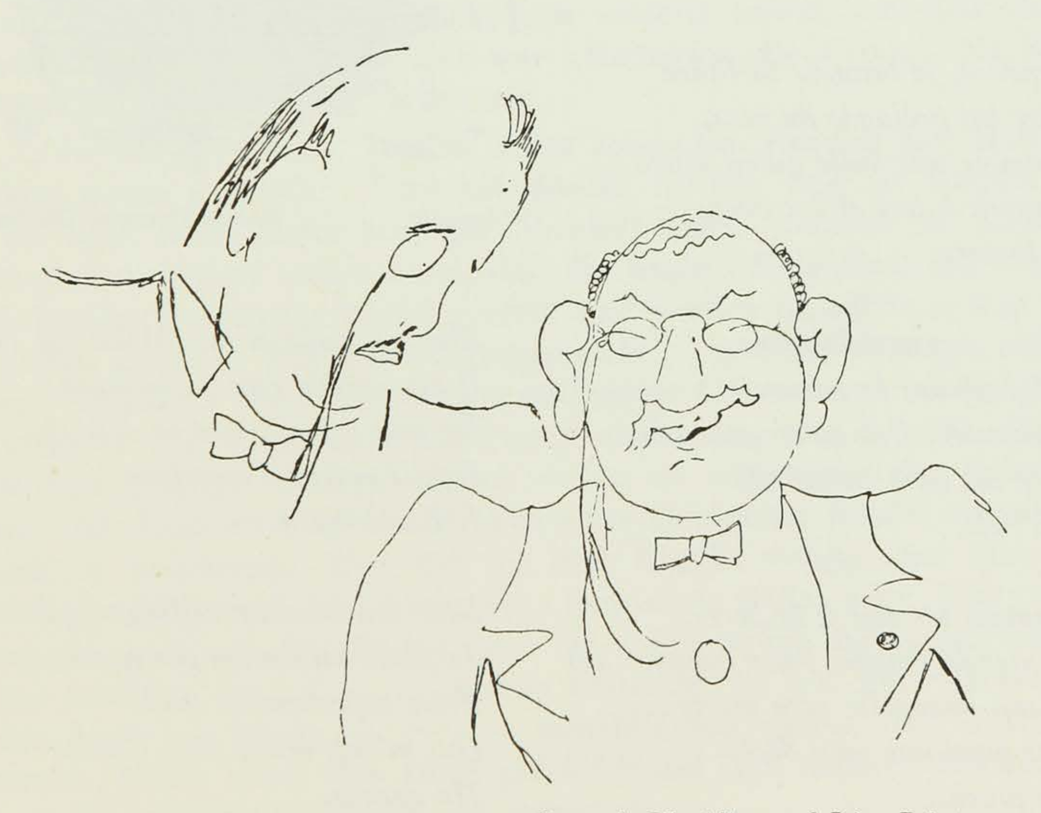
Es wurde zur Mausefalle, zum Fliegenpapier für Plebejergesichter, zu einem photographischen Objektiv, das ihnen zurief: Bitte, ein unfreundliches Gesicht! Jeder, wie er hineinguckte, war sofort aufgenommen. Schon schwang ich es froh in der Hand, als statistischen Behelf und Beute-Mittel! Wenn sich darin, wie es von den brechenden Augen der Ermordeten heißt, die Übeltäter auch für die Zukunft fixieren sollten — ich könnte es einem noch nicht dagewesenen Museum für Menschheitskunde als noch nicht dagewesenes Exemplar vererben! Manchmal sah auch ein Monokel hinein (vergipsten Mundwinkeln Rückhalt bietend). Denn klarerweise mußte sich's immer häufiger ereignen, daß ein Plebejer den Graben der Angst überhüpfte und seine Butterbrot-Visage mit einem Glas zierte — aus Weltanschauung. Wie sagte ich doch, daß sein Antlitz hernach aussah? Wie eine „flammende § 23-Berichtigung gegen sein Monokel im Auge"!

Wer zu solchen Erkenntnissen gelangt, muß durch ein Gesicht dazu gekommen sein; Gesicht — sowohl mit dem Plural „Gesichte", wie „Gesichter"; denn nur wer das eine hat, hat das andere. Mein Kronstolz ist begreiflich.

Wie scharf und streng scheidet sich seither vor meinem Aug' das Unedle, Unfreie, Armselig-Unaromatische auf Erden von allem Geistig-Gut-Gearteten! Nationalismus, Schweizerkäse, Sexualneid, Autoritätsglaube und Handschweiß hie, Adel und Anarchismus drüben — die kleine Glitzerscherbe zeigt sie, blickt ein würdiges Auge durch, in einem vielstufigen Panorama. Kaiser Nero (Nietzsche I.) sah erst das kreischende Gezücht hindurch, die Hysterie vor dem Brand. Er gab ihnen — Allgütiger! — den Brand dazu.

Was nun, fragst du, bleibt den anderen verbrannten Christen wie entbrannten Soldaten? Was spreizt ihre Seelen wie unsere Augen das Monokel?

Eine geschluckte Scherbe. Sie fängt auch mit „Mo" an und heißt: Moral.



Jean Cocteau — Serge de Diaghilew und Léon Bakst

DÉDICACE

Par

JAQUES DARNETAL

Et nous les petits,
les obscurs, les sans grades.
(L'Aiglon)

A vous, je veux donner ces vers
De débutant, d'ami, de frère,
Qui sait, dans ce vaste univers
Peut-être serons-nous confrère
De misère.

Je ne sais si j'ai du talent:
Et si je doute de moi-même,
Avant de prendre mon élan
Je veux le répéter, bohême,
Que je t'aime.

Je vais mener un dur combat,
Dont on ne sort jamais indemne,
Et si vous me mettez à bas,
Je succomberai non sans peine
Et sans haine.

Cependant, je brandis la lance
Contre les préjugés du vers,
Et comme une balle qu'on lance
Je frappe à tort et à travers
Les travers.

A vous, ouvriers du génie,
Dont j'admire la pauvreté
Et les merveilles qu'on vous nie
J'offre ces vers; le bel été
D'un raté.

Si jamais un soir à ta porte,
Tu entends frapper deux coups, c'est
Que ma chandelle sera morte . . .
Alors proclame mon décès
Sans procès.



D'Aragnès — Bildnis Darnetal (Radierung)

Mais je rime et ma Muse est riche,
Il me semble être surhumain;
De mes pensées que je défriche
Jaillit enivré d'incertain
L'En-demain.

Sous ton très merveilleux égide
Je place mes premiers essais,
Frère superbement aride
Qui m'entr'ouvre déjà l'accès
Du succès.

(Aus „Dissonances, Poèmes", Paris 1923, Librairie de France)

DIE GROSSE NUMMER

Von

A. H. KOBER

„Ein Druck von dieser zarten Hand — —
Und du stehst im Hemde."

Als 1834 der Athlet Charles Rappo auf dem Wege von Nishnij-Nowgorod nach Simbirsk von Räubern überfallen wurde — dreißig gegen acht —, brach er eine Deichsel aus seinem Wagen und schlug mit dieser gewaltigen Keule auf die Gegner ein. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts produzierte sich Adolphe Morro als „Eiserner Tenor": er ließ sich zehn Zentner auf die Brust legen und schmetterte dann aus dieser wirklich vollen Brust eine Opernarie. Der um 1900 berühmte Ringer Eberle pflegte auf einsamen Waldspaziergängen mit Baumstämmen zu jonglieren. Sein Kollege Karl Abs hob ein Pferd, Eisenkönig Breitbart zwo.

Keine dieser Kraftleistungen aber hat mir so imponiert wie: eine Backpfeife. Eine Backpfeife, die von zarter Hand Anno 1916 ausgegeben wurde. Es begab sich damals nämlich, in einer schönen Maiennacht, daß in der Friedrichstraße zu Berlin ein Gent eine Dame ansprach. Mit einem unerwarteten Erfolg: die Holde gab ihm eine Backpfeife, daß er über den Damm flog, bis in die Schaufenster eines gegenüberliegenden Cafés. Da hierbei die Scheibe zertrümmert wurde, ergab sich ein Prozeß: der Wirt wollte seine Fensterscheibe ersetzt, der Gent sich die Wange verletzt und die Dame die Backpfeife versetzt haben, um sich als anständige Frau zu erweisen. Das war „Katharina die Große", als Kraftnummer im „Wintergarten" engagiert.

„Katharina die Große" trat in einem russischen Kostüm auf, Hals und Rücken waren entblößt. Und auf diesem Rücken fing sie Kugeln auf, die sie fünf, sechs Meter hoch geschleudert hatte. „Mache die verehrten Herrschaften darauf aufmerksam, daß die Kugeln Katharinas der Großen reell dreißig bis fünfzig Pfund wiegen, und werden dieselben zwecks Prüfung dem geehrten Publikum herumgereicht", sagte der Manager. Dann kreuzte Katharina die Arme, blickte mit kühler Gelassenheit ins Publikum, wo indessen die blitzenden Stahlkugeln ehrfürchtig mit den Händen betastet und gewogen wurden. Kaum waren sie wieder auf der Bühne, so stürzte sich Katharina mit der Freude eines spielenden Kindes darauf und begann zu jonglieren. Erst ließ sie drei Kugeln wohlig über Hals und Rücken laufen, warf sie hoch wie Jongleure Bälle oder Eier; dann plumpsten zwei auf den Boden, und die dritte wurde hochgeworfen, bis in die Soffitten hinauf — — klack: klatschte sie auf den Nacken, — wieder hoch — klack — — —; unwillkürlich macht der Zuschauer jedesmal „Uff!", wenn das Ding glücklich auf den nackten Rücken geklatscht ist und die Jongleuse sich aufrichtet.

Wie trainiert man solche Tricks? — Man beginnt mit leichten

Gewichten — einem Edamer Käse vielleicht — und legt dann langsam immer mehr Gewicht zu. So denkt der Laie, und so dachte auch ich mir die Sache. Bis mich Katharina die Große eines Besseren belehrte. „Man muß natürlich gleich", verriet mir die starke Frau in einer schwachen Stunde, „mit dem richtigen Gewicht anfangen, damit man ein für allemal weiß, wie der Fang auskommt. Das einzige, was man allmählich erst erreicht, ist die Höhe des Wurfes." Ich war ob dieser Enthüllung so platt, als sei mir eine dieser Kugeln ins Gehirn gefallen, und konnte nicht begreifen. „Aber, die Sache ist ganz einfach. Man muß genau abschätzen, wo die zurückkommende Kugel auf dem Nacken auskommt, und dann zieht man die Wirbelsäule, die Knochen ein. Macht man's richtig, geht's gut. Macht man's falsch, zerschlägt man sich das Genick." — Ich habe es trotzdem nicht probiert.

Kraftjongleure dieser Art gibt es eine ganze Menge. Sie fluppen sich mit Hilfe des Schleuderbrettes Riesengewichte in den Nacken. Der Bayer Heros läßt sich 130 Kilo ins Genick schlagen; der Deutsche Conchas machte den Trick in Amerika populär, dann hat Spadoni mit seiner Kugelfängerei die Amerikaner und Engländer zur Raserei entzückt (wenn Sie ihn jetzt in Berlin als Artisten-Agenten besuchen, sind Sie erstaunt, einen jugendlich schlanken, fast schwächlich ausschauenden Menschen zu treffen): „Gewiß," — sagte mir der Vater Katharinas der Großen —, „gewiß, es machen eine ganze Menge Männer diese Arbeit; aber wir wollen nicht vergessen, wir müssen bedenken: meine Tochter ist eine Frau, ein schwaches Weib — — —."

Katharina entstammt einer Athletenfamilie. Diese Familie heißt Brumbach. Der Kenner weiß Bescheid: eine der ältesten deutschen, europäischen Artistenfamilien. Xaver Brumbach, Zirkusdirektor, war als „bayerischer Herkules" berühmt, und aus demselben Holze ist sein Bruder Philipp geschnitzt, der Vater unsrer Katharina. In der Maringotte wurde Käthchen geboren, sie hatte 15 Geschwister, wuchs auf unter Menschen, die mit Zentnergewichten um sich warfen, die schwersten Dorfbullen im Ringkampf warfen und den im Dreck der Dorfstraße steckengebliebenen Wagen mit ihren Schultern herausstemmten. Das Töchterlein eines solchen Milieus begnügt sich nicht damit, wie andere Kinder Blumen zu brechen, sondern bricht Knüppel, Stangen, zerreißt Ketten, zieht Expander. Mit sechzehn Jahren schon galt Käthchen Brumbach als Weltmeisterin in der Schwergewichtsathletik. Einhundertfünfzig Pfund stemmte sie einarmig. Auch war sie Ringerin.

Eines Tages ist die jugendliche Athletin verschwunden. Statt dessen erscheint in den Zirkussen und Varietés eine Frau, die ihren Mann auf Händen trägt. „Zwei Sandwinas" heißt die Nummer. Käthchen hat sich beim Ringen in einen Gegner verliebt, einen Akrobaten, ist mit ihm nach Norwegen durchgebrannt, sie haben sich da geheiratet und haben Geschicklichkeit und Kraft zu einem funkelnagelneuen schönen artistischen Akt vereinigt. Die Frau ist „Untermann", d. h. sie ist das Podest, auf

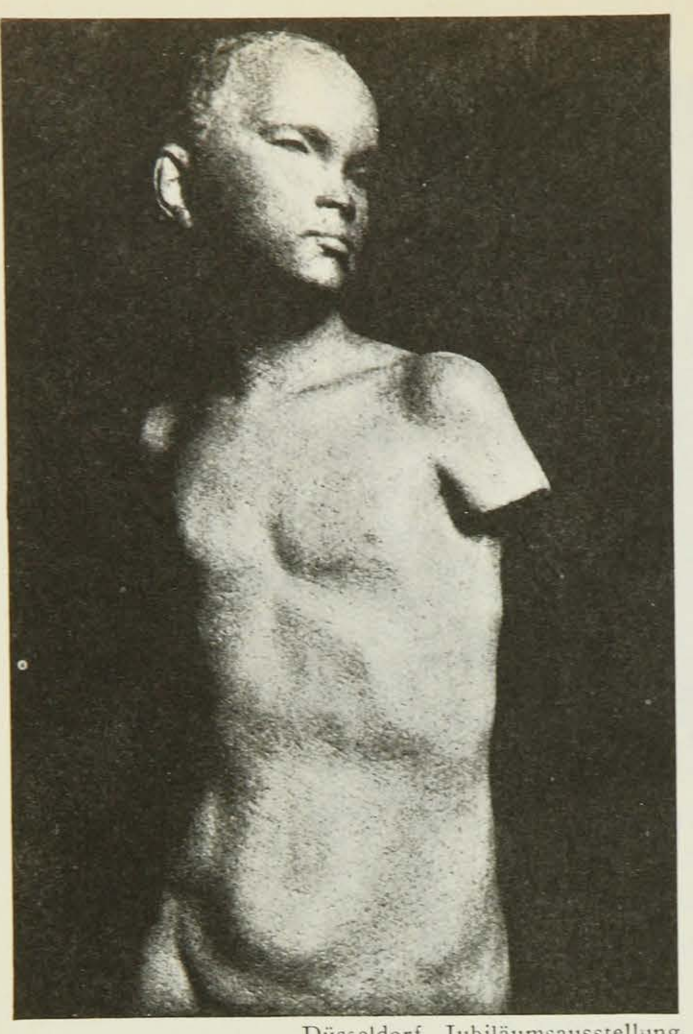
Jack Dempsey in Berlin

Photo Rieß

Ernesto de Fiori modelliert Jack Dempsey

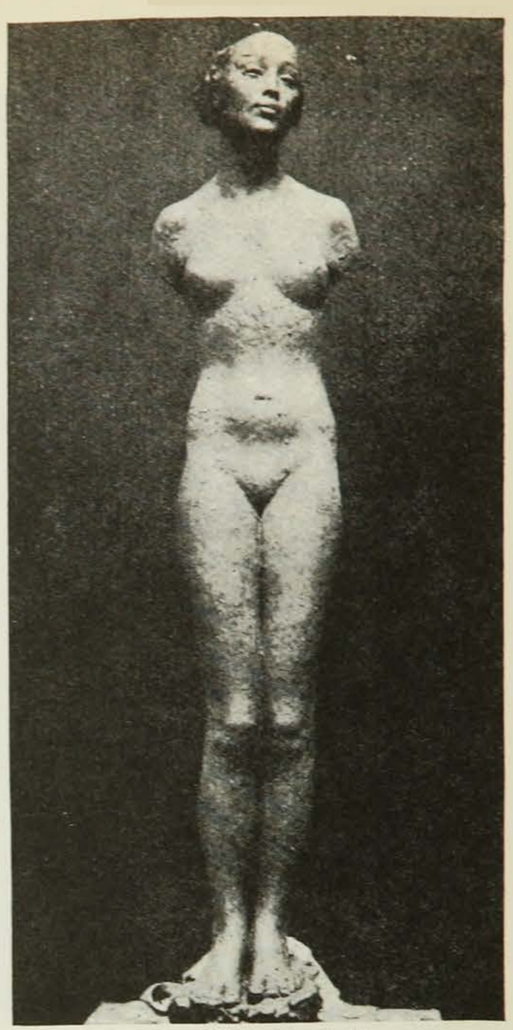
Atlantic-Photo

Dempsey mit seiner Frau, der Filmdiva Estella Taylor, im Lunapark



Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Bernh. Sopher, Knabentorso (Marmor)



Düsseldorf, Kunstmuseum

Herm. Haller, Mädchen (Bronze)

Photo Bonney

Die russische Bildhauerin Chana Orloff in ihrem Pariser Atelier



Photo Reville

Miß Betty Blythe
in Revilles neuestem Badeanzug



Hildesheim, Museum

Römische Komödianten. Antike Terracotta

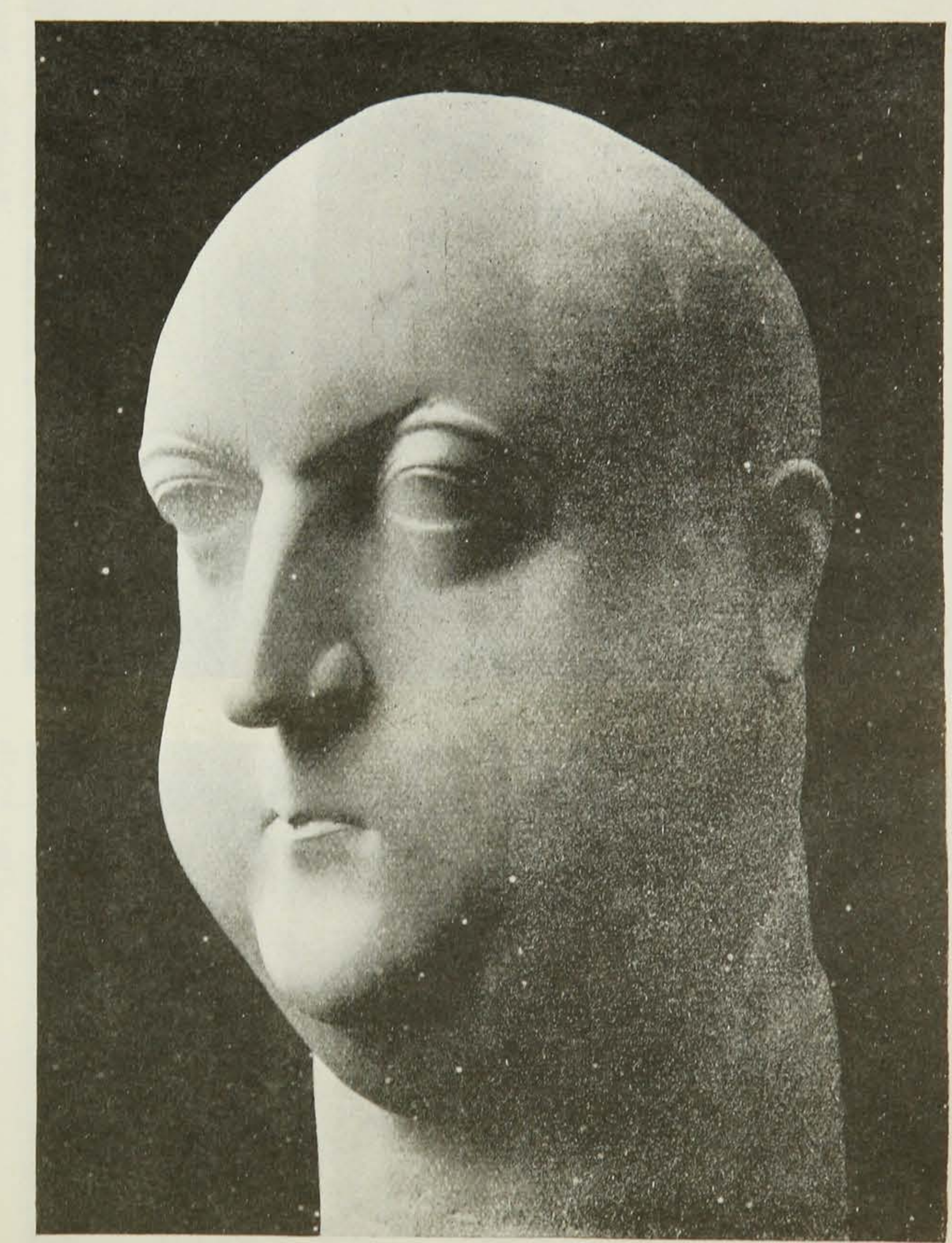
Photo Wide World

Die Hürdenläufer Jadwin und Elliot beim Training



Photo Galerie Flechtheim

Hermann Haller, Der Maler Fritz Westendorp (Bronze)



Chana Orloff, Der Graphiker J. E. Laboureur (Marmor)

dem der Akrobat seine Tricks ausführt. Er stützt sich auf ihre Hände, und sie hebt ihn, ganz langsam, elegant, hoch, bis sie die Arme ganz nach oben ausgestreckt hält, so daß er darauf seine Handstände verüben kann. „Zwei Sandwinas“ arbeiten in allen großen Zirkussen und Varietés, gehen schließlich auf drei Jahre zu Barnum. Dann kommt der Krieg, Herr Sandwina wird Soldat, und Käthe wird Katharina die Große. Als Kraftjongleuse ernährt sie die Familie.

1917 ging am Athletenhimmel ein neuer Stern auf: Siegmund Breitbart, der Eisenkönig. Die Tricks dieses Mannes sind sensationell. Er biegt 7,5 Millimeter starke Eisenstangen wie Strohhalme, biegt daraus mit verblüffender Schnelligkeit Gitterornamente, zerreißt 4 Millimeter dicke Ketten, läßt sich mit ungeheuren Massen belasten, schlägt mit der Faust Nägel durch mehrzöllige Bretter. Breitbart ist ein Ostjude. Die Rassentheorie wird an dieser schönen Reckengestalt zuschanden. Breitbart hat nichts von den mit ihren Muskelbergen unappetitlichen Athleten der alten Schule; er ist völlig ebenmäßig gebaut, hat ein jugendlich frisches, straffes Gesicht. Die Leichtigkeit seiner Arbeit ist unerklärlich. Siegmund Breitbart — phänomenal!

1919 ging am Athletenhimmel ein neuer Stern auf: Sandwina. Die Tricks dieser Frau sind sensationell. Sie biegt 7,5 Millimeter starke Eisenstangen wie Strohhalme, biegt daraus mit verblüffender Schnelligkeit Gitterornamente, zerreißt 4 Millimeter dicke Ketten, läßt sich mit ungeheuren Massen belasten. Sandwina hat nichts von den mit aufgeschwemmten Muskelbergen unappetitlichen Riesenweibern. Die Leichtigkeit ihrer Arbeit ist unerklärlich. Breitbart — phänomenal. Sandwina — phänomenaler!

Denn — — — wir wollen nicht vergessen, wir müssen bedenken: sie ist eine Frau, ein schwaches Weib — — —

Einmal sind die beiden Rivalen zusammengetroffen. Sie waren gleichzeitig in Köln engagiert. Sonntags vormittag gibt Breitbart eine Frei-Vorstellung. Er kommt an seinen Kettentrick, hat die Kette in der Hand und erklärt: vier Millimeter, Weltrekord! Da sieht er Sandwina sitzen, wirft ihr die Kette zu: „Da, Käthchen, können Sie trainieren!“ Sandwina zieht die Handschuhe ab, die Ringe, zerreißt die Kette, wirft ihm die Teile zurück: „Da, Breitbart, mein Training ist beendet!“

In der Garderobe sagt Sandwinas Manager: „Weshalb machen Sie solche Sachen, Breitbart?“ — „Weshalb kommt ihr nach Köln, wenn ich hier arbeite?“ — „Wenn Sie uns die Gage schicken, bleiben wir zu Hause. Geschäft ist Geschäft.“

Richtig: Geschäft ist Geschäft. Wie alle Artistik ist auch die Athletik ein Geschäft, ein Beruf, ein Erwerb. Geschäftliche Ausnützung der Körperkraft — das ist etwas Seltsames. Oft habe ich zwischen Sandwina und ihrem Manager gesessen und versucht, sie über das Geheimnis ihrer Arbeit zu interviewen. „Natürliche Veranlagung“, — das ist alles, was sie selber darüber zu sagen hat. Ob sie Hebelkraft anwende,

Druck, Stoß, Ziehen? — Sie weiß es nicht. Sie weiß nur: sie ist nun mal so stark. Wie sie die Ketten reißt? — Mit den Händen, nur mit den Händen. Und sie zeigt mir diese Hände: gewaltige Pranken, gedrungen, eisenhart. „Ich arbeite reell, mein Herr. Jeder kann Ketten mitbringen. Und manchmal werden Dinger mitgebracht! Im Ruhrgebiet besonders, da verstehen sich die Leute darauf. Aber ich arbeite gern da, es macht besonderen Spaß.“ — Unheimlich diese Kraftakte im Zirkus. Mit unablässigem Training von Jugend an kann man sich fast alle artistische Arbeit erklären, kann sich so auch die Steigerung von athletischen Produktionen verständlich machen; aber nur bis zu einem gewissen Grade. Es bleibt immer ein Letztes, für den Verstand unfaßbar, physikalisch unerklärbar. Hier ragt noch etwas urhaft Mythologisches spukhaft in unsere klare Zeit hinein. Gigantische Kraft, wie sie der Mensch in mythologischen Gestalten postuliert, tritt von Zeit zu Zeit wirklich in die Erscheinung, verkörpert sich in Männern und Frauen mit „übermenschlichen“ Kräften. Diese Leute haben dann in der Tat recht, sich „die stärksten der (jeweiligen) Welt“ zu nennen.



E. R. Weiß

Die Athleten der Antike und des Mittelalters übergehe ich, weil da Sage und Wirklichkeit nicht mehr auseinander zu bringen sind. Eindeutig bezeugt dagegen sind die Experimente Augusts des Starken von Sachsen. Seine Spezialität war das Biegen und Brechen von Hufeisen, wie es Sandwina und Breitbart heute wieder zeigen. Der Freiherr von Eckenberg, Marionettenkünstler und Hofathlet des Königs von Preußen, arbeitete um 1750 ebenfalls heute noch beliebte Tricks, er hob ein Pferd mit einem Trompeter, ließ sich auf der Brust Feldsteine zerschlagen, hob ein Kanonenrohr von 2600 Pfund Gewicht, drehte Stahlschienen zu Korkenziehern. Traugott Krembser stellte sich (um 1850) an eine Säule, umklammerte sie und konnte von zwei Ochsen nicht aus seiner Lage gezogen werden. Spadoni trug ein zehn Zentner schweres Auto auf den Schultern. In seiner Anfangszeit war er zusammen mit

dem klassischen Eugen Sandow, dem „schönstgebauten Mann" seiner Epoche, der nach fabelhaften athletischen Triumphen in Amerika eine Schule für Körperkultur gründete und heute in England lebt. „Das waren noch wirkliche Athleten-Nummern!" raunen heute die Kenner, „da wurden Ketten über die Armmuskeln gesprengt und die Riesenlasten frei auf der ‚Brücke' getragen, nicht — wie heute — auf einer Unterlage, auf der man Häuser bauen kann!" Auch eine starke Frau vollführte damals solche Bravourtricks: Auguste Wermbcke aus Berlin.



Werner Heuser

Sandwina und Breitbart arbeiten in derselben Aufmachung. Ein Dutzend Herolde erscheinen im feierlichen Zuge, dann rollt der Athlet selber im zweirädrigen römischen Wagen auf die Bühne, nach alter Artistentradition in Gladiatorentracht gewandet. Dreierlei Tricks werden dann vorgeführt: das Biegen von Eisenstücken und -stangen; Belastungsproben; Kettenreißen. Die Eisenstangen werden über den Oberschenkel gebogen, auf der Schädeldecke oder zwischen den Kiefern. Der erste Knick gelingt regelmäßig auf den ersten Anhieb. Dann wird der rechte Winkel nochmals geknickt oder spiralisch gewunden, wobei wieder Schenkel,

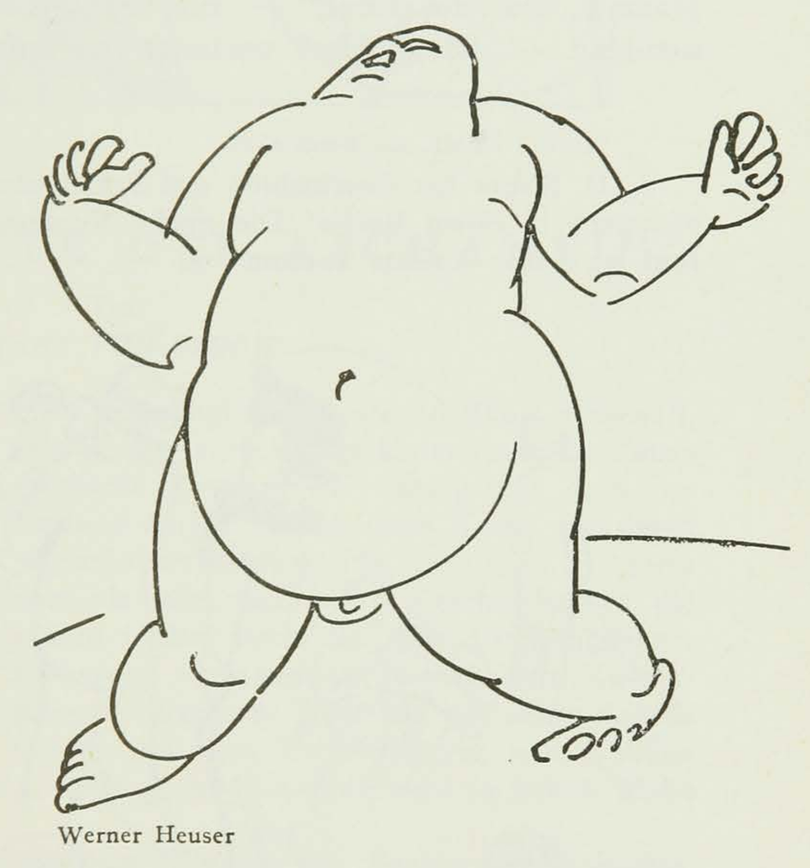
Knie oder Kiefer als Stützpunkte dienen. Man hat vielfach angenommen, die Athleten hätten eine solche Materialkenntnis, daß sie an jedem Eisenstück eine undichte, brüchige Stelle entdeckten, wo sie einsetzten. Das ist nicht richtig; denn Sandwina wie Breitbart knicken immer zuerst genau in der Mitte einer Stange und bringen dann regelmäßige Formen-Ornamente zustande.

Von den Belastungsproben ist die interessanteste die auf dem Nagelbrett. Der Artist legt sich mit dem bloßen Rücken auf ein mit spitzen, scharfen Nägeln bespicktes Brett und läßt seine Brust belasten. Sandwina nimmt einen Amboß auf die Brust, und drei Männer hämmern mit aller Gewalt darauf los. Dann wieder läßt sie über eine Brücke auf ihrer Brust ein paar Dutzend Menschen, ein paar Pferde, ein Auto passieren. Der Schlußtrick ist das Karussell, in dem sechs ausgewachsene Menschen sich über der Brust der liegenden Athletin schnell drehen. Breitbart hat die Sache auf Motorradfahrer modernisiert. Daß die Nägel während dieser Produktionen nicht in die Haut eindringen, beruht auf einer besonderen Muskelkontraktion. Durch langes Training erreichen diese Athleten — wie die indischen Fakire bei ihren Tänzen auf Schwertern und Glasscherben — die Fähigkeit, die Muskeln eisenhart zu spannen und die Blutgefäße fest darin einzubetten. Erstaunlich ist daneben die Atemtechnik. Man bedenke, daß Sandwina gut und gerne acht Zentner drei Minuten lang auf ihrem Brustkasten trägt. Wie weit hier ein gutes Training führen kann, erkennt man aus den Produktionen jenes obengenannten „Eisernen Tenors" und aus dem Trick Marinos, der sich von einem mit vier Personen besetzten Auto überfahren ließ, nachdem er sich voll Luft gepumpt hatte.

Artistisch die stärkste Leistung ist das Kettenreißen. Zwar ist hier immer eine Nahtstelle; aber der Ansatzpunkt ist äußerst klein, und allein die Hände sind die Werkzeuge. So kommt es vor, daß sich Kettenreißer manchmal zehn, zwanzig Minuten herumquälen, bis sie das erste Glied gerissen haben, dann allerdings folgen auch schnell die anderen. Das Publikum kann vielfach nicht unterscheiden, ob der Artist eine Kette wirklich zerreißt oder ob er sie abdreht, was natürlich viel leichter ist.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man unter einem Athleten einen dicken Mann im Trikot verstand, der im Schweiße seines Angesichtes Zentnergewichte und Kugelstangen hob und stemmte. Das gibt es heute nicht mehr. Die Kraftnummern haben entweder die pompöse Aufmachung wie Sandwina und Breitbart, oder sie werden mit lebenden Menschen statt mit Gewichten ausgeführt. Das sind die wundervollen akrobatischen Kraftakte, die man seit je in England und in den U. S. A. beliebt hat. „Two Sandwinas" waren einer; dann waren die Redams berühmt, zwei herrlich gebaute Männer; sie stellten zuerst auf einem Podest athletische Posen antiken Stils, arbeiteten dann Gewichtstricks mit Kugeln und Kugelstangen, Kraftakrobatik, Belastungsproben und schließlich „Muskelspiele", d. h. sie ließen jeden Muskel willkürlich tanzen. Aus Sachsen stammen, wie so viele Kraftnummern, die

„5 Carras“, deren strammer Untermann die ganze Kumpanei auf sich versammelt, zwei hängen sich wagerecht gestreckt an seine Schultern, einen nimmt er im Handstand auf die emporgestreckten Arme, der letzte legt sich um seines Leibes Mitte. Dänen sind die zwei Denvers, deren schönster Trick an Ringen ausgeführt wird: der erste schwingt sich durch zur ganz geraden Wage, der zweite faßt um sein Genick und geht dann in dieselbe Stellung. — Typisches Bühnenbild der modernen Kraftakrobatik: zwei Männer stehen hintereinander, der vordere legt die Hände auf die des Hintermanns, stützt sich steif, der hebt ihn langsam — Musik: gedämpfter Walzer — hoch, bis seine Arme ausgestreckt sind, dann geht der Obermann in den Handstand, — nun läßt ihn der Untermann ganz langsam wieder herunter, bis er auf der Erde Kopf steht, — kleine Pause —, dann hebt er ihn nochmals langsam hoch, — wieder abwärts, und als Finale — Musik lauter und schneller — mehrmaliges Hinaufschwingen oder -stemmen. Oder ein Gentlemantrick: der Mann im Frack sitzt Zeitung lesend am Tisch, auf den er lässig seinen rechten Arm gestützt hat; der Obermann schwingt sich darauf zum Handstand, und der Zeitungsleser stemmt seinen rechten Arm hoch, steht vom Tisch auf — die Zeitung in der linken Hand behaltend — und trägt den Partner auf dem gestreckten Arm spazieren. Spielende Leichtigkeit und Eleganz sind die Arbeitsprinzipien dieser modernen Athleten im Frack und weißer Binde. „Spielereien im Herrenzimmer“ ist der Titel einer solchen Nummer. Das Ganze natürlich nur eine neue Stilisierung der alten Jahrmarktsszene mit dem muskelstrotzenden Mann im Trikot auf dem Podium, das unter den pompös aufgebauten Zentnergewichten, Kugeln und Stangen zusammenzubrechen droht. Ich habe einmal erlebt, daß einem Gentleman-Athleten, während er seinen Partner auf dem rechten Arm hochgestreckt hielt, der Frack platzte, so daß das Netzhemd sichtbar wurde: ein ungeheurer Muskelwulst quoll heraus. Ein erschreckender Anblick: die ganze primitive, rohe, urhaft wilde Kraft brach aus der Cachierung hervor.



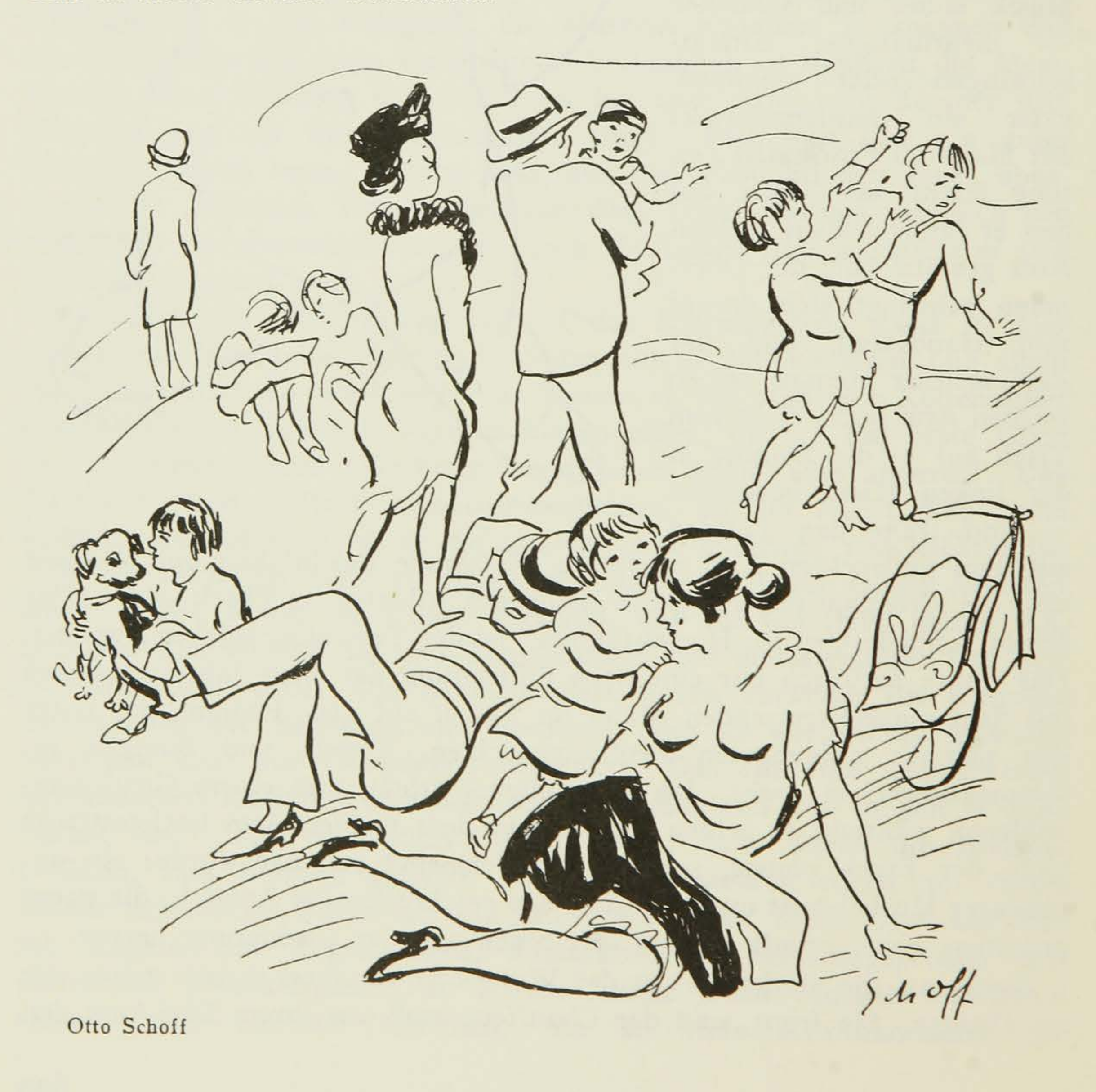
Werner Heuser

Sandwina, die stärkste Frau der Welt, sitzt vor ihrer Arbeit neben mir im Theater. Sie friert, und der Chauffeur muß aus ihrem Dixi-Auto den

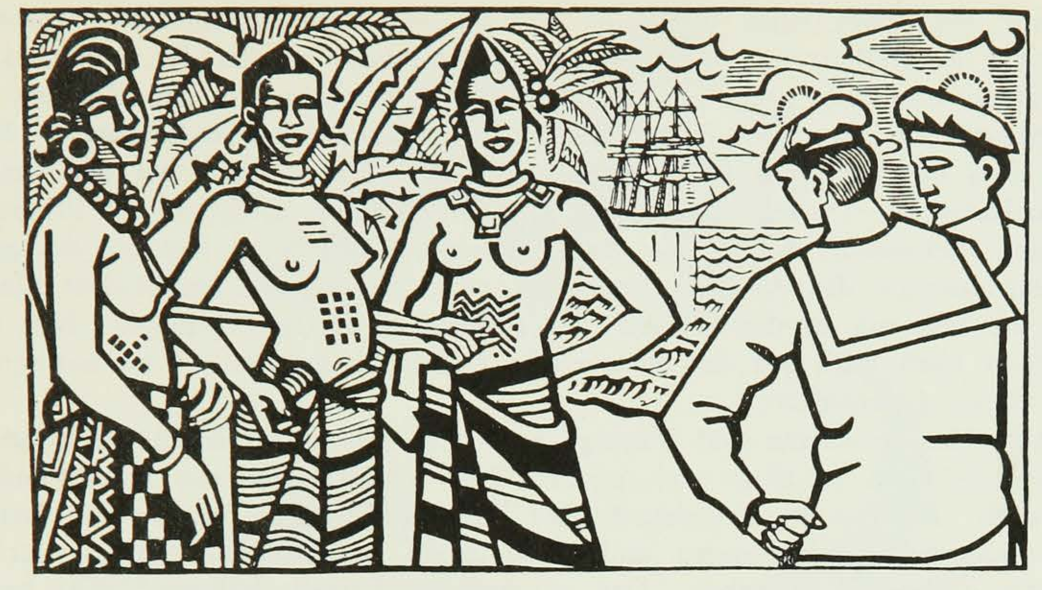
Pelz holen. Sie ist immer still, heute aber doch in einer so besonderen Art, daß ich sie frage, was los sei. „Der Kleine hat Halsschmerzen gehabt, als wir wegfuhren.“ — Man könne sich auf die Gouvernante verlassen, meint der ältere Sohn (15 jährig, 1,90 Meter, Handschuhnummer 15, Schuhe und Strümpfe nur nach Maß.) Der Mann kommt vom Agenten, erzählt: Er habe für den Sommer doch Kontrakt mit einem Zirkus gemacht. Es wird also bis zum September 1926 — mit einem Ferienmonat — durchgearbeitet werden. Die stärkste Frau der Welt nickt beifällig. Dann geht sie in ihre Garderobe, um sich zu ihrer Arbeit fertig zu machen. „Sage den Dienern, sie möchten mir heute nicht wieder die Steine so hart auf die Brust werfen“, sagt sie zu ihrem Mann. „Und du, Emil,“ — zum Sohn sich an der Tür nochmals umwendend — „telephoniere nochmal zu Hause an, was Hänschen macht!“

*

A. H. Kober hat Geschichten und Schicksale berühmter Zirkus- und Varieténummern in einem Buche „Die große Nummer“ (Verlag Ullstein) gesammelt. Ihm ist dieser Aufsatz entnommen.



Otto Schoff



André Lhote — Holzschnitt aus „Grand Largue"

GOLDGEWICHTE DER ASCHANTI*)

Von

ECKART VON SYDOW

In diesen Goldgewichten klingt eine ursprünglich bedeutende Kunst genrehaft, naturalistisch abgedämpft aus. Eine Etappe zurück liegt hinter ihnen die Kunstübung Benins, vielleicht das gemeinsame Zentrum oder wenigstens doch der Höhepunkt des Gelbgusses von Nordwest-Afrika. Schon diese Kunst war durch europäische Einflüsse aus ihrer eigentlichen Afrikanizität abgelenkt, — ihrer Hybridität verdankt sie nicht minder als ihrer technischen Geschicklichkeit die Popularität bei uns. Hier und da kam freilich noch das Alte, Ursprünglichere zum Vorschein: Gesichter von Dämonen, Gestalten tier-menschlicher Zwittergebilde, aufgerissene Mäuler gefräßiger Totemtiere. Aber das war schon damals alles ein richtiger zoologischer Garten: mit den Vergitterungen und Käfigen heraldisch-konventioneller Stilistik, — das Dumpf-Gärende ward in hohem Maße sublimiert.

Seit jenem 16. und 17. Jahrhundert, in denen die Beniner Kunst blühte, scheint sich die Kunst des Gelbgusses nach verschiedenen Seiten hin ausgebreitet zu haben. In Joruba, dem legitimen Erben Alt-Benins, in Dahomey, im Grasland von Kamerun finden wir die mehr oder minder verwandelten Nachkömmlinge jener früheren Kunstübung. Überall geht die Entwicklung ins Genrehafte, Naturalistische weiter, wenn auch ein Rest von hoher Haltung aus dem höfisch-aristokratischen Ursprungslande mit ererbt wurde.

Am extremsten haben die Aschanti das Überkommene umgewandelt. Vielseitig, amüsant, graziös und geschickt, — alle Lobsprüche, die wir für Kunstgewerblichkeiten unserer Zeit auf Lager haben, können wir bedenkenlos auf die Goldgewichte der Aschanti anwenden. Nur daß dort noch ein Hauch von herberer Artung aus der geschichtlichen Abkunft her einströmt: irgend etwas von Kriegertum, wenn auch nur durch Mesalliance vermittelt, mischt sich dem Geräte des Kaufmanns bei.

*) Aschanti, ehemaliges Negerreich in Westafrika am Golf von Guinea, gehört heute zur britischen Kolonie „Goldküste".

Auf den ersten Blick überwiegt das Amüsante und anscheinend Momentane mancher Darstellungen. Da sehen wir zwei Greise, die einander begegnen, arm geworden und nur noch im Besitze eines Schlüsselpaares als Zeichen ihres ehemaligen Reichtums, — Neger, die an Baumstämmen emporklimmen, — Mutter mit Kind und Traglast, — Priester bei dem Opfer, — Arzt bei der Krankenbehandlung .... Da sehen wir Tiere: Elefant, Leopard, Schlangen, — Pflanzen — Waffen: Schwerter, Schilde, — Stühle, Sessel, Truhen .... Kurzum die ganzen Lebensumstände des Aschantinegertums treten fast ebenso anschaulich plastisch vor uns hin, wie in den Güssen von Benin das dortige Hofleben. Nur ist in Aschanti eben alles auf das bürgerliche Dasein eingestellt, — ist beweglicher, lebendiger, genrehafter.

Aber das Amüsante und Tagtägliche all dieses menschlichen, tierischen Getriebes ist nicht gänzlich preisgegeben dem Wechselspiel von Laune und Geschmack. Ein fester Grundstock der Inhalte und vor allem der formalen Bewegungsmotive: Haltungen und Bewegungen, scheint den Gießern zur Verfügung gestanden zu haben. Das anscheinend Fessellose ihrer Kunst hat bestimmte Grenzen innegehalten, die auch ihrer Ahnin in Benin gleichermaßen gesteckt waren. Und so trägt wie diese ältere auch die jüngere, die Aschanti-Kunst den Stempel ihrer landschaftlichen Eigenart.

Fremdländische Einflüsse sind manchmal unverkennbar. Nicht nur das europäische Vorbild von Feuerwaffen, Stühlen usw., auch andere, schwerlich einheimische Motive, wie das der Stufenpyramide, deuten auf fernliegende Quellen der Anregung hin. Aber dies fremde Lehngut wurde stilistisch ergriffen und zu eigen gemacht.

*

Gern möchte man in den vielfältigen Figürchen und Ornamenten dieser Gewichte, mit denen der Goldstaub gewogen wurde, eine besondere Beziehung zu den Gewichtverhältnissen, die sie bedeuten, feststellen, aber dies Bemühen geht fehl. Offenbar ist hier purer Kunstsinn am Werke und verwandelt das, was bei den Europäern bloßes Mittel des Nutzens bleibt, in kunstvollen Zierrat. Zeugnis hierfür ist der Umstand auch, daß diese Gewichte oft genug von den Ärmeren, denen Goldschmuck fehlte, als Anhänger getragen wurden.

Mancherlei Sprichworte werden von den Aschantis mit den figürlichen Darstellungen verbunden, so daß diese gleichsam eine Illustration der Volksweisheit sind. Ob die rein abstrakten Verzierungen: Kreise, Spiralen, Zinken usw., einem ursprünglich figürlichen Gegenstande entsprachen und allmählich ins Geometrische abgewandelt sind, ist unklar. Aber es ist kaum wahrscheinlich, daß dem so sei, da doch die Dinge und Menschen mit so großer Geschicklichkeit naturalistisch geformt werden.

*

Die ursprünglichen Modelle für diese Figuren sind in etlichen Exemplaren noch vorhanden. Sie bestehen aus weichem, weißem Wachs und sind sehr sorgfältig durchgearbeitet. Mit ihrer Hilfe wurden die Gewichte nach dem Verfahren der verlorenen Form hergestellt, das auch bei den Beniner Güssen benutzt wurde. Bei kleineren Dingen, wie Krebsen, Insekten usw., verzichtete man oft auf solche Modelle, umkleidete vielmehr diese Dinge selbst mit dem Tonmantel und schmolz sie dann mit dem glühenden Metall aus!

Die Qualität der Güsse selbst ist sehr verschieden. Am besten sind die älteren Stücke, z. B. jener Reihe, die vor 160 Jahren in das Leidener Museum kam. Diese alten Gewichte haben eine dunklere Färbung als die neueren Arbeiten, und auch ihre Politur ist glatter, besser gearbeitet.



Aschanti-Goldgewichte (cire-perdue). Berlin, Galerie Flechtheim

Künstlereltern



Hamburg, Kunsthalle

Philipp Otto Runge

Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Jankel Adler

Photo Druet

Die Tubabläserin Miß Connie Shotter
von den „Midnight-Follies", London

Stage Photo

Aristide Maillol, Sitzende Frau (Bronze)
Berlin, Galerie Flechtheim





Weltmeister Buse mit seinem Trainer

Baronin Inga Wöllwarth trainiert mit dem Weltmeister Buse

MARK TWAIN ÜBER SICH SELBST

Mark Twains Humor entsteht durch Überbetonung eines Erlebnisses bis zu jener delikaten Grenze der Entstellung, jenseits deren die Karikatur gespenstert.

Er denkt viel über seine Autobiographie nach, mit der er als schon berühmter und alter Herr begann. Im Anfang hatte er die Absicht, dies Werk erst hundert Jahre nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen, später änderte er diese Absicht, wenn er auch sagte:

„Bei der Niederschrift dieser Autobiographie werde ich mir immer die Tatsache vor Augen halten, daß ich aus dem Grabe spreche. Ich spreche wirklich und buchstäblich aus dem Grabe, denn wenn dieses Buch die Druckerpresse verläßt, werde ich längst tot sein.

Daß ich lieber aus dem Grabe spreche, als mit lebender Zunge, hat seinen guten Grund: denn nur so kann ich wirklich ganz freimütig sprechen.

Die Taten und Worte eines Menschen sind nur die sichtbare, dünne Kruste um seine Welt. Eine Haut nur, die sie umschließt! Die Masse seiner Wesenheit mit ihren wilden, brodelnden vulkanischen Feuern, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen, sie bleibt verborgen. Dies aber, sein wirkliches Leben, wird nicht geschrieben und kann nicht geschrieben werden. Jeder Tag würde ein ganzes Buch bedeuten, mit 80 000 Worten — 365 solcher Bücher im Jahr! Biographien sind nichts als die Kleider und Knöpfe des Menschen — die Biographie des Menschen selbst kann nicht geschrieben werden."

Mark Twain beschreibt, wo und wann es ihm einfällt, irgendeine Episode aus seinem Leben, so daß der Chronist sich aus dem Mosaik seiner Einfälle die historisch zusammengehörigen Bausteine heraussuchen muß.

Von seinen Vorfahren erzählt Mark Twain, dessen Familienname Clemens ist:

„Die Virginischen Clemense führen ihre Vorfahren bis auf Noah zurück — allerdings erscheint die Reihe etwas undeutlich. Der Tradition nach sollen einige von ihnen während des elisabethanischen Zeitalters Seeräuber und Sklavenhändler gewesen sein. Was ihnen aber keineswegs zur Unehre gereicht, denn schließlich hatten Drake, Hawkins usw. ja den gleichen Beruf. Es war damals ein geachteter Handelszweig, bei dem sogar Monarchen als Teilhaber fungierten. Auch ich habe seinerzeit Gelüste verspürt, Seeräuber zu werden. Und wenn der Leser ganz tief in sein eigenes Herz hineinschaut, so wird er finden — aber kümmern wir uns nicht darum, was er dort finden wird. Schließlich schreibe ich ja nicht seine Autobiographie, sondern meine. Wieder der Tradition zufolge soll ein späterer meiner Vorfahren unter Jacob I. oder Charles I. Gesandter am spanischen Hofe gewesen sein; er hat dort geheiratet und auf diese Weise dem Geschlecht einen Schuß spanischen Blutes zugeführt, um es ein bißchen aufzuwärmen.

Ich wurde am 30. November 1835 in dem fast unsichtbar kleinen Dörfchen Florida der Provinz Monroe im Staate Missouri geboren. Ich glaube, Florida besaß damals keine 300 Einwohner. Es hatte zwei Straßen, jede ein paar hundert Meter lang; die übrigen Wege waren bloße Pfade, mit Hecken und Kornfeldern zu beiden Seiten. Straßen und Wege waren beide mit dem gleichen Material gepflastert — mit zähem, schwarzem Schmutz, wenn nasses Wetter war, bei Trockenheit mit tiefem Staub.

Im Anfang besaß mein Vater noch Sklaven, später aber verkaufte er sie und mietete sich welche von den Farmern, immer für ein Jahr. Für ein fünfzehnjähriges Mädchen bezahlte er 12 Dollar pro Jahr und mußte ihr außerdem zwei baumwollene Kleider und ein paar „Klotzen" (schwere Schuhe) geben — Kostenpunkt so gut wie nichts; ein Negerweib von 25 Jahren, das für die Hausarbeit da war, kostete 25 Dollar pro Jahr und bekam außerdem ebenfalls Schuhe und zwei Kleider; für eine kräftige vierzigjährige Negerin, welche die Küche, Wäsche usw. besorgte, zahlte er 40 Dollar und gab ihr ebenfalls die üblichen Kleider; und für einen kräftigen Mann mußte er 75 bis 100 Dollar jährlich bezahlen; außerdem bekam er zwei Anzüge aus Köperstoff und zwei Paar Schuhe — eine Aussteuer, die ungefähr drei Dollar kostete.



H. Elmsen

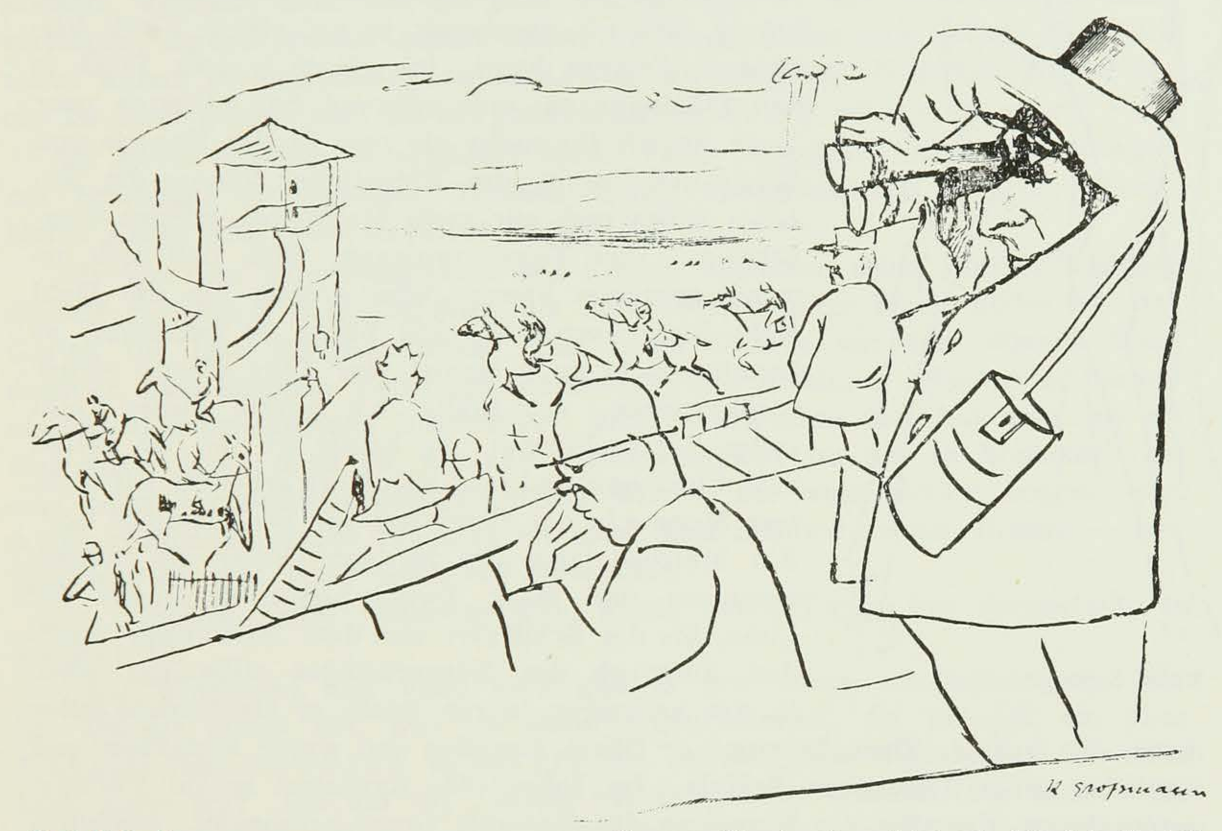
In der kleinen Blockhütte hinter der Farm lebte eine alte, bettlägerige Sklavin, die wir täglich besuchten, und die wir mit großer Ehrfurcht betrachteten, denn wir glaubten, sie wäre mehr als tausend Jahre alt und hätte schon mit Moses gesprochen. Die jüngeren Neger waren von der Wahrheit dieser Angaben fest überzeugt und hatten sie uns in gutem Glauben überliefert.

Alle Neger waren unsere Freunde und die mit uns gleichaltrigen in der Tat unsere Kameraden. Ich sage „in der Tat" im Sinne einer gewissen Einschränkung. Wir waren Kameraden und doch auch wieder nicht; Farbe und Stand zogen einen feinen Trennungsstrich, den beide Parteien anerkannten, und der eine vollkommene Mischung unmöglich machte.

Einen besonders treuen Freund, Verbündeten und Ratgeber hatten wir in „Onkel Dan'l", einem Sklaven in mittleren Jahren mit dem besten Kopf, den ich je bei einem Neger gesehen habe, mit einem warmen, treuen und aufrichtigen Herzen. Diese ganzen langen Jahre hindurch hat er mir treu gedient. Seit mehr als einem halben Jahrhundert habe ich ihn nicht gesehen, aber im Geiste habe ich seine liebe Gesellschaft oft und oft genossen und ihn in den veschiedensten Büchern verwendet, unter seinem eigenen Namen und als ‚Jim'; überall habe ich ihn herumgeschleppt, nach Hannibal, dann auf einem Floß den Mississippi herunter, ja sogar über die Wüste Sahara weg — in einem Luftballon —, und er hat das alles mit der seinem Volke eingeborenen Geduld und freundlichen Ergebenheit ertragen. Von jener Farm stammt meine Vorliebe für seine Rasse und meine Wertschätzung vieler ihrer feinen Charaktereigenschaften. Und dieses Gefühl und diese Wertschätzung haben die Probe von sechzig Jahren ungemindert überstanden. Das schwarze Gesicht ist mir noch heute genau so lieb wie damals.

Unmittelbar nach dem Tode meines Vaters wurde ich aus der Schule genommen und als Druckerlehrling in das Büro des „Hannibal Courier" gesteckt, und Mr. Ament, Besitzer und Herausgeber der Zeitung, zahlte mir das übliche Lehrlingsgehalt — d. h. freie Station und Kleidung, aber kein Geld. Die Kleidung bestand aus zwei Anzügen im Jahr, aber einer der Anzüge versäumte es immer, sich zu materialisieren, und der andere wurde nicht gekauft, solange Mr. Aments alte Anzüge vorhielten. Ich war nur halb so groß wie Ament, infolgedessen hatte ich in seinen Anzügen das peinliche Gefühl, in einem Zirkuszelt zu leben.

Wales (der eine Mit-Lehrling) hatte ein Geheimnis, Kartoffeln auf eine besondere und edle Art zu kochen, die ganz ihm gehörte. Nur einmal wieder



Rudolf Großmann

Samson (Hamburg) verfolgt sein Pferd in Crefeld

habe ich seit jenen Zeiten Kartoffeln auf diese Art gekocht gegessen. Das war im Jahre 1891, als mich Wilhelm II., Kaiser von Deutschland, zu einem inoffiziellen Abendessen befohlen hatte. Und als diese Kartoffeln auf der Tafel erschienen, war ich so überrascht, daß mein ganzes Taktgefühl flötenging und ich, bevor ich mein Taktgefühl wieder einfangen konnte, bereits eine nicht wieder gut zu machende Sünde begangen hatte — d. h., ich begrüßte die Kartoffeln mit einem freudigen Willkommensruf und wandte mich mit meiner Begeisterung an den Kaiser, neben dem ich saß, ohne abzuwarten, daß er den Anfang machte und das Wort an mich richtete. Ich glaube, er gab sich ehrliche Mühe, so zu tun, als sei er nicht chokiert und beleidigt — aber er war doch chokiert, ganz offensichtlich, und ebenso das andere halbe Dutzend Granden, die anwesend waren."

Mark Twain arbeitet dann beim Journal seines Bruders, ohne übrigens in drei Jahren „nur einen Penny Gehalt zu bekommen", reißt 1853 aus, geht



Renée Sintenis

nach St. Louis, läuft aber auch hier nach ein paar Monaten weg, „um die Welt zu sehen — die Welt, das war die Stadt New York".

„Eines Tages, im Winter 1856 oder 57, kam ich einmal mitten am Vormittag die Hauptstraße von Keokuk entlang. Es war bitter kalt, so kalt, daß die Straße fast leer war. Der Wind blies ein Stück Papier an mir vorbei und klebte es gegen die Wand des Hauses. Irgend etwas an diesem Stück Papier fesselte meine Aufmerksamkeit, so daß ich es an mich nahm. Es war eine Fünfzig-Dollar-Note, die einzige, die ich je gesehen, und der größte Geldbetrag, den ich überhaupt je auf einem Fleck beisammen gesehen hatte. Ich zeigte meinen Fund in den Zeitungen an, und während der nächsten paar Tage litt ich für mehr als 1000 Dollar Unruhe und Sorge und Furcht, der Eigentümer könnte die Anzeige sehen und mir mein Vermögen wieder wegnehmen. Vier Tage vergingen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte; dann konnte ich die Qual nicht länger ertragen. Ich fühlte es bestimmt, es konnten nicht noch einmal vier Tage ebenso sicher vorübergehen. Ich fühlte, ich mußte dieses Geld außer Gefahr bringen. So kaufte ich mir ein Billett nach Cincinnati und fuhr ab. Dort arbeitete ich mehrere Monate in der Druckerei von Wrightson & Co." Ein Matrose lernt ihn für 500 Dollar als Steuermann an, und Mark Twain bleibt im Dienst der Linie, bis die Schiffahrt auf dem Mississippi durch den Ausbruch des Bürgerkrieges stillgelegt wird. In den sechziger Jahren reiste er als Vortragender durch die Staaten. Dann heiratete er Olivia Langdon und wurde Redakteur und Teilhaber einer Zeitung in Buffalo. Im Jahre 1884 finanziert er ein Verlagsunternehmen, das 1885 die Memoiren des Generals Grant herausgibt. Nachdem der Verlag verkracht ist, lebt Mark Twain einige Zeit in Europa, hauptsächlich in Florenz und Wien, deckt mit dem Ertrag seiner Schriftstellerei alle Geschäftsschulden, kehrt, nachdem seine Frau in Florenz gestorben ist, 1905 nach den Staaten zurück und stirbt am 21. April 1910.

Mark Twain erzählt auch von seiner früh verstorbenen Tochter Susy, die als dreizehnjähriges Mädchen in einem geheimen Tagebuch eine Biographie ihres Vaters begonnen hatte. Die Sache wurde entdeckt, und Mark Twain erzählt selbst, wie er dann manchmal „für die Biographie posiert" habe: „ich erinnere mich, daß ich einmal beim Frühstück eine gute Bemerkung machte, und zwar mit ziemlicher Betonung, und daß Susy ein bißchen später zu ihrer Mutter sagte: ‚Das hat Papa für seine Biographie getan'."

Aus Susys Biographie:

„Wir sind eine sehr glückliche Familie. Wir bestehen aus Papa, Mama, Jean (Mädchenname), Clara und mir. Aber ich schreibe hier nur über Papa, und ich werde mir keine Sorgen darüber zu machen brauchen, was ich schreiben soll, da Papa ein sehr ungewöhnlicher Charakter ist.

Papas Äußeres ist schon oft beschrieben worden, aber sehr unkorrekt. Er hat wunderschönes graues Haar, nicht zu dick und nicht zu lang, sondern gerade richtig; eine römische Nase, die zu der Schönheit seiner Gesichtszüge bedeutend beiträgt, freundliche blaue Augen und einen kleinen Schnurrbart. Er hat einen wundervoll geformten Kopf und ein schönes Profil. Er hat eine sehr gute Figur — kurz gesagt, er ist ein ungewöhnlich gut aussehender Mann. Alles an ihm ist vollkommen, nur hat er keine besonders schönen Zähne. Er hat eine sehr helle Haut und trägt keinen Backenbart. Er ist ein sehr guter Mensch und sehr komisch. Er ist leicht gereizt, aber das liegt bei uns in der Familie. Er ist der entzückendste Mensch, dem ich je begegnet bin.

Papa geht nicht gern zur Kirche, und ich habe bisher nie verstehen können, weshalb, aber vor ein paar Tagen sagte er uns, er könne es nicht vertragen, irgend jemand anders reden zu hören, außer sich selbst, aber sich selbst könne er stundenlang zuhören, ohne zu ermüden. Natürlich hat er das nur im Spaß gesagt, aber ich bin ganz sicher, im Grunde ist es doch wahr." — —

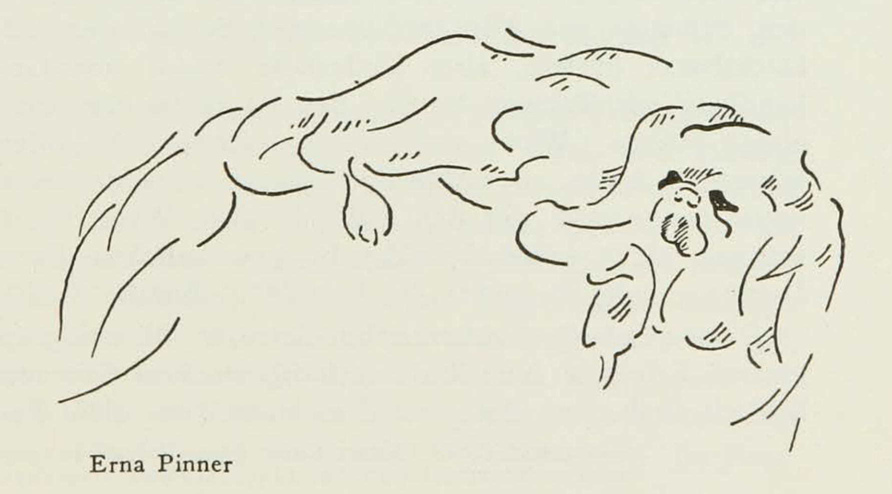
Als guter Amerikaner schildert Mark Twain eingehend seine Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen: General Grant, Stevenson, Mrs. Beecher Stowe, Helen Keller usw. Von Stevenson erzählt er:

„Er war nur sehr mangelhaft mit Fleisch versehen, seine Kleider schienen überall in Löcher hineinzufallen, als befinde sich unter ihnen nichts als das Gerüst für eine Bildhauerarbeit. Das lange Gesicht mit dem dünnen Haar darüber, dem dunklen Teint und melancholischen Ausdruck schienen in harmonischer Übereinstimmung miteinander, und es erweckte den Anschein, als sei dies alles eigens dazu da, um alle Aufmerksamkeit auf das zu konzentrieren, was seine hervorstechendste Eigenheit war — die wundervollen Augen. Mit welch glühendem Feuer brannten sie unter dem Schirmdach der Brauen — und dies war es, was seine Schönheit ausmachte."

Als General Grant Präsident war, wurde Mark Twain ihm vorgestellt; er erzählt:

„Wir begrüßten uns, dann aber gab es eine Pause. Stillschweigen. Mir fiel absolut nichts ein, was ich hätte sagen können. So sah ich ein paar Sekunden lang schweigend in das grimme, unbewegliche Gesicht des Generals, dann sagte ich: ‚Ich bin ein bißchen verlegen, Herr General; Sie auch?' Er lächelte mit einem Lächeln, das einem gußeisernen Standbild keine Unehre gemacht haben würde, und unter dem Pulverdampf meiner Salve ging ich ab."

Besonders bezeichnend für Mark Twains erfolgreiche Art zu schreiben, und damit für den Geschmack und den Humor des amerikanischen Publikums, sind eigentlich seine kurzen Schilderungen objektiv scheinbar unwichtiger, subjektiv belangreicher Geschehnisse. So schildert er die Fliegenplage gelegentlich seines Florentiner Aufenthaltes im Jahre 1892 in seinem Tagebuch:


Erna Pinner

„Ich glaube, daß ich alles vergessen kann, nur die Tatsache nicht, daß

ich mir den Kopf habe rasieren lassen. Ganz egal, wie ängstlich ich mich vor jedem Zugwind abschließe, da oben scheint es immer windig zu sein. Aber die Hauptschwierigkeit sind die Fliegen. Da oben gefällt es ihnen besser als irgendwo sonst, wegen der Aussicht, taxiere ich. Ich habe noch niemals Fliegen gesehen mit derartigem Schuhzeug wie diese. Sie scheinen Krallen zu haben. Wo sie ihren Fuß hinsetzen, kratzen sie. Sie laufen die ganze Zeit auf meinem Kopf hin und her und quälen mich entsetzlich. Er ist ihr Park, ihr Klub, ihre Sommerfrische. Sie halten Sommerfeste darauf ab und Versammlungen. Alle Fliegen sind unverschämt, aber die hier sind noch unverschämter als die in anderen Ländern. Sie sind durch keine List zu verscheuchen. Sie sind auch fleißiger als die anderen Rassen; sie kommen vor Tagesanbruch und bleiben bis nach Dunkelwerden. Aber es gibt für alles einen Ausgleich. So sind die Moskitos hier überhaupt keine Plage. Es gibt nicht viele, sie machen keinen Lärm, sie nehmen ihren Beruf nicht so furchtbar ernst. Ein einziges unfreundliches Wort verscheucht sie; und wenn man englisch mit ihnen spricht, was ihnen besonderen Eindruck macht, weil sie es nicht verstehen, so kommen sie in dieser Nacht überhaupt nicht mehr wieder. Wir sehen sie oft weinen, wenn man sie hart angelassen hat. Ich will mir ein paar nach Hause mitnehmen. Flöhe scheint es hier überhaupt nicht zu geben. Es ist das erste Mal seit fünfzehn Monaten, daß wir ein solches Interregnum gefunden haben. Überall sonst übersteigt das Angebot die Nachfrage."

Manchmal wird seine Art, humoristisch zu sein, uns zu billig. Er hält es für notwendig, solche Dinge zu erzählen: er sei ein kränkliches Kind gewesen und habe viel später einmal seine Mutter gefragt:

„Da hast du dich wohl die ganze Zeit meinetwegen sehr geängstigt?"

„O ja, die ganze Zeit."

„Angst gehabt, ich würde sterben?"

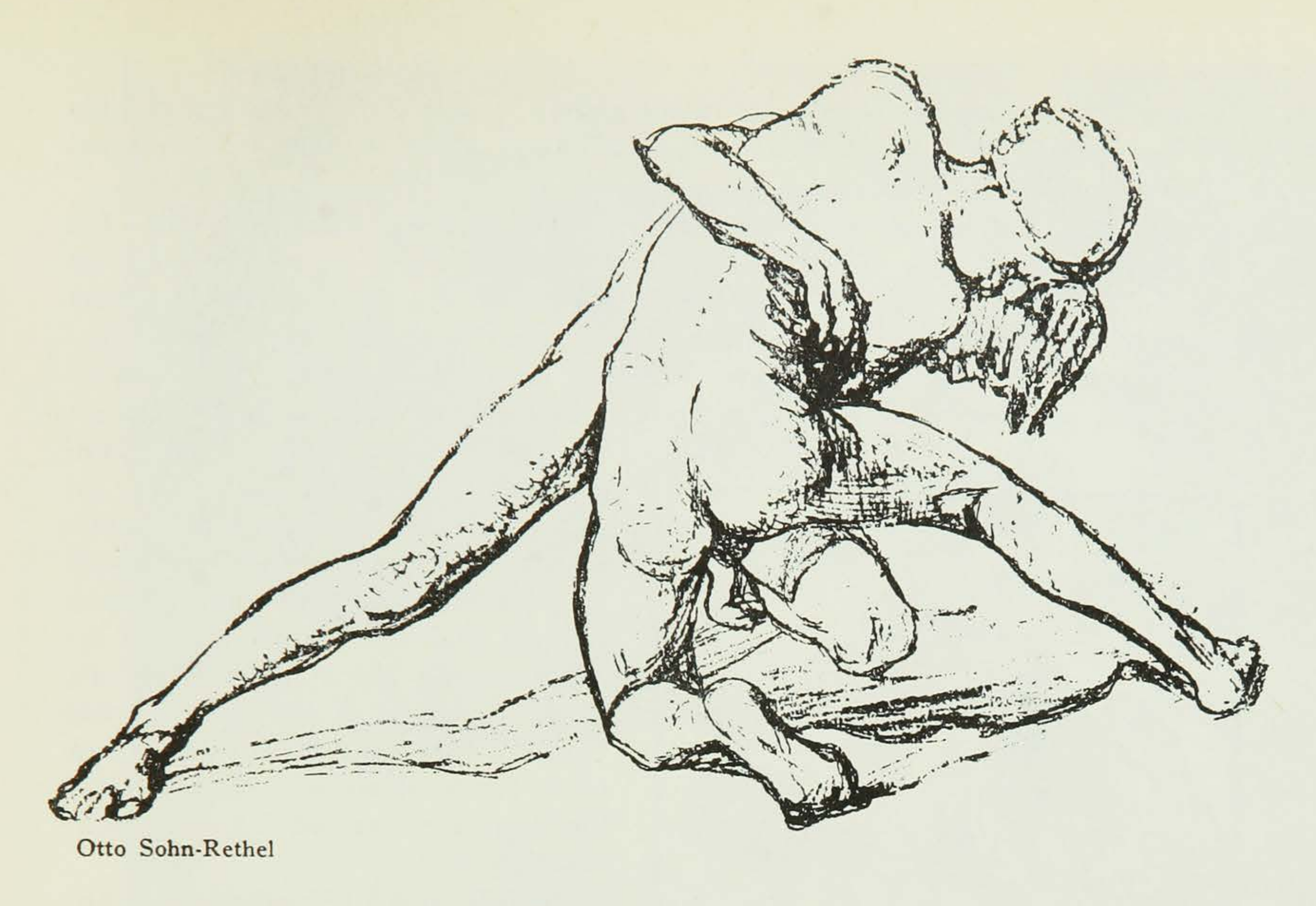
Nach einer nachdenklichen Pause — augenscheinlich, um alles genau zu überlegen: „Nein — Angst, du würdest am Leben bleiben."

Aber im Zusammenhang damit schreibt er gleich wieder sehr gescheit, anschaulich und amüsant über die Ärzte in seiner Heimat:

„Sie behandelten nicht nur eine ganze Familie für 25 Dollar im Jahr, sondern lieferten noch dazu die Medizinen. Und gut gemessen! Nur die stärksten Leute konnten eine volle Dosis aushalten. Rizinus-Öl war das Hauptgetränk. Die Dosis war eine halbe Schöpfkelle voll, mit einer halben Schöpfkelle voll Honig, damit es besser schmeckte, was es übrigens niemals tat. Das nächste Mittel war Kalomel; dann kam Rhabarber und dann Jalappenwurzel. Dann ließen sie den Patienten zur Ader und packten Senfpflaster auf ihn drauf. Es war ein furchtbares System, aber Todesfälle waren trotzdem nicht häufig. Die Behandlung mit Kalomel kostete den Patienten übrigens mit ziemlicher Sicherheit einige Zähne. Wenn man einen hohlen Zahn oder sonst irgendwie Zahnschmerzen hatte, so wußte der Doktor übrigens nur ein Heilmittel — er holte seine Zange und zog den Zahn heraus. Wenn ein Stück Kiefer mitging, so war es nicht seine Schuld. In gewöhnlichen Krankheitsfällen wurde kein Doktor geholt; da mußte die Familiengroßmutter helfen."

Diese einfache, unheroische Art der Autobiographie hat dem Buch den großen Erfolg in Amerika verschafft, wo man Gescheitsein, Erfolg und Menschlichkeit auch ohne Pathos und eigentlich nur ohne Pathos zu schätzen versteht.

(Ausgewählt und übersetzt von Berta Bessmertny aus: Mark Twains Autobiography with an introduction by Albert Bigelow Paine. New York & London, by Harper & Broth.)


Otto Sohn-Rethel

JIU-JITSU

Von

BARONIN INGA WÖLLWARTH-WESENDONK

Mein Lieber,

Sie schreiben mir, daß Sie Jiu-Jitsu roh und unweiblich finden. Ich habe es mir — sagen Sie — nur zugelegt, um eine ostasiatische Pointe in meine Physiognomie zu bringen. Und Jiu-Jitsu ist, das will ich Ihnen fürs erste mitteilen, gar keine ostasiatische Angelegenheit, die als exotische Mode hierhergekommen ist. Die Erfinder des Jiu-Jitsu sind die Raubtiere, und von ihnen haben die Japaner gelernt.

Aus der Sprung- und Falltechnik der Raubtiere und den Tanzbewegungen der Geishas ist der japanische Kampfsport komponiert. (Sie können also wählen, zu welchem dieser beiden Elemente ich durch das Jiu-Jitsu zurück will.) Es bedeutet: Durch Nachgeben siegen. Also Sieg der Intelligenz, der besseren Nerven über die Kraft. Dies betreffs der Roheit.

Jiu-Jitsu braucht die moderne Frau, seit die Courtoisie der Männer auf den Hund gekommen ist.

Ich wollte zuerst nur Self-defence lernen; so kam ich zu dem Trainer Rothe. Je mehr ich erfuhr, um so größer wurde mein Interesse. Zwei, drei Monate vergingen, dann kam ich an den Meister. Ich war schon oft gewarnt worden vor diesem Jiu-Jitsu-Meister Charles Buse und seinen harten Griffen. Er hat sich in China und Japan ausgebildet; System Raku. Seine Lehrer: Meister Shyma, Ted Dinert und Charly Ericson. Er hat selbst Meister Raku besiegt. Wurde später Jiu-Jitsu-Champion für Australien, und das bedeutet sehr viel, denn die australischen Briten sind erstklassige Leute in diesem Kampfsport.

Ich habe festgestellt, daß Meister Buse ebensowenig roh ist wie irgendein anderer Jiu-Jitsu-Mensch, den ich kennengelernt habe. Gerade beim Jiu-Jitsu-

Training lernt man (mehr als bei einem andern Sport) die Grenze kennen, bis zu der man gehen darf, ohne zu beschädigen. Diese Grenze ist eben bei keinem andern Sport so scharf gezogen.

Die Japaner haben ihre bedeutenden anatomischen Kenntnisse für den Kampfsport verwertet. So haben sie gleichsam — um einen Vergleich zu gebrauchen — die Punkte gefunden, an welchen die Festung des Körpers weniger abwehrfähig ist. Der einfache Griff nach einem bloßliegenden Nervenzentrum erzielt ungleich stärkere Wirkung als die auf die Panzerplatten der Brust verschwendete Kraft des Boxers. Der Schlag des Jiu-Jitsu-Kämpfers ist also auf ein anderes Ziel abgesteckt als der Knock-out. Die Japaner schlagen mit der Handkante. Durch Training auf Holz entwickeln sie das Muskelsystem des kleinen Fingers und der Handkante, so erzielen sie die Härte, die genügt, um einen Kantenschlag auf den Hals des Gegners tödlich wirken zu lassen oder durch einen geschickten Hieb die Knochen des Unterarms durchzuschlagen.



Aus Hieronymi Mercurialis De arte Gymnastica (2. Aufl. Paris 1577)

Self-defence (Abwehr des Angriffs mit Messer und Stock) und die in den europäischen Polizeigebrauch aufgenommenen Sistiergriffe stellen aber nur einen Bruchteil des Jiu-Jitsu dar. Es zu einer Verteidigungsmethode degradieren, hieße die Vielfältigkeit dieses Kampfsports verkennen.

Unerhört entwickelt ist die Kunst des Würgens. Die ungeschickten Manipulationen europäischer Verbrecher am Hals ihrer Opfer erscheinen dem Japaner wie blutiger Dilettantismus. Dutzende von Griffen sind erdacht und durchprobt worden, um mit geringstem Kraftaufwand und in ungeahnter Schnelligkeit die vollkommenste Wirkung zu erzielen.

Nur der Jiu-Jitsu-Kämpfer lernt unbewaffnet dem bis an die Zähne bewaffneten Gegner entgegenzutreten. Er lernt mit allen Möglichkeiten zu rechnen, den ungleichsten Kampf aufzunehmen. Er lernt den absoluten Kampfsport, der keine Einschränkung anerkennt, der zur Grundthese nimmt: Der Gegner kämpft „unfair".

Er verzichtet nicht auf Beine und Füße. (Hierin gleicht er dem französischen Boxkampf „Savate"). Mit besonderer Vorliebe wirft er sich plötzlich zu Boden und kämpft liegend gegen den stehenden Gegner.

Das Jiu-Do ist eine besondere Technik, stehend zu kämpfen, durch Zieh- und Reißgriffe den Gegner auf den Rücken zu legen. Es ist das Pendant des

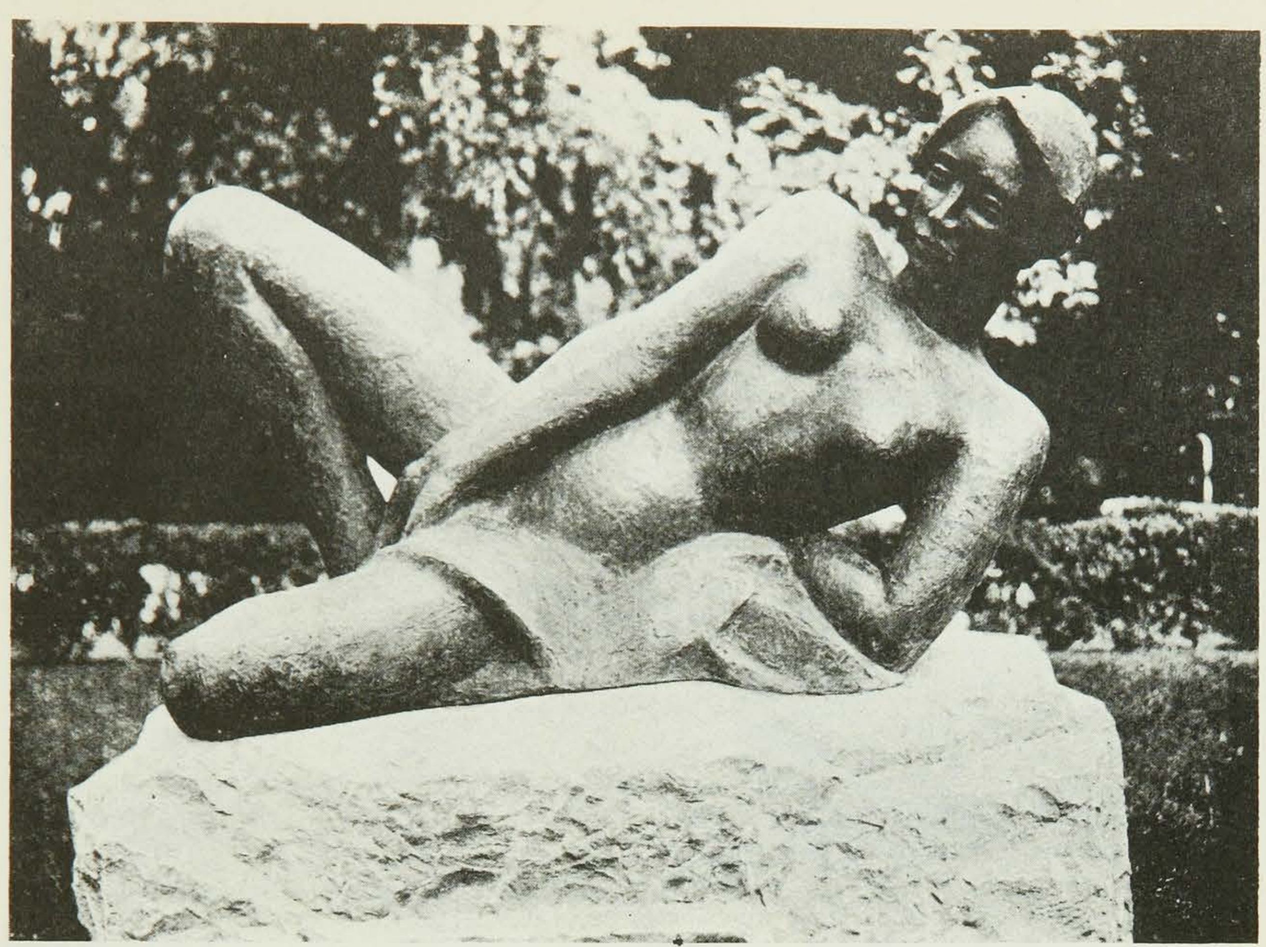


Photo Weißenberg in Breslau

Georg Kolbe, Ruhendes Mädchen. Bronze

Aus dem Garten der Villa Silberberg in Breslau gestohlen und dabei zerstört

Asta Nielsen in dem Sofar-Film „Die freudlose Gasse"



Sebastian Hahn (1644—1713), Tafelaufsatz
Budapest, Kunstgewerbemuseum

Photo Galerie Flechtheim

Renée Sintenis, Junger Esel (Bronze)
Düsseldorf, Jubiläumsausstellung



Photo Reville

Das schönste Modell der Firma Reville in London



World Copyright

Mädchen aus Neu-Guinea
Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages“



Photo Vaux, Paris

Stoffpuppe von Maria Wasilieff



Photo Wide World

Das englische Königspaar in Paris

Photo Fuhrmann

Kopf einer Natter

europäischen Ringkampfs. Es verbietet demnach eine Reihe von harten Griffen des Jiu-Jitsu, wie zum Beispiel die höchst wirksame „Nierenzange".

Ins Akrobatische spielen die Scherensprünge hinüber. Der Kämpfer springt freihändig mit gekreuzten Beinen den Gegner an, nimmt seinen Hals zwischen die Beine und wirft ihn zu Boden.

Das Wesentliche unseres Sports ist nicht: Schmerz zufügen, sondern Schmerz ertragen.

Das Weitere kann ich Ihnen nur zeigen. Besuchen Sie uns in der Steinmetzstraße, Sie werden dann Meister und Schüler an der Arbeit sehen.

Ihre

Inga Wöllwarth-Wesendonk.

DAS PETREFAKT WESTMINSTER

Eine Studie über das englische Parlament

Von

RENÉ PARESCE

Nachdruck verboten

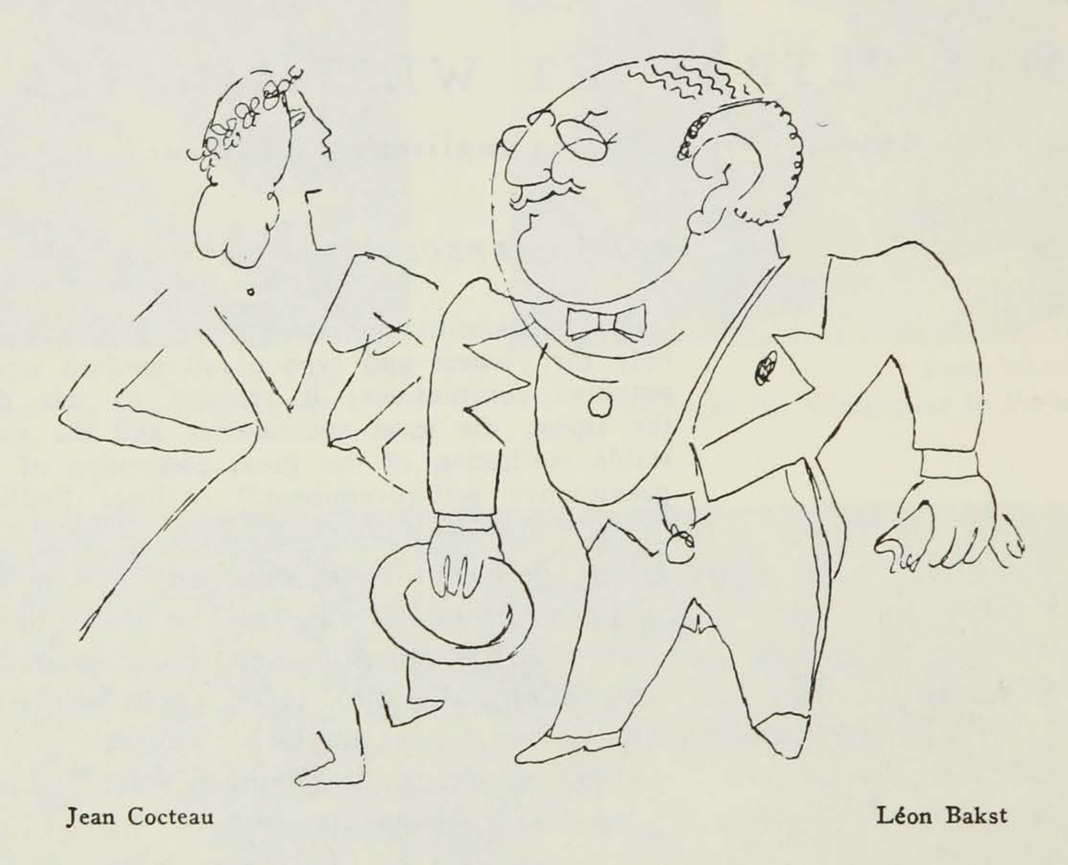
„The parliamentary system of England is not only the pioneer and type of all modern representative constitutions; it remains to this day the ripest, the most spontaneous and the most stable realisation of the great conception of representative self-government." Josef Redlich.

Westminster ist unbeweglich geblieben und unantastbar wie ein Vers des Koran. Heute noch berührt den Beobachter des inneren Lebens der englischen parlamentarischen Institutionen als Seltsamstes der Kampf zwischen der Institution, die sich nicht verändern will, und den Menschen, die sich geändert haben, und die nun die Sache zu modifizieren versuchen, ohne daß ihnen das je gelungen wäre.

Um den Sinn dieses Kampfes richtig zu erfassen, müssen wir uns um einige Jahrhunderte zurückversetzen. Diejenigen, die damals neben dem König das Land im wahren Sinne des Wortes regierten, waren die Lords oder großen Grundbesitzer. Lange Zeit hindurch waren sie aller Verpflichtungen enthoben, mit Ausnahme der einen, sich an die Spitze der Streitkräfte zu stellen, die sie ihrem Herrscher jedesmal dann zu liefern hatten, wenn der es mal wieder für nötig hielt, seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Schließlich stellte sich aber doch die Notwendigkeit heraus, diesem „Magnum consilium regis" gewisse geldliche Abgaben aufzuerlegen. Man mußte also die Steuern erhöhen, und die großen Grundbesitzer beschlossen, im Einverständnis mit ihrem König, zuerst direkt, später aber durch ihr Volk eine Reihe von Personen erwählen zu lassen, welche die Aufgabe hatten, die Hilfsquellen der einzelnen Gebiete zu studieren. Das Volk mit seiner alten, in langen und harten Leidenszeiten erworbenen Weisheit sah sofort, daß seine sogenannten

„Vertreter“ (die in Wirklichkeit dem Volk aufoktroyiert, aber nicht von ihm gewählt waren), keine andere Funktion hatten als die Erpressung neuer Steuern. In der Tat waren sie nicht mehr und nicht weniger als Steuereinnehmer für Rechnung der Lords.

Der unglückliche Deputierte, einerseits von seinen Oberen mit Gleichgültigkeit behandelt und verachtet, empfing andererseits den ganzen Haß und Abscheu des Landmannes, der in ihm den Hauptverantwortlichen für das Elend des Volkes erblickte. Überall ergaben sich Schwierigkeiten: die Bauern entledigten sich oft auf eine weder elegante noch menschenfreundliche Art und Weise ihrer unerwünschten Repräsentanten. So kam man zu der Einsicht, das sicherste Mittel, diesen Rat oder diese

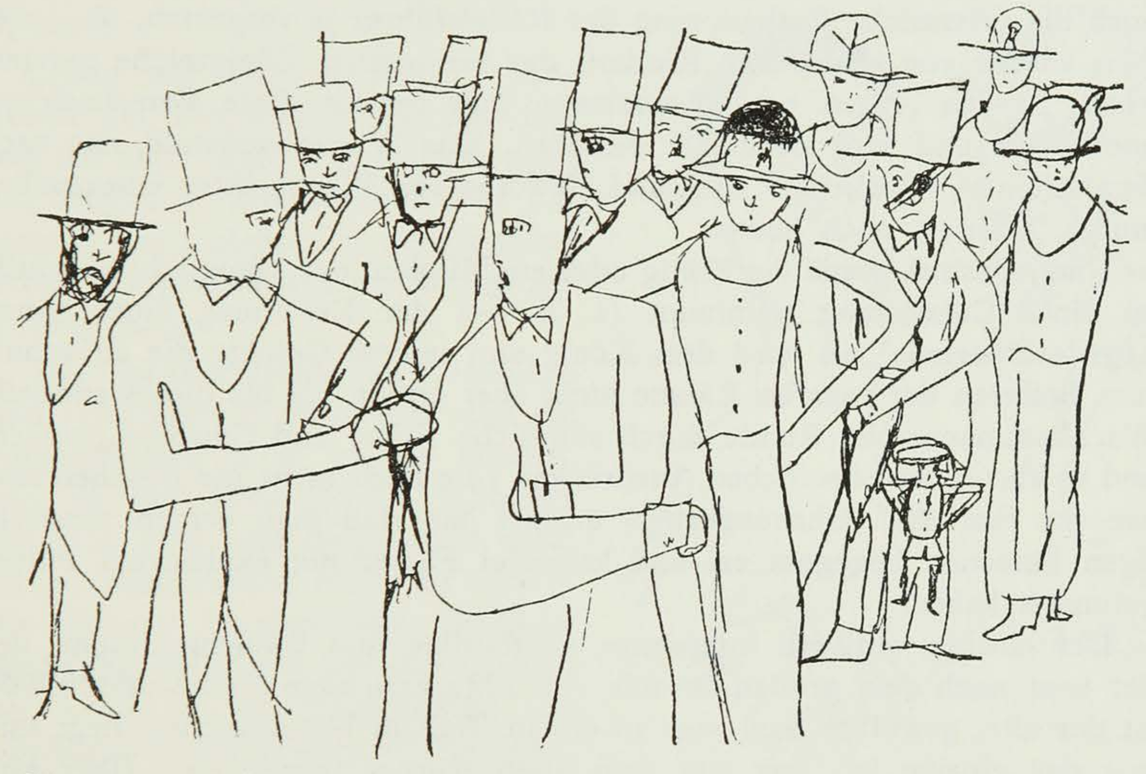


Jean Cocteau — Léon Bakst

Kammer der Steuereinnehmer intakt zu erhalten, würde darin bestehen, möglichst wenig Lärm um die Person ihrer Mitglieder zu machen. Es wurde also festgesetzt, daß man niemals einen Abgeordneten mit seinem Namen anreden dürfe, sondern immer nur mit dem Namen des Bezirks oder der Stadt, die seiner Kontrolle unterstellt war, und wo er, wenn er es nur verstand, sich dranzuhalten, die beste Möglichkeit hatte, seine Einkünfte zu arrondieren.

Noch heute wird kein Abgeordneter es wagen, in der Debatte den Namen eines seiner Kollegen auszusprechen. Einmal allerdings hat ein Arbeiter-Deputierter, ein alter Bergarbeiter, der viel Witz und eine tiefe Verachtung für alle geheiligten Überlieferungen besitzt, dieser ehrwürdigen Regel zu trotzen gewagt. Mitten während der Sitzung wandte er sich an einen Gegner und rief ihm zu: „Mr. X...., wenn Sie weiter derartige Albernheiten von

sich geben, so werde ich Ihnen ein paar in die Fresse hauen, sobald wir hier heraus sind. Für den Augenblick erkläre ich Ihnen nur, daß sie ein ‚dirty dog' (schmutziger Hund) sind." Die Beleidigung war unzweifelhaft „shocking". Aber dem Speaker erschien sie nicht einmal so. Er erklärte, das Match auf der Straße sei eine rein private Angelegenheit und absolut ehrenhaft zwischen zwei ehrenhaften Mitgliedern des Parlaments. Was die Art der Beleidigung anbeträfe, so bewiese sie schlagend, daß der Arbeiter-Deputierte kein vollendeter Gentleman sei. Nach Abgabe dieser Erklärung jedoch erhob der Speaker die Stimme, auf daß er auch überall deutlich verstanden werde, und erteilte dem Abgeordneten eine scharfe Rüge, daß er es gewagt habe, den Namen seines



Kiril Arnstam (6 Jahre alt)

Gegners auszusprechen, anstatt die obligate Formel zu gebrauchen: „Der ehrenwerte Abgeordnete des Wahlkreises von ..."

In den alten Zeiten lief der anonyme und verhaßte Deputierte Gefahr, wenn er des Nachts aus den Sitzungen nach Hause zurückkehrte, bei irgendeiner unliebsamen Begegnung sein Leben einzubüßen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, in jener Zeit der Handwaffen und Windfackeln eine kleine Anzahl nächtlicher Garden bei der Hand zu haben, die, eine Lanze in der einen, eine schwere, qualmende Laterne in der anderen Hand, nach Schluß der Sitzungen die Abgeordneten nach Hause zu geleiten hatten. Heute haben Wissenschaft und Industrie der Menschheit das Gas geschenkt und die Elektrizität. Westminster aber kennt diese Dinge nicht. Westminster sieht noch heute vom Einbruch der Dunkelheit ab überall Windlichter und übelriechende Laternen. Jedesmal wenn

eine Sitzung sich bis in die Nacht hinein hinzieht, sieht man eine menschliche Gestalt von geradezu unwahrscheinlichem Aussehen die Korridore des Parlaments entlangwandeln. Sie ist mit einer Lanze bewehrt, trägt in der Hand eine Laterne von bedeutend vorsintflutlichem Aussehen und bricht von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Abständen mit lauter Stimme in den Ruf aus: „Wünscht irgendein ehrenwertes Mitglied des Parlaments nach Hause begleitet zu werden?“ Es ist eigentlich sonderbar, daß sich bis heute noch nie ein humoristisch veranlagter Abgeordneter gefunden hat, der geantwortet hätte: „Jawohl!“

Seit den Anfängen des Jahres 1600, als die berühmte „Schießpulver-Verschwörung“ stattfand, die sich vorgesetzt hatte, das britische Parlament in die Luft zu sprengen, hat das englische Volk weder jenes Ereignis noch die öffentliche Enthauptung der Rädelsführer je vergessen, die jedes Jahr wieder von sämtlichen Kindern der vereinigten Königreiche gefeiert wird. In den Augen von Westminster nun besteht diese Verschwörung noch heute und wird sie immer bestehen. Das Wachkommando, das nach dem Attentat sämtliche Keller und Gewölbe von Westminster untersuchen mußte, existiert noch heute.

Und jedesmal, wenn der König oder ein Mitgleid der königlichen Familie an einer Galasitzung teilnimmt (z. B. bei der Eröffnung einer neuen Legislaturperiode), so wird dem König und seinem Gefolge die Erlaubnis zum Betreten der inneren Räume nicht eher erteilt, als bis dieses spezielle Wachkommando die Runde durch sämtliche Keller und Gewölbe gemacht und in klaren und deutlichen Ausdrücken (die noch heute die gleichen sind wie vor fast drei Jahrhunderten) erklärt hat, daß man keinen verdächtigen Personen begegnet sei und keinerlei Fässer mit explosivem Pulver gefunden habe.

Der einzige, wirklich imposante, weitläufige und bequeme Raum, den der neue nach dem großen Brande von 1834 errichtete Palast umschließt, ist der alte, gewölbte Saal, der zu einem Teil im Untergeschoß liegt und fast das einzige ist, was von dem alten Körper übrigblieb. Über und neben ihm hat man alles .übrige aufgebaut. Wie nun sollten sich die neuen Baumeister mit ihrer Aufgabe abfinden? Sie brauchten nichts zu tun, als Westminsters Seele zu studieren und ihr eine passende Wohnung zu geben.

So fabrizierte man zunächst einmal einen Glockenturm, auf daß seine Stimme (die abscheulichste, tristeste und dumpfste aller metallenen Stimmen von London) der Bevölkerung der Hauptstadt die großen Ereignisse, die großen Feste und vor allem die großen Trauerfälle verkünden möge. Dann baute man einen riesengroßen, üppigen Saal: das Oberhaus, das den Lords zugeteilt war. Daneben versammeln sich in einem kleineren Saal von durchaus bescheidenen Ausmaßen und Aussehen die Deputierten, die alten Steuereinnehmer.

Ein schweres Problem noch harrte der Lösung: wie sollte man bei dieser Anordnung der Säle das Geheimnis (wie in der Vergangenheit) der Arbeiten der Lords wahren? Westminster nahm seine Zuflucht zu einer

Fiktion — — geographischer Art. Wie der Geograph den Globus mittels einer abstrakten Linie in zwei Hemisphären teilt, so zog Westminster eine ideelle Absperrungskette zwischen den beiden Kammern. Niemand hat das Recht, sie zu passieren. Ohne existent zu sein, hat sie der Abnützung durch die Zeit widerstanden und wird ihr in alle Ewigkeit widerstehen.

Im Verlauf einer Debatte zitierte ein Abgeordneter einmal, die geheiligten geographischen Regeln vergessend, um seine These zu stützen, einige Entscheidungen oder Akten des Oberhauses.

„Das Mitglied des Bezirks X . . . wird gebeten, seinen Ausspruch sofort zurückzunehmen. Die Arbeiten des Oberhauses sind dem Unterhause nicht bekannt", ruft indigniert der Speaker.

„Aber wie kann das sein," antwortet der Deputierte, „da ich das, was ich eben sagte, mit meinen eigenen Augen in dem Bericht über die Sitzung des Oberhauses, der in sämtlichen Morgenblättern erschienen ist, gelesen habe?"

Der Speaker drohte mit Ausschluß und versicherte noch einmal, daß die Abgeordneten nicht wissen können, was in der benachbarten Kammer vor sich geht und besprochen wird. Er hat vollkommen recht. Er spricht die Sprache Westminsters: Jahrhundertelang, seit 1215, hat die Kammer der Lords im geheimen getagt. Infolgedessen existiert das Geheimnis. Und außerdem ist die Kette da, die niemand passieren kann. „Jawohl! Aber heute gibt es Zeitungen." — „Nein", antwortet Westminster. „Da es im Jahre 1215 keine Zeitungen gab, so gibt es auch heute keine und wird es niemals weder Zeitungen noch Zeitungsschreiber geben."



Arthur Grimm Litho

Ein außerordentlich kompliziertes System von unverrückbaren Prinzipien und Regeln hat den Bau der Abgeordnetenkammer geleitet. Aus irgendwelchen mysteriösen Gründen hatte man sich vorgesetzt, einen Saal zu erbauen, der imstande sei, mit großen Schwierigkeiten zwei- bis dreihundert Menschen zu fassen, unter der Bedingung natürlich, daß jeder sich mit einem Minimum an Platz begnügt. Welche Kämpfe um diese dreihundert Plätze, welche Intrigen, was für eine geradezu heroische Ausdauer im Kampf!

Zur festgesetzten Stunde stürzen sich durch die geöffnete Eingangspforte die Abgeordneten ins Parlament, wie junge Musikenthusiasten beim

Kampf um einen guten Galerieplatz am Abend eines Konzerts. Glücklich diejenigen, die als die ersten hineinkommen! Sie empfangen den Lohn für ihre Leiden und ihre Ausdauer während der ganzen Legislaturperiode. Erkämpfter Platz ist erkämpftes Recht. Die zuerst Gekommenen besetzen die unteren Plätze, die nächsten die oberen; wer zu spät kommt, muß sich damit begnügen, in die Logen der oberen Etage neben denen des Publikums hinaufzusteigen.

Im Grunde ist der Unterschied zwischen unten und oben gar nicht einmal so groß, denn ein englischer Abgeordneter, wo er auch sitzen möge, hat Anspruch nur auf ein paar Dezimeter Leder als Platz für ... seine eigene Person. Ist er unglücklicherweise im Besitze langer Beine, so muß er die Frage mit seinem Kollegen aus der unteren Sitzreihe besprechen, damit jener einwillige, sich die Knie seines Freundes und Kollegen in den Rücken bohren zu lassen. Will ein Abgeordneter sich Notizen machen, so muß er auf jeden Fall, ob er nun oben sitzt oder unten, das Blatt oder den Notizblock auf die Knie stützen. Warum also diese Gier nach den Plätzen in der ersten Reihe? Vielleicht damit man sich von Angesicht zu Angesicht den Mitgliedern der Regierung gegenüber befinde? Keineswegs, denn von der zweiten oder dritten Reihe aus hat man einen viel besseren Überblick.

Der Grund ist ganz einfach der, daß, wenn man in der ersten Reihe sitzt, man direkt vor sich einen großen, schönen Tisch hat. Und auf diesen Tisch hat man die Ehre und das Vergnügen, seine Füße stützen zu dürfen, oder, wenn man will, kann man auch seine Schuhe daran aufbaumeln.

Welches aber ist der Zweck und Sinn dieses symbolischen Tisches? Er stellt das in seiner Art einzige Möbel des Tempels dar. Er steht gegenüber dem Thron aus geschnitztem Holz, auf dem, unbeweglich und mit Perücke und Cape bekleidet, der Speaker sitzt. Zu Seiten des Speakers, ihm den Rücken zuwendend, sitzen drei Gerichtsschreiber, ebenfalls in Perücken, an diesem Tisch und füllen Bogen um Bogen mit mysteriösen Zeichen. Vor ihnen befindet sich eine Reihe dicker Bücher, Vorschriften, Regeln, Nachschlagewerke und Enzyklopädien aller Arten. Aber das ist noch nicht alles! Am äußersten Ende des Tisches, auf der Seite, wo die Regierung ihren Platz hat (erste Reihe der Regierungsbänke), hat Westminster ein ganz kleines Kästchen aus Nußbaumholz hingestellt, eine reizende kleine Angelegenheit von etwa dreißig bis vierzig Zentimeter Länge. Dagegen ist gar nichts einzuwenden, das Kästchen ist hübsch gearbeitet, und das Holz zeigt gewichtige bronzene Verzierungen. Ein reizendes Spielzeug, um Geschenke darin aufzubewahren! Das ist die Tribüne! Hier ist es, wo Westminster einen schlagenden Beweis seiner Macht und seiner fast übernatürlichen Intelligenz gegeben hat. Wenn in den alten guten Zeiten unserer Vorväter die Steuereinnehmer sich versammelten, so diskutierten sie, ohne jemals die Stimme zu erheben, als gute Kameraden miteinander — und hatten eine Tribüne bestimmt nicht

nötig. Auch gab es damals weder die Unbequemlichkeit einer Zuhörerschaft noch der Öffentlichkeit. Da die Abgeordneten des Jahres 1300 also keine Tribüne nötig hatten, so können auch die des Jahres 1925 unter keinen Umständen eine nötig haben. Der Abgeordnete hat sich nur an den Speaker zu wenden und braucht nur von diesem verstanden zu werden. Immerhin mußte man das Parlament, sei es auch noch so wenig, den unvorhergesehenen Anforderungen der Neuzeit doch in etwas anpassen. Was tun? Westminster dachte nach, überlegte, erwog alle Für und Wider und fand schließlich den folgenden Ausweg: „Was ist eine Tribüne? Eine Tribüne ist nichts als ein Wort, eine Konvention. Nun wohl," sagte Westminster, „ich werde ein kleines Kästchen auf den Tisch stellen, ich werde mir Mühe geben, es euch so hübsch machen zu lassen, wie mein künstlerischer Geschmack es nur erlaubt, und kein Mensch kann euch verbieten, es ‚Tribüne' zu taufen." Und so geschah es.



Hans Gassebner

Heute betritt der englische Minister, wie der Minister jedes anderen Landes auch, die Tribüne: er erhebt sich langsam von seinem Platz, sieht einen Augenblick auf seine Hände, macht zwei Schritte nach vorwärts und stellt sich vor den Tisch, dem kleinen Holzkästchen gegenüber; er stützt seine eine Hand darauf und spricht. Ihr mögt davon halten, was ihr wollt: für Westminster befindet der Minister sich in diesem Augenblick auf der Tribüne. Er spricht von der Höhe der Tribüne herab! Kein einziger von den 615 Mitgliedern des britischen Parlaments würde es wagen, euch zuzugeben, daß diese Tribüne nichts ist

als ein einfaches kleines Holzkästchen, nicht einmal groß genug, als daß ihr euren Hut hineinlegen könntet.

Neben dem Redner und ihm gegenüber — eine ununterbrochene imposante Reihe großer und kleiner Stiefelsohlen! Der englische Minister hat eine artig zusammengesetzte Zuhörerschaft: in der ersten Reihe, neben sich und vor sich, sieht er lauter Schuhe; etwas entfernter, eine Beinlänge weit, hat er die Besitzer besagter Schuhe, in der zweiten und dritten Reihe jene Unglücklichen, die es nicht verstanden haben, die ersten Plätze zu ergattern, und die infolgedessen auch nicht das Recht haben... Abgesandte (die übrigens oft genug Flicken auf der Sohle zeigen) auszuschicken, um die Ränder des Tisches zu besetzen. Vielleicht ist auch dies eine diabolische Idee Westminsters, um mit der Erlaubnis, die Füße auf den Tisch zu stellen, in dem Deputierten die Illusion zu erwecken, daß er absoluter Herrscher sei, während er doch in Wirklichkeit nichts ist als eine Marionette, deren Fäden Westminster fest in seinen unbesiegbaren Händen hält.

Aber Westminster hatte noch ein anderes, beträchtlich schwierigeres Problem zu lösen. Seit langer Zeit schon hatten die Abgeordneten aufgehört, sich im geheimen zu versammeln. Die Sitzungen sind öffentlich, der Regierungsform des „souveränen Volkes“ entsprechend! Was tun? Auch hier wieder gab Westminster Beweise seiner Weisheit, seiner Voraussicht, seines geradezu staunenerregenden Scharfsinns! „Das Publikum hat Zutritt zu den Sitzungen, aber ich werde es so einrichten, daß es die Abgeordneten weder sieht noch von ihnen gesehen wird.“ Man baute also auf seinen Befehl einen winzig kleinen Saal im Zentrum eines riesengroßen Gebäudes. Für die Benutzung durch das Publikum stellte man zwei Treppen zur Verfügung, die eine für jene Bevorzugten, die besondere Einlaßkarten hatten, die andere für die gewöhnlichen Irgendwers. Um aber dem einen wie dem anderen zu beweisen, daß sie in den Augen von Westminster nicht existierten, hat man für sie so enge und unbequeme Treppen gebaut, daß, wenn man beim Hinaufsteigen ein Mitglied jener verachteten Bruderschaft, die sich Publikum nennt, sich entgegenkommen sieht, man entweder wieder hinuntersteigen muß, um ihn vorbeizulassen, oder warten muß, bis er in entgegengesetzter Richtung das gleiche getan hat.

Kann nun das privilegierte Publikum in den drei oder vier kleinen Logen, in denen es zusammengepfercht ist, irgend etwas sehen? Recht wenig jedenfalls: das eine Ende des Saales, den Thron des Speaker, den berühmten Tisch mit den Schöffen, der mystischen Tribüne und den Schuhen und einen Ausschnitt der Regierungs- und der Oppositionsbänke.

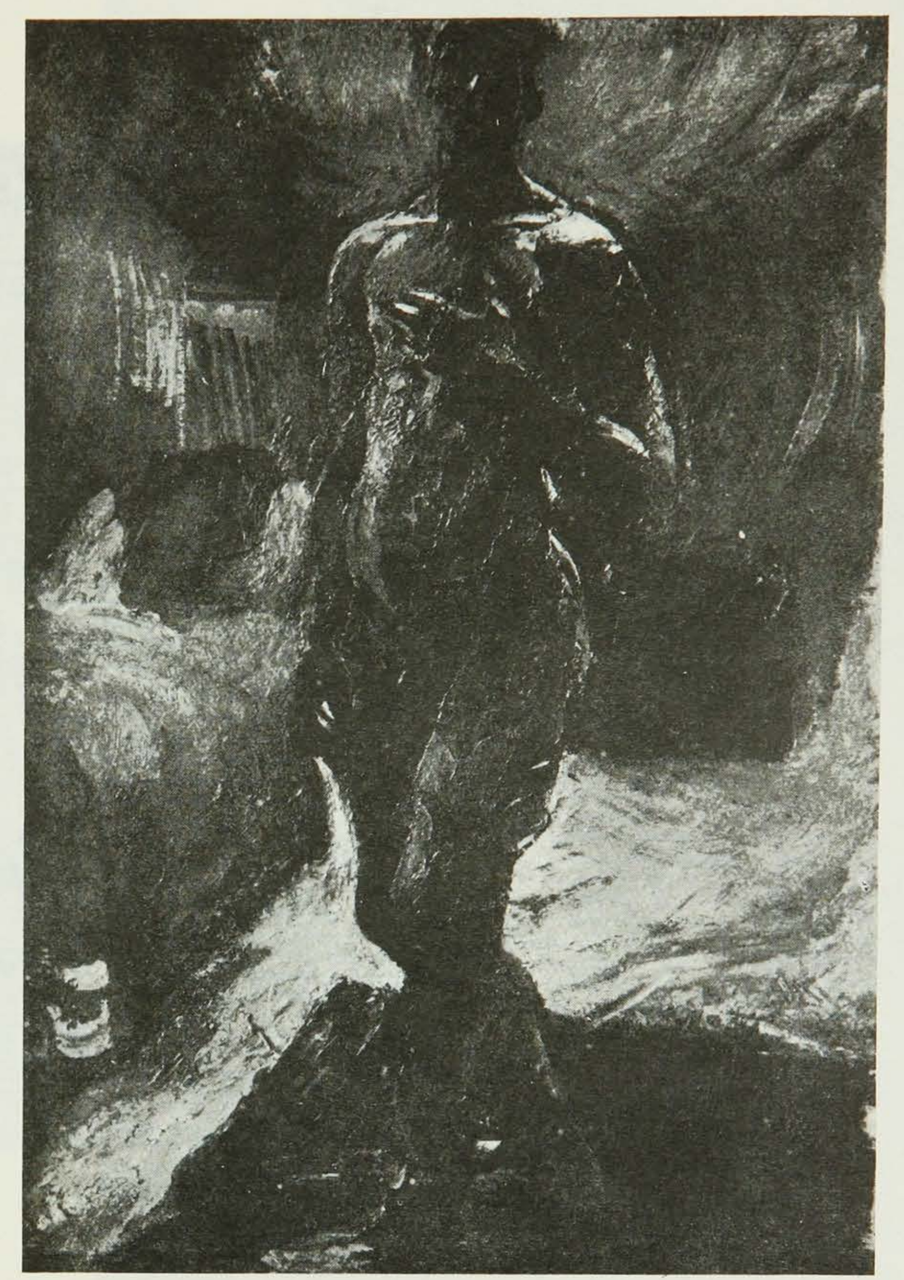
Der Rest des Saales mitsamt seinen Insassen befindet sich unterhalb der Logen, die, gestützt von festen, soliden Säulen, sich um mehrere Meter in den Saal hineinschieben. Ein paar seitliche Logen bleiben reserviert für diejenigen Abgeordneten, die sich verspätet und infolgedessen unten keinen Platz mehr bekommen haben. Dies ist also das Panorama, dessen jene Privilegierten sich erfreuen, die ein Billett bekommen und sich dazu verstanden haben, Namen und Adresse in ein

Neue Bilder von Anton Kolig



Fruchtbarkeit

Galerie Würthle, Wien



Jüngling

Prag, Galerie

Photo Wide World

Die Läufer Nurmi und Ritoli



Photo Tellgmann, Langensalza

Sprung über vier Pferde auf dem Kasernenhof in Langensalza

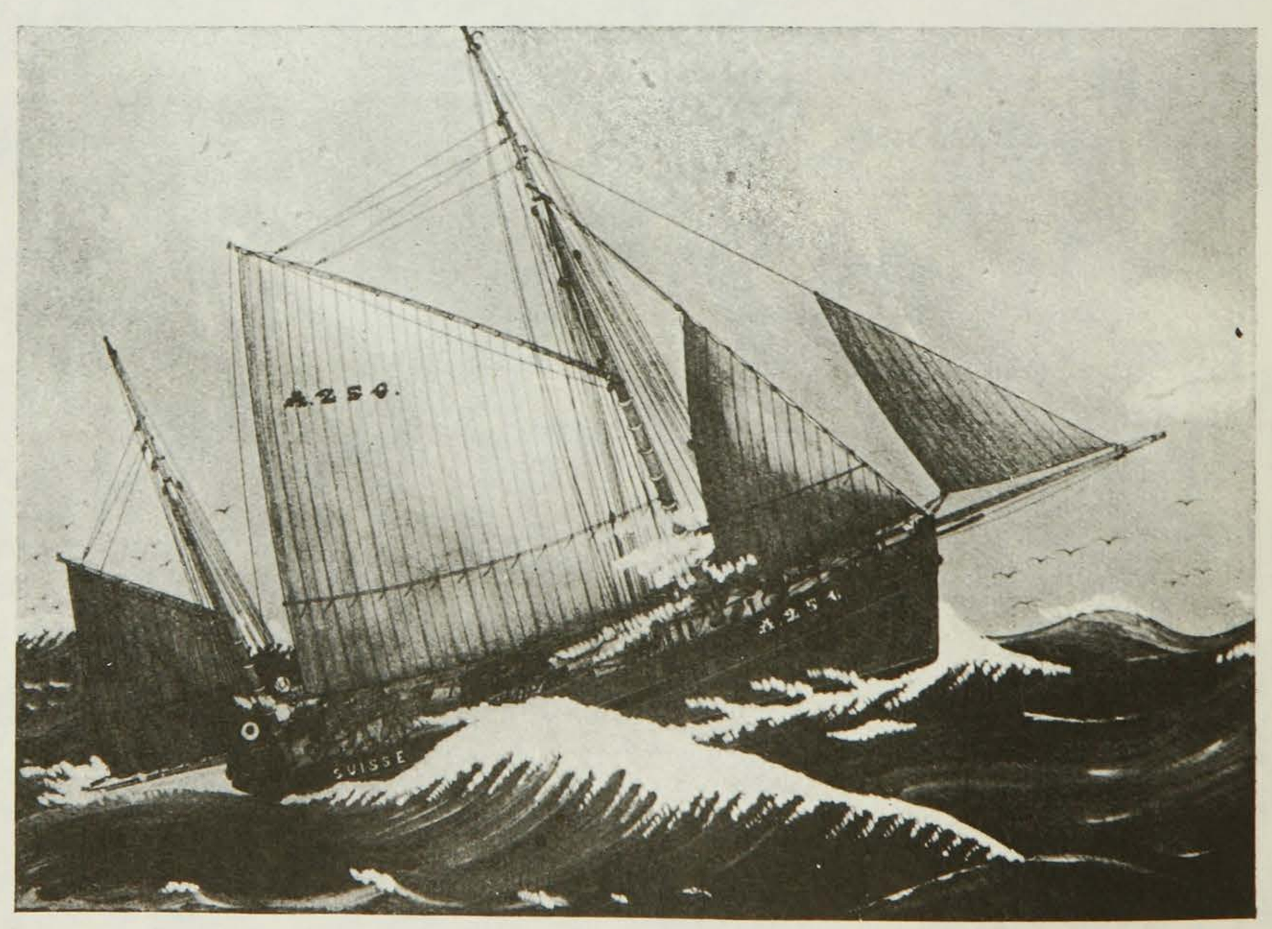
Otto Sohn-Rethel in Rom

Photo Bonney

Archipenko in New York

Aquarelle von Paul-Emile Pajot

Provenzalischer Segler



Photos Galerie Pierre in Paris

Der Segler „Suisse“

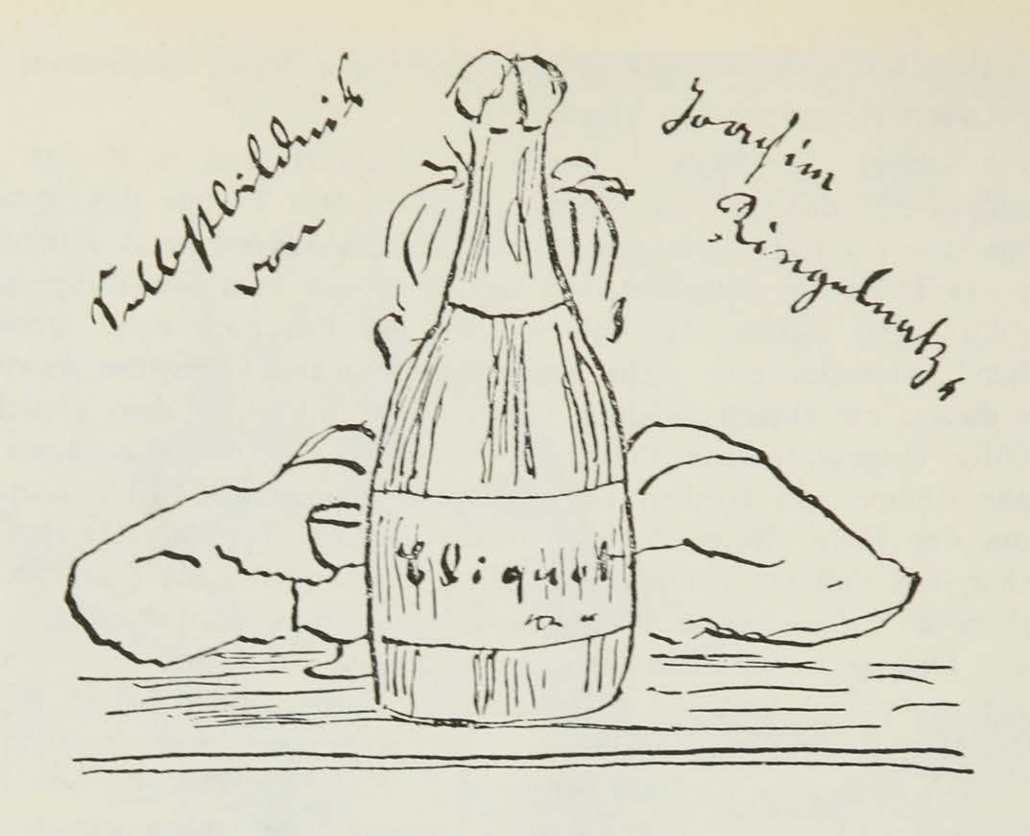
riesiges Register einzutragen und dann eine ganze Reihe knarrender und quietschender Tourniquets zu passieren.

Die anderen? Die Masse? Die anderen sperrt man in Käfige. Im Hintergrund des Saales, zwei Stockwerke über dem Throne des Speaker, befinden sich ein paar Reihen amphitheatralisch angeordneter Bänkchen, welche das Publikum enthalten, von der Welt und vom Saale abgesperrt durch ein enges Gitter, das von weitem den Eindruck eines strengen gotischen Bauwerks mit dicht aneinandergerückten Fenstern erweckt. Durch diesen unwahrscheinlichen Verschlag sieht das in dem erstickenden Käfig eingeschlossene Publikum von dem ganzen Saale nichts als ein paar Reihen von Bänken auf der entgegengesetzten Seite. Kann es nun von der Höhe dieses Zufluchtsortes aus, den Westminster ihm bereitet hat, auf daß es weder sehe noch gesehen werde, die Stimmen der Redner hören? Dazu würden mindestens schon ungewöhnlich gute Ohren gehören. Denn im englischen Parlament ist einer um so mehr Gentleman, je leiser er spricht und mit einem um so geringeren Aufwand an Gebärden. Der Redner würde übrigens gar nicht genügend Platz haben, um mit den Armen zu fuchteln (wie sein lateinischer Kollege), und noch weniger, um seinem geliebten Korpus einnehmende und ausdrucksvolle Stellungen zu geben. Er spricht also, indem er die Hände in den Taschen behält oder allerhöchstens nachlässig mit seiner Uhrkette spielt, was seinem Nachbar unter keinen Umständen gefährlich werden kann. Man sagt in England, für den Abgeordneten seien die Hände unnütz.

Die Hände des Abgeordneten, die während des Krieges ausnahmsweise aktiv geworden waren, um den „patriotischen" Reden Lloyd Georges Beifall zu klatschen, haben sich seit dem Friedensschluß wieder zurückgebildet, und heute haben sie kaum noch die Kraft, mit einer Uhrkette zu spielen, eine Uhrkette zu kitzeln, ein Schlüsselbund zittern oder ein paar Schilling in der Tasche der politischen Rosen tanzen zu lassen. Der Deputierte braucht nichts als einen Mund und Füße. Seine Pflicht besteht vor allem darin, seinen Beifall oder sein Mißfallen kundzugeben. Das tut er, indem er entweder in zwei- oder dreifacher Wiederholung einen gutturalen Laut: Uh! Uh! Uh! ausstößt, welchen der offizielle Bericht des nächsten Morgens als „Beifall" oder „Heiterkeit" registriert, oder indem er mit den Füßen auf den Boden trampelt, was in der parlamentarischen Sprache mit „Zeichen von Aufmerksamkeit, Widerspruch", oder in reinerem politischen Jargon mit „allgemeiner Lärm" zu übersetzen ist.

So also erscheint diese alte und ruhmreiche Institution, das britische Parlament, dem Auge eines unbefangenen Beobachters, der sich aber rühmt, warmes Blut und ein anormal unpolitisches Gehirn zu besitzen.

Und um dieses ernste Thema vom Leben und von den Sitten des ruhmreichen Greises Westminster, dieses einzigen Überlebenden der sagenhaften Helden, würdig zu beschließen, wiederholt er auf seine Art die Beschwörungsformel des Islam: Westminster ist groß, und der Speaker ist sein Prophet. *(Deutsch von Berta Bessmertny.)*



SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Im allgemeinen ist von den Versteigerungen der letzten Monate zu sagen, daß gute Spezialsammlungen vielseitiges Interesse erregten, und daß bei der Verauktionierung solcher Sammlungen (Graphik, Bücher und Bilder) auch gute Preise erzielt wurden. Allerdings entschließen sich die deutschen, insbesondere die Berliner Antiquare erst in letzter Zeit dazu, die Tax- und Mindestverkaufspreise so niedrig anzusetzen, wie es der Marktlage angemessen ist. — Daß es möglich ist, in Deutschland Auktionen von internationaler Bedeutung zu veranstalten, zeigen die Albertina-Auktion bei Börner in Leipzig und an einem kleineren Spezialgegenstand die Auktion geographischer Werke bei Graupe in Berlin. Daß dagegen Versteigerungen, bei denen ein Sammelsurium aus den verschiedenartigsten Sammelgebieten vertreten ist, nur zu Fehlschlägen führen, erwies die letzte Auktion der sonst so erfolgreichen Firma Henrici, die am 11. Juni Bücher (deutsche Erstausgaben), Stammbücher, dekorative Kunstblätter, Bilder aus dem Goethekreis, Originalbildnisse und Miniaturen, Porzellane, Gold-Dosen, Ringe, Uhren, Tabatieren, Silber und Möbel in einer einzigen Auktion anbot und, da es sich wohl um durchgehend hochwertige, aber in jeder Abteilung nur um einige wenige Stücke handelte, einen eklatanten Mißerfolg erzielte. Während die Summe der Schätzungspreise rund 250 000 Mark ausmachte, belief sich der Umsatz der verkauften Stücke auf ungefähr nur 33 000 Mark; wogegen dieselbe Firma am 23. März an dekorativen Kunstblättern allein 241 000 Mark umgesetzt hatte.

Auch die ausländischen Auktionen zeigten, daß erst geschlossene große Sammlungen — wie die 160 Renoirs der Gagnatversteigerung — den internationalen Kunstmarkt wirklich interessieren, während verstreute Einzelstücke auch hoher Qualität schlechte oder gar keine Käufer finden.

1590 (500 M.), den *Blaeu*schen Atlas von 1697 in 2 Bänden (920 M.); das Blaeusche Théatre du monde, dreibändig, von 1738 (740 M.); Piranesis römische Veduten in der ersten Pariser Ausgabe (2100 M.); die 30 Bände der großen Merianschen Topographie (2400 M.); die zweite Ulmer Ausgabe der *Cosmographia des Ptolemaeus* von 1486 mit der ersten Darstellung Grönlands auf der Weltkarte (4800 M.); die Geographia des Ptolemaeus von 1508 (2300 M.); dann ein herrliches Exemplar von *Janschas* 50 malerischen Ansichten des Rheinstroms, von Ziegler gestochen (2400 M.).

So wenig erwähnenswert die meisten Produkte der neuen Buchkunst bis auf wenige Ausnahmen sind, so sehr werden die wenigen Ausnahmen geschätzt. Bei *Graupe* wurden besonders moderne Pergamentdrucke am 25. und 26. Mai gut bezahlt.

Goethe: Tasso — Doves Press auf Pergament mit Goldinitialen 2800 M.
Goethe: Werther — Doves Press auf Pergament mit Goldinitialen 2300 M.

Aber schon die deutschen Pergamentdrucke der Bremer Presse und der Kleukens-Presse wurden viel billiger. — Lokalgeschichtliche Literatur und Graphik wird noch immer mit Recht besser bezahlt als zweifelhafte moderne Buchkunst; so hatte *Hans Goetz* in Hamburg mit einer Hamburgensien-Versteigerung einen gleich guten Erfolg wie *Graupe* im Frühjahr mit seinen Berliner Ansichten und Büchern.


van Hauth Grit Hegesa

Die geringe Einschätzung der meisten modernen deutschen Pressendrucke erwies auch die Auktion der *Münchener Bücherstube am Siegestor, Horst Stobbe,* am 15. Juni, wo Dreiangel-, Eginhard-, Ernst-Ludwig-, Hundert-, Hyperion-, Kleukens-, Rupprecht-Drucke liegen blieben oder angemessen gering bezahlt wurden. Bei dieser Auktion blieben auch die meisten Werke moderner Autoren (Hauptmann, Wedekind, Rilke, Hartleben, Dehmel, Bierbaum) unverkauft, bemerkenswerterweise auch in Paris hochbezahlte moderne Franzosen, von denen nur wenig viel zu billig verkauft wurde. Interessant ist die hohe Einschätzung von Erstausgaben und Widmungsexemplaren *Stefan Georges:*

Bücher der Hirten, 1. Ausg. 1892, mit eigenh. Widmung	355 M.
Hymnen, 1. Ausg. 1890	365 „
Das Jahr der Seele, 1. Ausg. 1897	225 „
Maximin, 1. einmalige Ausg. 1907	560 „
Pilgerfahrten, 1. Ausg. Wien 1891	400 „
Teppich des Lebens, 1. Ausg., Gr. 4^0, 1900, mit eigenh. Widmung von George und Lechter	810 „

Baudelaire, Blumen des Bösen [Berlin 1891], Manuskriptdruck in 25 Ex., nicht im Handel . . . . . . 435 M.
Blätter für die Kunst — trotz des Fehlens einiger „Inlagen", sonst alles, was erschienen, mit der 8. Folge 1000 „

Mit Erfolg verauktionierte *S. M. Fraenkel* in Berlin am 7. und 8. Juli ‚1000 billige Bücher', darunter die ‚Freie Bühne' vollständig von 1890—1893 für 185 M., mit gutem Ergebnis für Auftraggeber und Käufer.

Freihändig zum Kauf angeboten wird eins der 12 bekanntgewordenen, *auf Pergament gedruckten Exemplare der 42zeiligen Gutenberg-Bibel* in drei weißen Kalblederbänden aus dem Besitz des Benediktinerstifts St. Paul im Lavant-Tal in Kärnten zum Preise von rund einer Million Goldmark. Dies tadellos erhaltene und vollständige Exemplar befand sich bis 1796 im Kloster zu St. Blasien, von wo es zur Sicherung vor den anrückenden Franzosen fortgeschafft und 1809 nach St. Paul gebracht wurde. — Ein anderes Pergamentexemplar, das aber unvollständig und daher teilweise faksimiliert ist, brachte 1911 auf der Auktion Robert Hoe zu New York 50 000 Dollar, also rund ein Fünftel des heute für ein vollständiges Exemplar verlangten Preises.

In letzter Zeit sind auch wieder durchaus friedensmäßige Bücher-Lagerkataloge erschienen, von denen die bedeutendsten die Kataloge von Inkunabeln und alten Drucken der Firmen Emil Hirsch-München und Joseph Baer & Co.-Frankfurt am Main sind.

Porzellan

Die Porzellansammlung *Mühsam* wurde Ende April mit dem Ergebnis von recht hohen Preisen für sehr gute, von geringen Preisen für mittlere Stücke in Wien verkauft. Es brachten, um einige Meißner Produkte zu nennen, in östr. Schillingen eine Affenkanne (von 1730) 3300 S., eine große Deckelbowle (von 1730) 1600 S., eine Teekanne (1729 ohne Marke) 2100 S., Quacksalbergruppe (1740 Kändler-Modell) 9400 S., ein paar Papageien 1200 S. —

Chinesisches und europäisches Porzellan bei *Sotheby* in London am 6. Mai: Ein Paar Gefäße in Zwiebelform (Kung-hsi), 23 cm, 95 Lstrl., ein anderes Paar mit Blätterdekors 200 Lstrl., ebensoviel 3 Zylindervasen derselben Periode; zwei Kylins der famille verte 480 Lstrl., eine Vase derselben Art mit 28 Berittenen in Berglandschaft 500 Lstrl. —

Hohe Preise erzielte *Bangel* am 26. Mai in Frankfurt: Die Höchster Schäfergruppe von Melchior 1250 M., dessen Liebespaaar 1150 M.; zwei Deckeldosen mit Puttos (Höchst) 870 M., die Frankenthaler Dame mit Muff von Luck 1450 M., der Herr mit Muff 840 M., das Lanz'sche Paar unter dem Baum 1270 Mark.

Münzen

Vom 15. bis 18. Juni wurden bei Kündig und Naville in *Luzern* antike Münzen und Medaillen versteigert. Da wirklich echte und guterhaltene Stücke doch sehr selten sind, seien hier besonders frühe römische Stücke aes grave, eine Medaille der Messalina, eine Goldmedaille des Constantius Chlorus und Münzen von Carthago, Thasos, besonders eine zusammengehörende Serie seleuzidisch-syrischer Münzen, verzeichnet.

Zinn

Nach längerer Zeit wurde eine Zinnsammlung international gewertet. Es handelte sich um die Sammlung Audiot, die Ende April in Zürich versteigert wurde und als höchste Preise 1400 Fr. für zwei Genfer Kerzenhalter von 1609, für zwei Weihwasserkannen des 18. Jahrhunderts 1000 Fr., für gute Weinkannen rund je 300 Fr. brachte.

Teppiche

Am 6. Mai bei *Sotheby:*

Garnitur: 7 Aubussons verschiedener Formate, Sportleute und Trophäen 820 Lstrl.

Ein Pariser Gobelin von Febure: Toilette einer Prinzessin, 820 Lstrl.

Bei Drouot in Paris:

Am 4. und 5. Juli eine Beauvais - Tapisserie mit Szenen nach Watteau 188 000 franz. Fr., eine andere mit Sonnenaufgang 325 000 franz. Fr., ein Aubusson mit Schäferszenen nach Qudry 450 000 frz. Fr.

Perserteppiche kosten das Mehrfache, ungefähr das Vierfache ihrer Friedenspreise.

Bei *Hecht* in Berlin Ferachan (blau, 3¼ × 4½) 1600 M., Mahal (3 × 4½) 1400 Mark.



Wolfgang Grote Madame Bovary

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

WILHELM FLIESS, Zur Periodenlehre. Jena, Eugen Diederichs.

Fließ hat seine längst Bestandteil des biologischen Denkens gewordene Periodizitätslehre durch Sammlung und Ergänzung früherer Aufsätze einem größeren Kreis neu zugänglich gemacht. Vor allem geht er hier auch auf die gegen ihn erschienenen Polemiken ein.

FRIEDRICH PFISTER, Schwäbische Volksbräuche. Augsburg, Verlag Benno Filser.

Erste Zusammenstellung schwäbischer Volksbräuche als Versuch, so zum heute nicht mehr manifesten Volksglauben vorzudringen. Wichtig durch vergleichende Untersuchung und Einordnung in Volkskunde und Mythologie.

STIFTER-BRIEFE in Auswahl. Leipzig, C. F. Amelang Verlag.

Im ganzen eigentlich sonderbar flach und schematisch gedankenarm. Sympathisch, wo Stifter sich, im Gegensatz zu seinen Werken, menschlich erhitzt.

TASCHENBIBLIOGRAPHIEN FÜR BÜCHERSAMMLER. Stuttgart, Julius Hoffmann.

I. MAX SANDER, Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts.

Diese Bibliographie umfaßt die Zeit von etwa 1825 bis 1875. Sie ist so geschickt angelegt, daß ein wirklich brauchbares Taschenbuch zustande gekommen ist. Mehr kann man zum Lob eines solchen Buches nicht sagen. Der erste Teil des Buches enthält eine Aufstellung der wichtigsten Illustratoren mit kurzer Biographie; der zweite Teil gibt den eigentlich beschreibenden Katalog der illustrierten Bücher alphabetisch nach den Verfassern der Bücher geordnet mit hinzugefügten Auktions- und Katalogpreisen; im dritten Teil wird ein Oeuvrekatalog der Künstler des zweiten Teils gegeben, so daß eine Zusammenstellung ihres Werkes als Buchillustratoren entsteht.

II. LOTHAR BRIEGER, Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben. Die wichtigsten Erst- und Originalausgaben von etwa 1750 bis etwa 1880.

Eine Zusammenstellung von über zweieinhalbtausend Werken der deutschen Literatur von etwa 1750 bis etwa 1880. Wie jede Auswahl nicht ohne Willkür, aber mit Gefühl für die gangbaren Sammelobjekte. Keine Philologenarbeit, aber wichtig als erster beschreibender und mit Preisen ausgerüsteter Katalog der bevorzugteren Werke. Allerdings sollten Variantenangaben trotz aller Knappheit nicht fehlen (Räuber, Goetz), ebenso wie wenigstens die Verzeichnisse der Werke der Klassiker vollständiger hätten sein müssen (wie sie der Schweizer Bearbeiter Bloesch für seine Heimatsautoren erschöpfender bringt).

PAUL KLUCKHOHN, Die deutsche Romantik. Bielefeld, Velhagen & Clasing.

Das Vorwort sagt, daß dies Buch aus sieben Vorträgen in einer Provinzgesellschaft für Geisteswissenschaften entstanden ist. Ob die Drucklegung unbedingt notwendig war, ist zu bezweifeln; was als Vortrag und Einführung vielleicht dem Publikum entspricht, genügt noch nicht dem Bedürfnis nach Aufzeichnung.

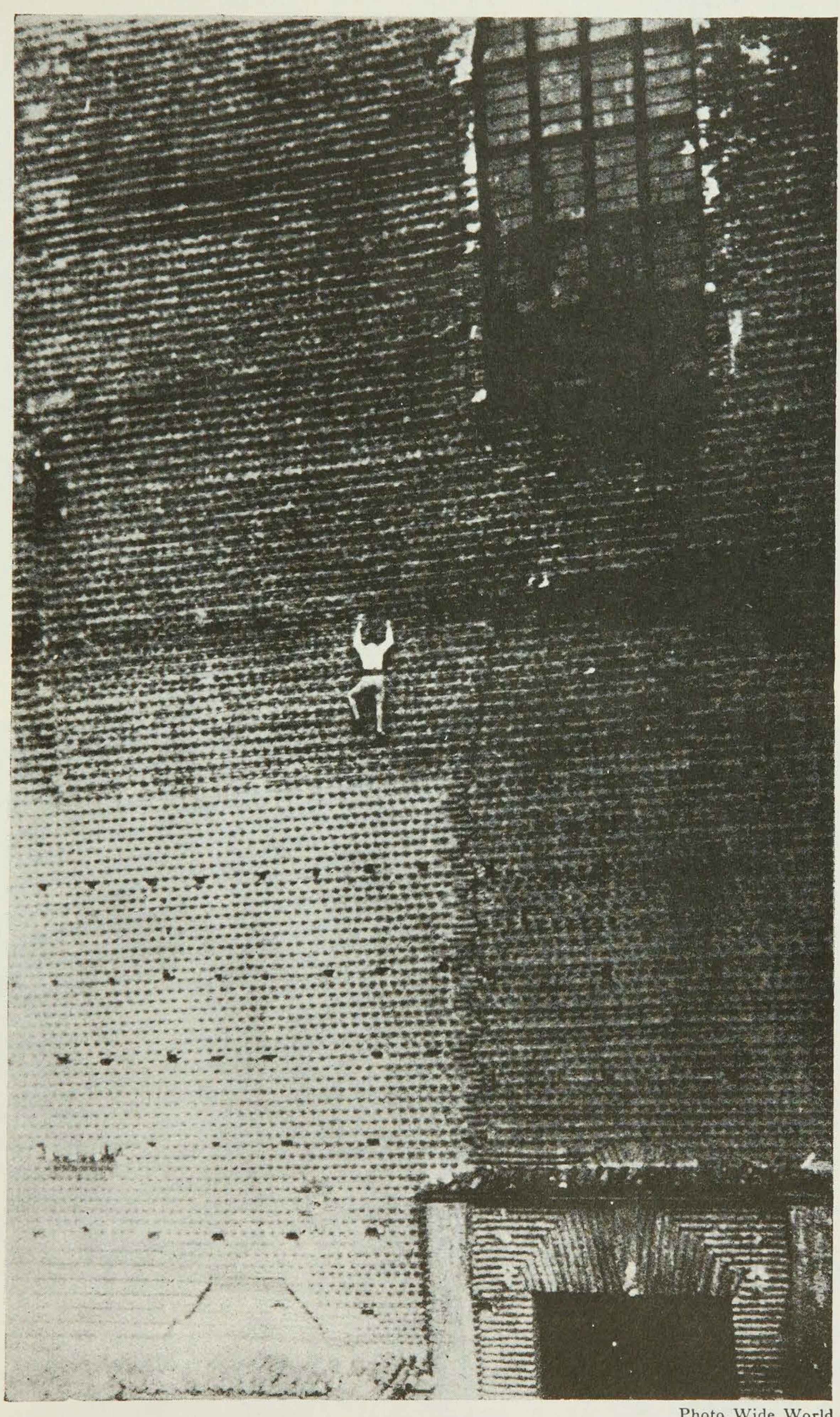


Photo Wide World

Fassadenkletterer in Bologna

Montmartre

Photo Galerie Simon

Elie Lascaux

Privatbesitz, Oslo

Per Krohg

Der Geiger Andreas Weissgerber (Sammlung D. L., Berlin)



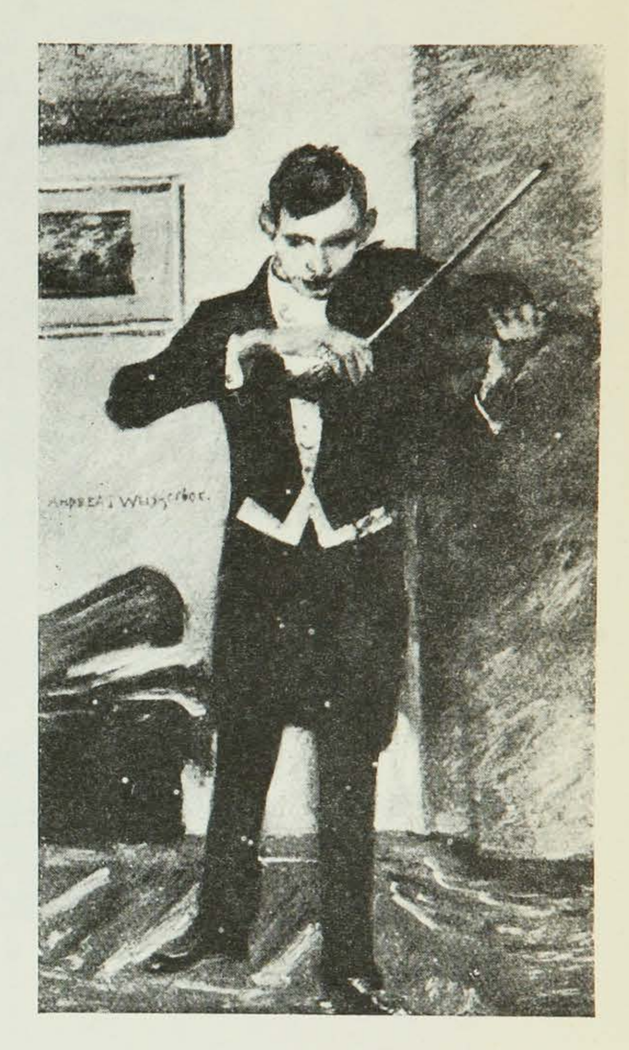
Mit Genehmigung von Paul Cassirer

Max Liebermann



Mit Genehmigung von Bruno Cassirer

Max Slevogt



Lovis Corinth



Photo Paul Rosenberg, Paris

Marie Laurencin (Ausschnitt). London, Leicester Gallery



Photo Galerie Flechtheim

Renée Sintenis (Bronze). Wien, Staatsgalerie

CHRIST. BERNOUILLI, Die Psychologie von Carl Gustav Carus. Jena, Eugen Diederichs.

Der Einfluß, den die Psychologie von Carl Gustav Carus auf Goethe noch ausübt, hört mit Goethe auch schon wieder auf, um heute in dem Kreis der Erneuerer romantischer Philosophie wieder gültig zu werden. Sonderbar ist es, wie das konträre, mechanistische Formelsystem der Psychoanalytiker in seiner Methode und richtunggebenden Arbeitshypothese zu einem Satz zurückkehrt, den Carus an die Spitze seiner Psychologie stellte: „Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins."

MERESCHKOWSKIJ, Tut-ench-Amon auf Kreta. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

Vortreffliche Kenntnisse kretischer und ägyptischer Kultur romantisiert ärgern schon genug; aber wenn dann die jungfräuliche Minotauros-Priesterin christliche Kreuz-Vorvisionen hat, wird auch die ausgegrabenste Antike zum Ekel.

FRITZ v. OSTINI, Der Maler Edward Cucuel. Zürich, Amalthea-Verlag.

Vom eigenen Eindruck überwältigt, beginnt jede zweite deutsche Arbeit über Kunst mit einer Auseinandersetzung privater Weltanschauung, die dann von jedem nächsten Ersten abgeschrieben wird. Statt einen sympathischen Impressionisten so zu nennen, tönt man über von ungeheuren Worten als Aera, Entwicklung, Letztem und Tiefstem, deutschem Volkstum, zielbewußter Verneinung, Ingrismus. Die Reproduktionen sind gut, die reproduzierten Bilder sympathischer und nicht allzu wichtiger Impressionismus, hübsche Landschaften und gut gewachsene Frauen, denen weniger Lärm um sie besser stehen würde.

STEFAN SOREL, Tarzan hat geträumt (Tarzan-Parodie). Leipzig, Karl Stephenson. — *MYNONA, Tarzaniade.* Hannover, Tageblatt - Buchhandlung.

Die echten Tarzan-Geschichten sind an sich so grotesk, daß jede Parodie an ihnen zuschanden wird. Jedenfalls die von Sorel. Bei Mynona wirkt hier auch nur der Stil und die Marginalien. Tarzan selbst ist nicht parodierbar, weil kein Stil unterstrichener, kein Inhalt übertriebener abenteuerlich-heldenhaft sein kann.

J.E.PORITZKY, Phantasten und Denker, Geist und Schicksal, Dämonische Dichter, Die Erotiker. München, Verlag Rösl & Cie.,

Dem Verfasser gelingt es in diesen vier Bänden, die Spannung der interessantesten Probleme in das Null und Nichts des Feuilletons aufzulösen. Er hat den sicheren Instinkt für die wichtigsten Themen, um sie unter dem Strich abzuwürgen. Das Material ist verblüffend, das Werk wäre vortrefflich, wenn seine Quellen genannt wären und der Autor seine eigene Meinung, die immer die des unkritischsten Lesers ist, unterdrückt hätte.

HEINZ KINDERMANN, Lenz und die deutsche Romantik. Wien-Leipzig, Verlag Wilhelm Braumüller.

Vielwissen, das Stückwerk bleibt — unausstehliches Besserwissen um Dinge, die niemand bestreitet — und ein Ton, der einen aus der Haut lockt, weil man sich das Fell über die Ohren gezogen fühlt. Ohne Beziehung zu bewegenden Kräften und Mächten. So ein typisches, rechtes und schlechtes Philologen-Opusculum. Am schlimmsten, weil dies Buch kleinlich ist und so, seinen eigenen Gegenstand vermindernd, nicht an die frühere, kritisch wohl lückenhafte, aber kongeniale Arbeit Rosanows über Lenz heranreicht.

JOHN GALSWORTHY, Der Menschenfischer. Aus dem Englischen von Leon Schalit. Wien, Paul Szolnay Verlag.

Ganz gut übersetzte Novellen, die im Original allerdings ein anderes, kürzeres, stärkeres Tempo haben. Der stoffliche Reiz kann trotzdem nicht verflüchtigt werden und bleibt auch im Deutschen.

WREDE, Eifeler Volkskunde. Bonn und Leipzig, Kurt Schröder Verlag.

Eine Fülle von Oberflächentatsachen, die heute ohne Verwertung einer vorgeschrittenen Mythenforschung, ohne Kenntnis methodischer Analyse, ohne Verknüpfung mit den Ackerbau- und Religionstheorien Eduard Hahns eben doch nur sentimentalen Heimatskunstwert haben. Der Jammer über die methodische und sachliche Unbildung der meisten Weltreisenden dürfte um das Bedauern zu vermehren sein, daß gerade wohlwollende Unkundige das volkskundliche Material zu sammeln und zu sichten versuchten. Dabei wird diese Art Volkskunde noch durch das Pastoren- und Lehrerhafte ihrer Abfassung besonders unerquicklich und im Grunde gerade da verfälscht, wo das Volk sich am unmittelbarsten gibt, im Sexuellen. Aber immerhin besser als gar keine ist auch diese emsige, an Material reiche Sammlung.

GOETHE, Walpurgisnacht. Mit 20 Holzschnitten von Ernst Barlach. Berlin, Verlag Paul Cassirer.

Barlach liegt und gelingt eigentlich immer nur derselbe Typus der bäuerlichen Figuren. In diesen Holzschnitten zur Walpurgisnacht wirkt nur die gelungene Bewegung. Die Figuren sind bis auf einige Weiber ohne Ausdruck, und das Ganze bleibt der inneren Anschauung fremd. *A. B.*

*

EMIL SZITTYA, Klaps. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

„Der berühmte Rosenkreuzer-Führer Saint-Germain ist der Held dieses Romans. Das Buch ist ein Abenteuer- und Schlüsselroman zugleich, das viele Gestalten aus den modernen religiösen Bewegungen, Spiritisten, Theosophen, Anthroposophen unter die Lupe nimmt; es führt uns durch verschiedene Weltteile, Spelunken von Paris, römische Straßen, flämische Kirchen in das spiritistisch-theosophische Dorf Ascona in der Schweiz. Noch nie ist man dem Teuflischen und Zynischen der Psychoanalyse, die jede Genialität vernichtet und jede Individualität zum Massentierhaften reduzieren will, so auf den Leib gerückt wie hier."

Das hat der Verleger auf den Deckel des Buches gesetzt. Man glaubte, daß er den Mund ein bißchen voll genommen habe — aber Szittya ist der Schreiber, und das Buch ist darum reicher, als es Kiepenheuer ankündigt.

EMIL SZITTYA, Malerschicksale, Porträts. Hamburg. Johannes Asmus Verlag.

Eines der besten Bücher über Künstler. Man lese die Kapitel über den „Proletarier Dix", über Chagall (Wilnachagall, das mal im Querschnitt abgedruckt war), „Zur Psychologie des Wiener Kunstgewerblers Oskar Kokoschka" und über André Derain. Dieses schließt mit folgenden Worten: „Warum liebt man diesen deutschen Meister nicht in Deutschland?"

SVEND FLEURON, Der Graf von Egerup. Jena. Eugen Diederichs.

Erna Pinner hat den Roman dieses ausgezeichneten dänischen Naturkenners illustriert: Ein Buch, das durch die Zusammenarbeit zweier kongenialer Künstler ein selten wertvolles Kunstwerk geworden ist. *A. F.*



Fritz Reusing — Die „Gesolei"*), Düsseldorf 1926
(Vorstandssitzung: Ernst Poensgen, Dr. Tietmann, Wilhelm Kreis, Geheimrat Dr. Schloßmann, Oberbürgermeister Lehr)

MARGINALIEN

Wo und wie verbringen Sie heuer den Sommer?

Wie alljährlich haben wir uns auch heuer an die bekannten Persönlichkeiten des Schrifttums und der Theater mit der Anfrage gewendet, wo und wie sie ihre Ferien verbringen. Man wird aus den eingegangenen Antworten entnehmen, mit wieviel Frohlaune die Künstler in den Sommer eintreten, und es ist wohl zu erwarten, daß sie ihre Hoffnungen auch erfüllt sehen.

Olga Bauer-Pilecka, Staatsoper. Meine Sommerpläne soll ich verraten? Nun denn, es sei. Die ersten Wochen meines Urlaubes verbringe ich im Kreise lieber Freunde in Unterach am schönen Attersee. Dort will auch mein Gatte sich mit der Frage „Wie bist du, Weib?" noch eingehender beschäftigen und sein neues Werk über die „Liebe" vollenden. Dazu braucht er mich doch unbedingt!?!

Dann aber, wenn wir mit der „Liebe" fertig sind, wollen wir einige schöne Gletschertouren machen, im Anschluß daran eine Autotour nach dem Süden, und zum Schluß natürlich — Salzburger Festspiele.

*) Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen.

Egon Friedell. Mit Vergnügen beantworte ich Ihre mich sehr ehrende Anfrage über meine Sommerpläne. Also zuerst will ich mit meinem Auterl, das ich mir von den Ersparnissen meiner heurigen Wintergage gekauft habe, eine fesche Tour durch Oberitalien machen, dann aber heißt's stoppen, denn ein Vertrag entführt mich nach Südamerika, wo eine große Gemeinde mit Spannung einem Gastspiel von mir entgegensieht, und den Rest des Sommers gedenke ich in meinem herzigen Häusel am Attersee zu verbringen, das ich mir von dem Vorschuß auf die nächste Saison erworben habe, um fleißig in meinem Motorboot „Butzi“ auf dem Wasser herumzustrolchen. Die Tränen treten mir in die Augen, wenn ich bedenke, daß ich mein geliebtes Wiener Publikum erst im Herbst wiedersehen werde! Aber mein Leibblatt, das „Neue Wiener Journal“, lasse ich mir überall nachschicken, und hoffe ich, daß die Herren Doktoren auch in der kommenden Spielzeit mir ihr so wertvolles Wohlwollen erhalten werden. Mit Handkuß an den gnädigen Herrn Chefredakteur Ihr alter Abonnent Egon Friedell.

*

Kammersänger Leo Slezak, Staatsoper. Ich habe den Auftrag, Sie über meine Sommerpläne zu unterrichten. Ich tue dies in gewohnt berückender Weise.

Wohin ich im Sommer gehe? — Ich setze mich in mein geliebtes Auto, gieße mehrere Liter Benzin in dieses und fahre selig in die Welt hinaus. Als Besitzer dieses Autos mache ich einen wohlhabenden Eindruck. — Das täuscht. Ich bin nur ein als Krösus verkleideter Hochstapler.

Also als dieser fahre ich nach Prag, Marien-, Karls- und Franzensbad, um dort zu singen und etwas Lorbeeren zu pflücken. Das heißt, wenn ich ehrlich sein will, um Benzin zum Weiterfahren zu verdienen.

Dann gehe ich nach Montecattini, ein Bad in Italien, bei Florenz, wo ich auf Versicherung Battistinis um 75 Prozent noch schöner, schlanker und reizvoller werden soll. Von dort automobiliere ich heim nach Tegernsee, ziehe mir eine kurze Hose an, entblöße meine bekannt plastischen Kniescheiben und werde Älpler, Gebirgsbewohner, schlichter Landmann. Ich rede im Hochgebirgsdialekt, rasiere mich nur einmal in der Woche und sehe mit Herzweh einen Tag um den anderen schwinden. Im Nu ist der Herbst wieder da, und ich muß weiter, von Ort zu Ort — die Tage zählend — bis zu den nächsten Ferien.

*

Franz Lehar. Bin selbstverständlich wieder in Bad Ischl. Arbeite unentwegt an „Paganini“.

*

Alexander Moszkowski.

Im Riesengebirge liegt Brückenberg,
Sechs Stunden von Spree-Athen;
Es winkt mir, daß ich die Nerven stärk'
Auf reinen idyllischen Höh'n.

In Brückenberg steht ein Hotel,
Es nennt sich „Sanssouci“,
Das winkt mir gleichfalls: Komm nur schnell,
Bereit steht dein Logis.

Die Barschaft zähle ich im Nu,
Berechnend: reicht es noch?

Und wäre ich auch sans six sous,
Nach Sanssouci müßt ich doch!

*

F r i t z   W e r n e r. Wie einst die Komödianten mit den Schmierenwagen, fahre ich unter dem Motto: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ usw. per Auto durch die Gegend. Ich will überall durch mein herrliches Singen den Beweis erbringen, daß wir Wiener an dem Weltkrieg unschuldig sind, denn böse Menschen haben keine Lieder. Ich will auch den weiteren Beweis erbringen, daß bei uns fleißig abgebaut wird, da ich ja mit so vielen Kollegen ohne Engagement bin und selbst die reiche Ravag mich nicht im Radio singen läßt, weil ich angeblich zu teuer bin und andere die von mir kreierten Operettenpartien billiger singen. Sollte mir irgendwo die Stimme und infolgedessen auch das Benzin ausgehen, werde ich Sie bitten, eine Kollekte zur Hebung meines Fremdenverkehrs zu veranstalten. Für die nächste Saison unterhandle ich mit dem Herrn Fußballkapitän Meisl. Ich habe Unterricht im Schuhplatteln bei Uridil genommen und hoffe als Hausmeister, Pardon, Torwächter angestellt zu werden. Auto Heil!

*

G e o r g   H i r s c h f e l d. Haus und Garten in Großhadern bei München entfalten im Sommer den besten Wert eines kleinen Eigentums — ich verlasse sie mit meiner Arbeit nicht.

*

Dr. W i l h e l m   K i e n z l. In aller Eile nur so viel, daß ich auch in diesem Sommer wieder in mein geliebtes Aussee mich begebe, um dort — wie allsommerlich — fleißig zu komponieren, nachdem ich längere Zeit damit wegen

Fertigstellung meiner im Herbst erscheinenden Lebenserinnerungen ausgesetzt habe. Es sind nun gerade dreißig Jahre, daß ich das erstemal auf dem Plateau der „Wasnerin" (über dem Markt Aussee) mich sommerlich eingenistet habe, wo ich auch die Partituren des „Evangelimann", des „Kuhreigen" und vieler anderer Werke in stiller Abgeschiedenheit geschrieben habe. Ich feiere also heuer dort auch so etwas wie ein Jubiläum — aber in aller Stille, und auf diese Stille freue ich mich.

*

Elisabeth Markus, Deutsches Volkstheater. Wo? Auf einem Frachtendampfer längs der Küste von Fiume bis Valencia. — Wie? Bei Sturm können Sie sich das sicher lebhaft vorstellen.

*

Fedor v. Zobeltitz.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den läßt er in die Wohnung reisen:
Das spart ihm dies und spart ihm das,
Den Ärger um das Wetterglas,
Den Schnupfen auf der Bergeshöhe
Und von der See das Sandgeflöhe,
Das Jucken und den Sonnenbrand
Beim Kraxeln und beim Meeresstrand,
Das Bette bei der Unterkunft,
Die gastronomische Unvernunft,
Das selten aufgeräumte Zimmer,
Der Klingel nutzloses Gewimmer
Nach Kellner und des Hauses Knecht —
Auch den Verlust am eignen Recht
Und den allseits bekannten Kummer,
Daß man im Gasthaus nur 'ne Nummer,
Ein Zahlobjekt zu jeder Zeit,
Ein Mensch ohne Persönlichkeit.
Das macht mich fuchtig, macht mich wild:
Bei einem Wirte wundermild
Bleib ich am liebsten ganz allein,
Wenn ich mein eigner Wirt kann sein:
Und mögt ihr auch das Reisen preisen,
Ich laß vergnügt die andern reisen!

Neues Wiener Journal.

Die Fensterscheibe im Prozeß Angerstein.

Von *Sling.*

Im Angersteinprozeß zertöpperte der Herr Oberstaatsanwalt eine Fensterscheibe — keineswegs eine symbolische, sondern eine richtige, gewöhnliche, aus Glas.

Wie es kam, ist nicht so leicht zu sagen. Es war zu Beginn einer Pause, auch muß man sich vorstellen, daß der Schwurgerichtssaal von Limburg zwei große Fensterseiten hat — die eine hinter dem Gericht, die andere hinter den Zuschauern. Es war schwül im Saal, und irgendwo stand immer eines der kleinen Fensterchen offen, die jedes der großen Glasfelder bilden. Unter den Anwesenden gab es eine Partei, die romantische, die gern einen Blick auf den nächsten üppigen Baumwipfel warf, weil man so am besten über das Grausige hinwegkam. Die andere Partei behauptete, daß es zog. Zu welcher der Oberstaatsanwalt gehörte, weiß ich nicht, denn es ist mir nie klar geworden, zu welcher Tat er sich dränge: ob er im Begriff war, das Fenster zu öffnen oder zu schließen. Kurz, es entglitt seiner Hand, große Scherben brachen heraus, fielen zur Erde, zersplitterten.

Der Oberstaatsanwalt bekam einen ungeheuren Schrecken. So was ist ja auch unangenehm, namentlich für einen sanften und umgänglichen Staatsanwalt wie diesen, der in seinem Leben keiner Fliege etwas zuleide getan hatte. Mit Entsetzen blickte er auf seine Tat. Rasch stellte er fest, daß er keinen Menschen fahrlässig körperverletzt hatte. Er atmete auf. Immerhin, daß für den Rest der Verhandlungstage dieses Loch dicht hinter dem Vorsitzenden klaffen sollte, war peinlich. Sorgenvoll übersah er das Unglück in seinem ganzen Umfange. Dann zog er sich mit bekümmerter Miene zurück. Ob er den Versuch gemacht hat, den Schaden wieder gutzumachen, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Jedenfalls wurde die Scheibe während der ganzen Verhandlung so wenig wiederhergestellt wie eines der von Angerstein vernichteten Menschenleben.

Es ist selbstverständlich, daß keiner der ehrenwerten Anwesenden auf die empörende Idee kam, Menschenleben und Fensterscheiben in irgendeine Beziehung zueinander zu setzen. Weniger frevelhaft erscheint der Versuch, die Täter einer gemeinsamen Betrachtung zu unterwerfen — nicht ihre Taten, denn das versteht sich am Rande: Mörder morden, Staatsanwälte zerbrechen Fensterscheiben, ein Unterschied, auf den nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Und dennoch drängte sich mir angesichts des erschrockenen Staatsanwalts sofort der Gedanke auf: ein ähnlich erschrockenes Gesicht hat auch Angerstein gemacht, irgendwann, nach dem ersten oder zweiten oder achten Morde.

Denn dieser Angerstein ist ja nicht ein Mörder von Geburt. In der astrologischen Rundschau vom Mai dieses Jahres habe ich zwar einen vier Seiten langen Aufsatz gelesen (wenn auch nicht verstanden), in dem bewiesen wird, daß das Schicksal dieses Mannes in den Sternen geschrieben war. Die Konstellationen weisen auf einen wenig geschlossenen Geist, unbeständig, aufrührerisch, abrupt, exzentrisch, ruhelos, tückisch, grausam, habgierig, treulos, verräterisch, unehrlich, diebisch; Unehrlichkeit, Jähzorn, Gemeingefährlichkeit, Hartherzigkeit, Brutalität, Blutgier — nicht mehr und nicht weniger sagen die Astrologen dem Angerstein — nachträglich — voraus.

Leider war das wenigste davon diesem achtfachen Mörder nachzuweisen. Seine Unehrlichkeit ist erst in den letzten Jahren festzustellen gewesen und wurde nachweisbar auch in dem gewissen Raffinement, mit dem er die Tat

zu vertuschen suchte. Ein einziger früherer Anfall von Jähzorn wurde vor Gericht bezeugt. Sonst erschien er allen als ein sanfter, guter Mensch, ein besonders liebevoller Ehemann, ein achtenswerter Bürger. Begabt, bestimmt, verflucht zu einer einzigen furchtbaren Tat.

Und um dieser Tat willen wurde er acht Tage lang mit scheuen Blicken im Gerichtssal angestaunt. Nein, Angerstein ist kein Grupen, der sein kaltgeplantes Verbrechen leugnete und im tiefsten Innern verteidigte, weil er sich in Gegensatz zu den Gewalten — auch den moralischen — ein für allemal gestellt hatte. Er ist auch kein Haarmann, dem die Grausigkeit aller seiner Verbrechen nicht die eingeborene, einfältig gute Laune verderben konnte. Selbst wenn man Angerstein nicht glauben wollte, wenn er sagt: „Ich verstehe mich nicht —“, der Psychiater Jahrmärker ist der einzige, der eine Lösung des Rätsels gibt, indem er auf die Verheerung hinweist, die eine psychopathische Frau in ihrer Familie anrichten kann. Nicht der Mörder, die Ermordete ist schuldig — hat mit ihren ewigen Klagen und Leiden alles aufgezehrt, was an guten Gefühlen und Hemmungen in der Brust des Mannes war, bis nichts mehr da war, als der nackte Muskel der Tat. Nachdem sie geschehen war, blieb auch einem Angerstein nichts als Verwunderung über sich selbst.

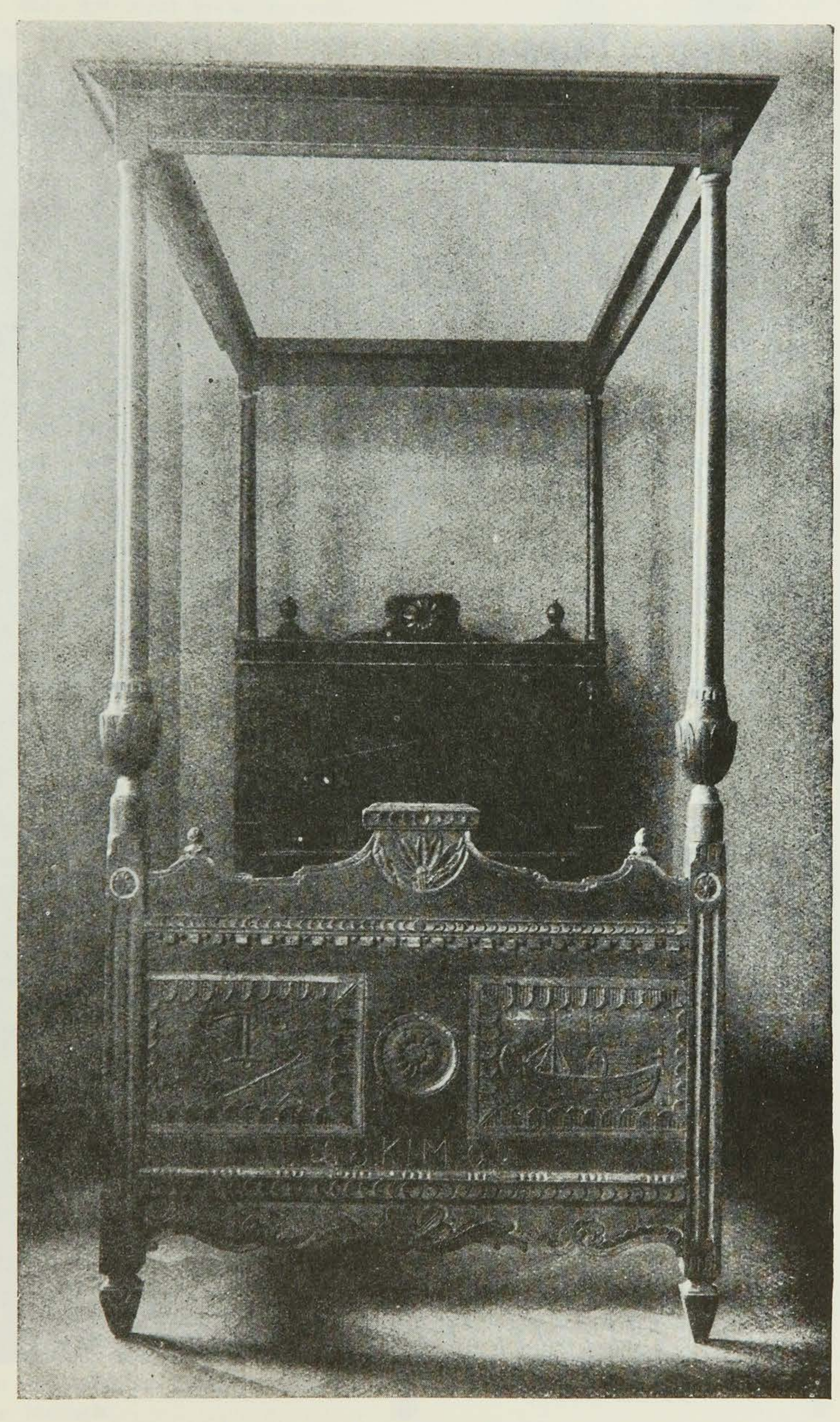
Selbstverständlich können Staatsanwälte Fenster aufmachen und schließen. Sie haben es Tausende von Malen in ihrem Privatleben geräuschlos und ohne Unfall getan. Wer wollte leugnen, daß in einem bestimmten Falle eine besondere seelische und körperliche Disposition dazu nötig ist, um in so eklatanter Weise zu versagen? Wir billigen ihm alle möglichen mildernden Umstände zu. Es war einerseits heiß, andererseits zog es. Es ist keine Kleinigkeit, in einem solchen Prozeß die Anklage zu vertreten, die Seele ist in lebhaften



MAUXION
SCHOKOLADE

Peter von Cornelius, Der Frankfurter Kunsthändler Wilmans. 1811

Adolf Schönnenbeck, Anton Volmer. 1921



Pfostenbett, farbig behandelt. Norddeutschland 1809
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin

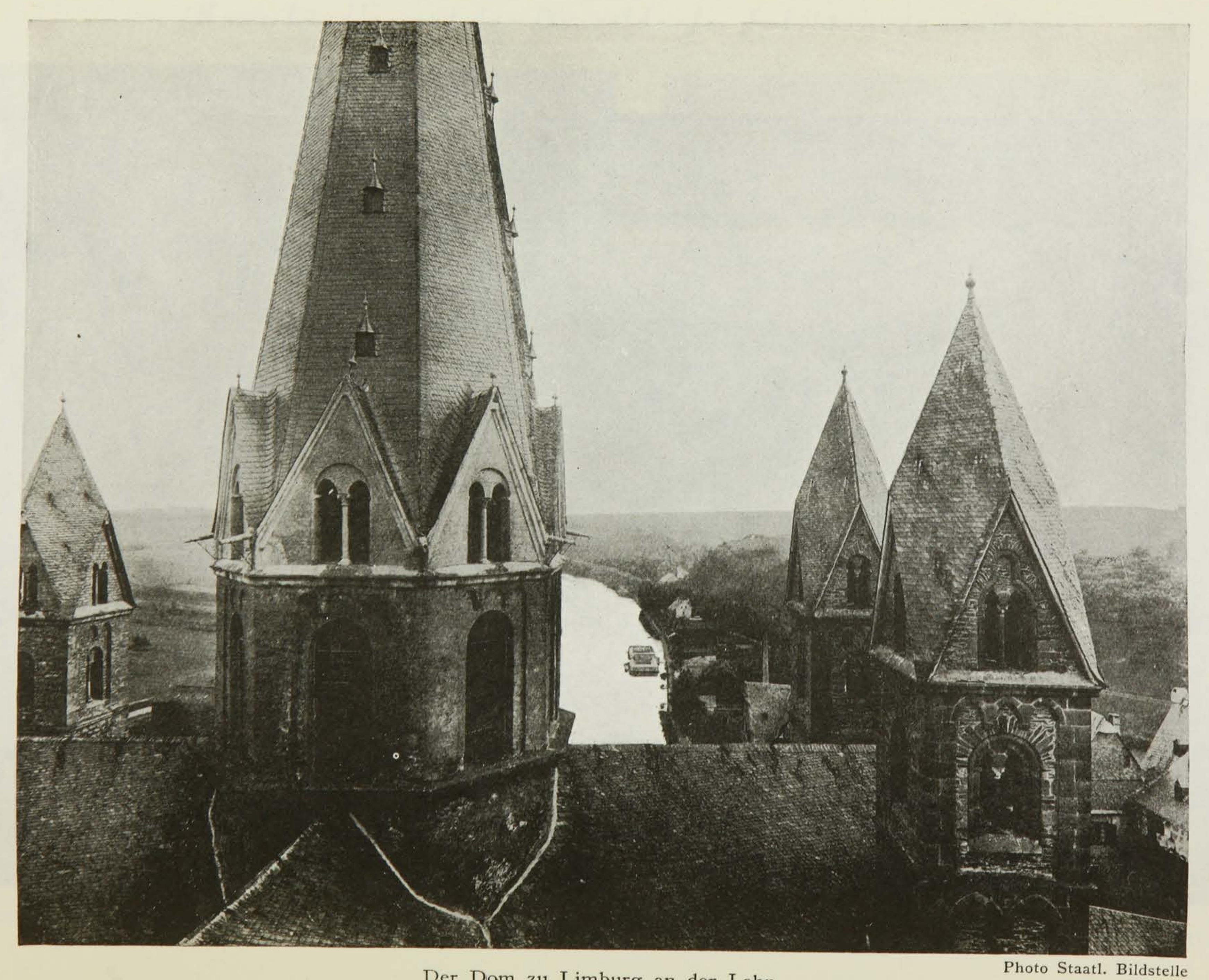


Photo Staatl. Bildstelle

Der Dom zu Limburg an der Lahn

Schwingungen, der Geist stark gespannt. Man hat nicht mehr die vollkommene Herrschaft über die Hand. Es zerbricht eine Scheibe. Mehr nicht. Kleinigkeit.

Und dennoch trägt Angerstein nicht mehr allein die Gloriole eines Täters. Die Angersteins ist furchtbar — und dennoch eine. Denn um ihn ist Geheimnis, trotz aller Erklärungen Jahrmärkers, ungelöstes, ewig unlösbares. Was er gefühlt, getan, gesehen, gefürchtet — das fühlt, tut, sieht, fürchtet ihm keiner nach. Seine Gegner, die Juristen, halten das Gesetz in Händen und erfüllen es nach bestem Wissen und Gewissen. Die Geschworenen sprechen ihn schuldig aus der Herzensfülle ihrer Schuldlosigkeit. Der Scharfrichter übt seinen Beruf, zu dem ihn Übung und Herzensneigung befähigt. Aber zu dem Zent um furchtbaren Willens dringt niemand vor. Nicht einmal der Täter selbst, der einmal alles in sich hatte, der nun alles verausgabte, der mit idealem Lächeln ein paar nichtige Ausreden produziert. Und der — wieder zu eigenem Erstaunen — jeden Tag seine zwölf oder fünfzehn Stunden tief und traumlos schläft.

Nur matt umstrahlt ist das Haupt des Staatsanwalts. Er hat sich ob dieser Fensterscheibe weniger den Kopf zerbrochen als ich, der Schreiber. Aber er hat sie zerbrochen, und das gab seinem aktenerfüllten Dasein für eine Sekunde die Wollust des Erschreckens über Getanes. Er wird deswegen um keinen Zoll von der Strafe abweichen, die ihm die Paragraphen weisen. Er wird auch nicht so gut schlafen wie Angerstein. Noch wird er sich für ein Rätsel halten. Aber es kommt ja weniger darauf an, was man ist, als wie man erscheint.

Sonst würde man ja auch Angerstein nicht hinrichten, der ja nur aussieht wie ein Mörder, und nichts ist als ein bejammernswürdiger, fluchbeladener Mensch.

Die Ausstellung des **Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins** in der Akademie der Künste enthält 441 Gemälde alter Meister aus Berliner Besitz. Weniger wäre mehr gewesen, denn wenn diese 441 Bilder jetzt gemalt worden wären, hätte der Akademiepräsident Max Liebermann sicher 300 davon refüsiert. — — Und doch ist es erstaunlich, was die Berliner während des Krieges und der Inflationszeit alles fertig bekommen haben. Da hängen die außerordentlich schönen Bilder der Sammlung des Herrn Dr. Wolfgang Huck, da hängt der von Leo Blumenreich aus Portugal mitten im Kriege gerettete kleine Dürer. Da hängt der „Johannis" des Greco, aus der Sammlung Bernhard Köhlers, deren Schwerpunkt aber die Moderne bis zu den Kubisten ist, und Goyas „Überfall", den Geheimrat Arnold unter seinen Impressionisten verwahrt. Der englische Botschafter Lord d'Abernon lieh seinen Cima, die italienische Botschaft ihre „Bathseba" des Jacopo Zucchi und Ludolf Rosenhain seine außerordentliche Rubensskizze. Aus Händlerbesitz (es beteiligten sich die Firmen: Leo Blumenreich, Paul Bottenwieser, de Burlet, Paul Cassirer, van Diemen & Co., Goldschmidt-Wallerstein, Gottschwesky, Haberstock, Hackenbroch, Rothmann, Wendland, Zatzenstein u. a.) stammen eine außerordentlich schöne italienische Bronze, der merkwürdig an C. F. Lessing erinnernde „Judenfriedhof" Ruysdaels, der auch in der Düsseldorfer Jubiläumsausstellung gute Figur gemacht hätte, der „Fischerbursche" des Frans Hals, der wie ein van Gogh aussieht, ein kleines englisches Porträt um 1520 und das früher James Simon gehörende Porträt des Don José Quéralt von Goya. Die Arbeitsleistung Exzellenz von Bodes und seiner Adjutanten mitten im Sommer ist erstaunlich und dankenswert. Zur Eröffnung war „Überrock" befohlen, so daß die Berliner wie zu einer Taufe antraten (Lord d'Abernon hatte allerdings einen weichen Kragen an).

Nach Beendigung dieser Ausstellung sind die Räume der Akademie der Künste, um das Schaffen der Lebenden für eine Weile auszuschalten, der Amsterdamer Kunsthandlung *Goudstikker* zur Verfügung gestellt worden. Dadurch wird ihr der Versuch erleichtert, ihre sattsam bekannte Marktware in Deutschland an den Mann zu bringen. War dies nötig?

Plakat im Madison Cottage (Fifth Avenue). Aus dem Jahre 1850.

Four pence a night for Bed.
Six pence a night with Supper.
No more than 5 to sleep in one Bed.
No Boots to be worn in bed.
Organ Grinders to sleep in the Wash House.
No dogs allowed up stairs.
No Beer allowed in the kitchen.
No Razor Grinders or Tinkers taken in.

(The Nation).

Das im Juliheft unter „Eingegangene Bücher" angezeigte Novellenbuch **„Ein Wanderer"** hat nicht *Werner Schendell,* sondern den Holländer *Arthur van Schendel* zum Verfasser.

Lovis Corinth †.

Lovis Corinth ist am 18. Juli in Holland gestorben. Ein kurzer Tod nach langem Leiden. Das Schwert hing viele Jahre über ihm. Aber er achtete des Schwertes nicht und arbeitete, oft wie im Fieber, und wirklich, das Leid machte ihn erst zum großen, in sich geschlossenen Künstler. In seinen letzten Lebenszeiten, da er den Körper disziplinieren mußte mit den äußersten psychischen und sittlichen Anstrengungen. Am Walchensee, auf seinem Alterssitz, den ihm die praktische Fürsorglichkeit der Frau zu einem wirklichen Heim und einer still-gemütlichen Arbeitsstätte umgeschaffen, hat er das Überragende, Unsensationelle, wahrhaft Bleibende geleistet. Die Landschaften und Stilleben, die nicht (nach Münchener Rezept) Farbenbuketts, vielmehr Seele landschaftlichen Lebens sein sollen. Diese Walchenseebilder und Blumen- und Fruchtstücke werden einst als Corinths heroische Zeit gelten. Hier schließt er sich energisch dem Impressionismus an, gegen den sich seine malerische Leichtherzigkeit und Vielgewandtheit und Stilgewandtheit solange gesträubt hatten. Hier erst wird die Lehre Liebermanns fruchtbar in ihm — Liebermanns, dessen Stern ihn einst nach Berlin gezogen hatte.

Ich will, ein sehr alter Zeuge seiner frühen Expansion und späten Entwicklung, nächstens ausführlich über Corinth reden und über das, was um Corinth war, wenn die Schatten dieses tragischen, in die höchste Leistungsfähigkeit eingreifenden Todes erst ein wenig verblichen sind. Die kritische Formel für Corinth war: die Kraftnatur, die sinnliche Unbändigkeit, die geistige Kühnheit, die sehr bewegliche Wesensart, die hundert Eisen im Feuer hat, die immer Überraschungen bietet und Gegenstände esprithaften Vergnügens, ästhetischer Reizungen und Fröhlichkeiten gewährt. Das sind feste Wertungen geworden. Der Naturalismus der „Schlächtereien" und die ausführliche Anatomie seiner selbst, seiner Familie, seiner Freunde, diese ganze materialistische Malerei der nächsten Lebenskreise, diese kecke, oft sehr bewußte Ausbreitung der Kraft darf nicht darüber täuschen, daß in Corinth sehr tief ein Akademiker steckte. Es war früh und namentlich später, als er in Berlin, der Wiege seines Ruhms, sich ansiedelte, sein Ideal, ein maître-peintre zu werden. Seinem Wesen entscheidend wurde: der gute Instinkt für die Tradition. Schon bei Löfftz in München. Und in den Tagen, da Karl Spitzweg, der 77jährige Urmeister, starb, saß Lovis Corinth — wie Spitzweg der geborene Optimist — zu Paris im Atelier des milden Epigonen Bouguereau, um in seiner Kunst wieder einmal von vorn anzufangen. Er durchlief hier eine so gesunde und einprägsame Schule des Zeichnens, daß ihm ein tiefes Stück Akademie unmittelbar im Geblüt verblieb. Diese Generation von Lehrern schwor auf Ingres. Corinth ist von den deutschen Realisten schärferer Tonart der Mann, der — eben mittels seiner zeichnerischen Grundlage — sein Werk am lebhaftesten mit den gestempelten Schulen und Überlieferungen verknüpfte. Es ist ja doch charakteristisch, daß er in Paris am Impressionismus, der gerade 1886 sein großes Jahr hatte und die künstlerische Luft mit Keimen durchsetzte, kühlen Herzens vorüberging. In die Anschauungsweise des malerisch Anregungsbedürftigen schlugen damals die Frühitaliener, schlugen Rubens und Jordaens und zumal Courbet ein, mit dem verglichen zu werden Corinth immer schmeichelhaft war. Wie ein courbetscher Zug mutet an, wenn Corinth berichtet (in seinem wie aus dem Ärmel geschüttelten Legendenbuche), daß er manchmal nach der trockenen und abstrakten Aktzeichnerei zu der bluttriefenden Wirklichkeit eines Schlächterladens schlich. Das

Courbetgefühl für die Intensität des physischen Lebens kommt mit Macht über den akademischen Adepten, der damals und später um seine Formsicherheit so ängstlich bemüht war, und regte ihm sinnliche Visionen auf — wie ehedem in seiner Königsberger Kunstschulzeit.

Auch jene reizbare tänzerische Geistigkeit, der witzige Tumult Corinths dem Weltlauf gegenüber wird ihm durch große Vorbilder entwickelt und gemehrt. Der Spiegel seiner Augen, der zugleich ein Spiegel seiner burschikosen und manchmal humoristischen Seele ist, wandelt um, zieht unterstreichende Linien, ist aufs Burleske eingestellt. Auch bei ihm, vor allen bei ihm ist der Grundzug des Kunstwerkes eine Transposition, eine Karikatur: „l'équivalent passionné d'une sensation reçue." In den Malereien aus Religion, Sage, Geschichte ist er sehr unfromm und skeptisch, doch immer anregend, belustigend und von dramatischer Triebkraft. Was er an Th. Th. Heine lobt, trifft auf ihn selber zu: daß „der Teufel zu seinem lieben Gott geworden" sei. Er ist bewußter wie geheimer Satanismen voll: auf der Kreuzigung, der Kreuztragung, der badenden Susanne — und der geile Hirtenbengel Paris kommt fast aus Offenbachschen Regionen. Diese witzige Dämonie aber verlegt er wesentlich in die Graphik. Er kommt naturalistisch-wuchtig, idyllisch-realistisch, realistisch-phantastisch und visionär. Seine farbig-lineare Seh- und Ausdrucksweise hat einen lustigen Elan, eine himmlische Bravour: er schreibt drastische Trauerspiele, fröhliche Blutvergießen, turbulente Grabesstimmungen, fesche Volksemeuten, grotesk sich enthüllende Liebesbrünste und Sinnenlüste mit unbesorgt gleitender Rhythmik hin . . .

Und soll ich sagen, in welchem Werk ich die weltlaufbetrachtende Art dieses Corinth am liebsten sehe, so deute ich auf die kesse Studie vom Kuhhirten: ein pfiffiger, im Dienst der Natur ergrauter alter Knabe hüpft über eine Erde, die ihm gehört, ohne ihm zu eignen. Er hat sich Wind und Leben um die Ohren wehen lassen und scheint zu sprechen wie der berühmte Anzengruberische: „Es kann mir nix g'scheh'n."

Julius Elias.

Hundert Jahre Akademiereden.

Fritz Strich gibt „Deutsche Akademiereden" (Meyer & Jessen, München 1924) heraus, in dem Gedanken, daß der Geburtstag des Landesherrn den Höhepunkt im Leben deutscher Universitäten bildet, wo der mit der Festrede betraute Professor „aus der Zurückhaltung, die ihm seine Fachwissenschaft auferlegt", heraustritt und als der gottgesandte, höchste geistige Führer der Nation ihre Probleme löst und ihr den Weg weist „als ein Leuchtturm des Geistes, gleichsam für das Leben".

Mit Friedrich v. Schillers deutschem Aufsatz „Was heißt — und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte" fängt es an, mit der Begrüßung des 20. Jahrhunderts durch U. v. Wilamowitz am 13. Januar 1900 hört es auf. Dazwischen die anderen großen Leuchttürme des 19. Jahrhunderts, z. B. der Professor Christian August Lobeck, angeblich Philologe zu Königsberg, der zu Königs Geburtstag die glänzende Idee hatte, über das Szepter und seinen Gebrauch bei den Völkern des Altertums, das Wort zu ergreifen. Pelops, der Rossebändiger, hat den Stab der Herrschaft zuerst aus den Händen des Zeus erhalten, teilt Lobeck zu Ehren des Allerh. Festtages mit und geht schnell über die beschämende Tatsache hinweg, daß er ursprünglich nur ein Hirtenstab war.

Joseph v. Schelling, der Philosoph, legt sodann seinem König gar eine vollständige Biedermeierästhetik auf den Geburtstagstisch. „Das Gesetz der Kunst", sagt er, „ist Nachahmung des Vollkommenen, Kunst ist Darstellung des wahrhaft Seienden. Die Vollkommenheit jedes Dinges ist aber nichts anderes als das schaffende Leben in ihm, seine Kraft, da zu sein. Die Alten lehrten durch die Schönheit der Formen in ihren Bildungen, daß die Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabener Natur samt dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sei. Schon in den Tieren erscheint die Erkenntnis deutlich, welche wir, wandeln sie auch besinnungslos dahin, Wirkungen hervorbringen sehen, die viel herrlicher sind als sie selbst. Der Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine kunstbegabte Geschöpf, das ohne Übung und Unterricht leichte Werke der Architektur vollbringt. Die Schönheit der Seele an sich, mit sinnlicher Anmut verschmolzen. Diese ist die höchste Vergöttlichung der Natur. Correggio hat sie erreicht usw."



Serge

Fr. Th. Vischer erörtert 1844 zu Tübingen die Beziehungen der Ästhetik zu den anderen Wissenschaften, z. B auch zur Chirurgie. „Zugleich kann nicht verschwiegen werden, daß zwischen Ästhetik und Chirurgie dadurch eine gewisse Spannung entstehen muß, daß die Chirurgie durch ihre zwar dem wissenschaftlichen Mittelpunkte entfernter stehenden Organe den Bart abnehmen läßt. Das Abnehmen dieses Bartes muß der künstlerische Standpunkt als eine Barbarei bezeichnen. Der Barbar sucht die Natur auszutilgen, der wahrhaft Gebildete läßt und pflegt sie, bewahrt sie nur vor Auswüchsen. Hier über mir hängt Frischlins Bildnis; betrachten Sie den schönen Mann mit dem kräftigen braunen Barte, und geben Sie zu, daß ein solcher Professor ehrwürdiger aussieht als wir."

Wilhelm Scherer stellt unmittelbar nach dem 70er Kriege in Straßburg fest, daß der alte Germane das ist, was wir heute einen Idealisten nennen würden. Wir haben gefragt nach dem Ursprung der deutschen Nationalität — Wohlan! Das Himmelszeichen, unter welchem die Geburt des deutschen Nationalgeistes geschieht — das ist der Idealismus.

Ernst Curtius aber belehrt in seiner Rede über „Rom und die Deutschen" letztere dahin, „daß sie es sind, die die Völker zu gemeinsamer Pflege des geistigen Besitzes, dessen Gattung über den Kreis der einzelnen Völker und Zeiten hinausgeht, verbinden. Sie sind das priesterliche Volk, welches berufen ist, in reinen Händen die ewigen Güter der Menschheit zu tragen."

Der Herausgeber bemerkt in seiner Einleitung: „Die deutsche Rede bleibt immer auch in ihrer höchsten Steigerung noch besonnen und sachlich und empfängt ihren Glanz vom Licht der Wahrheit."

M. v. W.



Der Sommer.

Von *Emil Szittya.*

I.

Und es ist vielleicht ganz sympathisch, daß zwischen April und September die kunsthistorischen Denkerregungen außer Kurs gesetzt sind. Im Sommer sollte man nur prätentionslose Kunst ausstellen, um eine Brücke zwischen Natur und künstlerischer Äußerungsform zu finden.

Wenn man die Ausstellung von Marie Laurencin und Renée Sintenis sieht, dann freut man sich, daß Flechtheim, der das Verdienst hat, seit Ende des Krieges als erster wieder gute Franzosen gebracht zu haben, eine richtige Einschätzung für das Sommerauge hat.

II.

Wenn man auch die französische Malerei liebt, so muß man doch immer wieder darauf hinweisen, daß, trotzdem die französische Malerei der letzten 50 Jahre ihre größten Erfolge nicht in Frankreich, sondern in Deutschland zu verzeichnen hatte, es doch nur ganz wenige gibt, die sich zu Deutschland bekannten. Zu den wenigen gehört Marie Laurencin, und man muß das schon deshalb zu schätzen wissen, weil diese Künstlerin ihre ersten Erfolge nicht wie üblich in Deutschland, sondern in Frankreich hatte. Der Erfolg ging sogar so weit, daß man von Moreas bis Apollinaire eine ganze Sammlung von Gedichten zusammenstellen konnte, in denen die Laurencin verherrlicht wurde.

Die Schönheitsgesten des 18. Jahrhunderts und die Laurencinschen Bilder sind schon im Interesse der Kunst nur von dem Genußwert aus zu betrachten. Diese Bilder muten an wie das Farbenspiel verwöhnter staunender Kinder. Sie mögen zwar für Kunsterntsler zu lyrisch sein, aber es ist die einzige malerische Möglichkeit, in der man seelische Angelegenheiten in Form und Farbe zeitlos gestalten kann.

Sur les tuiles rouges et les sapins noirs, le soleil se cache: un couple d'amoureux, sur le sentier qui monte aux vignes, prend feu. La cloche tinte: la campagne s'endort... je veille...

...et voici, comme une fleur chaude et délicate, votre visage, ô Parisys, qui se dessine le long du mur. Je veux, pour qu'ils ne vous oublient pas, vous décrire.



Une chair ferme, musclée. La couleur de cette chair: imaginez que Parisys écrase des roses, foule des roses, broie des roses, se couche sur des roses, mange des roses!... Deux seins parfaits. Deux yeux rêveurs, des yeux d'enfant. Deux fines jambes que la soie du bas rend malicieuses. Un derrière admirable duquel j'ai écrit qu'il était le plus joli derrière de Paris. Je récidive. Je ne parle pas de ses cheveux: ils sont BLONDS!

Avant que de rechercher si elle a quelque talent, on doit avouer que Parisys est une des plus charmantes beautés du temps présent.

*

DESCRIPTION (psychologique).

Ses dents, son rire clair, sa main tendue, sa voix au téléphone, tout cela atteste une petite âme exquise qu'aucun d'entre nous n'est digne de connaître plus avant.

SON ART.

PARISYS CHANTE CE SOIR.

Un cri perçant, suraigu, indéfinissable qu'elle a l'air d'extraire de son petit ventre; la salle qui, déjà conquise, s'esclaffe: Parisys apparaît sur le plateau. Petit ange; petit démon. 32 dents. Elle parcourt la scène, montre ses jambes, rit de tout son cœur, jette encore son cri. Ce n'est rien, évidemment, mais pourquoi lorsqu'elle sort, affirmer à son voisin que la salle est vide.

Elle fut longtemps, les ailes écloses, les cuisses rondes, les seins en éveil, les narines frémissantes, le Génie de la Bastille: il savait se camper, ce génie aux androgynes grâces et rejoindre de savoureuse façon Gavroche en disant: «merde!» — —

Sa première entrée avec une cuvette, un pot à eau, un costume ridicule avec tout de même le chic de la midinette et les parfums de Paris.... invraisemblable.

Mais elle se surpassa dans le sketch suivant: un industriel reçoit sa maîtresse dans son bureau. A peine arrivée, l'aimable enfant est à peine vêtue. Soudain, arrive la femme légitime. La maîtresse s'installe à la machine à écrire; son amant feint de lui dicter une lettre. Cà ne prend pas. Etc., etc., etc.

N'avoir pas vu Parisys ôter sa robe, s'asseoir, sur les genoux de l'industriel, en pantalon, un ravissant pantalon de soie qui lui donne la silhouette la plus malicieuse du monde; ne l'avoir pas vue, coiffée de la corbeille à

papiers, enveloppée dans un tapis de table et criant «entrez» chaque fois que sonne la machine, c'est avoir manqué une joie complète.

Car ces scènes qui pourraient être si facilement banales, Parisys les traite avec un sens comique extraordinaire, mêlant la blague à la finesse et composant au gré de sa fantaisie un divertissement plein de nuances qui est un régal.

J'écris sans trembler que Parisys est actuellement la première fantaisiste de Paris. — —

Der Bildhauer **Nikolaus Friedrich,** einer der wenigen, die ihr Kölnertum ungefährdet durch alle Berliner Fährnisse getragen haben, feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner Vieillesse verte freuen. Für den Querschnitt erübrigt es sich, Abbildungen seiner Werke zu bringen, da Karl Scheffler dies zur Genüge in „Kunst und Künstler" besorgte. Scheffler hat in seiner Kritik der Akademie-Ausstellung de Fiori mit der Etikette „Hallerschule" versehen; er dokumentiert so sein Verständnis für zeitgenössische Plastik.

100 000-M.-Roman-Preisausschreiben des Hamburger Fremdenblattes und der Münchener Neuesten Nachrichten. Herr Fedor v. Zobeltitz in Berlin ist zum Mitglied des Preisrichter-Kollegiums ernannt und von seinen Kollegen an Stelle des kürzlich verstorbenen Landgerichtspräsidenten Mayer zum Vorsitzenden gewählt worden. Dem Preisgericht gehören ferner an die Herren Hans Friedrich Blunck-Hamburg; Albert Broschek, Verleger des Hamburger Fremdenblattes; Gustav Frenssen-Barlt i. Holstein; Frau Ricarda Huch-München; Bernhard Kellermann-Berlin; Dr. Tim Klein-München; Max Alexander Meumann-Hamburg; Dr. Friedrich Trefz, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Herr Homer Saint-Gaudens, Direktor der Abteilung für bildende Kunst des **Carnegie-Institutes** in Pittsburg, Pennsylvania, und sein europäischer Vertreter Herr Guilleaume Lerolle sind augenblicklich in Berlin, um, zum ersten Male seit 10 Jahren, die deutsche Sektion der 24. Internationalen Ausstellung gegenwärtiger Malerei, die vom 15. Oktober 1925 bis 1. Juli 1926 in Pittsburg, Philadelphia, New York und Saint Louis gezeigt wird, zu organisieren. — Herr Saint-Gaudens ist erfreut, daß nach mehreren Jahren wieder eine Sektion *den hohen Stand der deutschen Kunst vertritt,* und daß sie in der wichtigen „New Grand Central Galery" in New York gezeigt wird. — Sein Empfang bei den Künstlern war ausgezeichnet und er ist erfreut, einen guten Überblick über die Arbeiten von Liebermann, Corinth, Slevogt, Hübner, Heckel, Hofer, Kirchner u. a. m. zu geben.

Die Ausstellung ist nicht allzu groß (etwa 400 Bilder). Sie ist mit der größten Sorgfalt ausgewählt und soll die wichtigste in den Vereinigten Staaten Amerika sein.

Die europäischen Mitglieder werden in diesem Jahre sein: Anglada y Camarasa (Spanien), Ernest Laurent (Frankreich) und Algernon Talmadge (England).

Das gelobte Land für heiratslustige Mädchen. In den Siedlungen in Palästina braucht man Hausfrauen, die bereit sind, das Siedlungswerk mit einem jungen und tüchtigen Palästina-Farmer zu beginnen. Die verschiedenen Siedlungs-Komitees in der ganzen Welt werden eine Aufforderung erlassen, um heiratslustige junge Mädchen für Palästina anzuwerben.

(B. Z.)

O komm...

Von *X. Y.*

O komm und schließe deine weißen Arme
Ganz fest mir um den Hals wie früher wieder,
Laß frei entfesselt sein den Strom des blonden Haares
Und sing mir eines deiner wilden Lieder!

Komm, küsse mich, wie du es früher tatest,
Wenn du verdurstend hingst an meinen Lippen
Und tausend süße Liebesworte sprachest.
Es ist so süß am Sündenkelch zu nippen!

Du lehrtest mich zuerst die Liebe kennen,
Kaum daß ich von der Sehnsucht dir verkünde.
Laß unsre Herzen ineinander brennen
Im süßen Rausch der heißen Liebessünde.

Anm.: Von der Verfasserin erschien ein Drama, in welchem unter anderm folgende Regiebemerkung vorkommt: „Der Doktor von zu Hause fortgehend auf der Bühne anlangend — — —"

Marschall Petain mit seinem Stabe besuchte am 27. Juni das Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Für die Besichtigung sämtlicher Räume waren 14 Minuten vorgesehen. Mit besonderer Begeisterung äußerte sich der General über das Bild der Königin Luise von Preußen, das Gustav Richter 1879 in Berlin gemalt hat. *Dr. Secker, Direktor des Wallraf-Richartz-Museums, Köln.*

Einhunderttausend Mark
für den besten Zeitungsroman

Häufige Anfragen zu unserem Roman-Preisausschreiben, welcher Art die einzusendenden Romane sein müssen, um bei der Auswahl für den Preis in Frage zu kommen, veranlassen uns, den ersten Satz des Preisausschreibens zu wiederholen:

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Nach dem Tode des Mitgliedes des Preisrichterkollegiums Herrn Landgerichtspräsidenten Wilhelm Mayer, München, ist als Ersatzmann Herr Fedor v. Zobeltitz, Berlin, in das Preisrichterkollegium aufgenommen worden. Das Kollegium hat sich inzwischen konstituie t und Herrn Fedor v. Zobeltitz mit dem Vorsitz betraut. Es besteht sonach aus den Herren:

Fedor v. Zobeltitz, Berlin, als Vorsitzender / **Hans Friedrich Blunck,** Hamburg / **Albert Broschek,** Verleger des Hamburger Fremdenblattes / **Gustav Frenssen,** Bart (Holstein) / Frau **Ricarda Huch,** München / **Bernhard Kellermann,** Berlin / **Dr. Tim Klein,** München / **Max Alexander Meumann,** Hamburg / **Dr. Fr. Trefz,** Verlagsdirektor d. Münchner Neuesten Nachrichten.

Exemplare der seinerzeit durch die deutschen Tageszeitungen veröffentlichten Bedingungen für das Preisausschreiben können von den unterzeichneten Verlagen kostenlos bezogen werden.

Verlag des Hamburger Fremdenblattes
Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten

Herbert Ihering befruchtet die Fußballkritik.

Herbert Ihering.

Anarchie in Sillian.
Matinee der Jungen Bühne im Deutschen Theater.

— — — — — — — — — — —

Meisterhaft wie die mechanischen und menschlichen, die triebhaften und geistigen Kräfte gegeneinander- und ineinandergreifen. Phänomenal der Ausgleich von Spannung und Entladung, von Retardieren und Steigerung.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die Aufführung stand unter dem Bann der phänomenalen Leistung von Walter Franck als Grand. Franck hat das brutale Äußere für diese Figur. Aber wie er nie mit seinem Äußeren protzte, wie er seine Physis gestaltete, wie er Tücke und Humor, Zynismus und elementare Wut, Pfiffigkeit und Dumpfheit mischte, wie er ausbrach und wieder verstummte — grandios. Selten hat man, seitdem Krauß nach Amerika gegangen ist, eine Leistung gesehen, in der die Fülle gesammelt ist und die Natur sich so durch Gestaltung legitimiert.

(Berl. Börsen-Courier. 7. IV. 24).

Die Nibelungen.
Staatliches Schauspielhaus.

— — — — — — — — — — —

Die ganze Vorstellung aber wurde reich und groß durch die Kriemhild

F. Richard.

Melodrama der Corinthians.
Hamburger Sportverein — Corinthians 3:0.

— — — — — — — — — — —

Der Weg des Corinthians-Sturmes irrt in seinen letzten Ausläufern ab. (Setzer, um Gotteswillen nicht Außenläufer setzen!) Er ist taktisch meisterhaft abgewandelt. Meisterhaft wie die Kräfte ineinandergreifen. Phänomenal der Ausgleich von Retardieren und Steigerung.

— — — — — — — — — — —

Das Hamburger Spiel stand unter dem Bann der phänomenalen Leistung Harders als Mittelstürmer. Harder hat das brutale Äußere für diese Figur. Aber wie er nie mit seinem Äußeren protzt, wie er mit elementarer Wucht und Pfiffigkeit den Ball vorstieß und vorlief, wie er ausbrach und wieder stoppte — grandios. Selten hat man eine Leistung gesehen, in der die Fülle gesammelt ist und die Natur sich so durch Gestaltung legitimiert.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Wenn das Wort meisterhaft noch einen Sinn hat, auf der Corinthians

von Agnes Straub. Wenn das Wort: meisterhaft noch einen Sinn hat — auf diese Gestaltung trifft es in seiner tiefsten, deutschesten Bedeutung zu. Diese Kriemhild war meisterhaft in jenem adligen Werksinne, der dem Theater fast verloren war. Aus ihrem Spiel erhellte sich die innere Gliederung der Tragödie. Sie war eine andere den Brüdern, eine andere Ute, eine andere Brunhild, eine andere Siegfried, eine andere Hagen gegenüber. Wie sie sich von ihrer Sippe löste, wie langsam der Schmerz vereiste und innen der Weg der Rache begann, das gehört zu den größten Erschütterungen, die das Theater der letzten Jahre zu verleihen hatte. Dabei war alles mit einer seelischen Erfahrung ausgewogen und gegliedert, jede Spannung gehalten, jede Stummheit reich, dabei stieg der Schluß in eine dem Irdischen entgleitende Transparenz, die Agnes Straub selbst bisher noch nicht hatte. Eine begnadete Schöpfung. Genial in der Intuition, durch innerliche Werktreue bestätigt.

(Berl. Börsen-Courier. 9. IV. 24).

Spielweise trifft es in seiner tiefsten Bedeutung zu. Diese Corinthians spielen meisterhaft in jenem adligen Werksinn, den der Fußball auf dem Kontinent fast verloren hat. Aus ihrem Spiel erhellt sich die innere Gliederung des Fußballspiels. Wie sie ruhig und gelassen den orkanartigen Durchbrüchen der Harderleute begegneten, das gehört zu den größten Erschütterungen, die der Fußball der letzten Jahre zu verzeichnen hatte. Dabei war das ganze Spiel mit einer Erfahrung ausgewogen und gegliedert, jede Spannung gehalten, jede Gelassenheit reich. Fußball wurde Transparenz. Eine begnadete Schöpfung, durch innerliche Werktreue bestätigt.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

(Fußball. 24. IV. 24).

Düsseldorfer Jubiläums-Ausstellung. Die von Professor Dr. Koetschau und Dr. Walter Cohen organisierte Ausstellung „100 Jahre rheinische Malerei" ist eine wertvolle Ergänzung zur Tschudischen Jahrhundert-Ausstellung. In der Düsseldorfer Abteilung lebender Kunst viel Nieten, aber der Durchschnitt mindestens so hoch wie überall anders. Während auf der von dem Akademiedirektor Dr. Kaesbach organisierten **deutschen** Abteilung Wassilij Wassiljewitsch Kandinsky und Lyonel Feininger eingeladen wurden, vertritt Moll, Purrmann, Levy, Großmann nur das Bildnis des letzteren von Lovis Corinth.

Russische Rezepte.

(Nachtrag zum Rußlandheft.)

B o r s c h t s c h (Rote Rüben-Suppe mit Rindfleisch und saurer Sahne). Für 4 Personen: 2 Pfund Rindfleisch (Rinderbrust oder Schmorstück), 5 Stück mittelgroße rote Rüben, 3 große Mohrrüben, 3 Stück Petersilienwurzel, 1 Stück Selleriewurzel, 2 Pfund Tomaten (oder 1 Büchse Tomatenpüree), 3/4 Pfund frischen Weißkohl, 2 Kartoffeln, 1/4 Liter beste saure Sahne.

Man lege das Fleisch in einen großen Kochtopf in Wasser und koche es halb gar. Die roten Rüben schneide man in lange schmale Würfel (à la pommes frites, nur etwas länger) und koche sie in der Fleischbrühe fast gar. Darauf schneide man die Mohrrüben, Petersilienwurzeln, Sellerieknolle in gleicher Weise, tue sie zu dem übrigen in den Kochtopf und koche alles gar. Dann koche man die Tomaten in einem besonderen Topf in Wasser gar, schlage sie durch ein feines Sieb und schütte den Tomatensaft in den Borschtsch. Dann tue man die zwei großen rohen geschälten Kartoffeln und den feingeschnittenen Weißkohl hinein. Gleichzeitig bereite man eine Mehlschwitze mit 3 gehäuften Löffeln Mehl in einem achtel Pfund Butter, verrühre dieselbe glatt mit einigen Löffeln Brühe und schütte sie in den Borschtsch. Darauf lasse man alles nochmals kurze Zeit aufkochen, bis der Weißkohl gar ist, und nehme den Borschtsch vom Feuer, schütte vor dem Servieren noch etwas gehackte grüne Petersilie darüber und serviere dazu die saure Sahne getrennt, in einem besonderen Gefäß. — Jeder tue zu dem Borschtsch — je nach Belieben — ein bis zwei Eßlöffel saurer Sahne in seinen Teller. Das Fleisch wird kleingeschnitten in der Suppe mitgegessen.

*

S c h t s c h i (Weißkohlsuppe mit Rindfleisch und saurer Sahne). Für 4—6 Personen.

Man kocht eine Bouillon aus 2 bis 4 Pfund Rindfleisch (Rinderbrust oder Schmorstück), tut 2 bis 3 Pfund frischen Weißkohl hinein, indem man vorher die Blätter einzeln vom Strunk abbricht und — je nach Geschmack — ganz läßt oder mehr oder minder zerkleinert. Wenn der Kohl gar ist, serviert man die Suppe zusammen mit dem Rindfleisch. Ein jeder tue 1 bis 2 Eßlöffel saurer Sahne in seinen Teller Schtschi! (Dieselbe Suppe kann man auf die gleiche Art auch mit Sauerkohl bereiten, ich ziehe die aus frischem Weißkohl vor!).

Eingegangene Bücher*).

A C K E R S, M A X I M I L I A N E: *Freundinnen.* Ein Roman. Hannover, Paul Steegemann.

A N T O N I O, C. D E L L': *Die Verhältnislehre und plastische Anatomie des menschlichen Körpers.* 3. Aufl., München, Georg D. W. Callwey.

B A C H O F E N, J. J.: *Versuch über die Gräbersymbolik der Alten.* 2. Aufl. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

B A L Á S Z, B É L A: *Der Phantasie-Reiseführer, das ist ein Baedeker der Seele für Sommerfrischler.* Wien, Paul Zsolnay.

B A U M, J U L I U S: *Schwäbische Plastik des ausgehenden Mittelalters.* Mit 90 Bildtafeln. Tübingen, Alexander Fischer.

---

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

BECK, MAXIMILIAN, Wesen und Wert. I. u. II. Berlin, Konrad Grethlein.

BECKER, ALBERT: Pfälzer Volkskunde. Bonn, Kurt Schröder.

BECKER, C., Familienbesitz und Mutterrecht in Assam. München-Neubiberg, Oskar Schloss.

BENOIT, PIERRE: Der Riesendamm. Roman. Berlin, Kurt Ehrlich.

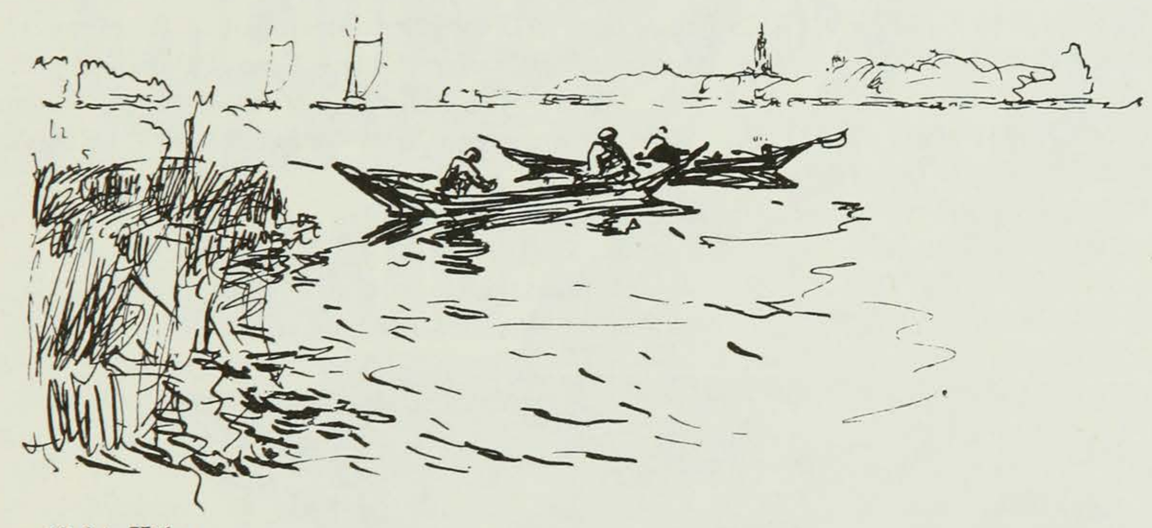
BERNHART, JOSEF: Hans Waldmann, der Bürgermeister von Zürich. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

BLEI, FRANZ: Die Frivolitäten des Herrn von Disemberg. Berlin, Landsberg-Verlag.

BOCCACCIO, GIOVANNI, buch von den hochgeruemten frowen. 79 holzschnitte vom Jahre 1473. München, Holbeinverlag.

BÖLSCHE, WILHELM: Erwanderte deutsche Geologie. Die Sächsische Schweiz. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

BRINCKMANN, A. E., Schöne Gärten, Villen und Schlösser. 4⁰. München, Allgem. Verlagsanstalt.



Ulrich Hübner

LEINERT, MARTIN: Die Sozialgeschichte der Großstadt. Hamburg, Vera-Verlag.

LISSITZKY, EL, und HANS ARP: Die Kunstismen (in drei Sprachen). Erlenbach-Zürich, Rentsch.

LOTHAR, RUDOLF: Die Kunst des Verführens. Wien, Rhombus-Verlag.

MAHÜGO: Neue Gedichte von Hilding Bengtsson u. a. Köslin, Mahügo-Verlag.

MANN, KLAUS: Vor dem Leben. Erzählungen. Hamburg, Gebrüder Enoch.

MÄRTEN, LU: Wesen und Veränderung der Formenkünste. Frankfurt a. M., Taifun-Verlag.

MEIER-GRÄFE, JULIUS: Die doppelte Kurve. Essays. Berlin, Zsolnay.

MOHR, ADRIAN: Was ich in Island sah! Berlin, Otto Uhlmann.

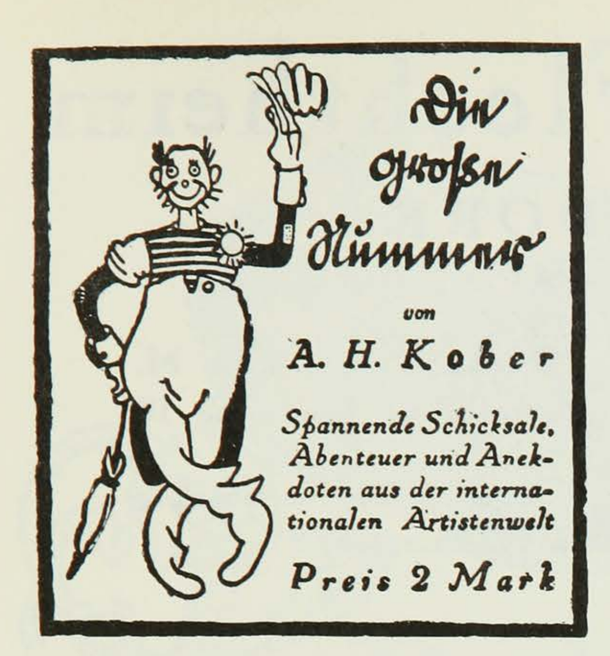
MÜHSAM, ERICH: Alarm. Manifeste aus 20 Jahren. Berlin, Verlag „Der Syndikalist".

MÜLLER, ADAM: Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. München, Drei-Masken-Verlag.

MUSCHLER, REINH. C.: Richard Strauß. Hildesheim, Franz Borgmeyer.
PIRANDELLO, LUIGI: Der Zweite. Novellen. Berlin, Alf Häger.
POHL, GERHART: Das Tagebuch merkwürdiger Verführungen. Berlin, Elena Gottschalk.
RAYNAL, PAUL: Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe. Paris, Stock.
REGLING, KURT: Die antike Münze als Kunstwerk. Berlin, Schoetz & Parrhysius.
REIK, THEODOR: Geständniszwang und Strafbedürfnis. Leipzig, Internat. Psychoanalyt. Verlag.
REINWALD, ADALBERT: Menschen. I. (Essays.) 3. Aufl. Leipzig, E. Haberland.
REISSNER, LARISSA: Hamburg auf den Barrikaden. Berlin, Neuer Deutscher Verlag.
ROCKER, RUDOLF: Hinter Stacheldraht und Gitter. Berlin, Verlag „Der Syndikalist".
ROTH, JOSEPH: April. Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.
DAS HEUTIGE RUSSLAND. 1917—1922. Berlin, L. D. Frenkel.
SALTEN, FELIX: Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästina-Fahrt. Berlin, Zsolnay.
SCHIKOWSKI, JOHN: Stürmer gegen das Philistertum. Essays. Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.
SCHLENDER, J. H.: Germanische Mythologie. 4. Aufl. Dresden, Alexander Köhler.
SCHREY, GERHARD: Siegerländersagen. 2. Aufl. Siegen, Vorländer.
SCHWABE, TONI: Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München, Langen.
SCHWARZ, SALOMON: Der Arbeitslohn und die Lohnpolitik in Rußland. Jena, Thüring. Verlagsanst.
SIEBURG, ERNST: Das fremde Gesicht. Novellen. Essen, G. D. Baedeker.
SINCLAIR, UPTON: Der Rekrut. Berlin, Malik-Verlag.
SINGER, ARTHUR: Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Leipzig, Ernst Oldenburg.
STEKEL, WILHELM: Sadismus und Masochismus. Für Ärzte und Kriminalogen dargestellt. Berlin, Urban & Schwarzenberg.
SZITTYA, EMIL: Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker. Leipzig, C. Weller & Co.
TIEFENSEE, FRANZ: Wegweiser durch die chinesischen Höflichkeitsformen. Berlin, Behrend & Co.
ÜBELHÖR, MAX. Traugott oder Deutschland über Alles. Konstanz, Wöhrle.
UNTHAN, C. H.: Das Pediskript. Aufzeichnungen aus dem Leben eines Armlosen. Stuttgart, Robert Lutz.
VIGNY, ALFRED DE: Sklaventum und Größe des Soldaten. Eine Roman-Trilogie im Schatten Bonapartes. Freiburg i. Br., Pontos-Verlag.
WAGNER, ADOLF: Die Vernunft der Pflanze. Dresden, Reißner.
WALSER, ROBERT: Die Rose. Berlin, Rowohlt.
WIESER, MAX: Der sentimentale Mensch. Gotha, F. A. Perthes.
ZULLIGER, HANS: Unbewußtes Seelenleben. 4. Aufl. Stuttgart, Franckh.



Vertretungen an fast allen größeren Plätzen des In- und Auslandes!



Die deutsche Mark
von 1914—1924

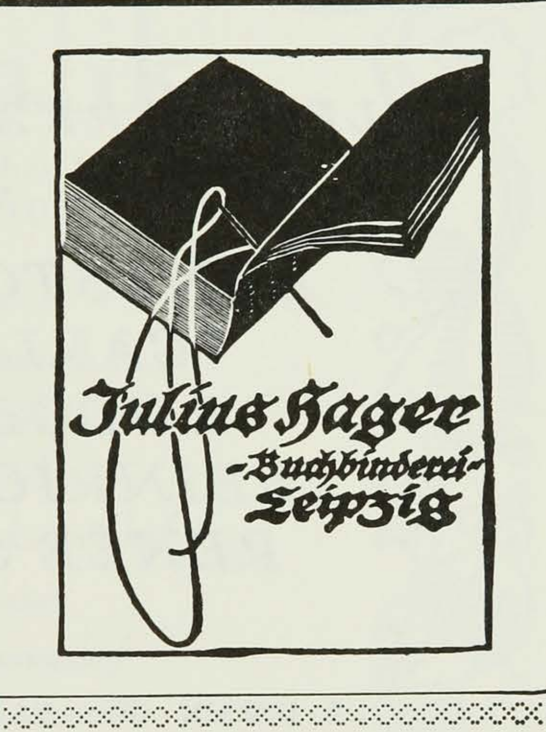
Von 1 Mark bis zur Billion!
Die größte Inflation der Welt!

Als Prachtsammlung empfehle meine Luxusausgabe mit allen Inflationsscheinen von 1 Mk. bis 1 Billion. Diese Sammlung enthält auch alle Friedensscheine ab 1904 sowie das Eisen-, Zink- und Aluminiumgeld der Kriegs- und Inflationszeit. Preis dieser Prachtsammlung inkl. feinem Album Mk. 50.— franko.

Die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914-1924 von 2 Pfg. (Germania) bis zur 50 Milliardenmarke inkl. Album nur Mk. 15.— franko, ohne Album Mk. 12.50. Beide Sammlungen haben hohen geschichtlichen Wert. Niemand versäume, sich rechtzeitig dieselben zuzulegen, die später noch hohen Sammelwert bekommen werden. Scheine und Marken garantiert echt. Zu beziehen von

Edwin Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62





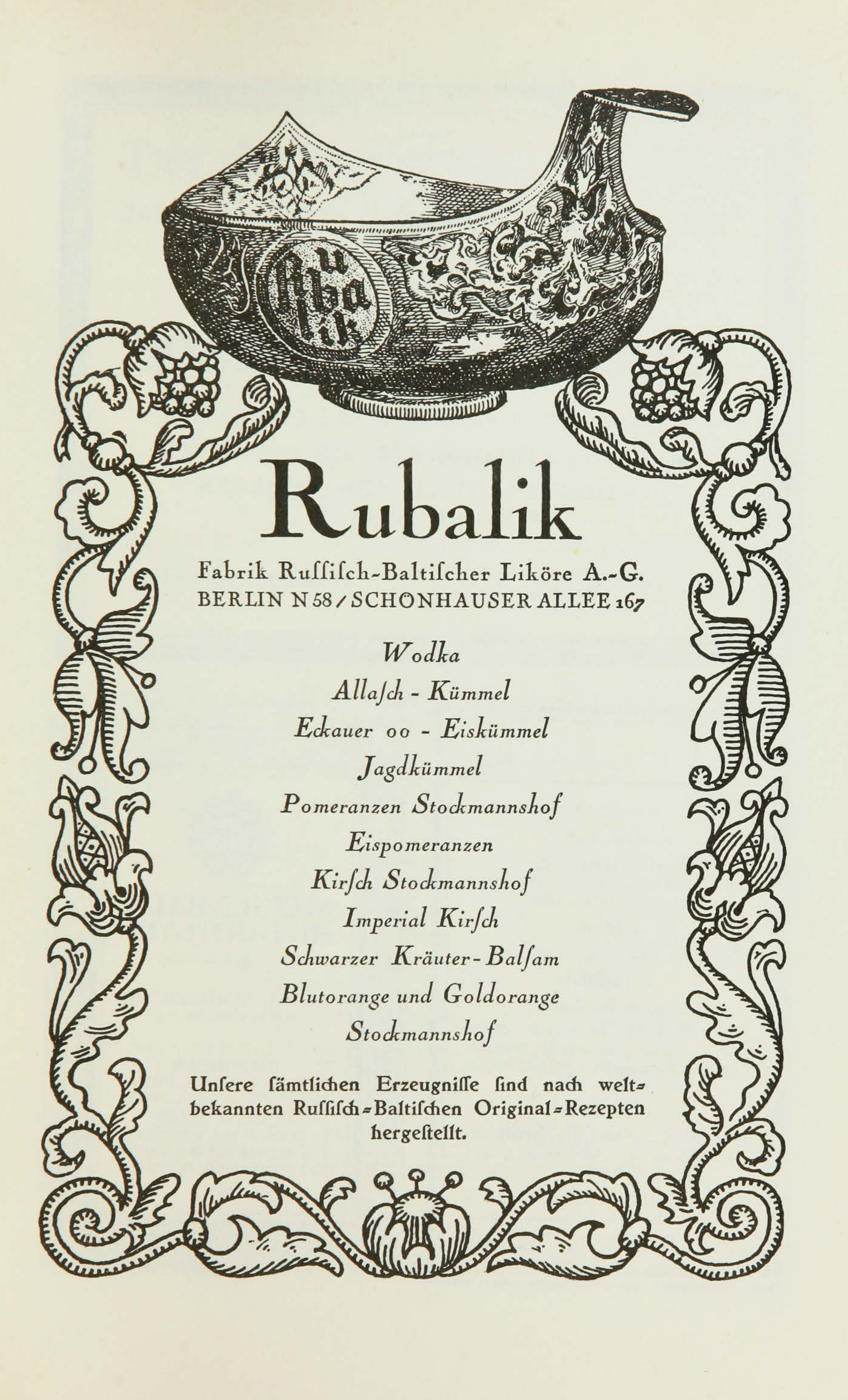


Die Organisation Lebensbund

ist seit 1914 der vornehme und diskrete Weg des Sichfindens. Tausendfache Anerkennungen aus ersten und höchsten Kreisen. Keine gewerbliche Vermittlung. Hochinteressante Bundesschriften geg. 20 Pf. in Briefmarken durch

Verlag G. Bereiter

München, Maximilianstr. 31 und Berlin-Friedenau, Cäciliengärten
Zweigstellen im Auslande


Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter - Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach weltbekannten Russisch-Baltischen Original-Rezepten hergestellt.

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 9

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

⁂

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Michel Fingestern

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Touchagues

MAURICE PALÉOLOGUES TAGEBÜCHER

Von

JOSEF MELNIK

Der begabte französische Diplomat Maurice Paléologue, ein energischer Hilfsregisseur des Weltkrieges, mit dem intimen Verschwörerkreise Poincaré—Iswolski eng verfilzt, aber ein Mann von feiner klassischer Bildung und beweglichem literarischen und künstlerischen Geschmack, hat die ersten drei Jahre des Weltkrieges — durch vier Jahre in Sofia vorbereitet — als französischer Botschafter in Petersburg verbracht. Da er nicht nur Diplomat, mit macchiavellistischem Einschlag, war, sondern auch — obwohl Victor Margueritte ihm als Levantinersprößling französische Ritterlichkeit abspricht — ein nachdenklicher Kopf und ein beobachtender Psychologe, benutzte er diese, Shakespeares Phantasie überflügelnde Zeit, um Tagebücher zu führen, die jetzt auch in deutscher Übersetzung, in zwei Bänden, die nahezu 1000 Seiten umfassen, erschienen sind. (Am Zarenhof während des Weltkrieges. Tagebücher und Betrachtungen von Maurice Paléologue. Verlag F. Bruckmann A.-G., München 1925.)

*

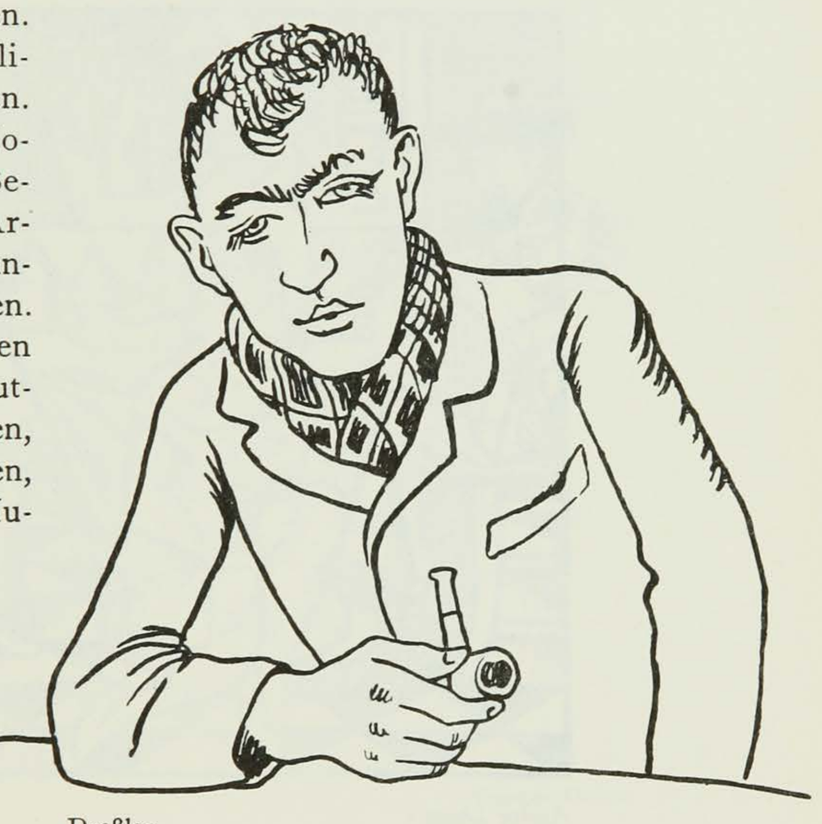
Nahezu drei Jahre, vom 20. Juli 1914 bis zum 17. Mai 1917, da der Sowjet bereits das zusammengekrachte Zarenreich auf seinen breiten, noch nicht degenerierten Schultern auffing, um es gegen Weltkrieg, Tod und Teufel weiterzutragen, spiegeln die Tagebücher Paléologues wider. Ein Weltdrama von erschütternder Größe, wo Einzelschicksale mit denen

ganzer Völker um die Hauptrolle ringen, wogt durch die geschichtlich, psychologisch und menschlich gleich wertvollen Aufzeichnungen Paléologues. Er selbst, an seine Hauptaufgabe gekettet, die Lockerung der widernatürlichsten „Entente" der modernen Weltgeschichte zu verhüten, den Abfall des widerwillig, mit mystischem Todesahnen in den Krieg hineingehetzten Zaren vom „Kampf um Freiheit und Demokratie" mit allen Mitteln unmöglich zu machen, wird häufig von der Gewalt der Ereignisse, von den Melodien der „russischen Seele" ergriffen. Paléologue kam nach Petersburg rechtzeitig genug, um die euphoristischen Höhepunkte des Zarismus vor dessen rettungslosem Sturz in den Abgrund zu erleben. Seine Stellung ermöglichte ihm, die letzten Feste der Träger einer Treibhauskultur, der russischen Aristokratie, mit auszukosten, den lähmenden und tötenden Druck eines steril und stupid gewordenen Regimes zu beobachten, das Todesröcheln einer Gesellschaftsordnung im Sterbezimmer ihrer „Stützen" aufzufangen. Das Doppelverhältnis Paléologues zu Rußland tritt an unzähligen Stellen zutage: als Epikuräer, skeptischer Genießer und politischer Intrigant fühlt er sich in den Salons der russischen Aristokratie, besonders in Gesellschaft der russischen Aristokratinnen, die zu den kultiviertesten Frauen der Erde gehören, außerordentlich wohl, — als Künstler und Psychologe wird er immer wieder von der russischen Literatur stark angezogen, vom einfachen russischen Volk, von der russischen Musik, von der besonderen russischen Religiosität, von der griechisch-orthodoxen Liturgie, von der Schlichtheit und menschheitsumfassenden Weisheit der russischen Volksseele. Manchmal überkommt ihn ein Ahnen neuer Zukunftsmöglichkeiten, er wurzelt aber mit all seinen Instinkten in der abgeschlossenen, formsicheren französischen Kultur.

*

Paléologues Tagebücher enthalten eine Überfülle von Charakteristiken zahlreicher Persönlichkeiten, die zuweilen wie meisterhafte altfranzösische Miniaturen wirken. Hin und wieder überschätzt er einzelne Gestalten, die sich gern seiner Auffassung von den Kriegszwecken fügen. So z. B. Sasonow und Kokowzew. Sasonow, von dem mir Graf Witte einmal sagte, er sei ein durch und durch anständiger Mensch, seine diplomatischen Fähigkeiten reichten aber aus, um „Vizekonsul in Leipzig" zu sein, nicht aber die Schicksale der russischen Politik zu bestimmen, wird als ein weiser und weitblickender Staatsmann bezeichnet. Ob Paléologue das aufrichtig gemeint hat? Ich zweifle daran. Führt er doch manchmal Äußerungen Sasonows an, die ihn eher als Theologen, denn als Staatsmann erscheinen lassen. Ebenso rühmt er Kokowzew, der ein mittelmäßiger Beamter, ein Streber und ein staatsmännisch beschränkter Kopf ist, der nunmehr als Bankdirektor in Paris eine passende Beschäftigung gefunden hat, staatsmännische Fähigkeiten nach. Hier spielt natürlich die Franzosenfreundlichkeit beider russischen Minister mit. Paléologue läßt aber auch der überragenden genialen Persönlichkeit des Grafen

Witte, der bereits im Herbst 1914 für einen raschen Frieden eintrat, Gerechtigkeit widerfahren. Über seine erste persönliche Begegnung mit Witte im Jahre 1907 schreibt er: „Mir war schon damals sein durchdringender Geist aufgefallen, ebenso die Großzügigkeit seiner Ansichten, die hochfahrende Überlegenheit seiner Sprache und seiner ganzen Persönlichkeit.“ Am 10. November 1914 vermerkt Paléologue in seinem Tagebuch: „Mit ruhiger, hochmütiger Kühnheit setzt Graf Witte seinen Feldzug zugunsten des Friedens fort; er geht überall herum und wiederholt: ‚Beeilen wir uns, dieses sinnlose Abenteuer abzuschließen. Rußland wird nie wieder eine so günstige Gelegenheit finden... Wir haben soeben die Österreicher geschlagen und die Deutschen zurückgedrängt. Das ist das höchste, was wir überhaupt je leisten können. Von nun an kann unsere militärische Kraft nur abnehmen. Wir werden Monate und Monate brauchen, um unsere Bestände zu erneuern, unsere Artillerie zu vervollständigen, unsere Vorräte wiederherzustellen. Aber noch ehe drei Wochen vergehen, werden uns die Deutschen, dank ihrer Eisenbahnen, nochmals angreifen, mit neuen, an Zahl überlegenen, mit Munition reichlich versehenen Armeen. Und diesmal werden sie uns das Rückgrat brechen!... Das ist es, was man dem Kaiser und seinen Ministern zu verstehen geben müßte..., wenn sie überhaupt imstande wären, etwas zu verstehen.‘ Diese nur scheinbar wahren (!), mit langsamer, schneidender, verächtlicher Stimme vorgetragenen Redensarten rufen eine große Wirkung hervor. Ich beklage mich bei Sasonow (dem Außenminister) darüber.“ Es folgt die lange Klage Paléologues. Der „Staatsmann“ Sasonow erwiderte: „In einigen Tagen werde ich den Kaiser sehen und werde ihm raten, Sie rufen zu lassen, damit Sie aus seinem Munde erfahren, daß das Geschwätz des Grafen Witte von gar keiner Wichtigkeit ist.“



Dreßler

„Das Geschwätz des Grafen Witte.“ Der weitblickende Staatsmann Sasonow ist polnischer Staatsbürger geworden und lebt in Warschau.

Eine „hochstehende“ Dame, der Paléologue seine Befürchtungen über Wittes Friedensreden mitteilte, meinte über den Zaren: „Er hat eine

Heidenangst vor Witte; er wird es nie wagen, einen Schlag gegen ihn zu führen... Im übrigen hat er sich seit Anbeginn seiner Regierung immer gleich gezeigt: er hat weder Mut noch Lebenskraft."

Paléologue selbst meint über das Verhältnis des Zaren Witte gegenüber: „Im Grunde seines Herzens verabscheute er diese hochmütige, ironische Natur, diese kalte, hellsehende, schneidende Klugheit, der gegenüber er sich immer linkisch wehrlos vorkam."

Als Graf Witte plötzlich im März 1915 starb — eines natürlichen Todes, wie mir die Gräfin Witte erzählte, infolge einer falsch diagnostizierten Mittelohrentzündung — sagte der Zar zu Paléologue „mit einem ironischen Freudenaufblick":



André Lhote Holzschnitt

„Der Tod des Grafen Witte war mir eine tiefe Erleichterung. Ich habe darin auch ein Zeichen Gottes gesehen."

Wo bleiben die russischen Dramendichter?

*

Paléologue wäre kein Franzose von Geist, wenn nicht alle paar Seiten die lockenden Profile russischer Frauen vorbeihuschen würden. Vortrefflich ist die Porträtzeichnung der deutschgeborenen Großfürstin Elisabeth Feodorowna, der Schwester der Zarin, die mit dem Großfürsten Sergius Alexandrowitsch verheiratet war. Die ausführliche Schilderung dieses Frauenschicksals, das von Anfang bis zum Ende tragisch war, trägt so sehr das russische Gepräge, ist so stark von russischer Luft umweht, daß man stellenweise glaubt, den Roman eines russischen Dichters zu lesen.

Beim Lesen der Paléologueschen Tagebücher hat man oft Gelegenheit, zu konstatieren, daß die Frauen der russischen Aristokratie viel mehr Geist, Spürsinn und Voraussicht besaßen als die Männer mit den großen Gütern und schweren Titeln. Bei einer Aufführung von „Boris Godunow", mit Schaljapin in der Hauptrolle, im Petersburger „Volksheim" (Narodni dom) bemerkt Paléologues Logennachbarin: „Seien Sie überzeugt, daß sich in diesem Saale mehrere hundert, vielleicht tausend Leute befinden, welche beim Anblick des Schauspiels nur an die jetzigen Ereignisse denken, und welche die bevorstehende Revolution bereits vor Augen haben... Ich habe im Jahre 1905 unsere Agrarunruhen aus nächster Nähe beobachtet; ich war auf meinen Gütern in der Umgebung



George Grosz

von Saratow. Was unser Volk in einer Revolution interessiert und mit Leidenschaft erfüllt, sind nicht die politischen und sozialen Gedanken. Davon versteht es nichts. Was es zur Raserei bringt, das sind die dramatischen Schauspiele und Umzüge mit den roten Fahnen, die Ikonen und kirchlichen Gesänge, die Schießerei, Metzelei, die Leichenfeierlichkeiten, die Rausch- und Plünderungsszenen, Notzüchtigungen, Brandlegungen, überhaupt die Brandlegungen, die in der Nacht von so schöner Wirkung sind... Wir sind ein theatralisches Geschlecht... wir sind zu sehr Künstler, zu phantastisch, zu musikalisch... Das wird uns schließlich einen bösen Streich spielen."

Außerdem hat man Hunderttausende russischer Soldaten ohne Gewehre und ohne Munition in die Schlacht getrieben. Der „Streich" ist bekanntlich nicht ausgeblieben.

*

Eine Gestalt, die gleich auf den ersten Seiten der Tagebücher auftaucht, kehrt durch das ganze Werk immer wieder zurück. Sie bildet förmlich den Hintergrund des Hofes, den Gegenstand des gesellschaftlichen Klatsches, das Flüstern der Volksmassen; sie wird von allen machthungrigen Strebern umworben, von allen Botschaftern umspäht und vom Zarenpaar auf den Knien verehrt: Rasputin.

Dieser geniale Bauer, der ohne Zweifel eine Persönlichkeit war, die, aus dem dunklen Urwald des russischen Sektenwesens hervorgewachsen, alle Merkmale einer legendären Gestalt aufweist, wird allgemein falsch beurteilt. Es war nicht seine Schuld, daß man ihm, der kaum lesen und schreiben konnte, einen politischen Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt hatte, wie ihn kaum ein Ministerpräsident besitzt. Es war die Degeneration der Romanows, besonders des Zarenpaares, das, naturnotwendig dem Untergange zustrebend, Rasputin als den leibhaftigen Christus proklamierte. Die gemeine und widerwärtige Ermordung dieser urrussischen Figur durch den entarteten Aristokratensprößling Fürst Jussupow, der sich als „Dorian Gray“ aufspielte, und den politischen Charlatan Purischkewitsch, unter Beihilfe des Großfürsten Dimitry, wird von Paléologue mit grauenerregender Deutlichkeit geschildert. Obwohl Paléologue allen Grund hatte, Rasputin zu hassen und seinen Untergang zu wünschen, weil doch Rasputin der Kristallisationspunkt aller „Friedensintrigen“ war, kann er nicht umhin, die Eigenart dieser Persönlichkeit stets zu betonen. Seine erste Begegnung mit Rasputin schildert er folgendermaßen: „Langes, braunes, schlecht gekämmtes Haar, dichter, schwarzer Bart, hohe Stirn, breite, hervorspringende Nase, muskulöser Mund. Aber der ganze Ausdruck des Gesichts drängt sich in den Augen zusammen, — Augen, so blau wie die Leinblume, von seltsamem Glanz, tiefer Anziehungskraft. Der Blick ist gleichzeitig durchdringend und zärtlich, kindlich und arglistig, gerade und in die Ferne schweifend. Wenn seine Rede lebhafter wird, glaubt man, daß seine Pupillen mit Magnetismus geladen sind.“ Rasputin war sicherlich ein Gegner des Krieges, weil er die Leiden der russischen Volksmassen nicht aus den Salons der Petersburger Botschaften oder aus den Redaktionen der patriotischen Zeitungen kannte, sondern aus der Wirklichkeit selbst. Die Stellen, die Paléologue aus verschiedenen Reden Rasputins anführt, haben einen ganz anderen Klang als die Leitartikel der Kriegsverlängerer. Man merkt, daß Paléologue sich dem Fluidum, das von Rasputin ausging, nicht ganz entziehen konnte. Am 26. April 1916 schildert Paléologue die Teilnahme Rasputins am Abendmahl der Kaiserin, bei welcher Gelegenheit sie vor dem Altar den Friedenskuß tauschten, — „den Rasputin auf die Stirn der Kaiserin drückte, und den sie ihm auf die Hand wiedergab“, und fährt dann fort: „Während der folgenden Tage hat der Staretz (Rasputin) lange Stunden bei Unserer Heiligen Frau von Kasan im Gebete verbracht, wo er Mittwoch abend vor Pater Nikolaus die Beichte ablegte. Seine treuen Freundinnen, Frl. G... und Frau T..., die fast gar nicht von seiner Seite wichen, waren über seine Traurigkeit

tief bestürzt. Mehrmals hat er mit ihnen über seinen bevorstehenden Tod gesprochen. Er sagte namentlich zu Frau T...: „Weißt du, daß ich sehr bald unter gräßlichen Schmerzen sterben werde?... Aber was ist zu tun?“... Ein anderes Mal, als er mit seinen beiden Freundinnen an der Peter-Pauls-Festung vorüberging, sprach er folgende Weissagung aus: „Ich sehe da viele gemordete Menschen; ich sage nicht: einzelne Menschen, sondern ganze Volksmengen, ich sehe förmliche Haufen, Scharen von Leichen, mehrere Großfürsten, Hunderte von Grafen. Die Newa wird von Blut ganz gerötet sein.“

Diese lange vor der Revolution und der Ermordung Rasputins ge-



Otto Freytag

machten Aufzeichnungen Paléologues bestätigen, daß der vom Hofe demoralisierte Rasputin ein in seiner Art weitblickender Kopf war, eine volkstümliche Natur von überraschender Intuition.

Und wer waren die „Retter des Vaterlandes“? Paléologue selbst verschweigt nicht, daß er die Ermordung des von ihm „verehrten und hochgeschätzten“ — Nikolaus II. gern gesehen hätte. Immer wieder lenkt er im Gespräch mit einflußreichen Persönlichkeiten deren Aufmerksamkeit auf das Schicksal Pauls I. Am 9. Januar 1917 zeichnet er folgendes auf: „Gestern abend veranstaltete Großfürst Gabriel Konstantinowitsch ein Nachtmahl bei seiner Geliebten, einer ehemaligen Schauspielerin. Unter den Gästen befanden sich Großfürst Boris, Prinz Igor Konstantinowitsch, Putilow, Oberst Schegubatow, einige Offiziere und

eine ganze Schar entzückender Hetären. Im Laufe des Abends hat man von nichts anderem gesprochen als von der Verschwörung, von den Garderegimentern, auf die man bauen kann, von den Umständen, die für einen Anschlag am günstigsten wären usw. Das alles während des Kommens und Gehens der Dienstboten, in Gegenwart der Halbweltdamen, beim Gesang der Zigeuner, im Dunst des Moët et Chandon, ‚brut imperial', der in Strömen floß. Zum Schluß hat man auf das Wohl des heiligen Rußland getrunken."

Der Name Lenins wird einige Male en passant erwähnt ... Im selben Jahre aber war er Herr von Sowjet-Rußland geworden.

*

Die Tagebücher Paléologues sind eins der wertvollsten Memoirenwerke der letzten Jahrzehnte, — eins der inhaltsreichsten der Nachkriegszeit. Ihr Wert wird das Politische, das sie enthalten, überleben, denn sie sind reich an menschlichen und psychologischen Beobachtungen. Obwohl Paléologue die Tragweite der russischen Revolution nicht ganz verstanden hatte, weil ihm die unmittelbare Fühlungnahme mit jenem unendlichen Rußland, das außerhalb der Petersburger Salons lag, fehlte, zeichnet er oft Geschehnisse auf, die Einblick in die russische Volksseele gewähren. Am 26. September 1916 wurde in Petersburg Prinz Kotohito Kanin, ein Vetter des Mikado, erwartet. Die Straßen wurden mit russischen und japanischen Fahnen geschmückt — auf Befehl der Polizei. „Diese Vorbereitungen" — notiert Paléologue — „rufen in den Bauern eigentümliche Betrachtungen hervor. Mein Marineattaché, Kommandant Galland, erzählt mir in der Tat, daß sich soeben auf dem Marsfelde sein Iswoschtschick (Droschkenkutscher) nach ihm umwandte und, unter Hinweis auf die exerzierenden Rekruten, spöttisch fragte:

„Wozu richtet man sie ab?"

„Nun, damit sie gegen die Deutschen kämpfen."

„Wozu? ... Ich, der ich hier zu dir spreche, ich habe den mandschurischen Feldzug mitgemacht; ich bin sogar in Mukden verwundet worden. Nun, jetzt siehst du's! Heute schmückt man alle Häuser mit Fahnen, und man errichtet auf dem Newskyprospekt Ehrenpforten, um diesen japanischen Prinzen zu feiern, der morgen ankommt ... In einigen Jahren wird es mit den Deutschen dasselbe sein. Man wird sie auch mit Ehrenpforten empfangen ... Also wozu läßt man dann Tausende und aber Tausende von Menschen niederschießen, wenn es ebenso enden wird wie mit Japan?"

Dieser Bauer ist sicherlich nicht polnischer Staatsangehöriger geworden — wie der Außenminister Sasonow. Er und die andere Kleinigkeit von 100 Millionen russischer Bauern denken wohl auch über den Völkerbund ihre eigenen Gedanken. Wem gehört die Zukunft?

Poincaré, Iswolski, Sasonow, Paléologue, v. Holstein u. a., die wie der zynische Iswolski von sich sagen konnten: „c'est ma guerre!" sind tot — so oder so. Der russische Bauer oder, wie der Franzose Paléologue mit Vorliebe schreibt, der „Muschik" lebt, b e g i n n t zu leben.



Rembrandt's Claudius Civilis (Stockholm)
Von der Amsterdamer Rembrandt-Ausstellung

Photo Druet, Paris

Edouard Manet, Der Löwenjäger. Berlin, Privatbesitz

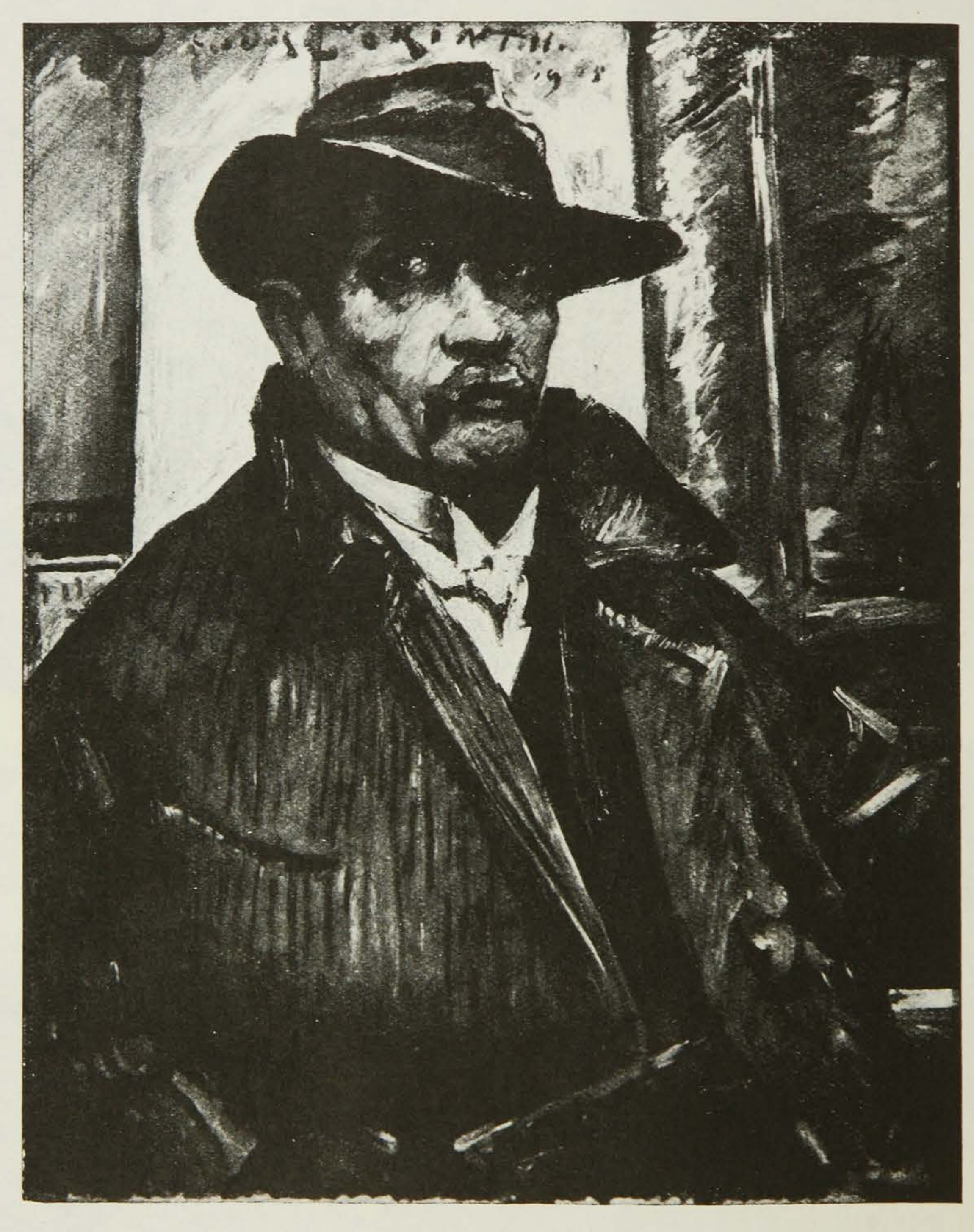


Photo Kathleen Aufseeser

Hühnerjagd in Schottland

Wohnzimmer der Königin Luise im Schloß Paretz

Soldaten bei der Ernte im Schloßpark von Paretz



Lovis Corinth †, Selbstbildnis
Aus Alfred Kuhn's Corinth-Monographie (Propyläen-Verlag)

LOVIS CORINTH ERZÄHLT

Von

PAUL EIPPER

Es war im Sommer 1921, als mir Corinth folgende Geschichte erzählte: „Denken Sie, vor ungefähr 14 Tagen telephonierte meine Köchin herauf, daß unten zwei Herrschaften seien, die mich besuchen wollten. Ich hatte gerade etwas Langeweile und ließ daher bitten. Es klopfte an der Tür; draußen stand ein untersetzter Mann mit einem recht interessanten Kopf und eine lange, dünne Frau. Die beiden gingen an mir vorbei, einfach ins Atelier hinein. Ich sage: Was wollen Sie denn? Zu wem wollen Sie? Der Mann antwortet: Ich möchte Sie besuchen.

Ich bekomme einen Ärger darüber — Sie wissen, daß ich leicht aufbrause — und sage: Sie haben mir ja nicht einmal gesagt, wie Sie heißen. Ich möchte Sie viel lieber an der Tür abfertigen. Was wollen Sie von mir?

Dabei setzte ich einen Fuß schräg vor, aber die beiden laufen ungeniert von einer Staffelei zur andern.

Der Mann sagt: Ich heiße Doktor R. und möchte mich porträtieren lassen.

Na, denke ich, das gibt Mammon, und werde höflicher: Wollen Sie nicht Platz nehmen, Sie werden etwas außer Atem gekommen sein.

Ich muß Ihnen sagen, die Frau kam mir recht sonderbar vor. Sie sprach gar nichts und war mir viel zu lang und dünn. Auch aus dem Mann wurde ich nicht klug. Er hatte zwar einen sehr interessanten Kopf, aber es lag etwas Krankhaftes in seinen Zügen. Plötzlich stand er auf und sagte: Ich heiße gar nicht Doktor R. Wir zwei kennen uns überhaupt. Wissen Sie nicht mehr, damals, in der Villa Anna, als Sie mit Stauffer-Bern den Krach hatten und mit Klinger?

Die Geschichte war schon richtig, ich hatte am Weihnachtsabend 1897 mit Stauffer-Bern Krach gehabt, und ich antwortete darauf, daß ich mich daran schon erinnere. Es sei damals noch ein Deutschrusse dabei gewesen, der inzwischen verrückt geworden sein soll. Woher er denn das wisse?

Das Wort ‚verrückt' hat der Mann überhört. Aber er hat gesagt, daß er der Russe sei und T. B. heiße. Er habe nur so gesagt, daß er ein Doktor R. sei, um zu sehen, ob ich ihn noch kenne. Und hier sei eine Tube Kalodont, damit könne ich mir die Zähne putzen."

Corinth kicherte vor Vergnügen bei dieser Erzählung und holte zwischen seinen Ölfarben eine kleine Zinktube hervor, auf der ein Etikett mit der Aufschrift „Kalodont, das beste für die Zähne" klebte.

„Der Mann hat noch lange weitergeredet", setzte Corinth seine Erzählung fort, „und behauptet, er habe mir damals geraten, den Großen Kurfürsten zu malen. Ferner sollte ich ihm schriftlich mitteilen, was

ein Porträt koste, denn er habe sehr viel Geld. Zum Andenken nahm er einen Tintenstift von mir mit."

Corinth lachte herzlich in der Erinnerung an diesen merkwürdigen Besuch. „Ich weiß noch immer nicht, was mit diesem Manne los war. Aber daß ich zu ihm gesagt habe, damals in der Gesellschaft mit Stauffer-Bern sei ein Deutschrusse gewesen, der inzwischen verrückt geworden sei, das hat mich gefreut."

Der Meister lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fuhrt fort: „Damals, in den neunziger Jahren, habe ich in der Villa Anna gegessen; das war eine feine Pension in der Lessingstraße. Klinger kam jedesmal dorthin, wenn er von Leipzig nach Berlin reiste. Am Weihnachtsabend 1887 war ich also mit Stauffer-Bern und dem nachher verrückt gewordenen Russen in der Pension Anna. Wir hatten eine Bowle gemacht, und ich trank sie allein aus. Die anderen protestierten, und da sagte ich, wir wollten noch eine machen. Das war ihnen aber nicht recht. Ich wurde heftig und wollte fortgehen. Schließlich sagte Stauffer: Wir können ja noch eine Bowle machen, aber du mußt sie bezahlen. Er wollte nämlich immer gern mitmachen, wenn es ihn nichts kostete.

Ich hatte großen Durst, und saufen habe ich immer gekonnt. Also zog ich 20 Mark aus der Westentasche und sagte: Machen wir noch eine Bowle.

Stauffer aber nahm das Zwanzigmarkstück und steckte es ein: Wir machen keine Bowle mehr.

Nun wurde ich wütend. Das ging mir nämlich schon als junger Mensch so, wenn mir einer ans Geld ging, verlor ich die Beherrschung. Ich guckte mir den Stauffer an und sagte: Gib mir die 20 Mark wieder!

Nein, antwortete er, du versaufst sie bloß. Ich gebe dir die 20 Mark nicht!

Gib mir die 20 Mark wieder, die mir gehören!

Nein, sagte er, und ich überlegte mir im stillen, daß man mir erzählt hatte, der Stauffer sei sehr stark. Aber ich hatte doch schon zuviel getrunken und eine viel zu große Wut auf ihn.

Ich packte daher ein Weinglas und haute es auf den Tisch, daß alles aufspritzte und die Scherben nach hinten flogen, gerade einem Kellner auf den Frack.

Jetzt nimmt der Stauffer die 20 Mark, schmeißt sie mir hin und sagt: Hier hast du deine 20 Mark, nun wollen wir eine Bowle trinken! Ich war aber viel zu wütend und habe laut geschimpft, bis die Pensionsinhaberin kam und sagte: Herr Corinth, Sie sind doch sonst immer ein so stiller Mensch, warum schreien Sie bloß heute so?

Ich aber bin wütend die Treppe heruntergerannt, wo mich Stauffer einholte, an die Wand drückte und sagte: Du bleibst hier, wir saufen jetzt weiter.

Das hat alles nichts genützt, ich bin heimgegangen, und am andern Morgen klingelte es an meiner Ateliertür.

Ich machte auf, draußen stand ein Mann, der mir eine Rechnung entgegenhielt und sagte, er kriege 20 Mark von mir.

Der Meister, eben noch verschmitzt lächelnd, wird plötzlich ernst. Er schweigt, dann ballt er jäh die Faust und sagt: „Dort war es, wo ich das schönste Bild meines Lebens nicht gemalt habe. Israel hatte einen kohlrabenschwarzen Neger und sein Kind ein schneeweißes Pony. Das führte der Neger in der prallen Sonne mit dem Knaben über die grünen Wiesen.

Sagen Sie bloß, wie soll man sich das erklären, warum so ein Bild nicht gemalt worden ist! Noch heute sehe ich's vor mir!“

Er wird wieder stumm und schüttelt leise den Kopf. Plötzlich lacht er: „Das Tollste aber muß ich Ihnen noch erzählen. Ich habe schließlich auch Israels Schwiegervater gemalt. Er hatte einen famosen Schädel.



Corinth, „Der Suff“. (Aus Alfred Kuhn: Lovis Corinth)

Israel war begeistert, und am Weihnachtsabend stellte er es seinem Schwiegervater unter den Christbaum.

Mag es nun das Glitzern der Lichter gewesen sein oder irgend etwas anderes, kurz, als die Gesellschaft nach dem Essen in den Salon kam, um das Bild anzusehen, fängt der Sohn von Israels Schwiegervater plötzlich laut zu weinen an. Setzt sich hin, weint herzzerbrechend und ist todunglücklich, daß er solch einen furchtbaren Vater haben soll.

Die Gouvernante aber, die wohl zuviel Austern und Kaviar gegessen hatte, drehte sich um und...

Israel wurde böse, schimpfte und nahm das Bild am gleichen Abend mit sich in seine Villa.“

Corinth lachte, lachte in der Erinnerung, daß alles an ihm zitterte. Er faßte mich an der Schulter und sagte immer wieder: „Die Gouvernante — Austern und Kaviar — alles in die gute Stube!“



DER MUTIGE SEEFAHRER*)

Komödie in vier Akten

Von

GEORG KAISER

ERSTER AKT.

(Wohnstube bei Lars Krys. Links Tür und rechts Fenster — hinten Glastür in den Laden, drei Stufen führen nach jeder Tür. Am Mitteltisch sitzen sich Lars und Jens Krys gegenüber.)

JENS: Du mußt dein Leben versichern. Das Leben, Lars! Hast du darüber schon einmal nachgedacht, was das bedeutet? Du so wenig wie tausend andere, die an alles Alltägliche eher denken als an ihren Tod. Ich will dir damit keinen Vorwurf machen — du hast dein Geschäft und die Kundschaft verlangt ihre prompte Bedienung. Aber der Tod läßt sich nicht mit einer Tüte Zimt oder Zucker abfertigen — er stellt seine klare Forderung: hier bin ich — hier folge mir, Hut und Mantel kannst du dalassen — ein Hemd genügt. Er holt den Kaiser aus seinem Palast — und mit uns macht er erst recht keine Umstände. Dich läßt er über deiner Zeitung umsinken, in der du eben vom Frühling liest — oder bei einem Gang über die Straße stellt er dir ein unsichtbares Bein, über das du gleich in die Ewigkeit stolperst. Ihm paßt jede Methode, um dich auszulöschen aus der Liste der Lebenden. Sterben ist menschlich — und du bist ein Mensch. Oder fühlst du dich erhaben über unsre Gesellschaft?

LARS *(schüttelt den Kopf).*

JENS: Du kannst dich aber vorm Tod schützen! Nicht leibhaftig, das wäre eine lächerliche Übertreibung der Vorteile, die eine Versicherung

*) Dieses Jugendwerk Georg Kaisers, dessen Bühnenvertrieb der Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam übernommen hat, gelangt demnächst zur Uraufführung.

bietet. Vielleicht arbeitet die Konkurrenz mit solchen Finten, ich verabscheue den Schwindel. Du mußt sterben — oder du bist nicht geboren. Dann säßest du jedoch nicht vor mir, und ich könnte dir nicht empfehlen, dich versichern zu lassen. Bin ich korrekt?

LARS *(nickt).*

JENS: Jetzt hast du dein Leben versichert! Angenommen, wir sind zum Abschluß gekommen. Eigentlich kann dir nun nichts mehr passieren — bis auf das Sterben. Weil es ja die Voraussetzung ist, erwähne ich es nur so nebenbei. Natürlich bleibt es schrecklich, und ich wünsche dir weitere Jahrzehnte des Wohlbefindens. Aber zuletzt kapitulieren wir doch. Da prellst du den Tod wie den Teufel, der dich überlisten wollte. Dein Tod macht sich bezahlt. Auf deinem Sterbebette förderst du einen Schatz zutage, den du ohne Sterben gar nicht erlangt hättest. Der Tod als Schatzgräber, das ist das moderne Märchen — und du bist der Glückspilz, dem die Goldstücke in den Schoß fallen. So mußt du die Angelegenheit betrachten, dann macht es dir förmlich Spaß, dich auszustrecken und zu veratmen. Fröhlich sterben — ist das nicht aller Wünsche Krone?

LARS *(schweigt).*

JENS: Und heiter leben! Der Gewinn stellt sich schon bei Lebzeiten ein, wenn du dich versichert hast. Glaube mir, wer versichert ist — lebt länger. Das ist eine begründete Tatsache. Sorgen fressen den Menschen — du hast sie nicht. Welche Frage nagt denn am schärfsten an unserm Lebensmark: wie wird es nach meinem Tode hier aussehen? — Wieso? Was soll sich ändern? Ich hinterlasse eine schöne Summe Geldes, das seine Wirkung tun wird. Ein kleines Kapital steht zur Verfügung — wo Bienen sind, fliegen Bienen zu —, was soll ich mich um die Zukunft scheren? Quäle sich mit grauen Gedanken wer will, ich habe vorgesorgt!

LARS: Bist du versichert?

JENS: Ich bin nicht verheiratet! Niemandem bin ich verpflichtet, wenn ich die Augen zumache. Ich hinterlasse diesen Anzug — diese Ledertasche mit Formularen, mein Inventar ist übersichtlich. Bei dir liegt es anders. Deine Frau — dein



Sidney Hunt

Kind existieren weiter. Karen ist ein schönes Mädchen. Ich wünsche ihr die ganze Sonne von früh bis abends. Die kann sie haben, hast du beizeiten die Lichtleitung installiert. Studiere diese Tabellen, Lars, das sind keine Hieroglyphen — das sind Zahlen aus der Klippschule, die jedermann liest und sich zum Segen addiert! *(Über Papieren.)* Wie alt bist du?

LARS: Weißt du es nicht?

JENS *(den Finger schiebend):* Hier bist du. Fünfzig! *(Aufblickend.)* Bist du erst fünfzig?

LARS: Weshalb fragst du?

JENS: Du bist schon so grau — — — *(Abbrechend.)* Fünfzig. Mit fünfzig — — — mit welchem Betrag willst du dich versichern?

LARS: Das überlege ich nicht —

JENS *(auffahrend):* Das hast du dir noch nicht überlegt? Höre, Lars — wir sitzen hier eine halbe Stunde — ich lasse dir Zeit, ohne dich zu drängen — wir reden von Tod und Auferstehung — unsre Unterhaltung dreht sich um die letzten Dinge — und du kalkulierst dir nicht die Summe, die du versichern willst?

LARS: Nein, Jens —

JENS: Dann will ich dich einschätzen! Zehntausend Kronen. Nicht unter zehntausend, Lars. Mit keinem Abstrich. Das erlaube ich nicht. Ich bin dein Bruder und darf zu keinem Fehler die Hand reichen. Mit zehntausend garantierst du deiner Familie den Bestand — ein kleines Plus soll sein, das rechne ich für die Tröstung an deinem Grabe! — Zehntausend — bei fünfzig Lebensjahren. Sieh zu, wie die Tabellen funktionieren — schon kommt das Fazit: du hast jährlich eine Versicherungsquote von dreihundert dänischen Kronen zu zahlen! Was sagst du dazu?

LARS: Jens — — ich würde dir gern zu deiner Provision verhelfen — aber woher soll ich dreihundert Kronen nehmen?

JENS *(starrt ihn an).*

LARS: Jährlich!

JENS *(stotternd):* Ich — habe natürlich mit zehntausend Kronen willkürlich zugegriffen — du sagtest ja nichts! — — — Bei sechstausend hast du hundertfünfundachtzig —

LARS: Auch nicht sechstausend.

JENS: Nur ein Vorschlag von mir — weil du dich in Schweigen hüllst! — — Bei dreitausend —

LARS: Keine dreitausend.

JENS: Jetzt sprichst du wenigstens! Es wären bei zweitausend —

LARS: Laß die zweitausend —

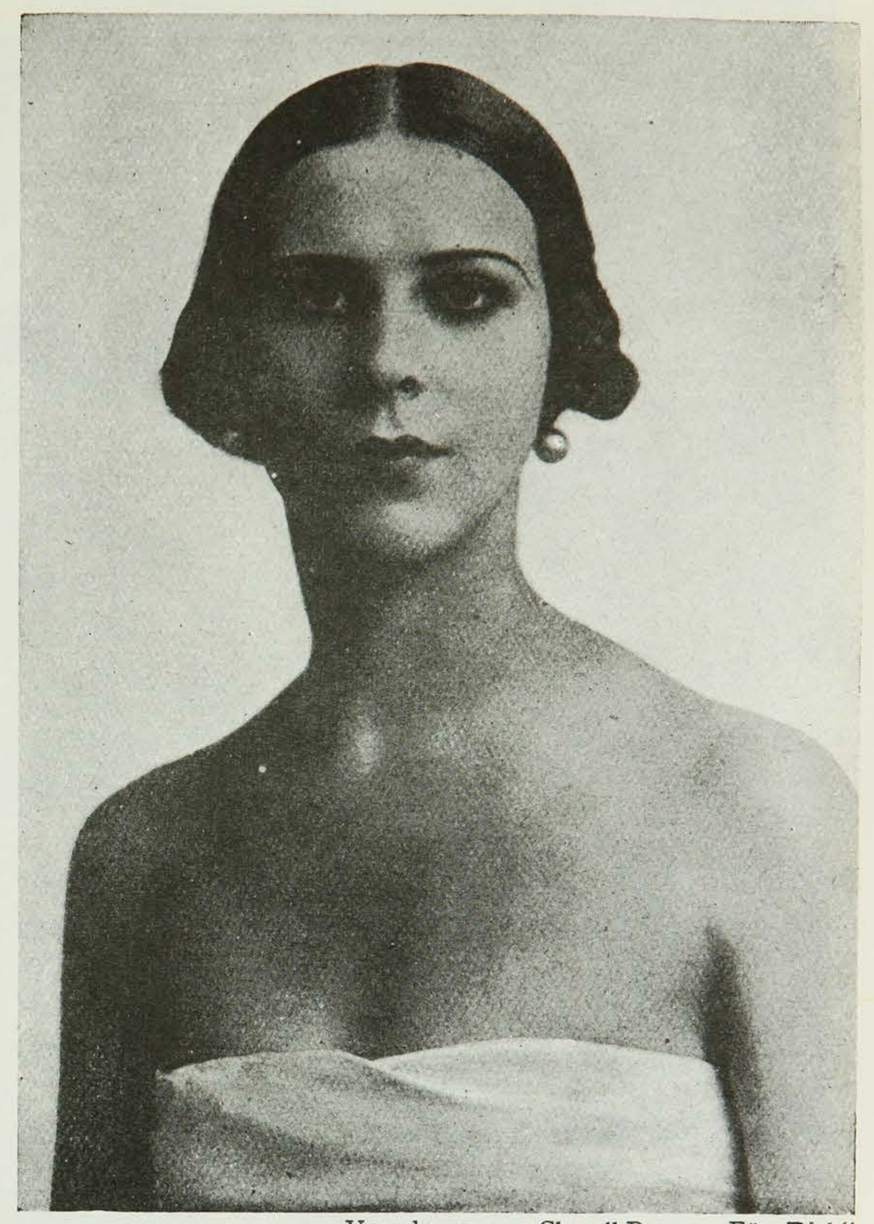
JENS: Tausend —

LARS: — und dein Studium der Tabellen. Ich könnte nicht zehn Öre an solche Dinge wenden, die den Gedanken an den Tod mildern sollen. Jens — Menschen wie wir müssen froh sein, wenn sie das



Photo Lili Friedmann, Hamburg

Georg Kaiser und der Baron Benoit Méchin



Von der neuen Charell-Revue „Für Dich“

Die Tänzerin Alanova



Kopf eines Widders



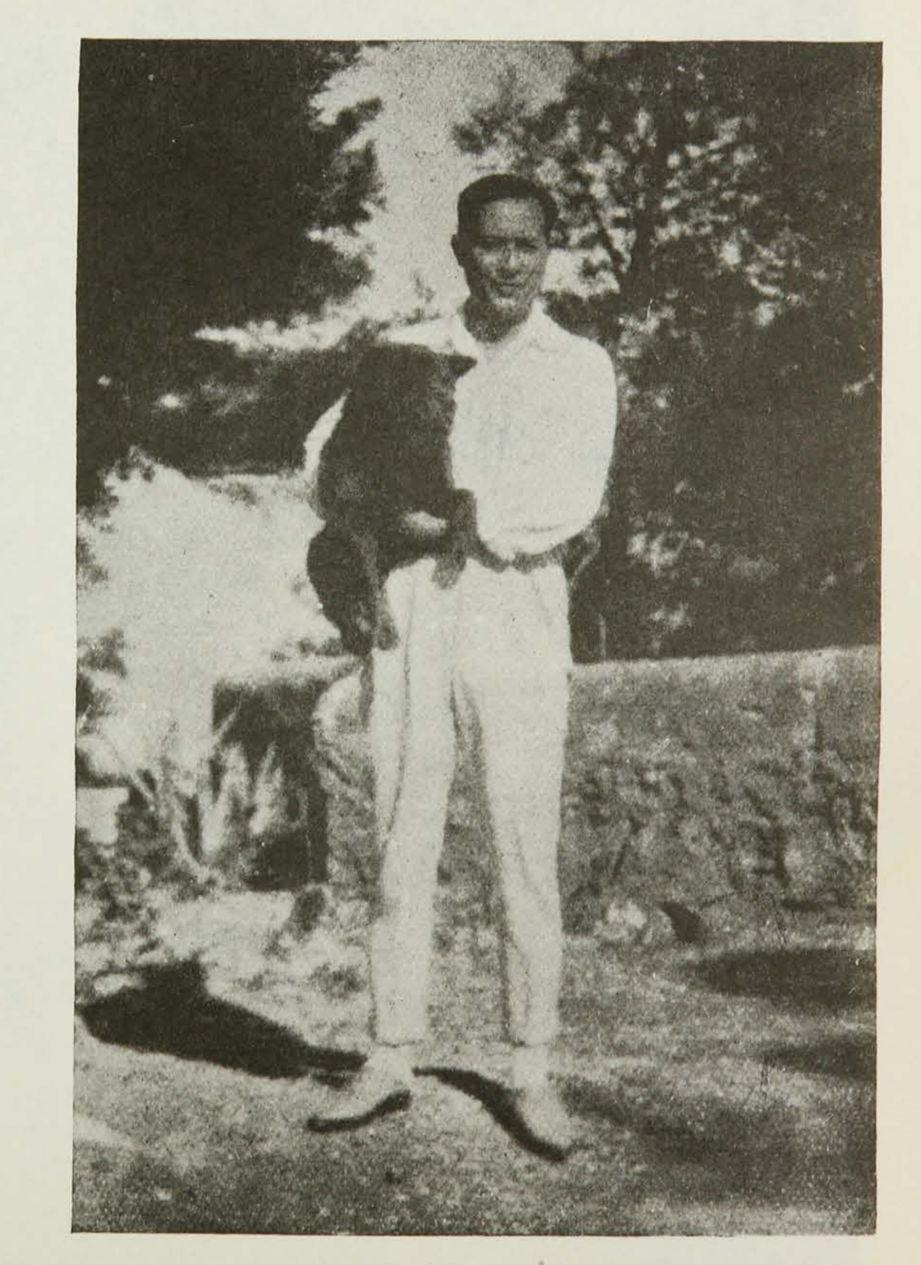
Photo Marcus Adams, London

Lachendes Kind



Dorothea Albu

Photo A. Binder



Paul Morand

Leben einigermaßen akkurat überwinden — auch über das Sterben noch triumphieren zu wollen, das darf uns nicht in unsrer armseligsten Minute einfallen!

(Im Laden vielglockiges, langhallendes Klingelzeichen.)

LARS *(erhebt sich — späht durch die Glastür.)*

JENS: Bist du länger im Laden beschäftigt?

LARS: Die Witwe Gillerup mit ihrem endlosen Schwatzen. *(In den Laden ab.)*

JENS *(wartet keine Sekunde mehr — springt vom Tisch auf — öffnet links und ruft halblaut):* Johanne!

(Frau Johanne kommt.)

JENS *(nach der Ladentür deutend):* Lars soll es nicht wissen. Ich habe schrecklichen Hunger!

JOHANNE: Wie du willst, Jens —

JENS: Ohne Umstände. Eine Kleinigkeit, die ich aus der Hand verzehre und in die Tasche stecke —

JOHANNE: Vor Lars?

JENS: Es ist mir peinlich, weil wir eben geschäftlich verhandelt haben.

JOHANNE *(vorm Schrank):* Nur Brot und Käse.

JENS: Ausreichend für meinen leeren Magen. *(Er verschlingt gierig Bissen.)* Johanne — Johanne, es sind Zeiten, um sich die Haare zu raufen. Mit dem Agenten Jens Krys geht es abwärts — in die Sümpfe, wenn nicht ein Wunder geschieht.

JOHANNE: Darauf hoffst du jetzt?

JENS: Liegen die andern Chancen günstiger? Wo? In Versicherungen, die ich nicht abschließe? Da ist das Pech so offenbar, daß es auf diesem Konto nicht schwärzer mit minus gebucht werden kann. Urteile — ich will dir meine Geschichte von gestern erzählen. Kommt Lars?

JOHANNE: Erst muß die Klingel läuten.

JENS: Ich bringe in Erfahrung, daß in einer Ortschaft drei Meilen von hier ein Bauer Vieh versichern will. Vierzig Schweine gegen diverse Seuchen. Oberflächlich schätze ich das Geschäft auf achttausend Kronen.

JOHANNE: Achttausend —

JENS: In der Berechnung täuschte ich mich auch nicht, denn der Bauer bestätigte mir, daß der Schweinetrupp diesem Wert entspricht — nur hatte er ihn vier Stunden vor meiner Ankunft verkauft!

JOHANNE: Armer Jens.

JENS: Vier Stunden vorher! Also während ich von meinem Hause aufbreche, verhandelt er das Versicherungsobjekt, um dessentwillen ich jetzt vergeblich vier Stunden im Landstraßenstaub marschiere! Toll oder nicht, Johanne?

JOHANNE: Dich trifft es nicht anders als Lars.

JENS *(kauend):* Umsatz vorübergehend schwächer?

JOHANNE: Es wird nicht vorübergehen — Schmidt und Hansen breiten sich aus.

JENS: Spürt ihr die Konkurrenz?

JOHANNE: Jeder Tag macht uns um einen Kunden ärmer. *(Aufgeregt.)* Jens — diese Filiale von Schmidt und Hansen aus Kopenhagen rüttelt an Lars — ihr erlebt das nicht. Nachts schlägt er mit Fäusten um sich — wie unter Alpdruck ächzt er aus dem Schlaf: Schmidt — Hansen, Hansen — Schmidt, als würge man ihn mit diesen Namen — und es ist so! Jens — jetzt spreche ich fast wie du und ich verspottete dich vorhin: ohne ein Wunder vom Himmel oder irgend woher — — Warum lachst du?

JENS *(der schwach lächelte):* Gestern — beim Bauern — hatte ich eine Vision. Ich war Herr von Haus und Hof und stand breitbeinig in der mächtigen Torfahrt, in die Wagen nach Wagen lenkte. Es war ein reicher Herbst, der volle Scheuern brachte. Der letzte Knecht trug ein zufriedenes Gesicht zwischen seinen Ohren — und wäre in diesem Augenblick der kleine Agent Jens Krys vorbeigetrabt, ich hätte ihn in die Stube gebeten und mit Schinken und Eiern traktiert, soviel er schlucken konnte! — So aber kehrte ich gestern hungrig vom reichen Bauern um und beneidete auf dem Heimweg die Ziegen ums Gras, das sie von der Wiese rupften.

JOHANNE: Hättest du ihm nicht ein Wort sagen können —

JENS: Mit keiner Andeutung. Ihm nicht — wie Lars nicht. Ich bin das meiner Gesellschaft schuldig. Ein Vertreter, der die Grenze zwischen Geschäft und Privatbedarf verwischt, schädigt die Firma. Reinlichkeit in solchen Dingen — oder kein Amt!

JOHANNE: Das sind eure Grundsätze, die man euch schlecht lohnt.

JENS: Das steht auf einem andern Blatt. Auch ich habe Ellbogen, Lars hat sie — aber auch ein Gewissen. Wovon soll man zuerst Gebrauch machen? Das ist der Punkt, um den sich alles dreht!

JOHANNE: Bist du jetzt satt?

JENS: Für den ganzen Tag. Laß dich nicht aufhalten — ich packe meine Papiere zusammen.

JOHANNE *(reicht ihm die Hand, nickt — links ab).*

JENS *(kramt mit seinen Formularen).*

(Karen kommt von links — lauscht noch durch die Tür zurück, schließt behutsam und geht rasch zu Jens.)

KAREN: Onkel Jens — hast du Zeit oder bist du sehr eilig?

JENS: Wo brennt es?

KAREN: Warum soll es brennen?

JENS: Du springst mit Worten über Stock und Stein.

KAREN: Weil niemand hören soll! *(Durch die Ladentür blickend.)* Die alte Gillerup erzählt, das dauert. *(Wieder bei Jens.)* Kannst du mir eine Annonce in die Zeitung bringen?

JENS: Das besorge ich.

KAREN *(gibt ihm das Papier):* Hier.

JENS *(liest — blickt auf).*

KAREN *(rot).*

JENS: Bist du das?

KAREN *(nickt).*

JENS: Ich muß mich setzen. Mädchen — Karen, was hast du für Ideen? Durch die Zeitung? Du — du Engel auf Erden, nach dem die Burschen sich die Schuhsohlen ablaufen?!

KAREN: Die kann ich nicht brauchen. Das sind arme Teufel. Ich muß einen reichen Herrn heiraten. Ich kann Ansprüche stellen — du sagtest es eben selbst!

JENS: Liest du Romane?

KAREN: Das stammt aus der Wirklichkeit, die ich erlebe!

JENS *(den Zettel vorlesend):* Sehr schönes junges Mädchen sucht entsprechende Heirat. Reiche Herren mögen sich melden unter — — Nein, Karen, die Kommission übernehme ich nicht. Nicht um tausend Kronen von dir. Ich würde mich vor deinen Eltern nicht mehr blicken lassen können!



Margarete Hammerschlag — Kabarett (Holzschnitt)

KAREN: Weißt du denn einen andern Ausweg?

JENS: Für dich?

KAREN: Für Vater.

JENS: Ihm willst du helfen?

KAREN: Aus diesen Verhältnissen, die ihn täglich mehr drücken. Sprich einmal mit Mutter, was sie erlebt. Frag' nach der Filiale aus Kopenhagen, wie Vater die empfindet. Er wird alt mit Sorgen, wo er noch nicht zu altern brauchte. Hast du ihn betrachtet, wie er ergraut? Nein — ich bin jung, ich kann etwas einsetzen, was gut bezahlt

wird. Mein Entschluß ist gefaßt — nur selbst kann ich nicht das Inserat abgeben, um mich hier nicht zu verraten. Vor solchem Klatsch will ich euch bewahren — später in Kopenhagen habe ich meinen Mann zufällig getroffen!

JENS: Hätte ich Geld, Karen —

KAREN: Du hast nichts, Onkel.

JENS: Nur Geld — Geld jetzt, um einen Menschen zu retten, der in Gold gekleidet werden müßte. Laß' mich deine Hand küssen — und dir mit Tränen opfern, Engel!

KAREN: Du tust es?

JENS: Ich tue es! *(Er steckt den Zettel ein.)*

KAREN: Gleich?

JENS: Mein erster Weg.

KAREN *(legt Geld hin):* Für die Zeitung.

(Im Laden das Glockensignal.)

KAREN: Die Gillerup geht — Vater kommt. Dank, Onkel Jens! *(Links ab.)*

JENS *(entfernt rasch das Geld).*
(Lars kommt.)

LARS: Das Weib redete — man kann ungestört nachdenken. *(Am Tisch Jens gegenüber.)* Dir hörte ich zu, als du gesprochen hast.

JENS: Ich bereute schon, wie ich dich drangsalierte.

LARS: Nein —



Max Beckmann Radierung
(Mit Erlaubnis von Zinglers Kabinett)

JENS: Solche Offerten kolportiere ich automatisch.

LARS: Es hat mich veranlaßt, nach dem Grund zu spüren, warum wir nicht vorwärts gekommen sind.

JENS: Es gibt überall Jammer und Not.

LARS: Dahin gehören wir. Und weißt du: was uns mit dem Jämmerlichen vereinigt? — Wir haben kein Glück!

JENS: Irrtum, Lars. Das ist ein schwerer Irrtum, in dem du dich verfängst. Es gibt kein Glück — eins gilt, und das will ich dir beweisen.

LARS: Nur Glück!

JENS: Die Skrupellosigkeit, die wir nicht besitzen, hat befördert, wer vorne steht!

LARS: Falsch, Jens. Ohne Glück kannst du hundertmal den Anlauf nehmen und fällst noch in der Luft zurück wie ein Sack. Mit Glück springst du zehn Meter weit spielend!

JENS: Das ist die perfekte Philosophie für Feiglinge. Wer sich die Taube nicht brät, hat sie nicht auf dem Teller. Mit Skrupellosigkeit drehst du ihr den Hals um, sonst such' sie auf dem Dach!

LARS: Ob Tauben, Enten oder Gänse — wenn dir das Glück nicht hilft, triffst du nicht mit zehn Pfund Pulver einen Elefanten!

JENS: Wer hat denn Glück? Der Bauer, der seinen Hof beherrscht — oder Schmidt und Hansen, die Dänemark mit Filialen überschwemmen? Skrupellose Praktiker sind das, die über Leichen spazieren gehn wie über Disteln!

LARS: Glückskinder sind sie, die Steine säen und Äpfel ernten!

JENS: Verteidigst du deine Konkurrenz?

LARS: Ich verteidige die Millionen Elende, die sich abrackern und nichts zustande bringen. Ist ihre riesige Zahl faul — unlustig zur Arbeit? Das treibt den Schweiß von früh bis spät sich aus den Poren — wo legt sich das zur Ruhe? In Kot und Not! Am Glück hat's gefehlt — das den keuchenden Betrieb mit kleinem Segen besänftigt!

(Glocke im Laden.)

(Lars wendet sich zur Ladentür — die Niels bereits öffnet; Niels in Postuniform.)

JENS: Niels kommt — er soll richten!

LARS *(zu Niels)*: Ich habe hier die Behauptung aufgestellt —

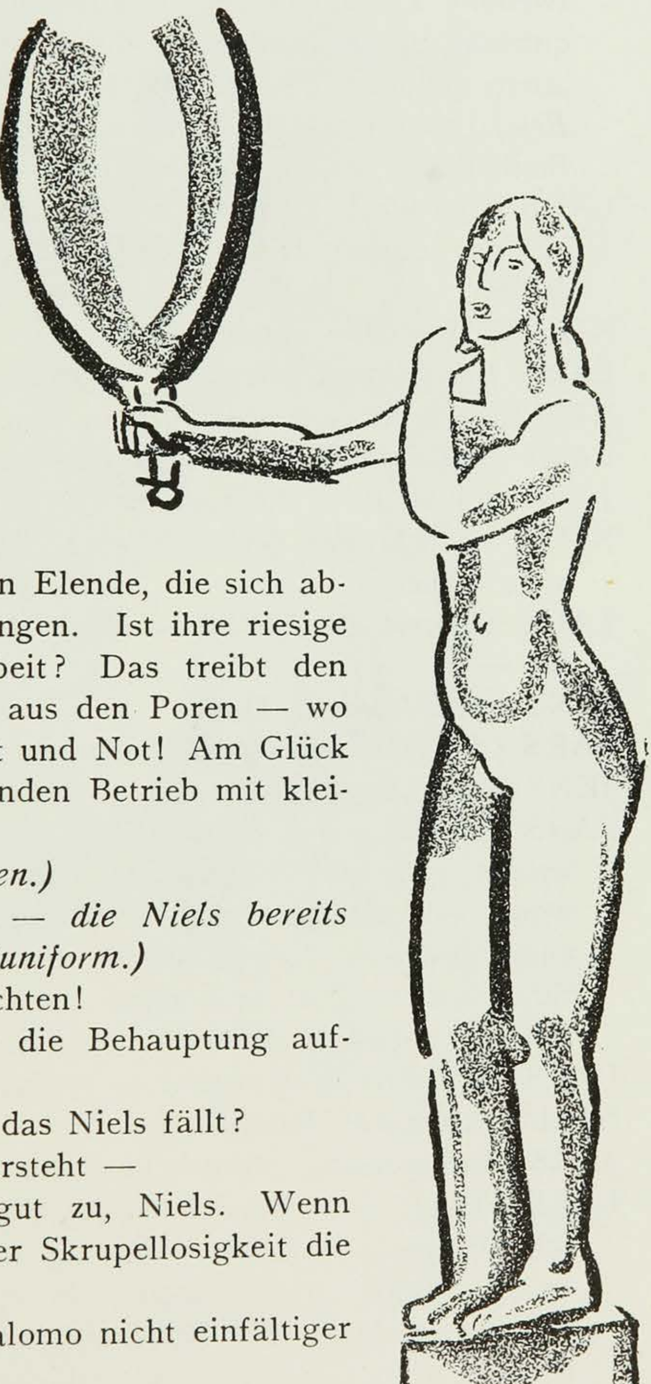
JENS: Nimmst du das Urteil an, das Niels fällt?

LARS: Wenn Niels uns richtig versteht —

JENS: Laß mich reden! Hör gut zu, Niels. Wenn zwei sich streiten, ob Glück oder Skrupellosigkeit die Welt regiert — wer hat recht?

LARS: Du könntest den König Salomo nicht einfältiger befragen, Jens!

JENS: Willst du deine komischen Argumente ein zweites Mal vortragen, Lars?



G. H. Wolf

LARS: Wenn Niels vernünftig antworten will —

JENS: Es kann ein Kind entscheiden, was zutrifft!

LARS: Dann sage ich —

JENS: Du bist nicht objektiv — ich bin es nicht. Wir sind Geschäftsleute. Niels ist Beamter. Die Post hat keine Konkurrenz. Nur Niels ist zuständig. Also: — *(auf Lars weisend)* — Glück — *(auf sich zeigend)* — oder Skrupellosigkeit?

NIELS *(lüftet die Mütze und bohrt eine Hand auf ihren Grund):* Ich habe einen Brief. Ich komme selbst — ich habe mich vom Schalter beurlauben lassen. Erstens ist der Brief an uns drei gerichtet — — und zweitens kommt er — — aus Amerika. Ihr müßt zuerst die Postquittung unterschreiben — du, Lars — du, Jens — meine Unterschrift allein genügt nicht. *(Er legt den Zettel auf den Tisch — danach den Brief.)* An Herren Gebrüder Krys. Wir sind es — es gibt in unsrer Stadt keine andern Brüder gleichen Namens.

LARS *(den Brief auf dem Tisch betrachtend):* — — Was heißt das?

JENS *(zu Lars):* Hast du Kaffee aus Amerika bezogen und nicht bezahlt?

NIELS: Wollt ihr unterschreiben?

LARS *(mit tiefem Atemzug — Bleistift von Niels nehmend):* Wohin?

NIELS: Als Ältester über meinen Namen.

LARS *(unterschreibt — reicht Jens den Stift):* Die Reihe ist an dir.

JENS: Ich weiß — als Jüngster hinter euch beide. *(Er schreibt.)*

NIELS *(steckt die Quittung ein):* Der Brief ist richtig bestellt. Lars kann öffnen.

LARS *(nimmt den Brief — liest die Adresse. Feierlich ausholend):* An —

JENS *(ungeduldig):* Uns!

LARS *(die Rückseite studierend):* Joe Jefferson, U.S.A. — Minnesota —

JENS: Der Absender!

LARS *(öffnet — — entfaltet — — liest):* Liebe Gebrüder Krys. Ihr werdet euch meiner vielleicht nicht erinnern, aber ich will es dennoch versuchen, mich bei euch in Erinnerung zu bringen. Könnt ihr euch eines gewissen Jörgen Jebser entsinnen, der in jungen Jahren euer Städtchen verließ und nach den Vereinigten Staaten auswanderte? Ich bin derselbe, der sich heute hier drüben Joe Jefferson nennt.

LARS *(läßt den Brief sinken — grübelt):* Jörgen —

NIELS *(ebenso):* Jebser — — ?

JENS *(kategorisch):* Nein! Lies weiter.

LARS *(liest):* Jetzt bin ich ein kranker Mann, dessen Tage gezählt sind. Ich erwarte mir keine Wendung zum Besseren mehr und muß mein letztes Stündchen bedenken. Da geschieht das Merkwürdige, wie ich zum ersten Male hier Ruhe auf meinem Krankenlager finde, daß die Heimat wieder in meinem Gedächtnis auftaucht. Ich schwöre euch: mit so mächtiger Kraft, daß nur noch die Sehnsucht nach einem Zeichen von dort mich nicht für immer einschlummern läßt. Ich habe das

brennende Verlangen, in meiner Todesstunde die Hand eines Menschen aus der Heimat in meiner Hand zu halten. Es würde mir das Sterben leicht machen, das sonst ungeheuer schwer und einsam wäre. Ich richte an einen von euch die dringende Bitte, sofort herüberzukommen. Da ihr drei Brüder wart, wähle ich diese Chance, denn einer von euch wird noch am Leben sein. Auf sein eiliges Eintreffen warte ich wie auf das Sakrament.



Rahel Szalit — Tartarin (Litho)

JENS *(höhnisch):* Fertig?
NIELS: Ein zweites Blatt!
LARS *(liest):* Es soll sein Schaden nicht sein. Ich bin in einem arbeitsreichen Leben ein reicher Mann geworden. Zur Gründung einer Familie gönnte ich mir keine Zeit. Ich habe keinen Erben. Ich will alles demjenigen von euch, der herüberkommt — oder lebt ihr alle noch, euch dreien zu gleichen Teilen verschreiben, wenn mein Wunsch erfüllt wird. Es sind sechshunderttausend Dollar, die ich hinterlasse. Sie sollen euch gehören — unter der Bedingung, die ihr kennt. Ent-

schließt euch rasch — die Zeit ist kostbarer als Gold. Ich sterbe. Die Schiffskarte wird bei der Hamburg—Amerika-Linie in Hamburg auf den Namen Krys liegen, die Eisenbahnkarte für den amerikanischen Kontinent im Bureau derselben Gesellschaft in New York. Der nächste Dampfer ist der beste. Nochmals — eilt. Joe Jefferson.

(Versteinte Starrheit bei den dreien.)

LARS *(links die Tür aufreißend — brüllend):* Johanne!! — Karen!!

(Die drei blicken nach der Tür.)

(Johanne kommt.)

JOHANNE: Warum Karen?

(Die drei schweigen.)

(Karen kommt.)

KAREN *(rot):* Hat Jens — — ?

LARS *(nach dem Brief auf dem Tisch zeigend):* Lest mal!

JENS: Los!

NIELS: Ein Brief.

(Johanne setzt sich an den Tisch — Karen steht hinter ihr: beide lesen.)

JENS: — — — — Seid ihr bei sechs —

LARS *(zischt zur Ruhe).*

(Johanne hat die Lektüre beendigt — blickt ohne ein Zeichen der Bewegung auf.)

(Karen liest noch.)

LARS *(förmlich den Mund voll Jubel):* Ich schenke meinen Kramladen meinen Feinden Schmidt und Hansen samt Ladenglocke und Ladenschild!! — Wir sind reich, Johanne!! *(Er reißt sie in seine Arme hoch.)* Lache, Johanne — weine, Johanne — — bin ich noch trocken?!

JENS *(packt seine Ledertasche und schleudert sie in eine Ecke):* Der Bauer hat seine Schweine verkauft — zur Wurst. Der Schlächter soll sie pfundweise einwickeln in meine Formulare. Gratis gestiftet!!

NIELS *(nimmt seine Mütze und betrachtet sie):* Wo in der Welt findet sich solch ein riesengroßer Nagel, an dem ich meine Postmütze für alle Zeiten weghängen kann?!

KAREN *(den Brief hinlegend):* Ist es viel Geld?

JENS: Es ist nicht mehr Geld — es ist schon Kapital!

LARS: Du kannst dir kaufen —

JENS *(breitbeinig aufgepflanzt):* Was also kann ich kaufen?

NIELS: Vor allen Dingen Zeit.

JENS: Die kaufst du?

NIELS: Ja — Zeit.

JENS: Niels kauft Zeit. Niels kauft Stunden — Minuten — Sekunden. Er legt die Zeit auf Lager und knuspert nach Belieben am Vorrat. Niels ist der erste, der eine Fliege im Kopf hat!

LARS *(gemacht barsch):* Was ist das mit der Zeit, Niels? Willst du allen Ernstes in Zeit spekulieren?

NIELS: Wenn ich Zeit habe — für mich Zeit, dann habe ich Kräfte. Du

L. K. Spripnik, Kubistische Photographie

Diego Rivera, Der Webstuhl
Wandgemälde im Kultusministerium in Mexiko

Photo Druet

Honoré Daumier, Feuerwerk. Aquarell

Rio de Janeiro bei Nacht



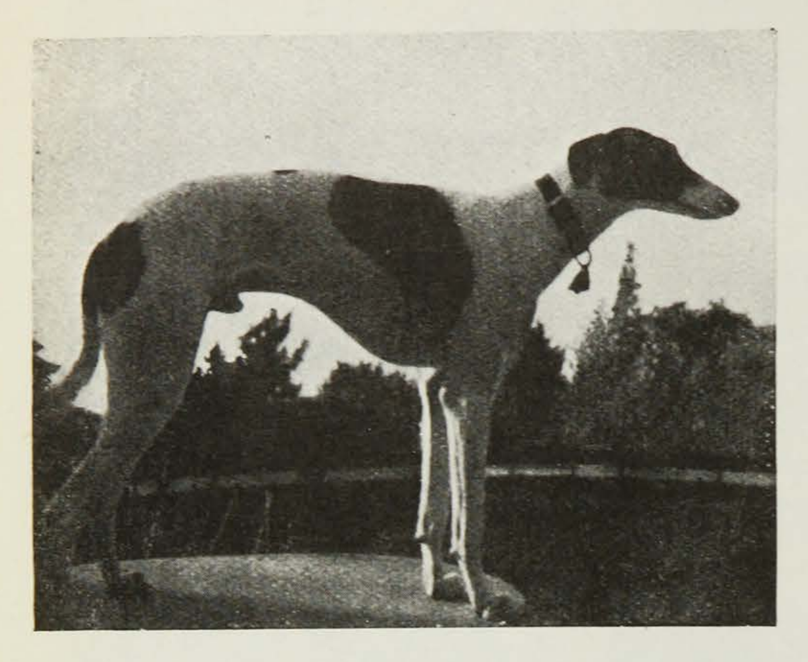
Photo Reville, London

Die berühmte englische Soubrette José Collins in einem Abendmantel (Wert 3500 Guineas) der Firma Reville



Photo Reville, London

Die amerikanische Kabarettkünstlerin Marion Ford in einem wohlfeileren Kostüm



Greyhoundrüde aus der Züchtung Pascholl
von Frau Else Mann-Sponholz



Photo Lotte von Mendelssohn-Bartholdy

Celebes in Börnicke

Photo Wide World

Hunderennen in Chicago

kannst ein Riese sein — mußt aber hinter dem Postschalter krumm sitzen, was hast du da von deinen Riesenkräften?

LARS: Niels ist ein Genie. Jetzt fängt Niels an — wir werden uns noch wundern müssen, was er anstellt mit seinen — *(Zu Jens.)* Wieviel Kronen macht es?

JENS: Sechs durch drei sind zwei — die dänische Krone ein viertel Dollar — — pro Kopf zweihunderttausend Dollar, gleich achthunderttausend Kronen!

LARS *(zu Johanne):* Da hast du es!

KAREN: Für Jens — für Niels — für dich?

LARS: Auf jedes Haupt die Schütte Gold!

NIELS: Dreimal zwei bleiben sechs ohne deuteln.

JENS *(nach abseitiger Tüftelei):* Es reicht — es reicht — es reicht!!

LARS: Was, Jens?

JENS: Zu Dach und Wand und Wiese und Weiher!

LARS: Willst du Landwirt werden?

JENS: Für eigenen Bedarf. Mich ernährt die Scholle, auf der ich hause. Das ist die einzige Möglichkeit, um Mensch zu sein. Werdet Nachbarn, Lars — Niels, ihr seid willkommen!

LARS: Wir reisen! Johanne — Karen, was kennt ihr von der Welt? Es soll jenseits der dänischen Grenze noch Länder geben, die der Besichtigung wert sind. Wie klingt euch das Wort Italien?

NIELS: Lars hat das Richtige getroffen. Erst draußen Umschau halten und dann zu Hause Spreu von Korn sondern. Mit neuen Sinnen anfangen, das ist die wirkliche Parole für uns!

JENS: Abgemacht. Es wird gereist. Man muß seinen Schuhen einmal fremden Staub zu schlucken geben. Elende Stubenhocker, die nicht reisen!

JOHANNE *(zögernd):* Fährst du — Jens?

JENS: Wohin?

JOHANNE: Nach — Amerika?

JENS *(stotternd):* Zu — Joe Jefferson? Das — könnte ich nicht ertragen. Ich — habe noch nie einen Sterbenden gesehn. Das — kann man mir nicht zumuten. Wenn er gesund und frisch wäre — ich wäre der erste, der sich meldete. Zu einem Halbtoten — nie!

JOHANNE: Niels — du?

NIELS *(wie Jens):* Ich — kann doch das linke Knie nicht biegen. Das — ist von der Zugluft, die durch den Schalter dringt. Ich — könnte mich keinem Seewind aussetzen. Unterwegs würde ich krank, daß ich mich vom Schiff bringen lassen müßte. Mit einem Knie wie meins reist man nicht nach Amerika.

JOHANNE *(blickt angstvoll zu Lars).*

LARS *(erwidert den Blick).*

JENS: — — Lars muß reisen! Das ist für Lars eine großartige Ge-

schichte. Lars lebt mit Übersee. Handelt er nicht mit Kolonialwaren? Wählte er nicht diese Branche, um sich für das große Ereignis vorzubereiten, das jetzt eintritt? Was Niels hinter seinem Postschalter und ich mit meiner Ledermappe nie schmecken konnten, das hat Lars von Jugend an mit vollen Zügen gekostet: den Geruch der weiten Welt mit ihrem Zimt und Kaffee!!

JOHANNE *(stockend):* Lars — — ??

LARS: Ich — — bin auch der Älteste. — Ich — — bin als einziger von uns dreien verheiratet — und habe Pflichten gegen euch, Johanne und Karen. Ich fahre.



Georges Papazoff

JOHANNE: Nicht — nach Amerika!

LARS: Kein andres Ziel, Johanne. Ich fahre!

JENS: Und dreimal!

LARS *(Handschlag mit Niels und Jens):* Ich fahre!

JENS *(geschäftig):* Schiffskarte in Hamburg — Eisenbahnkarte in New York. Wann geht der nächste Dampfer? Niels — Postmensch, hast du den Fahrplan?

NIELS *(zieht das Heft heraus — sucht).*

LARS *(heroisch):* Der nächste Dampfer ist der beste!

NIELS: Von Hamburg Postdampfer „Magdeburg" am Dreizehnten.

JENS: Ein Freitag?

LARS: Kein Aberglauben. Ich weiß, daß drüben ein Sterbender wartet —

JENS: — und sechsmalhunderttausend Dollar für die Visite zahlt!

LARS *(vor Johanne):* Es muß sein.

JOHANNE: Ich werde keine Nacht schlafen —

LARS: — um später dich im Glück für alle Zukunft auszuruhn?

JENS *(in die Hände klatschend):* Du hast gewonnen, Lars. Ich bin besiegt. Das Glück ist es, das kommen muß, um uns zu verwandeln. Jetzt ist es da. Was waren wir vor einer Stunde? Wer sind wir jetzt? Ich — Krösus Jens — habe mich eben noch hinter deinem Rücken, während du im Laden mit der Witwe Gillerup konversiertest, aus deinem Brotschrank sattgefressen —

(Die Ladenglocke läutet.)

LARS: Wer ist es?

KAREN *(an der Glastür):* Die Witwe Gillerup.

LARS: Nochmal? Sie tauscht den Zucker um, sie kann ihn bei Schmidt und Hansen um einen Öre billiger haben!

JENS: Schenk' ihr den Zucker und den Öre extra.

JOHANNE: Nichts sagen — nichts von Amerika.

LARS *(zu Niels und Jens):* Nichts bis zu meiner Rückkehr aus Amerika!

JENS: Dann soll es wie eine Bombe explodieren, daß alle lieben Bürger sich platte Nasen staunen!!

LARS: Ich bin wie immer im Laden. *(Hinten ab.)*

JENS: Tretet heran — seht zu. Es ist ein Anblick, den wir nicht wieder erleben: Krösus Lars bedient die Witwe Gillerup!

(Sie stehen an der Glastür und spähen durch die Scheiben. Johanne stützt sich seufzend auf Karen.)

PAUSE

VON

ERNST BLASS

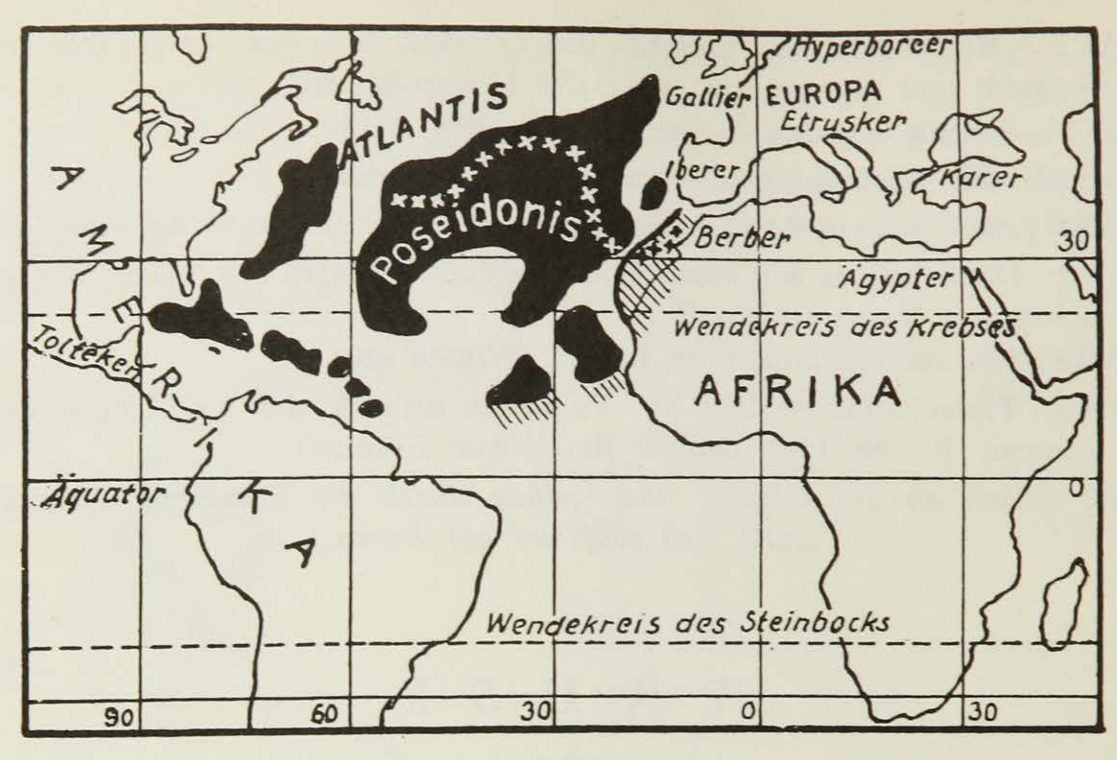
Wir nahmen diese farbigen Getränke
Des Nachts in einer tanzerfüllten Bar —
Geschliffene Gläser, Kniee, Handgelenke,
Es ist kein Zweifel, daß das wirklich war.

Wir hörten ja auch all die Gassenhauer,
Erhitzte Rufe, sahen helle Mienen,
Und alles dies ist uns nicht fremd erschienen,
Wir saßen still, und nichts lag auf der Lauer.

Merkwürdig war sie dennoch, diese Pause,
Da nichts geschehen ist und nichts gediehn.
Fast ohne Möglichkeit, mir zu entfliehn,
Bin ich nun wieder, wie man sagt, „zu Hause“.

Wo sind wir, als wir tranken, nur geblieben?
Ich möcht es wissen, doch ich weiß nicht was.
An meinem Schreibtisch sitze ich vertrieben
Und dichte wieder Fragen als Ernst Blass.

*



Die geographische Lage der alten Atlantis

ATLANTIS

Von

ROGER DÉVIGNE

Wir haben Globen und Atlanten, die uns ein Bild der Erscheinung und des Aufbaues der Erdenwelt geben, so, wie sie heute ist und wie sie zur Zeit der Römer, der Griechen und der Phönizier war. Noch hat kein Gelehrter gewagt, die Karte des Erdballs so zu entwerfen, wie er vor dem Versinken von Atlantis war, als das atlantische Reich — jenes England der vorgeschichtlichen Zeitläufte — seine Macht von den iberischen Pyrenäen bis zu den Anden Perus erstreckte. Und doch sind wir im Besitze hinreichender Zeugnisse geologischer, geographischer, ethnographischer und historischer Natur, um diese synthetische Rekonstruktion zu wagen. Aber die offizielle Wissenschaft legt dem atlantischen Problem gegenüber eine sonderbare Abneigung an den Tag, weil sein Dasein ihre Gewohnheiten umstürzt und dem Schlendrian ihrer Lehre widerspricht.

Da es sich also nicht mehr um Träumereien handelt, sondern um einen imposanten Komplex von Wirklichkeiten, die von großen Gelehrten, vom Astronomen Bailly angefangen bis zu Alexander von Humboldt und Pierre Termier von der Akademie der Wissenschaften, unzweideutig beglaubigt worden sind, so wollen wir — summarisch, wie es der Rahmen dieser Studie vorschreibt — dies packende Problem in einem Resumé umreißen und eine kurze Geschichte und Geographie von Atlantis geben. Da

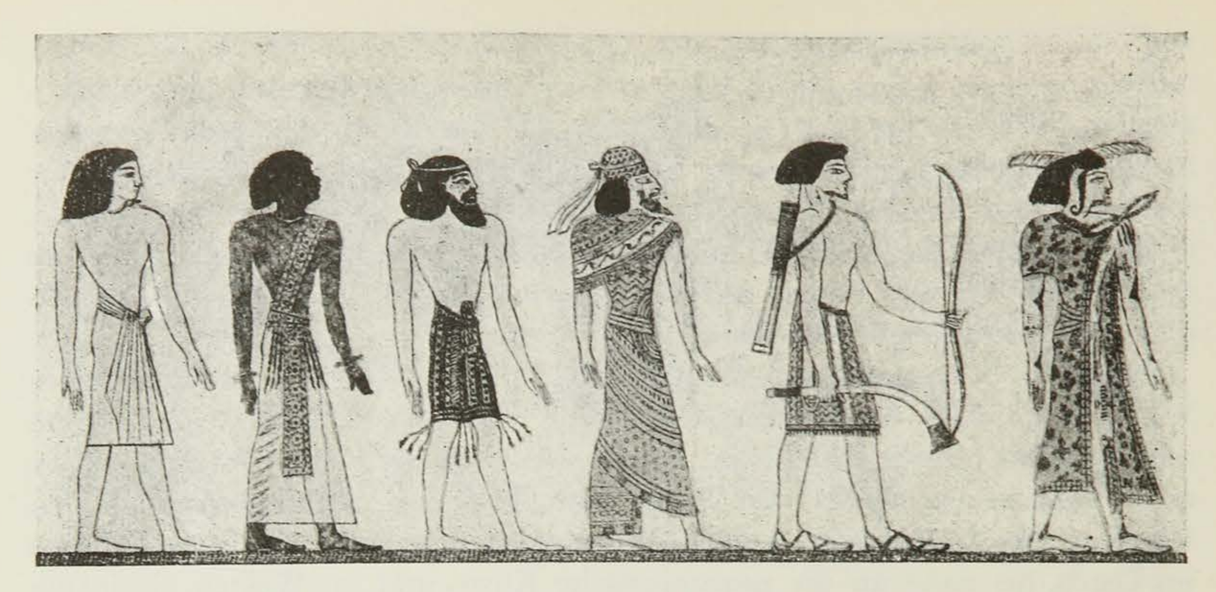
wir einen ganzen Jahrgang des „Querschnitt" zur Verfügung haben müßten, um die ganze Masse unserer Dokumente und Quellen auseinanderzulegen, werden wir uns in einer für das große Publikum bestimmten Studie damit begnügen, wie in einer gesellschaftlichen Unterhaltung nur die Resultate unserer Untersuchungen zu geben. Aber wir sind bereit, diesen großen Gegenstand im Détail mit den deutschen Gelehrten zu diskutieren, der alle Völker der Welt interessiert und unsere Vorstellungen über ihre Ursprünge von Grund aus ändert.

Atlantis, der atlantische Kontinent, erstreckte sich in den Zeiten des Wachstums, der Ausbreitung und des Untergangs seiner Zivilisation vom zwölften Grade nördlicher Breite bis etwa zum einundvierzigsten in einer elliptischen Fläche, die heute zum Teil vom Sargassomeer an den Rändern des Golfstromes eingenommen wird und deren äußerste Grenzen im Osten bis nahe an die portugiesische Küste und im Westen bis in die Nähe des Antillenmeeres reichten. Heute treten nur noch in der Form von Inseln die Gipfel seiner höchsten Berge aus dem Wasser: die kanarischen Inseln, die Azoren, die Cap-Verdeschen Inseln, und als Hochplateau die Bermuda-Inseln. Aber die Geologen lehren übereinstimmend, daß das atlantische Ozeanien, so wie es bis zur Schlußkatastrophe, bis zur „Sintflut" war, mit seiner großen zentralen Insel und seinem Rosenkranz von kleinen Inseln zwischen Afrika und Amerika selbst nichts ist als die Spur einer Welt, die von den Urzeiten an bis zum Beginn der Quaternärzeiten von furchtbaren Konvulsionen erschüttert wurde.

Wenn auch die Tiefenkarte des Atlantischen Ozeans noch unvollständig ist, so haben doch alle Lotungen, angefangen von denen des amerikanischen Schiffes „Delphin", der deutschen Fregatte „Gazelle", der englischen Schiffe „Hydra", „Porcupine" und „Callenger" bis zu den allerjüngsten das Vorhandensein eines weiten überfluteten Plateaus festgestellt, das südlich von den britannischen Inseln beginnt, im Osten an der afrikanischen Küste entlangläuft und sich schräg Südamerika nähert. „Dieses Plateau", schrieb der „Scientific American", „ist in den Ozean versunken, hat aber dabei eine solche Struktur bewahrt, daß die Unebenheiten, die Berge und die Täler



Die Königin Tii (libyscher Abstammung)



Typen der den alten Aegyptern bekannten Völkerschaften

seiner Oberfläche unmöglich entstanden sein können in Gemäßheit der Gesetze, die für die Ablagerung von Anschwemmungen und die Erhöhung des Meeresbodens maßgebend sind, sondern im Gegenteil modelliert worden sein müssen durch Gewalten, die an der freien Luft wirksam sind.“ Der Geologe Termier operiert mit einer ganzen Reihe derartiger Feststellungen, die aufzuzählen hier zu lang wäre, und gelangt zu dem sicheren Schlusse eines ausgedehnten Einsturzes, der noch nicht so weit zurückliegt, daß der Mensch die Erinnerung daran verloren habe. Die Zeugnisse der Paläontologie und der Zoologie vervollständigen die der Geologie. Beispielsweise findet man fünfzehn Molluskenarten, die nur in den Antillen und an der portugiesischen Küste leben. Man findet sie nirgends sonst, so daß diese Koexistenz nicht anders erklärt werden kann als durch die Beförderung der Keime (Embryos) im Zuge der Meeresströmungen. Die Zusammenstellung einer gewissen Zahl solcher Tatsachen zwang die Zoologen, die Existenz eines großen mitteltertiären Kontinents anzusetzen, der erst auf der Antillenseite zerbröckelte und dann, im jüngeren Tertiär, auf der afrikanischen. Durch dieselben Gründe sind die Botaniker zu denselben Hypothesen geführt worden. Namentlich Unger und Oswald Heer haben zugunsten eines tertiären atlantischen Kontinents plädiert. Schließlich konstatiert der Archäologe de Morgan, daß „im Anfang der Nach-Eiszeit die Neue Welt, sei es durch Atlantis, sei es durch einen andern verschwundenen Erdteil, mit unserem Europa in Verbindung stand.“ Die Existenz einer „Atlantis“, die in den ersten Tertiärzeiten von gewaltiger Ausdehnung ist und dann vom Ende des Tertiärs bis zum Anfang des Quaternärs nach und nach abbröckelt, wird von den Geologen der Gegenwart wissenschaftlich allgemein angenommen. Das letzte große Überbleibsel davon wäre Platos Atlantis, das Reich des Erzes und der Sonne, die Insel der saturnischen Götter, der zivilisatorischen Völker, Seefahrer und Astronomen, mit roter oder brauner Haut, kleinen Händen und länglichem Schädel, deren vergessene Idiome, unendlich viel älter als das



Altmexikanische Krieger und Gefangene (nach einer alten Darstellung)

Sanskrit, zugleich in den Berbersprachen und in den amerikanischen Sprachen eine Spur hinterlassen haben, das große vorsintflutliche Land, an das alle alten Religionen eine dunkle Erinnerung bewahrt zu haben scheinen. In der Tat: unter allen Überlieferungen der Völker, die, vom Mittelländischen Meer bis zum Golf von Mexiko, mit den „Atlanten" in Berührung waren, findet man, wie in einem Palimpsest, die verwischten, aber noch sichtbaren Umrisse des großen verschwundenen Landes wieder.

Die Bibel der Hebräer, die von Platon festgehaltenen Überlieferungen, die Bücher Diodors von Sizilien, das Popol Vuh („Heilige Buch") und der Codex Chimalpopoca der amerikanischen Völker stimmen in staunenerregendem Grade miteinander überein. Alle beschwören sie jene legendarische westliche Insel herauf, Amenti der Ägypter, Heden der Hebräer, Aztlan oder Meztli der Mexikaner, Limne bei Homer oder Äschylus, wohin alle in die Mysterien eingeweihten Stämme nach dem

Tode zurückzukehren fabeln, auf Nachen, denen das mysteriöse Zeichen des atlantischen Kreuzes eingeprägt ist, des ägyptischen Kreuzes, des mexikanischen Kreuzes ... Denn die Religionen sind konservativ. Wie die versteinernden Quellen versehen sie die Gegenstände, die man ihnen anvertraut, mit einem dauerhaften Überzug; sie deformieren, vergröbern die Umrisse, bewahren aber, wenn auch abgeschwächt, das ursprüngliche Linienwerk.

Überall in den Legenden der alten Völker finden wir die Erinnerung an jene geologische Katastrophe, eine „Sintflut" wieder, die den atlantischen Kontinent verschlang. Überall finden wir eine weitreichende Spur mythischer Noahs, „Söhne des Meeres", die die erschreckten Menschen sammeln, die Rettung organisieren und sich bemühen, am Rande versumpfter Landstriche unter einem dunklen und unheilverkündenden Himmel die letzten Spuren vorsintflutlicher Zivilisation zusammenzuhalten und zu retten. Die mexikanischen, hebräischen und griechischen Texte geben uns eine annähernd identische Erzählung des elementaren Unglücks.

„In diesem Augenblick", sagt die ‚Geschichte der Sonnen' (Codex Chimalpopoca), „näherte sich der Himmel dem Wasser: in einem einzigen Tage (μιᾶς ἡμέρας καὶ νυκτὸς χαλεπῆς ἐπελθούσης*) schreibt Plato) ging alles zugrunde, und der Tag „nahui xochitl" verzehrte alles, was unseres Fleisches war ..."

„Da", schreibt das Popol-Vuh, „geschah eine große Überschwemmung, die über die Häupter der Geschöpfe kam ... Sie wurden überflutet, und ein dickflüssiges Harz kam vom Himmel herunter ... Die Erde verdunkelte sich, und ein finsterer Regen begann, Regen am Tage, Regen des Nachts ... Und ein großer Lärm wie von Feuer ließ sich vernehmen ob ihren Köpfen."

„Schreckliche Erdbeben fanden statt", heißt es im Manuskript Troano des British Museum. „Da wurden die Länder voneinander getrennt ... Sie hatten keinen Halt in den fürchterlichen Zuckungen, versanken und rissen 64 Millionen Bewohner mit sich. Dieses begab sich 8060 Jahre vor der Abfassung dieses Buches."

Nach den Maya-Inschriften von Palenqué und Chichen-Itza, wie sie Dr. Strath interpretiert, hätte ein kleiner Planet, der alle 52 000 Jahre an der Erde vorbeikommt, unseren Globus gestreift und gestoßen und vulkanische Flutkatastrophen und fürchterliche Finsternisse entfesselt. In dem Zusammenbruche verschwand die große Insel, deren Einwohner die Mayas zivilisiert hätten. Die Insulaner seien zu den fernsten Grenzen der Welt vorgedrungen. Im Osten der Welt, im Angesicht der Wüsten, hätten sie einen granitenen Löwen mit Menschenantlitz aufgerichtet ...

*

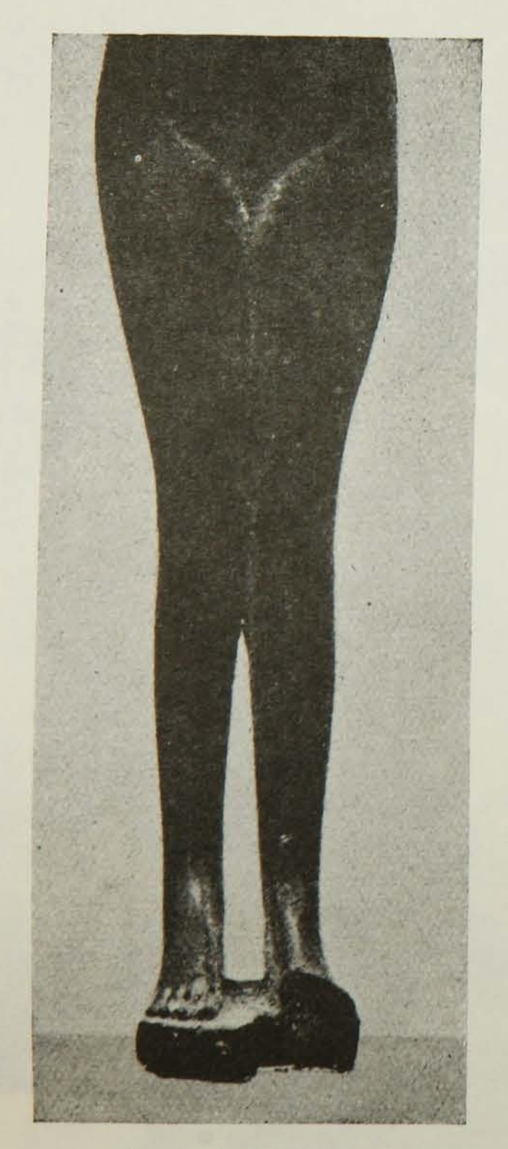
„Die atlantischen Könige", schreibt Plato, „herrschten sowohl über die ganze Insel als über mehrere andere Inseln und einige Teile des

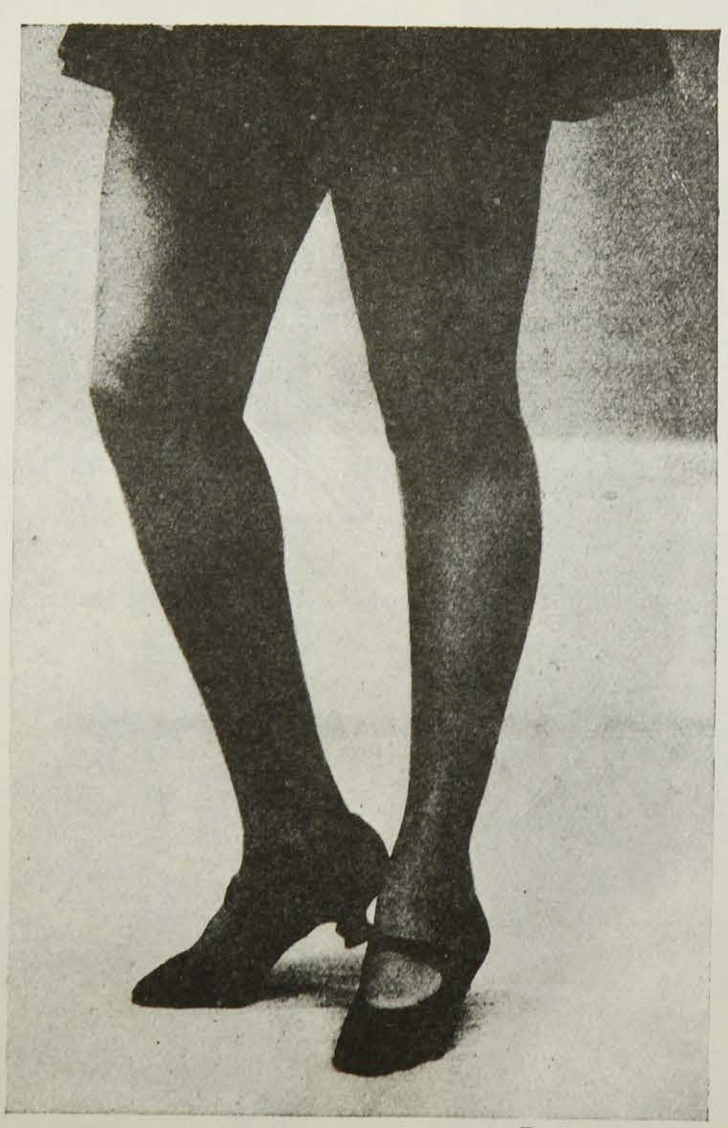
*) Auf deutsch: „Als ein einziger Tag und eine böse Nacht zusammenkamen."

Wide World Photo

Jung-Amerika beim Sport. Links der Sohn des Senators Edge aus New Jersey, rechts der Sohn von C. B. Asher aus Washington

Die Pfadfinder von Atalanta feiern einen Sieg ihrer Gruppe


Aegyptische Beine


Becker & Maaß
Negerbeine (Chocolate Kiddies)


Griechische Beine

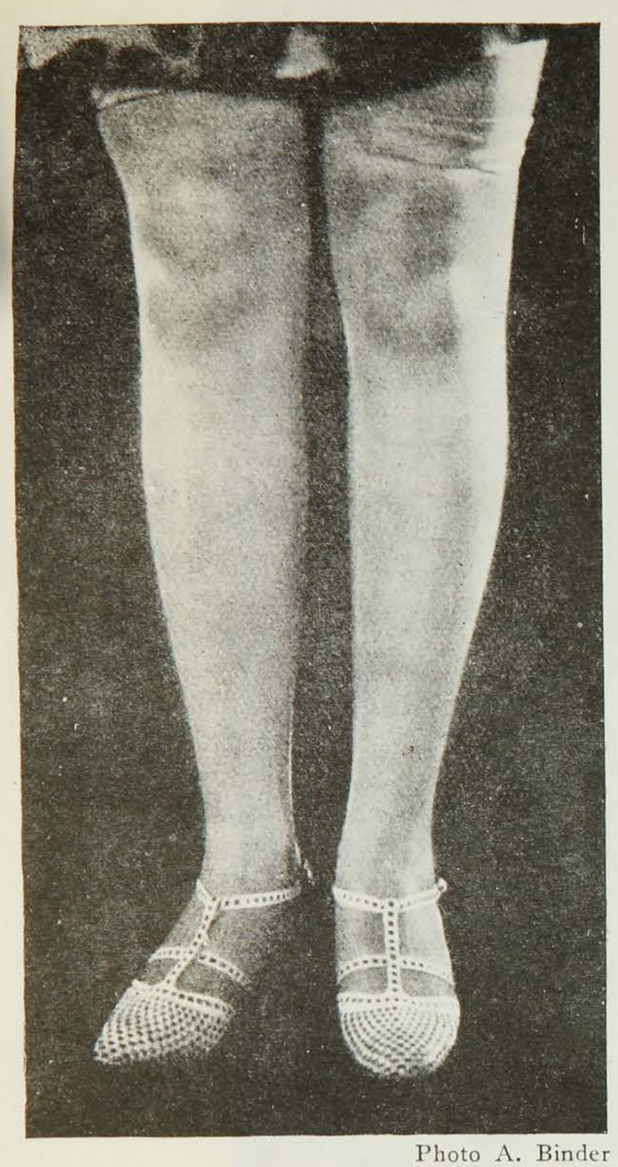
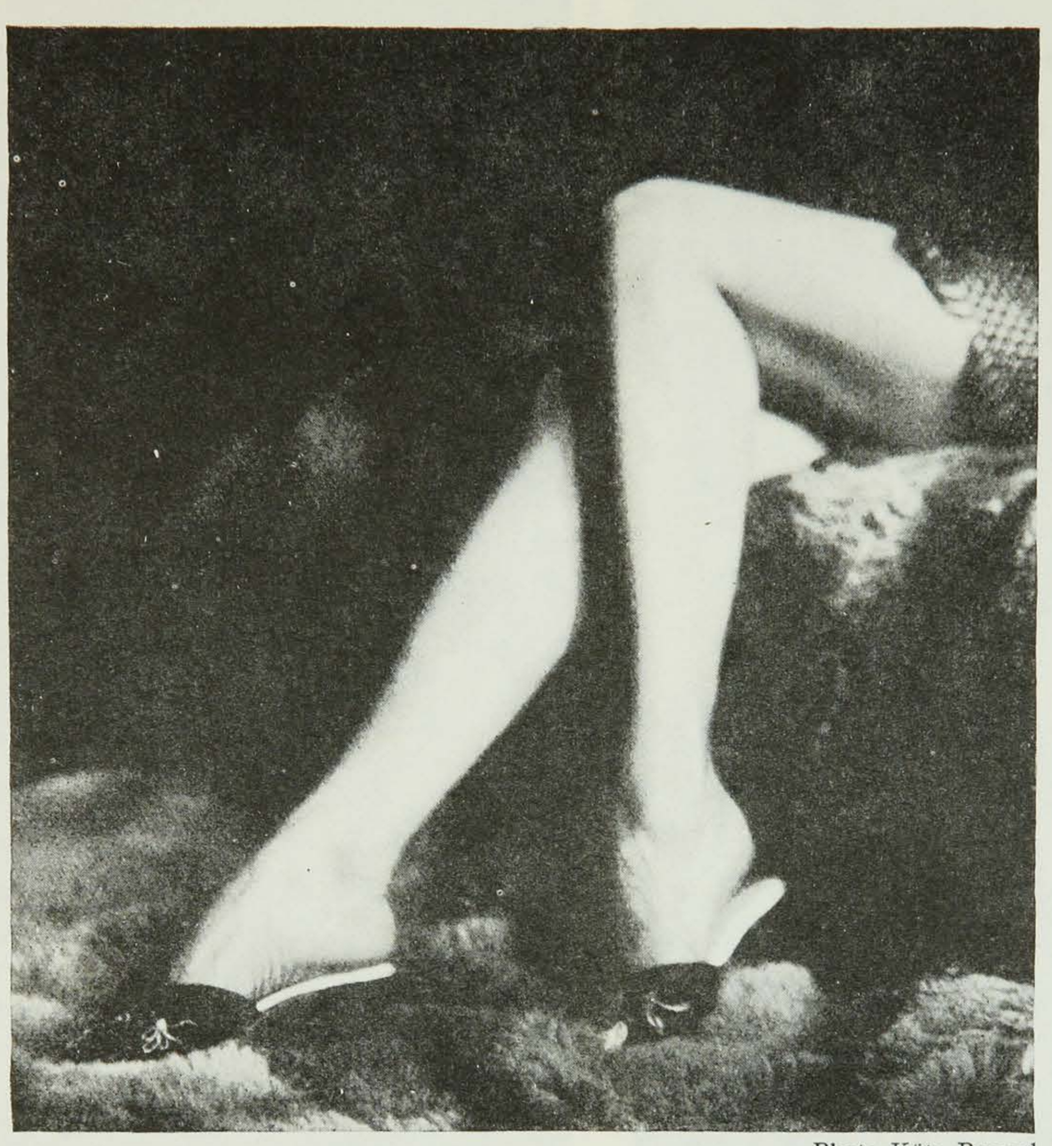


Photo A. Binder

Frau Ober-Reg.-Rat G. (Anni Mewes)



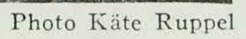


Photo Käte Ruppel

Else Berna

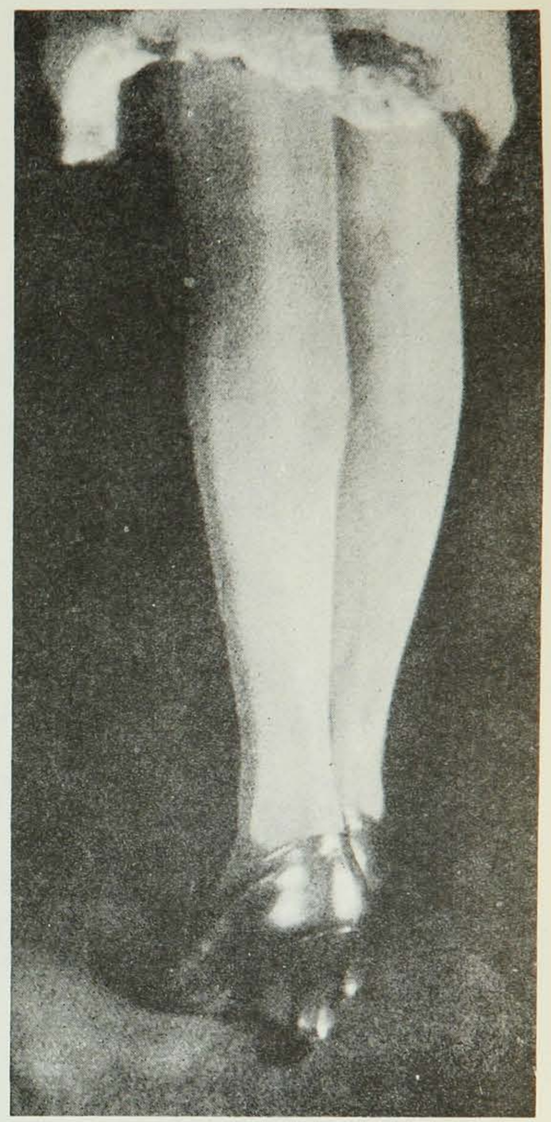


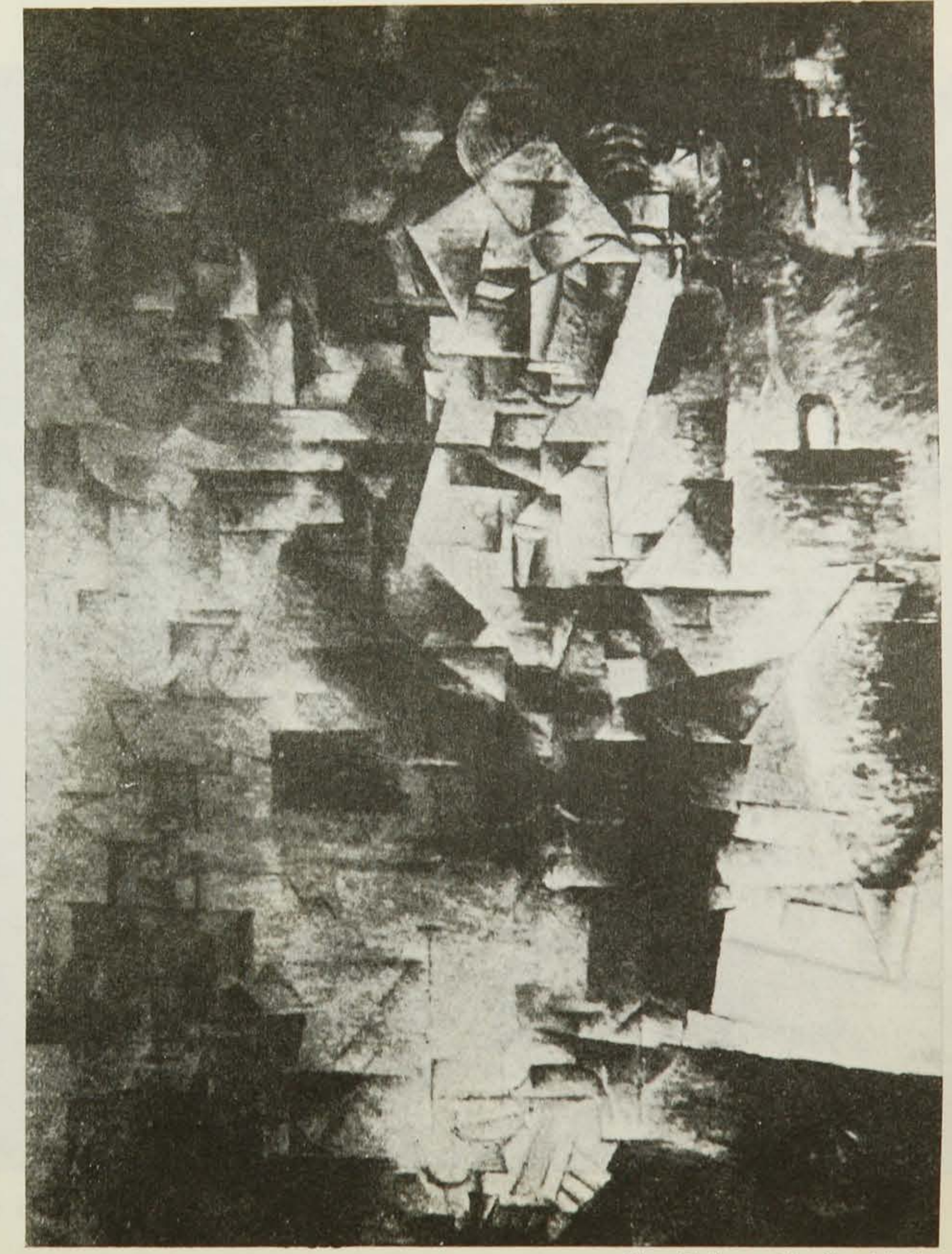
Photo Man Ray

Eine Amerikanerin

Picassos erste Kunsthändler

Slg. Reber, Lugano

Picasso, Clovis Sagot. 1908



Slg. Grünewald, Stockholm

Picasso, Henri Kahnweiler. 1910

(amerikanischen) Festlandes. Sie regierten außerdem jenseits der Meerenge (von Gibraltar) über Libyen (Nordafrika) bis nach Ägypten und über Europa bis nach Tyrrhenien."

Da haben wir eine völlig präzise, lehrhafte Aussage, die in keiner Weise nach Träumerei und Inspiration schmeckt. Ein moderner Geograph hätte nicht präziser und klarer sein können. Wenn wir uns in die Karte vertiefen, die Plato nach den Überlieferungen der ägyptischen Priester von dem atlantischen Reiche entworfen hat, finden wir darin als Völker:

Die Berber oder Libyer (die „Lahabim" der Bibel, berühmt als Seefahrer und Erzschmiede, die „Lebou" der ägyptischen Inschriften), welche über das mächtige frühgeschichtliche Reich des Atlas herrschen, dessen Geschichte und Kriege Professor Berlioux von der Universität Lyon erzählt hat.

Die Iberer und die Basken; die Ligurer, die Rätier, die Etrusker.

Und auf der anderen Seite der Säulen des Herkules: die Guanchen der Kanarischen Inseln, die Tolteken Mexikos, die Mayas Yukatans und die großen Prae-inkasischen Baumeister der Anden. Das will sagen, die beiden großen Rassen von Braunen und Roten, die die westliche und mittelländische Welt kolonisierten, indem sie sich die Autochthonen vom geschnittenen oder geschliffenen Steine assimilierten dank der Macht, die ihnen das Erz gab, und das zu einer Zeit, wo unsere weißen Ahnen, die Arier des Nordens, noch nicht die große Epopöe und die große Eroberung unternommen hatten, die ihre Heroen, ihre Götter und ihre Herrschaft bis nach dem schwarzen Hindostan tragen sollte.

Alle die über die platonische Karte verstreuten Völker bewahren zugleich mit der erstarrten Erinnerung an die Sintflut einen gemeinsamen Vorrat von Legenden und Mythen (wie die vom Heiligen Berge, vom geweihten Baume, von den vier Flüssen, vom Kreuze und von der Schlange), bauen, je nach ihren Mitteln, massive Tempel, Steinmäler oder Pyramiden und benutzen einen für Urvölker überaus komplizierten astronomischen Kalender; Humboldt hat auf die schlagenden Ähnlichkeiten hingewiesen, die den mexikanischen Kalender dem ägyptischen Kalender verwandt machen.

Überall sammelt ein mythischer Apostel, der die Wissenschaft des Himmels, die Kenntnis des Erzes, die Religion der Sonne mit sich bringt, die wilden Stämme: Thot bei den Ägyptern, Oannés bei den Chaldäern, Noah bei den Semiten, Quetzalcoatl (die „federgekrönte Schlange" — vergleiche den „Uraeus", der die Stirn der Pharaonen schmückte) bei den Urmexikanern, Bochica in Bogota; Cuculcan („Die Vogelschlange") mit dem langen schwarzen Bart, mit dem langen schwarzen Kleide gründet in Yukatan Chichen-Itza, dessen riesige Ruinen an das ägyptische Theben denken lassen und den Forschungsreisenden in Verwunderung setzen.

Aber tausendjährige Bäume, die auf andere in Staub zerfallene Bäume folgten, sind auf den Trümmern der Tempel und Paläste gewachsen,

die den Weg jener kolonisatorischen Apostel bezeugten. (Ihr berühmtester ist bei uns Christen der, den die jüdische Überlieferung Jehovah nannte.) Wenn man erwägt, daß wir immer annähernd mit einem Datum zu rechnen haben, wie es Platon für die atlantische Katastrophe ansetzt: bei welchem vorsintflutlichen Volke von Seefahrern, Astronomen, Erzschmieden und Sonnenanbetern werden wir diese prähistorischen Missionare zu suchen haben?

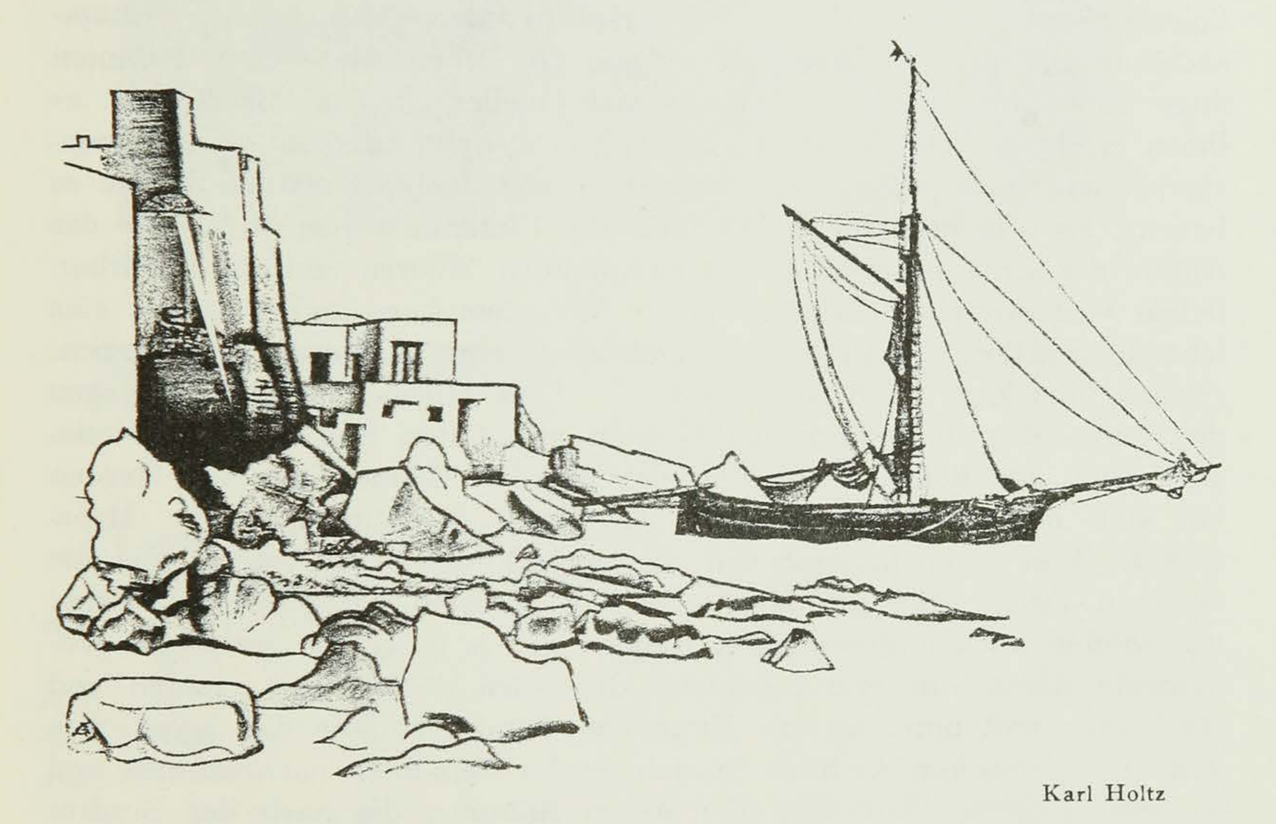
Wenn Atlantis überflutet wurde, so haben seine Kolonien, seine „Dominions", fortbestanden und bewahren als Zeugen, die die Zeit nicht hat verderben können, jene Denkmäler einer eigentümlichen Architektur, die charakterisiert ist durch das primitive Steinmal oder die komplizierte Pyramide.

Heliopolis in Ägypten beispielsweise, die Sonnenstadt, mit ihren Tempeln im Trapezgrundriß und ihren Sonnenscheiben aus reinem Golde, wiederholt sich in Mexiko, wiederholt sich in Peru mit so erstaunlichen Ähnlichkeiten, daß sich die Hypothese der atlantischen Zivilisation noch einmal mehr dem Geiste aufdrängt. Wenn man nach den Werken ihrer alten etrurischen, ägyptischen, mexikanischen und peruanischen Schüler urteilt, so verdienen die Atlanten namentlich kraft ihrer Eigenschaft als Bearbeiter des Metalls als „zivilisiert" betrachtet zu werden, an der Schwelle jenes langen und an Wirren reichen vorhistorischen Mittelalters; auf einer durchnäßten und in Schrecken gesetzten Erde, unter einem grausig verdunkelten Himmel ist ein solches Mittelalter der diluvianischen Flutkatastrophe gefolgt, in deren Verlaufe Atlantis versank. Infolge der Habgier und Barbarei der ersten spanischen Eroberer Amerikas besitzen wir leider nicht mehr jene wunderbaren Kunstwerke aus ziseliertem Gold und Silber, die eingeschmolzen wurden... Fische und Vögel, deren Schuppen und Federn, bald aus Gold, bald aus Silber, ohne die geringste Spur künstlicher Verbindung aneinandergefügt waren; goldene Papageien, die Kopf, Zunge und Flügel bewegten, emaillierte Goldschmiedearbeiten, herrliche Spiegel aus poliertem Kupfer oder Platin... Aber nichts ging vielleicht über die wundervollen Gartenterrassen, die in Cuzco, in der heiligen Stadt der peruanischen Inkas, über dem Rio Huatanay hingen. Welch machtvoller Staat, welches Konsortium von Milliardären könnte heute, in unserem industriellen Jahrhundert, die Großartigkeiten des Fabelgartens wiedererstehen lassen?

Jede Terrasse, erzählt der Historiker Cieza de Léon, reichte funkelnd hinab bis zum Huatanay in Stufen von Klumpen und Rasenstücken aus Gold. An den Strahlen der göttlichen Sonne erglänzte jede Terrasse mit ihrem Laubwerk, ihren Früchten, ihren phantastischen Blumen; Schmetterlinge und Vögel, die auf die Zweige gesetzt waren, große Eidechsen, Insekten, Maisplantagen, alles war aus reinem Golde und Silber gearbeitet und ziseliert mit einer Kunst, die sich im Laufe der Flutkatastrophen und fremden Eroberungen ebenso verloren hat wie die atlantische Wissenschaft. „Der stärkste Wind", sagt der spanische Schriftsteller, „konnte nicht einen einzigen Stengel dieses metallischen

Gartens entwurzeln." Ach, das Hinüberkommen der „zivilisierten" Europäer zu den peruanischen „Wilden" hat genügt, um dies feenhafte Kleinod zunichte zu machen und dies unschätzbare Zeugnis antiker Goldschmiedekunst zu vergeuden und einzuschmelzen . . .

Überall aber, soweit wir den Grenzen des alten atlantischen Reiches folgen, stoßen wir auf eindringliche Spuren jener metallurgischen Wissenschaft, insbesondere jener Kunst der Erzbehandlung, deren Technik ihre Nachfolger oder ihre Schüler noch lange zu bewahren gewußt haben. Bei der Durchforschung des nordwestlichen Afrika, des Atlasgebietes und Libyens, wo seit Tausenden von Jahren die Zivilisation sich stark verringert hat, finden wir ungefähr zehntausend Jahre vor unserer Zeitrechnung Spuren dieser Bronzezivilisation wieder, die in diesen Zeiten



Karl Holtz

und Ländern unerklärbar ist, wenn man nicht die Gegenwart oder das vorübergehende Auftreten, den Einfluß oder die Unterweisung eines Volkes annimmt, das fortgeschritten genug war, um zur Ausbildung der metallurgischen Methoden Zeit gehabt zu haben. Professor Berlioux bemerkt, daß die alten Libyer des afrikanischen Nordens (des Rif und frühgeschichtlichen Marokko) das Erz in Zeiten besessen haben, die weit vor den Eroberungen der Phönizier liegen. Die Existenz dieser westlichen Metallindustrie ist keine Fiktion: in großen Mengen haben die Ägypter Waffen verwandt, die aus diesen Fabriken hervorgingen und die sie abgebildet haben. Die Libyer hatten eine mächtige Flotte und geboten über eine Vereinigung von Völkern, die durch die Liga der Ägypter und Phönizier besiegt und zerstreut wurde, in jenem Zusammenstoß des Ostens mit dem Westen, der der große Erzkrieg war und der

um den Besitz der Minen und Schmelzen geführt wurde. Es scheint, daß das graduelle Sinken der Macht der afrikanischen Atlanten die Folge des Verschwindens des atlantischen Mutterlandes gewesen ist. Dasselbe historische Phänomen scheint sich in der Neuen Welt zugetragen zu haben. Denn die Rassen, die die Spanier bei der Eroberung vorfanden, die Azteken und Nahuatls Mexikos, die Quichuas und Aymaras der Kordilleren, waren durchaus unfähig zur Schöpfung der architektonischen Wunder Amerikas, aber sie bewahrten so etwas wie eine undeutliche Erinnerung an die ursprüngliche Zivilisationshöhe und suchten einige Spuren davon festzuhalten. Mehrere tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ging jene atlantische Zivilisation der Kolonien, letztes, von der Flutkatastrophe aufgespartes Zeugnis, zugrunde wie eine belagerte Stadt, der man die Wasserzufuhr abgeschnitten hat. Hauptsächlich auf den Antillen oder Zykladen haben die letzten Atlanten angesichts ihrer geringen Anzahl sich niedergelassen. Dort war es ihnen leichter, Widerstand zu leisten, ihre Schmiedeöfen wieder anzuzünden und ihre großen angriffsbereiten und uneinnehmbaren Schiffe zu bauen. Es scheint nämlich, als habe die Flutkatastrophe, indem sie das Antlitz der Erde veränderte, aus dampfenden Mooren und undurchdringlichen Wäldern ein Gewimmel neuer Menschen hervorgehen lassen, eine lebende Sintflut, die nach und nach die letzten Kolonien des Sonnenreiches überflutete und absorbierte ... Und langsam schmolzen gegen den lange Zeit unzugänglichen Norden und Osten hin die Eisbarrieren aufs neue, und kühne Horden großer blonder Männer, die ihre Herden vor sich hertrieben, kamen und zerbrachen die Zitadellen der Meervölker. Von jener umfassenden und ausgebildeten Zivilisation, die die Welt in ihrem schweren Netz von Erz gehalten hatte, blieb inmitten der wieder trocken gewordenen Länder nichts übrig als verfallene Monumente, deren Sinn und Geschichte die neuen Völker nicht kannten, und jene lange und unzerstörbare Kette von Pyramiden, die die ägyptischen und amerikanischen Architekten sich wieder bemühten nachzuahmen und zu reproduzieren. Die Flut der neuen Stämme, die nach der Sintflut ausgeschwärmt sind, brandet und will leben ... Die letzten Abkömmlinge des heiligen Volkes, des „Volkes der Sonne", leben vereinsamt in ihren festen Schlössern, ihren Sternwarten, ihren Tempeln, als Fürsten und Priester unter ihren barbarischen Untertanen, an der Seite ihrer Schwester-Gemahlinnen, bis auch sie erlöschen und schlafen gehen unter den Grabmälern oder Pyramiden Ägyptens, Chaldäas, Etruriens, Amerikas.

An den Gelehrten von morgen ist es, ihre Geschichte zu schreiben, die Geschichte der alten Völker des Okzidents, die Geschichte der Atlanten, der Herren und Zivilisatoren Europas, Afrikas und des vorsintflutlichen Amerika. Auf jeden Fall kann ein so großes, so gewaltiges Problem in Zukunft nicht mehr als ein Hirngespinst betrachtet werden.

Deutsch von Franz Leppmann.



Fernand Léger

MY BALLET MECANIQUE: WHAT IT MEANS

By

GEORGE ANTHEIL

My Ballet Mecanique is the new *fourth dimension* of music.

My Ballet Mecanique is the first piece of music that has been composed *out of* and *for* machines, *on earth.*

My Ballet Mecanique is the first piece of music that has found the best forms and materials lying inert in a medium that *as a medium* is mathematically certain of becoming the greatest moving factor of the music of future generations.

My Ballet Mecanique is the first attaining of a form that is *not tonal.*

My Ballet Mecanique is the first music *on earth* that has its very germ of life in the new fourth-dimensional phenomena wherein *time functioning in music differs from ordinary time* and the series of deductive and also purely physical phenomena that follow it.

My Ballet Mecanique is the first *time-form* on earth.

My Ballet Mecanique is neither tonal, nor atonal. In fact it is of no kind of tonality at all. It has nothing to do with tonality. It is made of time and sound . . . . the two materials, *fundamental* materials, that music is made of.

In music there is nothing else, except *time* and *sound,* and the physical and psychic *concept* of these vibrating the human organism.

Anything else is literary, and does not belong to pure music.

For instance my Ballet Mecanique has absolutely no "forte" or "piano" moments. It is *merely played loud enough to be heard.*

My Ballet Mecanique has nothing to do with fff or ppp. That is literary, mystical, religious, hands pressed to the heart. Music, as I repeat a thousand

times, has nothing to do with all this. Musical emotion can have no connection with the literary. It must come out of the finest things within itself.

My Ballet Mecanique comes out of the first and principle stuff of music . . . *time-space.*

The whole problem of music today, as the whole world knows, is *form.*

I believe that all the forms today are merely parades and arrangements, derived from a tonal nuclei: Section A against Section B, with Section C added thereto . . . all with slight overlappings. Parades. Various formations. Interminglings.

In my eyes it is impossible to give further consideration to the tonal forms.

Likewise the atonal, which to me seems quite as tonal as the first tonal laws. I am certain that the people who have decided that they can evolve new forms out of the atonal, just as Beethoven evolved new forms out of the tonal, will find that Beethoven has finished their work for them long ago. The innocents believe that in the difference between tonality and atonality lies the phenomena out of which the new form will be created.

For it is only out of new phenomena in art, that the nuclei of the new forms lie.

I am, perhaps, too sophisticated to try to finish that which has been absolutely finished by greater and kinder talents before me.

And with this one stroke is all of the modern Central European music eliminated for me.

And because the music of modern France, America, and Italy relies mainly upon its charm (as Strawinsky tells me he always and fundamentally searchs) and its intelligence in clearing away the mass of music rubbish that accumulated after Wagner . . . it is even less interesting to me. I can only recommend it as an antidote to Central Europe . . . . or Central Europe as an antidote to it. Kill one another by the most poisonous methods, if you please . . . .

My forms are the first complete forms that have come out of the only forms out of which musical forms can be made . . . *Time.* Is not *time,* and *time alone* the *sole* canvas of music? Notes, vibrations, and sound are merely our drawing pencils . . . our paint-box. Can you dare to deny that *time* is the sole canvas of music? Can you dare to deny that the forms come out of the canvas, and not the crayon? Can you dare to deny that the crayon is merely the human instrument for indicating the spaces *existing only upon the canvas?*

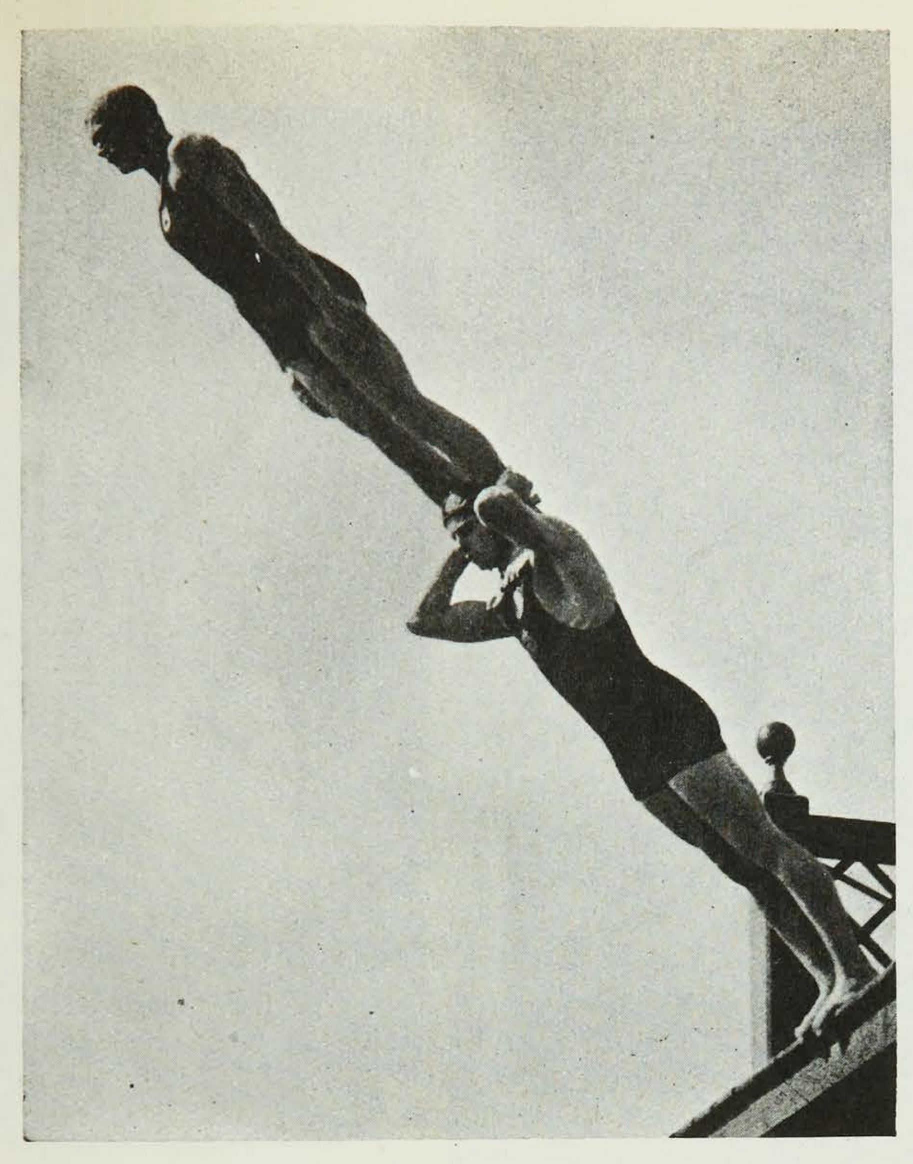
Can you any longer dare to say that music is made of *tone* and not of *time.*

Will you any longer write music in which *time* is merely a byproduct of *tonality,* or *tone.*

Again I ask you . . . . do you dare to deny that the canvas of music is *time* and not *tonality* . . . . do you mean to say that the very spaces in which you are working, and the finished space which is your goal . . .. does not interest you *fundamentally,* above all other things.

Does not its plan, and its musical phenomena in which it differs from ordinary *time* . . . . in a word, the root of its miracle, the secret of its existence, the germ of its life, the cool beauty of its plan and mathematics, the tension of its spaces, the beating of our hearts (for our hearts do not *feel* . . . . they *beat),* in a word the very *reason* of music, the ultimate *form* . . . . does not this interest you, *except as a by-product.*

Improvisors!

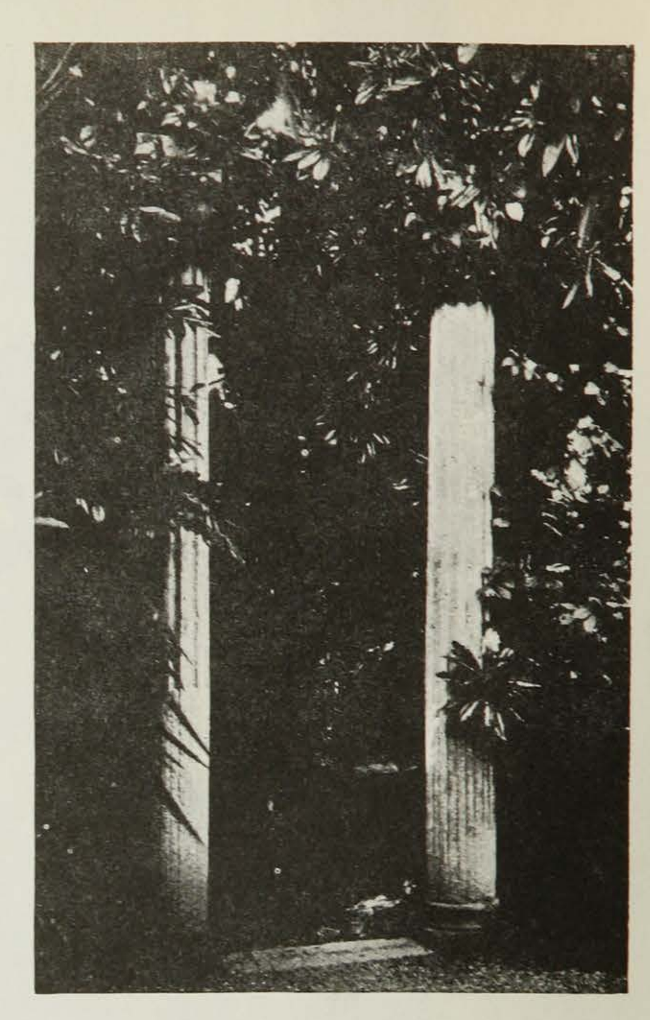


Die englischen Taucher Knight & Macdonald beim Doppelsprung

Photos Sport & General

Die Tänzerin Margarete Morris mit ihren Schülerinnen beim Training





Der antike Teil des Parkes



Photos Bonney

d'Annunzio, die Baccara und Gäste in seinem Park



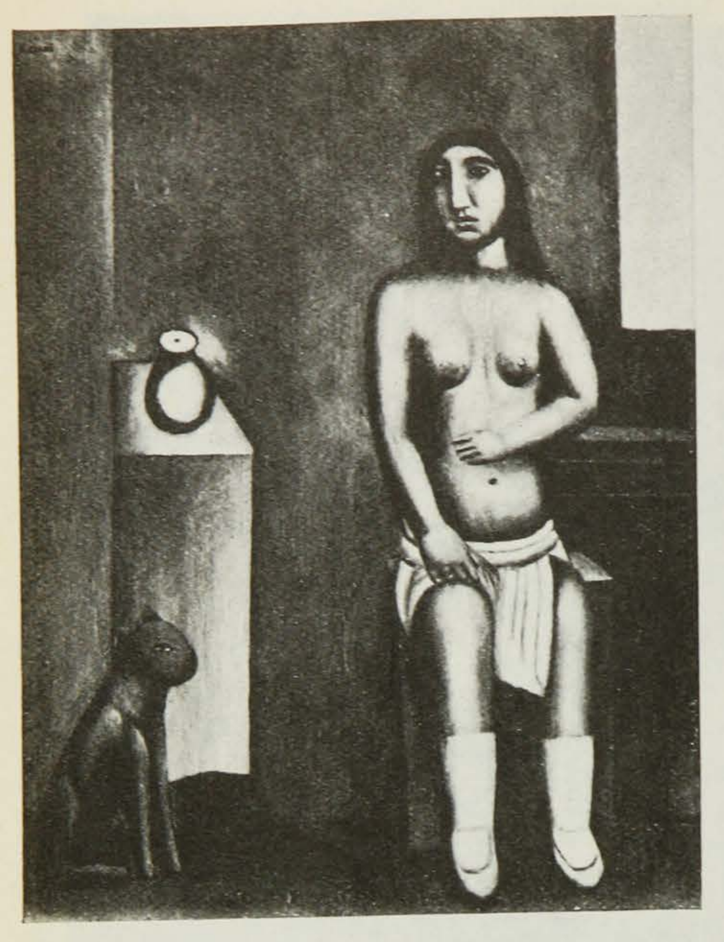
In Fiume



d'Annunzio und Tschitscherin



Die Meute d'Annunzios



Das Freudenhaus



Der betrunkene Edelmann

Dorfkirmes

Fenster sehen, aus dem im Sommer 1922 d'Annunzio gestürzt ist und sich beinahe das Nasenbein gebrochen hätte. Das Buch „d'Alcyon" ist wichtiger als die Nase des Autors, selbstverständlich, aber d'Annunzio kann darüber anderer Ansicht sein, nicht wahr? Aber hier muß erwähnt werden, daß bei dieser Gelegenheit — die Zeitungen schreiben den Unfall dem Ausgang eines Kampfes des Kommandanten mit einer jungen Dame zu — die Leute anfingen, von Orgien in Gardone zu sprechen. Wahr ist, daß wir gerade um diese Zeit begriffen, daß Gabriele d'Annunzio seit damals die übrigens nicht unsympathische Existenz eines alten, sehr respektablen Rentiers führte. Um wieder darauf zurückzukommen: die Legende mit Erdgeruch, die auch nur auf vier Pfoten lief, gehörte einer älteren Epoche an.

Er steht des Morgens auf, er trinkt seine Schokolade (oder seinen Milchkaffee) in seinem Zimmer von kostbarem und ernstem Geschmack, er macht eigenhändig Toilette, dann geht er arbeiten. Zwischendurch erledigt er seine Korrespondenz, was nicht sehr höflich ist. Er geht arbeiten, hatte ich gesagt. Seit vier Jahren sagt man nun schon „er arbeitet", und drei Bücher sind seit dem Kriege von ihm erschienen, von denen zwei schon vollständig fertig waren, bevor er sich nach Gardone zurückzog, und das dritte, ein politisches und patriotisches Buch, hat ihn nicht allzuviel Arbeit kosten können. Es stimmt, daß die Zeitungen zirka 20 Bände von ihm angekündigt haben, und daß sie tausend Botschaften veröffentlichten von dem „Einsiedler von Gardone", datiert vom „Victorial", die stets lateinische Devisen und einige respektvolle Sätze enthielten. Wenn das seine Arbeit ist . . . —

Ein zu schönes Bild: der Dichter arbeitet! — Lautlose Stille, der Gärtner mäht die Wiesen auf den Fußspitzen schreitend, die Köchin setzt die Sourdine auf den Topf usw. . . . Und er? An seinem Schreibtisch, vor ihm Papier in allen Farben, Federn von Gänsen und von Schwänen — und dennoch tut er nichts, er raucht eine Zigarette und denkt an seine Jugend, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden . . . Endlich begibt er sich zur Ruhe — — der Dichter hat gearbeitet.

Ist es nicht entzückend? Das ist wirklich ein großer Dichter. Vor zehn Jahren war er es nur in seinen Büchern.

*

Man mißverstehe mich nicht: Die Romane d'Annunzios? Das ist weniger interessant als die „Quisinière Bourgeoise" und übrigens nicht bekömmlich für den Magen. Was die Mehrzahl der Gedichte betrifft: reizende Nachahmungen Victor Hugos, Baudelaires, Mallarmés, Maupassants, Nietzsches, Ibsens usw. Man liest so etwas in der Jugend und vergißt es dann. Und die wenigen matten Stücke? Was für armselige Schauspieler mußten sie armseligen Zuschauern aufzwingen.

Ich übertreibe? Nein, mein Leser. „Seien wir doch von 1925, zum Teufel!"

Übrigens, zur Ergänzung: Das „Livre d'Alcyon" und einige hier und dort zusammengeholte Seiten in einzelnen dieser Bücher sind enorm. Ganz aufrichtig: Der größte Dichter von 1900 bis 1910.

Noch eine Enttäuschung: Es handelt sich nicht um dies. Der Garten der Victorial mit seinen Säulen und Bogen, seinen verschlungenen Alleen, der asymmetrischen Anordnung der Rasenflächen könnte Ihnen sehr viel darüber sagen. Ein lateinischer Spruch über einem Bogen sagt, daß unter ihm Raum nur für Magere sei, denn Menschen von Begabung seien mager. Und in dem Garten

gibt es einen Anker mit Ketten und ein wenig überall in dem Hause verteilt, wo die absolute Stille herrschen muß, Marinesachen und Dampfer. Wie am Grabe Napoleons bei den „Invalides". Ich zitiere diesen, weil das Grab das einzige historische Museum ist, das ich kenne. Ist denn d'Annunzio Konservator eines Museums? Ich hoffe, er kümmert sich um all diese Kinkerlitzchen so viel wie um den vorjährigen Schnee.

Wenigen Besuchern ist es gestattet, in das erlauchte Haus einzudringen. Und diese Glücklichen führt d'Annunzio selbst durch sein Haus und zeigt ihnen die Kuriositäten seines Besitzes in einem poetischen Gespräch und mit der Prunkliebe eines Typs aus dem Mittelalter: Der Clou ist der Dante, der überlebensgroß seine Nase den Sternen entgegenreckt.

Ist das nicht grotesk?

Daß es Leute gibt, die nach vierzig Jahren d'annunziesker Maskerade noch in diese Primitivität verfallen.

*

Man erinnere sich des d'Annunzio, der eines Tages auf einem mächtigen Schimmel im Galopp die Ufer des Tyrrhenischen Meeres irgendwo in Toskana entlangjagt. Man erinnere sich des d'Annunzio als Parlamentarier, der zum Sozialismus übergeht, „dem Lichte entgegen", und man erinnere sich der von Anatole France berichteten Geschichte von dem prachtvollen Ring, den d'Annunzio verschwenderisch einem Pariser Journalisten, der ihn interviewte, schenkte — einen Ring, der kaum 30 Frs. wert war. Und noch anderer Geschichten: d'Annunzio und seine Schulden, d'Annunzio und seine Artigkeiten gegen die Duse, d'Annunzio und das Königreich Fiume usw....

Paraden, gewiß! Aber wer ist nicht alles darauf hereingefallen! Selbst Marinetti, selbst Anatole France.

Das Spiel wird auch heute fortgesetzt: d'Annunzio besucht ein Kloster, und in ihm erwacht der Wunsch, Mönch zu werden, — infolgedessen mystische Tänze, an denen die Oper des Dichters sich beteiligt; sie sollten stattfinden in „Franz von Assisi"; d'Annunzio in seinem Kanu, auf dem Gardasee — bringt Blumen herbei und wirft sie an der Stelle ins Wasser, wo eine romanische Prinzessin sich ertränkte, die er wahrscheinlich niemals gesehen oder gekannt hat; so geht es weiter bis zu der Geschichte mit Cécile Sorel, einer alten Zierpuppe der Comédie-Française, der d'Annunzio ein Stück versprochen hat, und man sieht förmlich die Alte vor Wonne zerfließend, von Hymnen umtönt.

Das komischste ist, daß er durchaus imstande ist, diese Komödie zu schreiben.

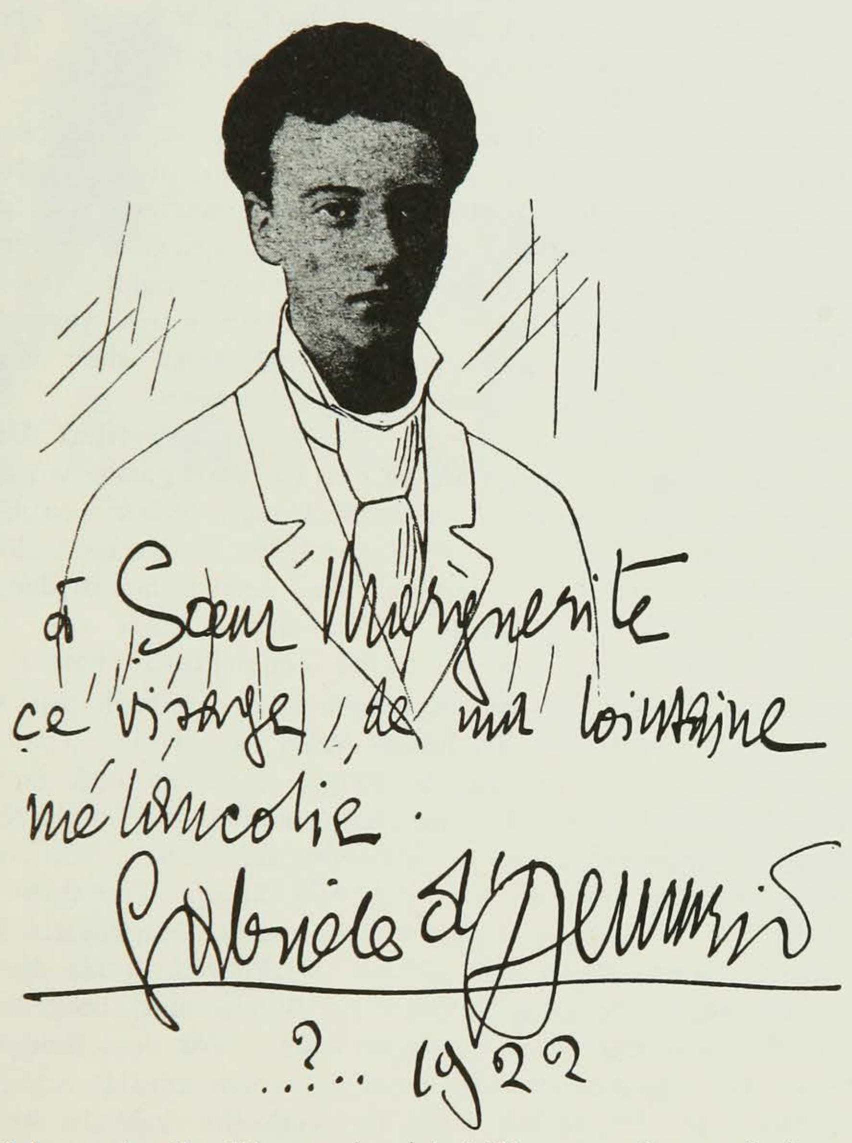
*

Koexistenz eines Charlatans neben einem großen Dichter in d'Annunzio. So würde Prud'homme das Problem fassen.

Nein! Den Charlatan gibt es hier nicht. Es handelt sich ganz aufrichtig um Abwehr gegen die äußere Welt und gleichzeitig um ihre Unterwerfung. Alles das wurde in Musik gesetzt — und zwar mit Genauigkeit — von Richard Strauß. Fragen Sie um die Meinung des verstorbenen Barrès, des armen Tolstoj und Schönbergs. Stephan George hat in der Abwehr Zuflucht zu dem Elfenbeinturm, diesem entzückenden Humbug, genommen. D'Annunzio hat es besser gemacht: er paradiert mit dem Schwerte, um sich die Leute vom Leibe zu halten, wie Barbey d'Aurevilly mit eisiger Höflichkeit.

*

Vierzig Jahre hat man gebraucht, bis man ihn ganz verstanden hat: Dieser kleine alte Rentier, der sich von Sonne und Pario vanca für Bleichsüchtige nährte, ist der richtige Neffe von Machiavelli; dieser, in den Ruhestand getreten, ging in die Spelunken, um mit den Zuhältern und den Enterbten seiner Zeit Karten zu spielen — und ist es nicht Machiavelli gewesen, der als erster die Notwendigkeit dessen, was man Charlatanerie nennt, erkannte? Übrigens, ich bin dessen nicht sicher, und es ist mir auch gleichgültig. Wichtig ist, daß wir, die wir ein wenig intelligenter sind als all die andern, die zu veraltete



Legende ablehnen, in die d'Annunzio sich hüllen zu müssen glaubte: in der Zeit des „Drahtlosen" und der Wolkenkratzer hat sie für uns ihre Bedeutung verloren.

*

Ohne Frage hat er ein Anrecht auf seinen Gemüsegarten und auf seine sicheren Renten, dieser kleine kahle, so groteske und so sympathische Herr.

Jetzt aber möchten wir doch seine eigentliche Biographie geben: Geboren in Pescara, halb Matrose, halb Bauer, befaßt er sich in seiner Jugend mit Ölsardinen und Folklore. Aus Beschäftigungslosigkeit wird er Dichter, schreibt zwei bis drei Meisterwerke, die besten seiner Zeit. Im Alter wurde er für die italienische Armee angeworben, und er lernte den Krieg kennen. Immer in Geldschwierigkeiten, war er köstlich und einfachen Geistes. Er liebte die Frauen, die Seebäder und das Kino. *(Deutsch von B. Schiratzki.)*

DIE INTERNATIONALE DER TASCHENDIEBE

Von

EMIL SZITTYA

I.

Vor dem Kriege waren wir schon bald so weit, daß der Humanismus, die Wissenschaft und die Staatsethik das Leben ganz und gar enträtselten, und daß die Psychoanalytiker jeden Verbrecher von seiner Krankheit zu heilen vorgaben. Vorläufig liegt aber dieses Ziel doch noch fern genug, und vielleicht ist es inzwischen interessanter, das amüsante (aber schädliche) Treiben einzelner Kriminaltypen zu schildern.

Manulescu schrieb in seinen Memoiren, daß die Taschendiebe zwar die intelligentesten, aber gleichzeitig auch die feigsten Verbrecher seien, und deshalb ist es auch verständlich, daß von allen Verbrechern sie die einzigen sind, die eine internationale Organisation haben. Es gibt zwar noch keinen Fachverband, aber immerhin besitzen sie schon eine unverbindliche Internationale. Die Leute vom Gewerbe kennen sich in allen Ländern. Sie unterstützen sich gegenseitig gegen die Staatsgewalt, und sie scheuen keine Geldmittel, wenn einer von ihnen im Kittchen sitzt, um ihn durch ihre Anwälte loszubekommen.

Die bedeutendsten Taschendiebe des Kontinents exportiert Ungarn. Ihr Hauptsitz in Budapest ist in einem Café in der Rombachgasse, wo außer ihnen nicht nur Schwerverbrecher, sondern auch die Hauptschieber von Ungarn verkehren. An zweiter Stelle steht unter den Exporteuren die Tschechoslowakei. Die deutschen Taschendiebe sind sehr ungeschickt und vertauschen in der Regel sehr bald das Gewerbe mit waghalsigeren Verbrechen. Auch die italienischen Taschendiebe sind ungeschickt, weil sie zuviel Temperament haben.

Die Taschendiebe haben ahasverisches Blut in den Adern. Sie sind immer auf Reisen, und ihre erste Station ist immer Wien, wo sie im „Café International“ verkehren. Ihre zweite Station ist Prag. Nicht umsonst ist der „böhmische Zirkel“ in der Kriminalistik ein konventionelles Wort geworden; die Böhmen sind die talentiertesten Taschendiebe des Kontinents, und die dort haltmachenden Ungarn lernen von ihnen ihre besten Tricks. Die dritte Station ist meistens Berlin, wo sie in einem von Fremden sehr frequentierten Café Unter den Linden und in einem Restaurant „Kindl“ verkehren. Über die polnischen Taschendiebe (die auch eine gute Nummer im Bunde sind) berichtet man mir, daß sie ihre Herberge in der Grenadierstraße haben. Vor dem Kriege war Paris der Lieblingsort der Taschenschneider, und wie man erzählt, haben sie noch heute im Faubourg St. Martin bei Sabo ihr Verkehrslokal. In Rom besuchte ich vor zwei Jahren oft das „Café Cwadroni“ an der Piazza San Silvestro, wo die internationalen Helden des böhmischen Zirkels ihre Zentrale hatten.

Diese Menschensorte liebt die Namenlosigkeit so weit, daß sie meistens keine Ausweispapiere haben (untereinander kennen sie sich nur mit Spitznamen), und wenn sie doch Legitimationspapiere besitzen, so sind es ganz bestimmt gestohlene oder gefälschte Papiere.

Über ihre Arbeitsmethode erfährt man, daß sie meistens zu fünf Personen arbeiten, wobei auch mindestens zwei elegante Frauen sind (diese Damen kommen häufig vom Artistenberuf her). Ein ungarischer Journalist Georg Sipos erzählte mir, daß die internationalen Scheckfälscher, die vor einem Jahre in Berlin verhaftet wurden, ihre ersten Schecks auch als Taschendiebe ergatterten, und erst später kamen sie auf die Idee, selbst welche herzustellen.



Touchagues

II.

Einige Typen. Einer der merkwürdigsten Taschendiebe, dem ich begegnete, war H e r m a n n , der Anarchist. Ein hysterischer Schneidergeselle, der schon mit 16 Jahren einen Selbstmordversuch beging. Als Achtzehnjähriger kam er mit der anarchistischen Bewegung in Berührung. Der damalige Führer der ungarischen Anarchisten war Graf Erwin Bathanyi, ein junger Idealist, der in London mit Krapotkin befreundet war und glaubte, daß nur der Anarchismus der Menschheit das Heil bringen könne. Er gründete in Budapest eine Zeitschrift, die „Soziale Revolution", in der er sehr scharfe Aufsätze gegen die heutige Gesellschaftsordnung schrieb. Die Verantwortung für die Aufsätze übernahmen bezahlte Strohmänner, und so ein Strohmann war auch Hermann. Er kam ins Gefängnis. Bekam von Bathanyi monatlich 200 Kronen, die er im Gefängnis im Kartenspiel verlor. Als er aus der Haft, wo er sechs Monate zubrachte, herauskam, verschwand er. Bei einer Begegnung sagte er mir, daß alle jetzigen anarchistischen Bewegungen bürgerliche Angelegenheiten seien. Nur der Raub sei eine aktive Aktion gegen den heutigen Staat. Auf meine Frage, was er denn selbst mache, zog er eine Zeitung aus der Tasche, in der es hieß, er markiere epileptische Anfälle und stehle bei dieser Gelegenheit. Er behauptete, er sei noch immer Anarchist, aber ein konsequenter Anarchist, weil er seine Ideologie ins Leben übertrage. Hermann hat eine sehr elegante Geliebte, die sich demselben Beruf widmet. Manchmal sitzt er einige Wochen im Gefängnis, aber man muß ihn immer wieder freilassen, weil er doch epileptische Kleptomanie vorschwindelt. Er sagte: „Verbrechen ist, zuviel Lebensenergie zu haben und sich nicht zäumen zu können." Er verabschiedete sich mit den Worten: „Sehen Sie, das ist wirklicher Anarchismus."

Die Bekanntschaft mit Gyula Dick machte ich im Café Cwadroni. Er kam vom Artistenberuf. Von ihm stammt die berühmte Varietényummer „Fetzenmalerei". Er kann innerhalb drei Minuten aus bunten Lumpen jedes Menschen Porträt zusammenwerfen. Gyula ist mit dieser Nummer in den erstklassigen Varietés aufgetreten, aber ihn reizte das Abenteuer. In Zagreb lernte er eine Tänzerin kennen, die man in der Verbrecherwelt unter dem Spitznamen „Mary" kannte und die so viel Sprachen beherrscht, daß sie sich je nach Bedarf als Italienerin, Kroatin, Französin oder Deutsche ausgeben kann. Sie hat auch die Ausweispapiere dazu. Mary ist überall, wo sie sich aufhält, die meist verdienende Frau, aber merkwürdigerweise immer sehr schäbig gekleidet, weil sie ihren Erwerb ihrem jeweiligen Alfons zur Verfügung stellt. In Rom befaßte sich das saubere Paar damit, reiche Russen von ihrem Gelde zu befreien. Mary hatte dabei das Ressort der Information, während Gyula arbeitete. Voriges Jahr machten sie Deutschland unsicher, aber Gyula wurde sehr schnell in Hamburg verhaftet und nach Österreich transportiert, während Mary nach Italien zurückkehrte.

Zu den unsympathischsten Taschendieben gehört Laczko Reiß. Er ist eines der verkommensten Subjekte, die ich kenne. Selbstverständlich stammt er aus Budapest. Er erzählt über sich selbst, er wäre Student, hätte seine Eltern beraubt und wäre nach Paris geflohen, wo er eine Zeitlang von Betteln und kleinem Diebstahl lebte. Als er die Memoiren von Manulescu las, packte ihn der Ehrgeiz, den großen Meister zu übertrumpfen. Einige Versuche gelangen ihm, dann brach aber der Krieg aus, und Reiß verlegte sein Wirkungsfeld nach Berlin, wo er mit einem Schlag Oberleutnant wurde. 1915 konnte man als ungarischer Oberleutnant in Deutschland in die beste Gesellschaft kommen. Laczko nützte das auch tüchtig aus, bis er eines Tages in seine Heimat fliehen mußte. In Ungarn widmete er sich dem Alfonsberuf, und zeitweise war er auch Direktor eines Nepplokals. Als die ungarische Revolution ausbrach, spielte er auch als Bolschewik eine Rolle. Nach dem Sturz der Räterepublik begegnen wir ihm in Leipzig, Hamburg und Berlin. Seine letzte Tat war, in Berlin eine junge Schauspielerin, die Tochter eines Zigarrenhändlers, zu verleiten, den Vater zu berauben und mit ihm nach München zu fliehen. Laczko ist der einzige Taschendieb, den man von der Zunft ausschloß, weil man ihn für einen Denunzianten hält und behauptet, er habe die Polizei auf die Fährte der schon erwähnten Scheckfälscher geführt, da sie ihm als Mitwisser eine zu kleine Provision gaben.

In die Reihe der interessanten Taschendiebe gehört auch der Italiener Lopacio. Er war Journalist in Mailand, mußte aber seinen Beruf wegen eines Diebstahls aufgeben. Während des Krieges versuchte er den Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft dadurch zu erreichen, daß er Spion wurde. Sein Wirkungsfeld war der Spielklub in Campione, wo während des Krieges sehr viele bekannte internationale Politiker verkehrten. Lopacio gelang es trotzdem nicht, aufwärts zu kommen, und so widmete er sich unter dem Einfluß von Gyula dem Taschendiebberuf.

Ein Deutscher namens Stolz war Kunstmaler, wurde nachher der Günstling von Straßenmädchen und ist heute Taschendieb. Seine Freunde erzählen mir, daß er sich von jedem gestohlenen Gelde Aktien kauft, um später wieder in den bürgerlichen Stand zurückzukehren und ein wirklich großer Kunstmaler zu werden.

III.

Der feigste Verbrecher ist nicht der Taschendieb, sondern der Hehler. Man stellt sich instinktiv rothaarige Wesen mit getäppschten Nasen und unappetitlichen Händen vor. Nosingerweis war ein kleiner unbedeutender Zauberkünstler. Während des Krieges war er Feldwebel in Prag. Man erzählte mir, daß er zwar niemals in den Schützengraben kam, aber einer der grausamsten Soldaten war. Man hatte unheimliche Angst vor ihm, und jede kleine Gefälligkeit mußte man ihm bezahlen. Das so erworbene Geld war der Grundstein zu seinem Hehlergewerbe. Heute wohnt er in Budapest und soll unheimlich reich sein.

Seine Frau kann sich Reisen an die Riviera leisten. Er hat auch wirklich rote Haare.

Levy kommt auch von der „Schminke" her. Er hat in der ganzen Welt Schmierentruppen gegründet. Während des Krieges lebte er zwischen Paris und



P. Urban Holzschnitt

der Schweiz. Jetzt pendelt er zwischen Deutschland und Österreich umher und kauft Gestohlenes zusammen, das er dann nach Holland expediert. Er ist Russe und ziemlich korpulent. Er verschenkt seinen Erwerb an seine Geliebten, von denen er immer zwei bis drei hat.

IV.

Wir können es uns nicht versagen, auch den Rechtsanwalt der Taschendiebe zu schildern. (Aufenthaltsort und Namen müssen wir leider verschweigen.) Ein kleiner, dicker, beweglicher Herr. Er hat vier Schwestern, muß also tüchtig Geld verdienen. Auch seine Verwandten sind alle dick. Er liebt gut zu essen, besonders ungarische Speisen. Er besitzt eine große erotische Bibliothek, die größtenteils aus masochistischen Büchern besteht. Die Taschendiebe sind seine beste Kundschaft. Sie bezahlen im voraus, und wenn er einen von ihnen frei bekommt, erhält er noch eine besondere Prämie.

FOREIGN CORRESPONDENCE

Being a thought flashed into a City office in a London November during the translation of a letter to Messieurs Chose & Cie. „in re" goods lost in transit from MARSEILLE

Messieurs,
Nous vous accusons réception
De votre lettre du trois novembre . . .
. . . .

What was that?
What were those warm living things,
With voices,
And knowing emotion?
That flashed past my eyes
And stirred to life
A moment from days that were life,
When human beings were life and real,
And felt
And thought
And chattered;
And the correspondence of Messieurs Chose
Might have gone to the dogs
For all I'd have cared!

What are they?
Only shadows?
Calling to me from southern shores,
Running with flinging strides and foamy splashings
Into a warm blue sea;
Lying on sands that faintly bear
The taint of decomposed shellfish,
And stretching sandy sunburnt limbs
Till they tingle too, too much;
While tremors,
All unexplained and full of longing,
Draw their perplexed minds and bodies
In the direction of their desire . . .
But whither? . . .
They know not whither.

Hands grasping waves from the side of a boat —
Shouting and muffled squeals —
Orangeade with two tall straws
And real ice tinkling against the glass.
And bouillabaisse. Bouillabaisse! —
Oh, how beastly on a day like this!
Cars bearing loads of tortoiseshell glasses,
Behind each pair a heated Amerr'can,
Raise suffocating clouds of thick white dust
That falls in layers
On the pines and shrubs
And the burning red flowers
Of the white Corniche.
And there the sea —
Blue with the deepest blue.
And here the street,
With babbling gutter of noisome water,
And dirty urchins
Sucking fruit
With penetrating audibility.
Mon Dieu!

A breeze from the sea
And there are wings to the feet,
And a spring in the spine,
That impel the whole being, all joyous and eager,
To what? . . .
To what dimly-glimpsed aim? . . .
Oh . . . . .
Mon Dieu! . . . . .

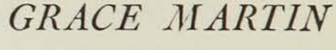
Of course, things are diff'rent here somehow.
The nights —
The Great Bear prowls so low in the sky —
See —
Just over the Lion d'Or, perched on the hill,
Where last night we drank wine,
And you two ate olives,
And we toasted all sorts of ridiculous things
In the unlit, open courtyard.
The nights —
The dark blue nights —

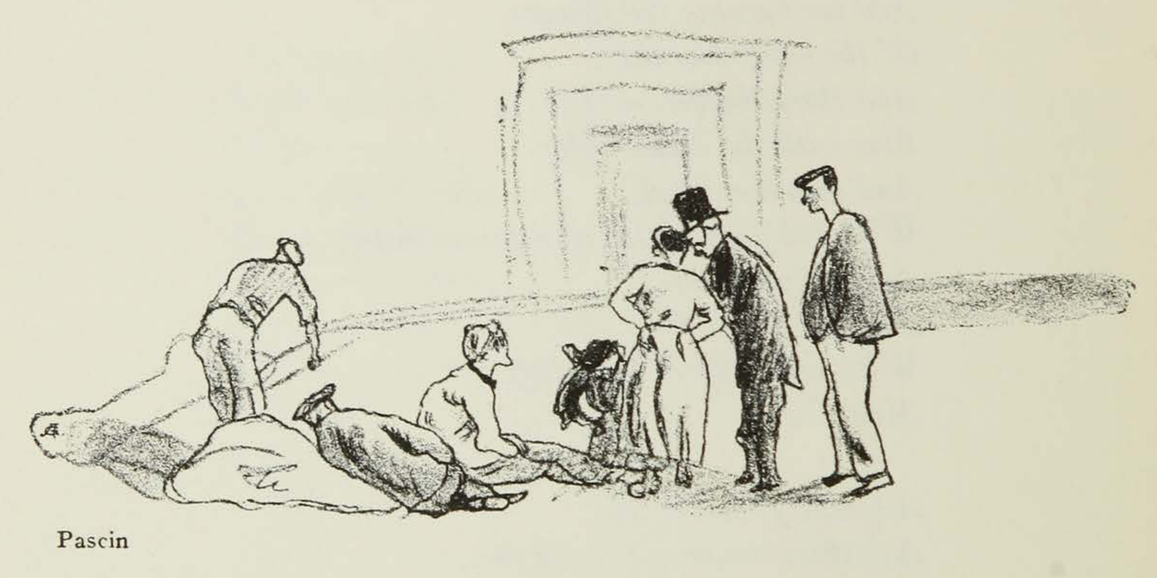
When the sea, sky and air, and all is blue
Save the stars and the Château d'If;
And the soul, all beauty-oppressed, cries out
Beyond the horizon, and seeks in vain
To soar to the stars . . . . . .

Ah, yes —

. . . .

Et nous vous serions très obligés de bien vouloir —





Pascin

ELOGE DE LA MARQUISE DE BEAUSEMBLANT

Par

PAUL MORAND

Daphné se réveilla, par hasard, car la nuit en arrivant ne témoigne d'aucune de ces turbulences qui annoncent le jour. Il était sept heures du soir. Ce repos esthétique d'avant dîner, ce beauty sleep, formait partie de l'administration de son visage. Suivit une enquête, très poussée, sur son corps, couleur de cannelle, dans le miroir à trois faces.

Daphné croyait obéir librement à des lois particulières; elle était régie au contraire, et plus que d'autres, par le commun. Une unité humaine, parmi les 1.660.000.000 qui peuplent le monde. C'était une jeune fille d'aujourd'hui, c'est-à-dire à peu près un jeune homme d'hier. Elle avait pris aux mâles leur vivacité, leur pétulance et faisait mentir l'histoire naturelle qui veut les femelles calmes, lourdes et stationnaires. Elle courait comme une folle à travers les verdures de la vingtième année, ce qui ne l'empêchait pas de s'étrangler au passage dans nos plus vieux nœuds coulants. L'argent (qui suivant elle, libère de tout) la tenait pour le moment à sa merci et ne lâchait plus. Jamais elle n'en avait eu.

Aussi, en quelques mois, venait-elle, beauté de fraîche date, de passer par toutes les cérémonies inévitables: la 40 HP sans soupapes avec radiateur en platine, les chats persans, les trains bleus, les poulets Archiduc, les carrosseries en macassar et maroquin plein, les Van Dongen, les poissons chinois, les dahabiehs sur le Nil, le caviar frais, venu par avion, les Fragonard, les orchidées, les émaux du XIIe, le pied-à-terre dans les ruines d'Angkor, la fine Napoléon, les yachts en laque noir, les nécessaires en or, les robes de Patou, la «suite royale» à l'Excelsior-Lido, les mules en plumes de colibri, les commodes en galuchat, les orgues, les mahjongs en jade, le soleils de minuit, les baignoires en cristal de roche, les éditions des Fermiers Généraux, les montres taillées dans un solitaire, les jardins japonais, le couvre-pieds en chinchilla.

Ce soir-là Daphné s'habillait pour se rendre à l'Opéra, au bal du Grand Prix. La fête était dédiée aux ombres en Paul et Virginie. Dans l'espoir de plaire à J.-G. Domergue, elle mit une robe d'ananas avec cacatoès, disait-elle, stylisés. Puis elle passa dans la chambre d'Iris.

Iris était costumée en sauvage. Elle portait sur la tête un diadème de lianes électriques, dans l'espoir d'être remarquée de Beltran y Masses. Iris venait d'un Etat pluvieux du Centre Ouest américain et d'une excellente famille démocrate, luthérienne et maçonnique; depuis 1921, sa mauvaise réputation marchait à grandes journéees, bien qu'elle eût été envoyée en France pour acquérir le fini français, ou French polish (c'est-à-dire que maintenant quand elle se prenait le pied dans un tapis, elle disait m...). Plus cet ange extravagant se conduisait mal, plus les puits de pétrole de sa dot augmentaient leur rendement, car le centre de la terre appartient au diable. C'est Iris qui aide Daphné dans sa lutte contre la pauvreté, avec le succès qu'on devine.

Assez échauffées par le vin et par les cris, serrées l'une contre l'autre, les deux femmes se promenaient dans les couloirs de l'Opéra. Une nourrice nègre patrouillait de ci de là. A en juger par sa taille et sa démarche, ce devait être un homme et même un homme âgé.

Pour Daphné la récréation commença:

— Tu as vu le vieux en nourrice? Si ça ne ferait pas mieux d'aller se mettre entre quatre planches!

Et elle montrait la figure recouverte d'une cagoule en jersey noir percée d'un trou rouge et de deux yeux blancs, enveloppée d'indienne écarlate, comme un étendard colonial.

C'est sûrement un homme. Si nous le levions?

Elle s'élança:

— Eh! Grand-père!

On ne parut pas prendre plaisir au jeu.

Alors Iris, à son tour, se pendit au bras de la nourrice, criant, tandis que Daphné affirmait tout bas qu'elle avait de mœurs douces et mauvaises.

Devant cette opiniâtreté, le masque s'arrêta, et, les considérant:

— Je bénis un ciel qui m'offre de telles friandises, dit-il ; il m'est témoin que je n'ai rien fait pour les mériter.

Sa voix était masculine, avec un léger accent germanique. A mesure que tous trois se tenaient assemblés, une entente — pour autrui illisible — s'établissait entre eux, qui leur semblait dépasser la simple indication d'un hasard. Il était une heure du matin. On décida de mordre à d'autres plaisirs. Iris proposa d'aller prendre le petit déjeuner au Mont Saint-Michel. Daphné préférait les visions d'art chez Anthinéa. La nourrice fit une provision de silence.

— Voulez-vous simplement venir bavarder chez moi et goûter un peu de vin de Champagne ?



Otto Schoff

Les deux amies s'attendaient à un taxi, ou à une six cylindres, ou à un fiacre à galerie, ou à l'autobus des théâtres, mais pas à cet étonnant petit coupé à un cheval de la fin du siècle dernier, au vernis craquelé, à l'intérieur capitonné, comme un pouf, de drap amarante. De tous ses ressorts condamnés le véhicule s'enfonça dans des rues, emportant la Sauvage, la Négresse et la Corbeille d'ananas. Par les portières on voyait les Invalides, la Santé, dans une nuit de juin pleine de maladies et de passions. Ça et là, des ruines antiques. Les quartiers les plus connus de Paris s'étaient transportés à San-Francisco, à Bagdad.

Le coupé s'arrêta dans une rue qui n'était pas sans analogie avec la rue Barbet-de-Jouy. Un mur de fausses pierres s'ouvrit sur un jardin. Après quelques pas sur le gravier et trois marches d'un perron, on entrait de plain-pied dans un hôtel ancien. Petit salon Second Empire à meubles noirs tendus d'un damas bleu électrique ; des années de l'Illustration reliées, sur une table italienne, comme un gâteau de marbres de diverses couleurs. Les murs étaient gaînés de peluche framboise, ainsi que le plafond, où des plis froncés se rejoignaient en une rosace, avec un bouillonné au centre.

Iris et Daphné furent laissées seules un instant en face de deux tableaux à cadre Renaissance représentant une dame pensive sous un palmier, peinte par Dubufe, et, en vis-à-vis, un voltigeur de la Garde décoiffé par un ouragan post-romantique.

Une vieille gouvernante entra sur des semelles craquantes. Elle avait l'air d'un fantôme gazeux ; sous une lampe Carcel verdâtre, elle déposa

et bonnes choses, tout est caché. Frédéric Lolié a bien écrit de moi que j'avais «la gorge libre de tout frein». Qu'en savait-il? Au monde nos épaules tombantes, nos bras ronds, nos traits d'esprit, mais le reste ne lui appartenait pas. Aujourd'hui, c'est le bolchevisme des mœurs, le communisme de la peau. C'est pour cela qu'il n'y a plus — comme c'était frappant ce soir — de grandes beautés. Vous êtes à Paris de milliers de petites poules fardées qui se ressemblent toutes. Où sont mes belles amies, la Princesse de Sélinonte, et Sophie de Canivet, et la comtesse de Saint-Prune, drapée dans le sombre velours des toiles de Cabanel? Où sont les autres, les belles aventurières, ces Espagnoles, ces Savoyardes, ces Russes dont on pouvait tout dire, et même qu'elles avaient «un air à tout casser', sauf qu'elles étaint vulgaires? Lorsque je vous ai vues tout à l'heure, pendues à mon bras, si égales à tous les bonheurs, mais si incapables de les retenir, si négligées, si infidèles à notre tradition, le besoin m'est venu de vous dire tout ce que vous perdez en perdant la pudeur. Excusez-moi. Je veux votre bien, petites. J'ai toujours vécu pour les autres.

— Pas de doute, fit Iris.

— Si je vous harangue ce soir, c'est dans le vain espoir que vous retiendrez la leçon et la transmettrez à d'autres.

— Juste comme la famille et le Révérend Sidedish, le jour du Sabbat.

— Les passions sont belles autant qu'elles restent maudites et inavouables.

Käte Wilczynski

— Le romantisme éprouve l'Europe, grand'mére. Ne l'éprouve-t-il pas?

— Depuis Eleusis, l'histoire nous passe sous silence: à peine des allusions voilées, et tout le secret de nos sœurs, avec elles descendu sous la terre; mais oralement, d'adeptes en adeptes, continue de courir la bonne parole; une sorte de folk-lore féminin surgit autour de chaque civilisation, enseignant un plaisir parfait. Autrefois, ce n'était que peu à peu que nous nous repérions, que nous nous découvrions de goûts communs pour certaines sociétés, certaines fleurs, certaines musiques. Qu'eût-on dit de ces modernes raccrochages éhontés de filles aux cheveux coupés, ces accommodements violents d'animaux au hasard d'un fourré, ces plaisirs humés sur tous les divans? Nous fussions mortes plutôt que

d'admettre des hommes dans nos jeux. Nous risquions, avec quelle volupté! la mort souvent, l'exil, le déshonneur...

La marquise se tut. La nuit se délabrait. Iris et Daphné, chacune sur sa chaise, s'étaient endormies pendant le prêche. Le silence les réveilla. Daphné pensa qu'elle devait chercher à prendre poliment congé de Madame de Beausemblant.

— J'admire, Madame; vous êtes la grande tradition.

— C'est celle de Sapho, mon enfant.

Iris, à son tour, se leva, décollant de dessous sa chaise sa gomme à mâcher.

— Si splendide d'être ici: on dirait une histoire de détective. Qui est Sapho?

La marquise les reconduisit jusqu'à sa voiture. Puis elle remonta le perron, pensive. Le jour déchirait maintenant les rideaux. C'était l'heure où chaque matin elle parvenait à dormir. La femme de chambre entra. Elle bassina le lit, dévêtit sa maîtresse.

— Donne-moi mon bonnet, un livre. Des souvenirs d'autrefois... Tiens, celui-ci... Les mémoires de Viel Castel. Je sonnerai aussitôt réveillée.

Madame de Beausemblant ouvrit les mémoires à la date du 16 octobre 1853. Elle mit ses lunettes et lut:

«Madame la marquise de B..l..b..f et la comtesse de G..o..y scandalisent Dieppe par leurs façons. La princesse Mathilde prétend qu'elles se grisent, qu'elles cassent les carreaux, dansent le cancan, et telles autres débauches qu'elles font honte aux lorettes...»



Touchagues



Galerie Paul Guillaume, Paris

Utrillo, Notre Dame de Paris

Photo Walter Bondy

Maurice Utrillo mit seiner Mutter, Suzanne Valadon

Galerie Flechtheim, Berlin

Utrillo, Die Mühle von Sarnois

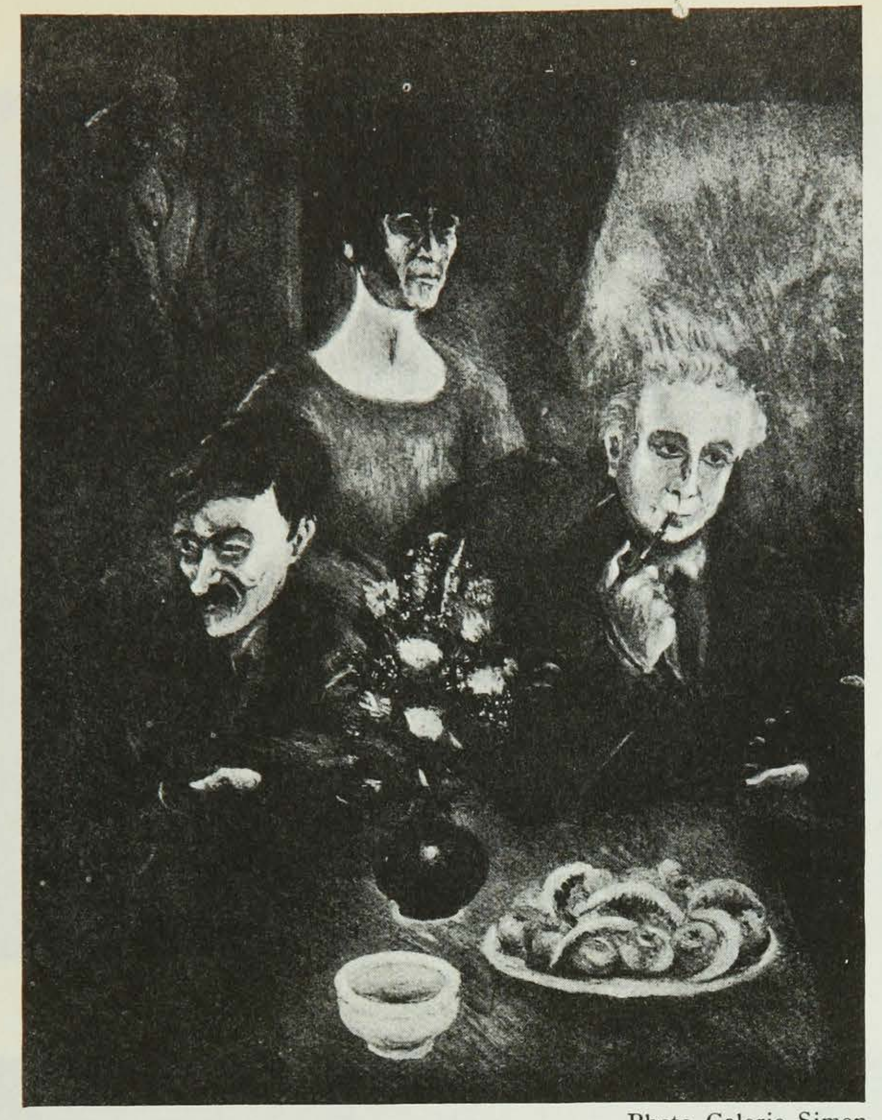


Photo Galerie Simon

Elie Lascaux: Utrillo, Suzanne Valadon und Utter. Oelgem.

Slg. H. v. Wedderkop, Berlin

Utrillo, Geburtshaus Napoleons in Ajaccio

Graf Bopp von Oberstadt, Berlin

Utrillo, Die Kirche von Vence

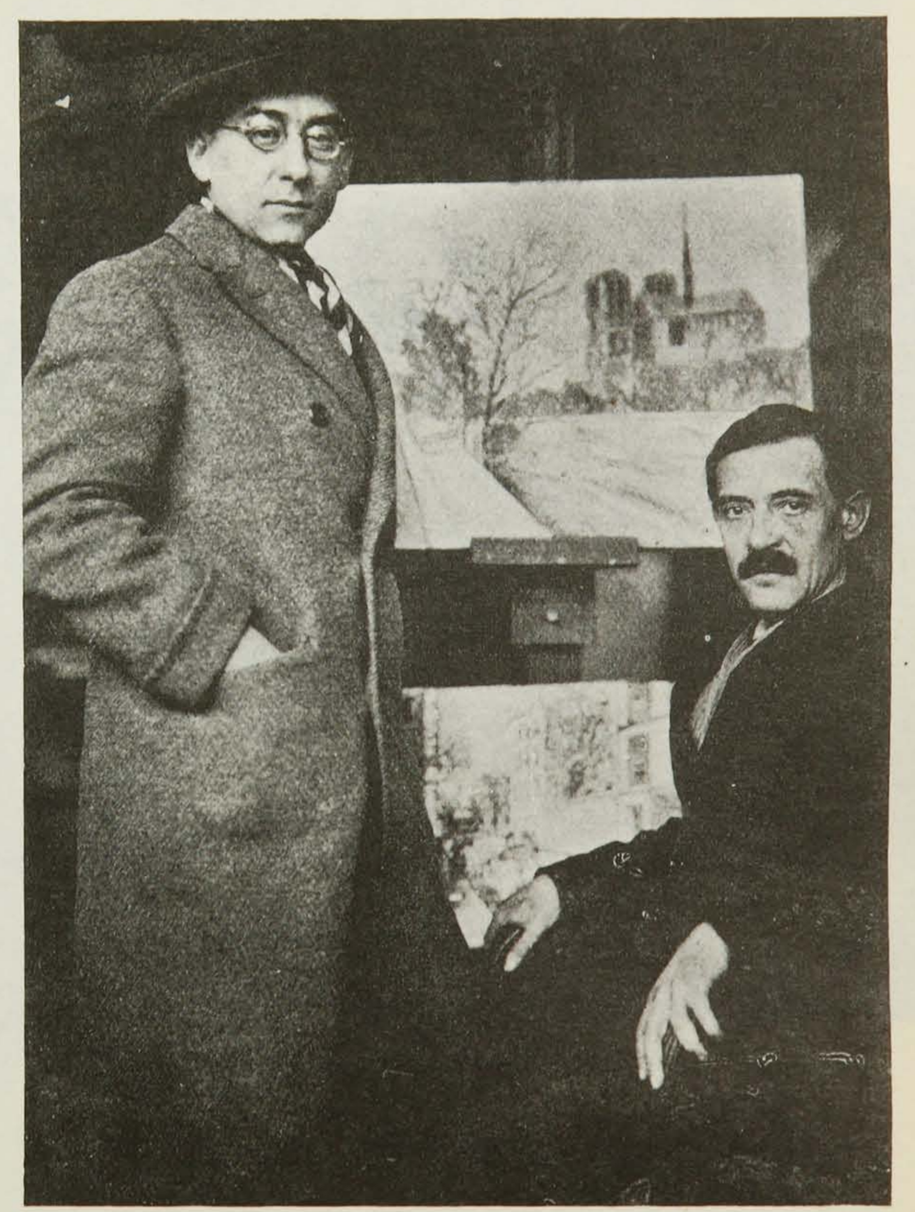


Photo Martinié, Paris

Maurice Utrillo und Florent Fels

ZWEI GEDICHTE

VON

CHARLOTTE BALL

MÄRCHENLAND

Steh still und staune: Dies ist Märchenland! —
Die Flocken fallen groß wie Zuckerkand.
Ängstliche Hüttchen schwimmen klein im Schnee
Wie Schiffe, fremd auf weißer Zaubersee.

Und alles weiß. — Und weißer als Holunder
Blüht auch der Traum . . . Nun kommst du, liebstes Wunder . . . !
— Doch wehe! nein!: Die böse Hexe Zeit
Hockt mitten in der weißen Ewigkeit.

*

GROSSSTADT-MORGEN

Schon frühe widerhallte in der großen
Steingrauen Stadt, wo Enge Weite traf,
Der Kampfruf, den die Arbeit ausgestoßen
Gegen der Nächte traumbesternten Schlaf.

Und alles brach vom Lager auf zum Streit
Des Tags, als Wappen führend seine Qualen;
Allein die Sonne war noch nicht bereit —
Und kam erst spät — und kam dann ohne Strahlen.

Und stand am fernsten Himmel, blaß und zart,
Kein Lächeln tragend . . . nicht einmal des Spottes . . .
Der Erde fremd und fremd der Erdenart,
So wie ein schmerzlicher Gedanke Gottes.

Mit Genehmigung des Eigenbrödler-Verlages G. m. b. H., Berlin W 8, dem Versbuch „Der Abendgang" von Lotte Ball entnommen.

UTRILLO

Von

FLORENT FELS

Utrillo, in Paris am 25. Dezember 1883 geboren, ist der Maler des Paris vor dem Kriege, der pockennarbigen, schäbigen Häuser und Brandmauern, des Sacré Coeur, mit seinen unsympathischen Pilgern. Die Häuser riechen nach Verbrechen ohne Mut, nach ungewaschenen Menschen, nach der alten Revanchegeneration. Ganz oben auf der Butte Montmartre (wohl oder übel muß man dorthin) ein armseliger Garten, mit einem schwerfälligen Torweg, in dem die Katze des braven Stechers Galanis herumspaziert; dort wohnt der Dichter Reverdy, und unter dem alten grünen bäuerischen Dach haust eine französische Arbeiterfamilie: Suzanne Valadon, André Utter, Maurice Utrillo. Hätten die handwerklichen Traditionen des Mittelalters noch ihre Geltung, so würden sich die drei zu einem Bilde zusammentun, und es käme sicher etwas Gutes dabei heraus. Suzanne Valadon, Utrillos Mutter, wäre zweifellos der Meister dieser Zunft, denn sie ist die treibende geistige Kraft, die Führerin und die Erfahrene in diesem Atelier, nicht, weil sie neben berühmten Malern gelebt hat, sondern weil sie seit ihrem sechzehnten Jahr den Stift und Pinsel führte. Utrillo verdankt ihr die ursprüngliche Technik; die überreiche Poesie dieses Träumers tat das übrige, und dann erschuf seine Hand und sein Geschmack sein schmetterndes Gelb, sein blutiges Rot und darüber, wie ein Stück zarter Seide, seinen blauen, unendlichen, wolkenlosen Himmel, die absolute Fläche. In dem zarten Licht der Stadt sieht er Schönheiten, die seine Gaben steigern. Für ihn gibt es nichts Häßliches in Paris, weder die trübseligen Arbeiter, die er hin und wieder durch seine Straßen eilen läßt, noch die vielen Gitter; und gegen ihr Elend wirkt der verwitterte Marmor nur um so köstlicher. Die Felder und Wälder haben keinen Reiz für Utrillo.

Seine Palette ist ein Bukett. Er versagt sich keine Farbe, und jener Geschmack, den Baudelaire jedem Genie zuerkennt, verläßt ihn nie. Seine Häuser sind mit weißem, schwarzem, braunem und gelbem Mörtel beworfen und verdanken ihre Echtheit ihrer Identität mit dem Gegenstand. Er kommt der Natur durch die Qualität des Materials nahe; mit freigebiger Hand schüttet er prasselndes Grün und Gelb auf seine Blätter und entwickelt eine Zärtlichkeit der Pinselführung, die aus der Liebe zum malerischen Objekt entsteht. Er schafft eine Ökonomie durch eine Methode, die einem heißen und empfindenden Temperament entspringt, mit einer Melancholie, die nur aus dem Lichte Trost schöpft.

Von jeder gewollten Ästhetik frei, liefert er den Beweis, daß ein Maler ein Kunstwerk schaffen kann, auch ohne sich ängstlich mit der inneren Organisation des Bildes zu befassen: indem sich nämlich die Zeichnung durch die einfache Abstufung der Valeurs präzisiert, zusammenfügt und richtig verteilt. Man hat es Utrillo vorgeworfen, daß er ab und zu seine

Motive einer Ansichtskarte entnimmt und sich im übrigen auf seine Phantasie verläßt. Die Ansichtskarte steht in nichts einer flüchtigen Zeichnung nach. Auf dem Bett liegend, einige Kissen unter den Kopf gestopft, die Beine angezogen und das Skizzenbuch auf den Knien — so sah ich ihn mit Gouachefarben Landschaften entwerfen, die wahrer als die Natur selbst sind. So machen es alle Dichter, und die Beobachtung der äußeren Welt dient dem gleichen Zweck wie die Figürchen, die sich seit einiger Zeit auf den Bildern Maurice Utrillos tummeln: nämlich die Verhältnisse und eine Kontrolle für den Künstler und Beschauer herzustellen.



Maurice Utrillo — Aus Coquiot „Utrillo" (Delpluch-Verlag, Paris)

Utrillos Kunst ist von Grund auf statisch. Man steht vor einem Gleichgewicht von Kräften, die auf materiellen und graphischen Notwendigkeiten beruhen, weil sie aus streng menschlichen Regeln und den Sinneswahrnehmungen hervorgehen. Es handelt sich vielleicht um die Sublimation eines uneingestandenen bildnerischen Instinkts, einer glühenden Sehnsucht nach einer Freude, die von den reinsten Strahlen des Prismas erzeugt wird, oder vielleicht einfach um den kindlichen Wunsch, die Schönheit des in der Sonne glänzenden Wasserstaubes festzuhalten. Zweifellos erreichten weder Pissarro noch van Gogh, ja nicht einmal Monticelli eine dionysischere Pracht der Pigmente, noch auch, wenn es ihnen darauf ankam, ehrlichere Gegensätze in den Plänen und in den empfundenen Farbflecken.

Ein „Utrillo" besitzt jene Macht der poetischen Begeisterung und der

Verträumtheit, die sich an die physischen Realitäten heftet, ohne die es kein Kunstwerk gibt, und sich an ihnen kontrolliert. Ohne jemals literarisch zu sein, weiß er aus wenig sympathischen Sujets eine seltsame lyrische Essenz zu ziehen.

Hier haben wir einen jungen Maler, einen großen Maler, einen, der Cezanne nichts zu verdanken hat.

*

Unter den Bildern seiner Mutter, Suzanne Valadon, entstanden manche nur um der Freude willen, gewisse Farbenzusammenklänge zu schaffen, andere, um Momente aus dem intimen Frauenleben wiederzugeben. Äußert sich vielleicht darin der Einfluß von Degas? An ihren ersten Meister erinnert nur weniges in ihren späten Bildern, in denen sich die reinen Töne nach neuen Gesetzen vermählen.

Suzanne Valadon: „Die Malerei ist für mich unlöslich mit dem Leben verbunden. Ich habe in die Arbeit dieselbe Energie gelegt, die ich, wäre ich weniger kraftvoll veranlagt gewesen, an das Leben verausgabt hätte, und ich habe alle von ihrer Kunst besessenen Maler mit derselben Anspannung arbeiten sehen. Ich erinnere mich van Goghs, bei unseren wöchentlichen Zusammenkünften bei Lautrec. Er kam mit einem Bilde unterm Arm herein, stellte es in eine Ecke, aber so, daß es gut beleuchtet war, und wartete nun, ob man ihm Aufmerksamkeit schenken würde. Aber niemand achtete darauf. Er setzte sich nun vor sein Bild, beobachtete aller Blicke, mischte sich kaum ins Gespräch und ging dann resigniert mit seinem Bildchen fort. Aber schon in der nächsten Woche war er wieder da und kam immer wieder und jedesmal war es dasselbe Manöver.

Degas hat mich viel weniger durch seine Ästhetik beeinflußt, als durch seine Art, zu beobachten, was man die Wahl des Sujets zu nennen pflegt.

Utrillo: „In jedem von uns lebt eine besondere Form von Poesie. Ich bin Pariser, und wenn ich mich auch auf dem Land wohlfühle, so finde ich doch nur in Paris eine Poesie, die mir vertraut ist und die mich anregt. Ich sehe in den Mauern, die manch einer fleckig und rissig nennt, kostbare Farben, den heißen Stempel der Zeit und der lebendigen Menschheit. Die Stadtteile der Armen haben prächtigere Töne als die aristokratischen Luxusstraßen, in den Läden überraschen kühne Farbenzusammenstellungen, die den Blick fesseln und zur Freude stimmen. Vor den Fenstern der armseligsten Häuser sieht man oft wahre Blumengärten, und hat man erst einmal erkannt, daß in jedem Gegenstande Poesie liegt, so findet man in allem eine Schönheit. Dies hat Renoir so gut in seinen letzten Bildern ausgedrückt, wo die Frauen und ihre Umgebung aus dem gleichen Stoff sind, der aus grünem, rotem, gelbem und blauem Staube besteht. Ich habe meine eigene Poesie, und ich habe sie gefunden, wo ich konnte ... Wenn ich das Band der Ehrenlegion hätte, würde ‚man' mich nicht mehr verrückt nennen. Ich bin weder ein Wahnsinniger noch ein Narr, ich bin ein etwas verdrehter Kerl ... Übrigens habe ich auch eine große Vorliebe für Modigliani ..."

KNUT HAMSUN, *Gesammelte Werke.* Bd. I—IX. München, Albert Langen.

Der Albert Langen-Verlag hat seine verdienstliche Knut Hamsun-Gesamtausgabe jetzt bis zum 9. Band fortgesetzt. Gerade im Zusammenhang gelesen, entflammen diese Romane und Novellen durch die Fülle, Tiefe, Klarheit und innere Leidenschaft Hamsuns und machen immer wieder durch den Reichtum seiner epischen Verzweigungen staunen.

Das Original ist in ein vorzügliches Deutsch übersetzt, die Ausgabe gerade richtig ohne andern Anspruch als gelesen und aufbewahrt zu werden gedruckt.

LEOPOLD HIRSCHBERG, *Der Taschengoedeke.* Berlin und Frankfurt a. M., Tiedemann & Uzielli.

Auf 800 Seiten Dünndruckpapier sind etwa 25 000 Original-Ausgaben-Titel deutscher Bücher von etwa 1650 an zum Zwecke schneller Orientierung aufgeführt, allerdings ohne Beschreibung und ohne Preise, nach Verfassern alphabetisch geordnet, zum Teil, vor allem, was die Arbeiten wissenschaftlicher Autoren betrifft, mit unergründlicher Willkür. Dieser Bücherkatalog ist lange nicht so wertlos, wie er zum Teil gemacht wird, und nicht so wertvoll, wie der Verfasser glaubt. Es ist sein Kompendienschicksal, nicht für wissenschaftlich voll genommen und von jedem Bearbeiter seines Gegenstandes doch offen oder heimlich benutzt zu werden, als eine Erinnerung an die geliebten Eselsbrücken der Schulzeit.

HANS LEISEGANG, *Die Gnosis.* Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

Als Materialsammlung brauchbar, wenn auch unklar im Vergleich mit Schmidt's Gnosiswerk, das vor vielen Jahren bei Diederichs erschien. Als Deutungsversuch besonders im Kapitel über das gnostische Denken naiv überheblich und gegenstandsfremd. Über die dunkelste Aufruhrbewegung der Geister im Ablauf vorderasiatischer Geistesgeschichte wagt heute der Verfasser eine Zensur auszustellen, wie „Der tiefere Grund für die unerquicklichen Auswüchse gnostischer Spekulation liegt jedoch in dem Umstand, daß hier zwei Gedankenwelten und zwei Denkarten miteinander verbunden werden, die sich ihrem innersten Wesen nach gegenseitig fremd sind, und von denen jede ein klares Verstehen ihrer Eigenart und der aus ihr folgenden Unverträglichkeit mit der anderen verlangt." Ratio und Mystik als Einheit in den Mythologien der Gnosis zu erkennen ist er nicht fähig. Könnte er es, so würde man einsehen, daß auch hier der Mythos nichts ist, als die Exegese allgemeingültigen Symbols.

ALMA HEDIN, *Mein Bruder Sven.* Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Verlauf dieses reichen Lebens wird mit allen seinen Reisen und Beziehungen gedrängt vorgeführt; eine heroische Existenz mit ihrer internationalen Wirkungsphäre eines dreimal vollendeten Forschungsreisenden, Gelehrten und guten Europäers. Besonders interessant sind die von 61 Bildern begleiteten Auszüge aus Hedins sämtlichen Reiseschilderungen.

CHARLES BAUDOUIN, *Suggestion und Autosuggestion. Deutsch* von Paul Amann. Dresden, Sybillen-Verlag.

In der berühmten Schule zu Nancy hat Coué eine Praxis der psychischen und physischen Therapie durch Suggestion und Autosuggestion geschaffen, deren Elemente hier zum ersten Male zu einem klaren psychologischen System zusammengefaßt werden. Wie weit es Baudouin gelungen ist, die richtunggebende Arbeit des Empirikers Coué wissenschaftlich einwandfrei zu begründen, soll nicht untersucht werden. Wohl aber wird die bescheidene Sicherheit des überzeugten Autors viele Leser zu überzeugten Anhängern dieses einfachen und großen Heilgedankens machen.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Über *Lovis Corinth,* den jüngst verstorbenen impressionistischen Meister, liegt eine neue Monographie von *Alfred Kuhn* vor, die noch im Zusammenleben mit dem Künstler entstanden ist, ohne daß er das Buch fertig in der Hand halten durfte, das ihm als künstlerisches Dokument sehr am Herzen lag und dessen Erscheinen er mit großer Spannung erwartete. Das Buch Kuhns ist ein detailliertes Quellenwerk und gibt die Naturgeschichte des Menschen sowie die Entwicklung des Malers in seiner seltsamen Vielfältigkeit, von den realistischen Anfängen bis zu dem machtvoll aufstrebenden Gipfel des Greisenalters mit den visionären Landschaften und Stilleben. Man spürt die warme Nähe der eigenartigen Künstlerpersönlichkeit in diesem Buch, das lebendig den Kreis seines Daseins, Wesens und Werkes durchläuft. Corinth gehört in die Reihe der wenigen ganz großen deutschen Maler. Dieses Porträt, das seinem Genie gerecht zu werden sucht, ist ebenso erwünscht wie notwendig. Das Werk ist auf bestem Kunstdruckpapier sorgfältig gedruckt und enthält über 100 Abbildungen und 8 Doppeltontafeln.

Ein in gleicher Weise für die Kunstfreunde und Kunstgelehrten wie besonders für die Sammler und Kunsthändler wichtiges und interessantes Werk erschien soeben unter dem Titel: *„Die Malerei des Barock in Rom"* von *Hermann Voss,* Direktorialassistenten am Kaiser-Friedrich-Museum. Es ist ein umfangreicher Band von 692 Seiten mit etwa 500 Abbildungen, im Format der Propyläen-Kunstgeschichte: ein gewaltiges und in dieser Vollständigkeit noch nirgends gezeigtes Bildermaterial. Darunter natürlich eine Fülle unbekannter und unveröffentlichter Werke. Denn unsere Kenntnis der Geschichte des Barock steckt ja noch in den Anfängen. Nur die Namen einiger großer Repräsentanten sind uns geläufig. Die Individualität, das Werk der meisten Barockkünstler, ist selbst in den Fachkreisen noch keineswegs fest und sicher umrissen oder seinem ganzen Umfang nach bekannt. Das Kompendium von Voss legt hier ein Fundament. Es sammelt und sichtet das Bekannte und Vorhandene und fügt — last but not least — die Ergebnisse eigener, vieljähriger und ausgedehnter Forschungen hinzu. Dem Werk ist eine Einleitung von 60 Seiten vorausgeschickt, in der der Versuch gemacht wird, den Verlauf der künstlerischen Entwicklung der italienischen Malerei von etwa 1600 bis 1800 in das Gesamtbild der europäischen Kulturgeschichte einzugliedern.

In dem handlichen Format der Kleinen Propyläen-Bücher lassen sich Proben verschiedenartigster Erzählungskunst unterbringen. So findet sich in der neuen Serie von 5 Bänden ein Band *„Märchen und Geschichten der alten Ägypter"* (in deutscher Ausgabe durch Ulrich Steindorff) — reizvolle Zeugnisse einer nach 4000 Jahren noch unmittelbar wirkenden Weisheit nnd künstlerisch-plastischen Gestaltung — neben modernster Literatur, wie etwa den Novellen „Staubregen" von *Rosso di San Secondo* (deutsch von Lucie Ceconi), einem der jüngsten Italiener, der durch die kühne und blutvolle Darstellung oft bizarrer erotischer Episoden interessiert. Eine Auswahl aus den Geschichten des *Heptameron* steht, eine Welt für sich, neben einem Bande, der *Dostojewskis* Meisternovellen „Ein schwaches Herz", „Der ehrliche Dieb", „Die Frau eines Andern und der Ehemann unterm Bett" in einer neuen, sehr frischen deutschen Übertragung durch Ida Orloff vereinigt. Als deutsche Neuheit erscheinen zwei kleine Romane von *Walther von Hollander:* „Tatjana" und „Der Eine und der Andere", neuartig und selten in der Reife und Schönheit einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählungskunst. Man darf behaupten, „Tatjana" sei die schönste Liebesgeschichte, die in dieser Generation geschrieben worden ist.

Von der Ausschmückungskommission des Reichstags abgelehnte Bildnisse

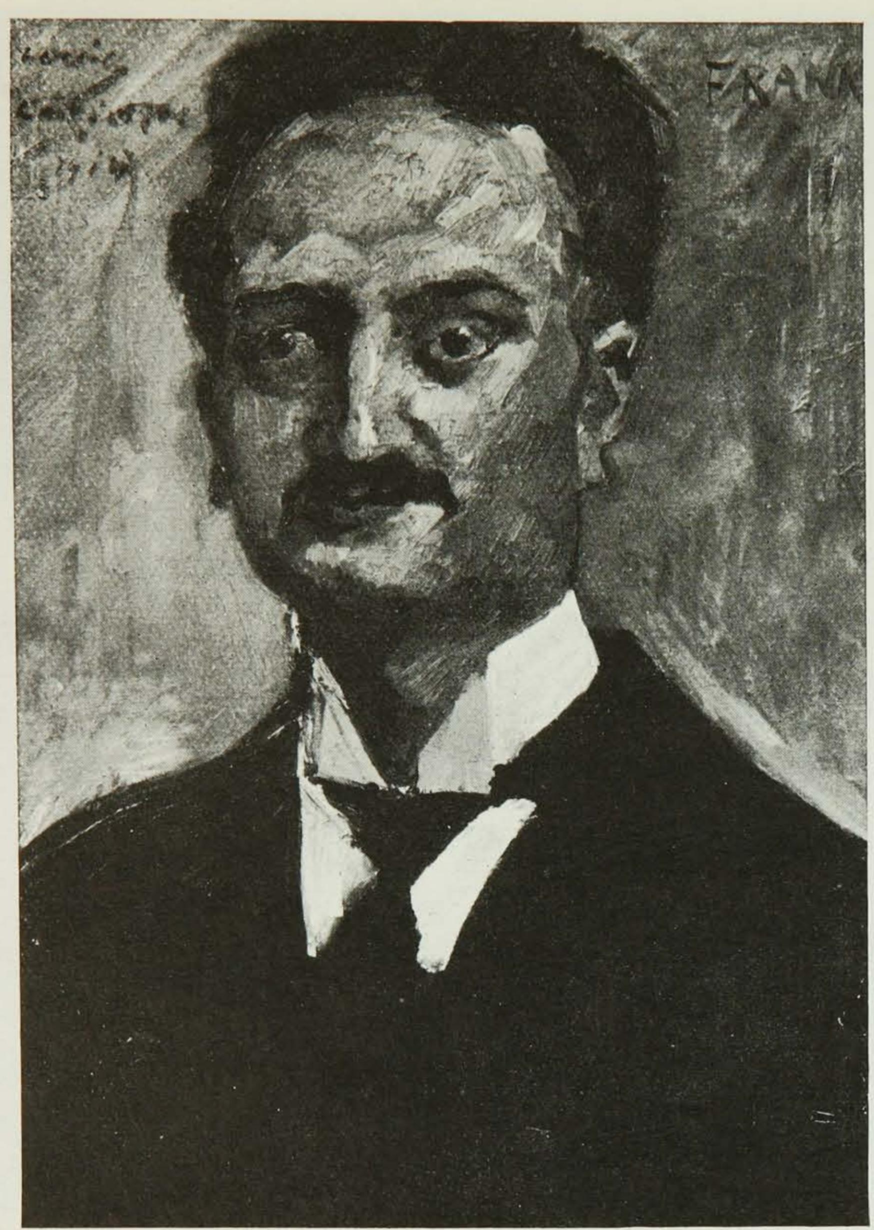


Photo Zander & Labisch

Lovis Corinth, Dr. Ludwig Frank



Georg Kolbe, Friedrich Ebert. Bronze

Photos Rieß

Der Boxer Erich Brandl



Transocean

Die japanische Sängerin Hatsue Yuasa

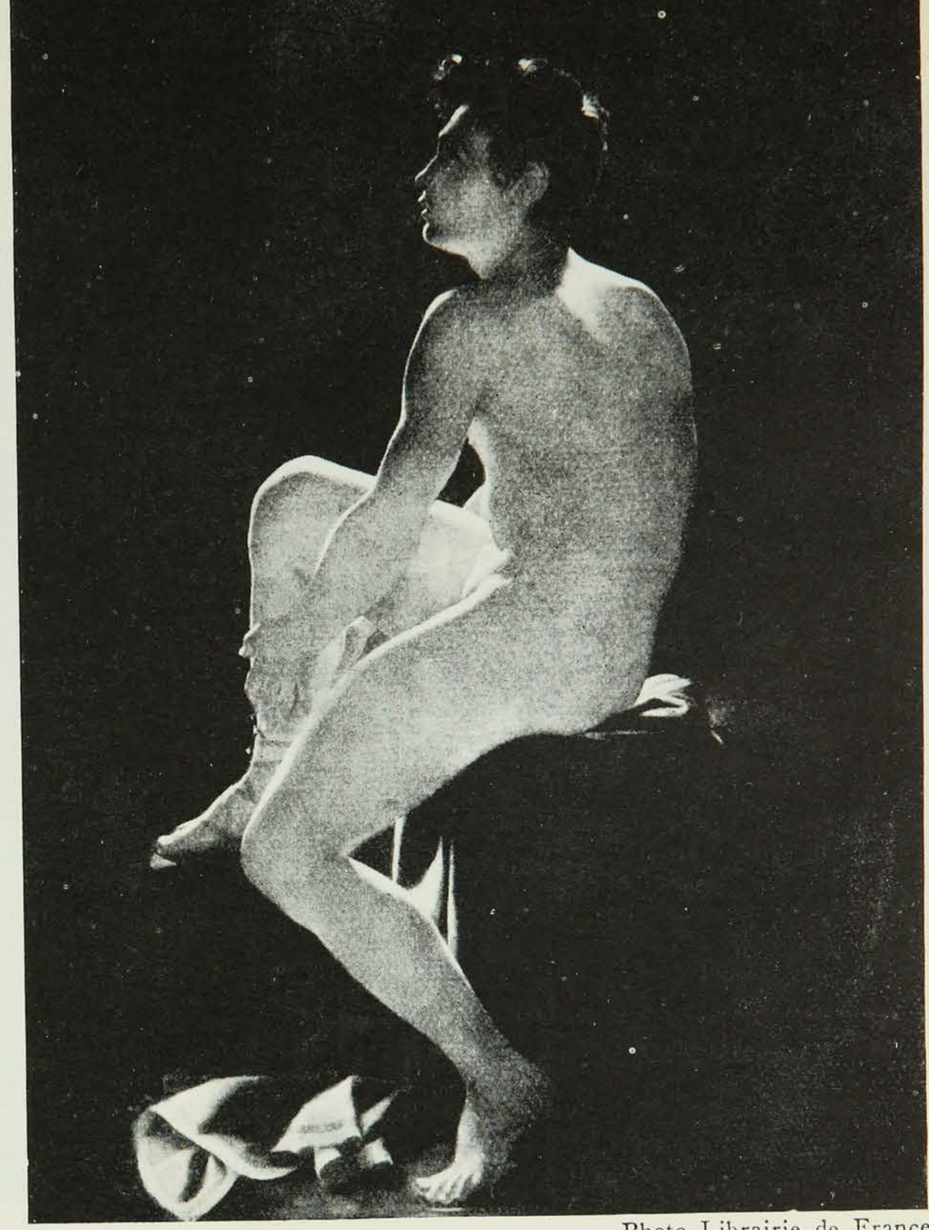
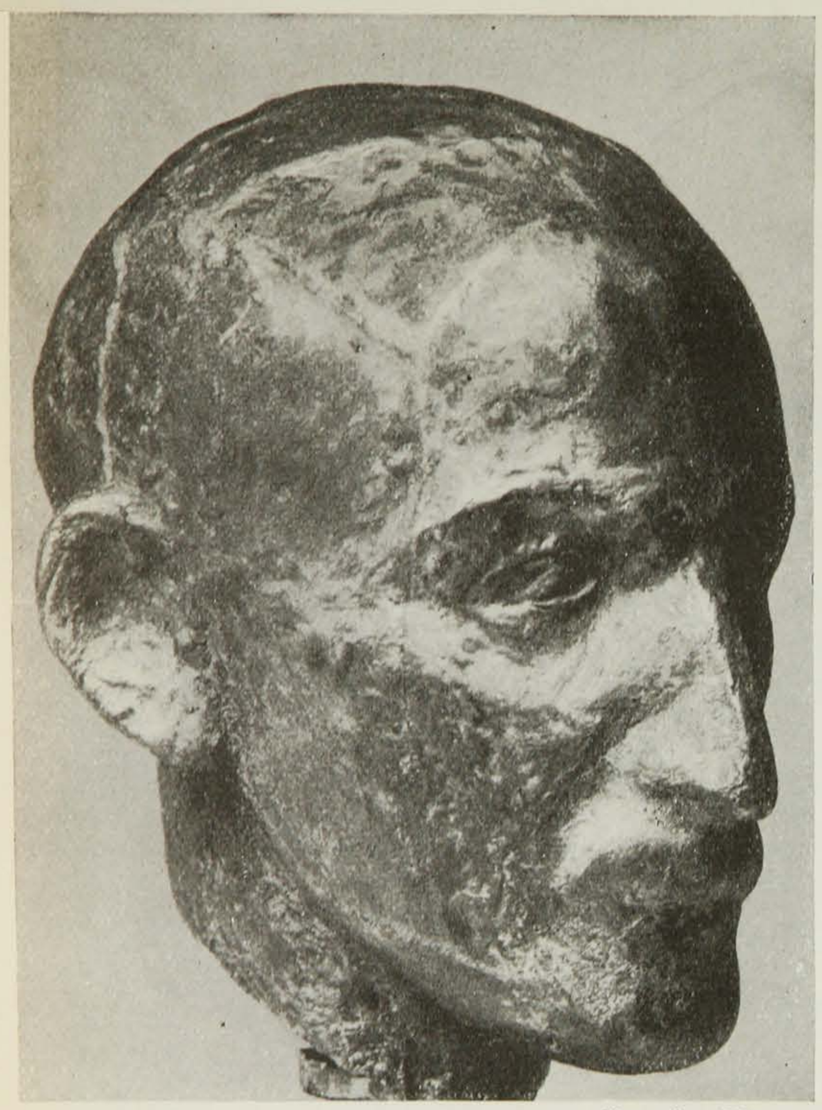


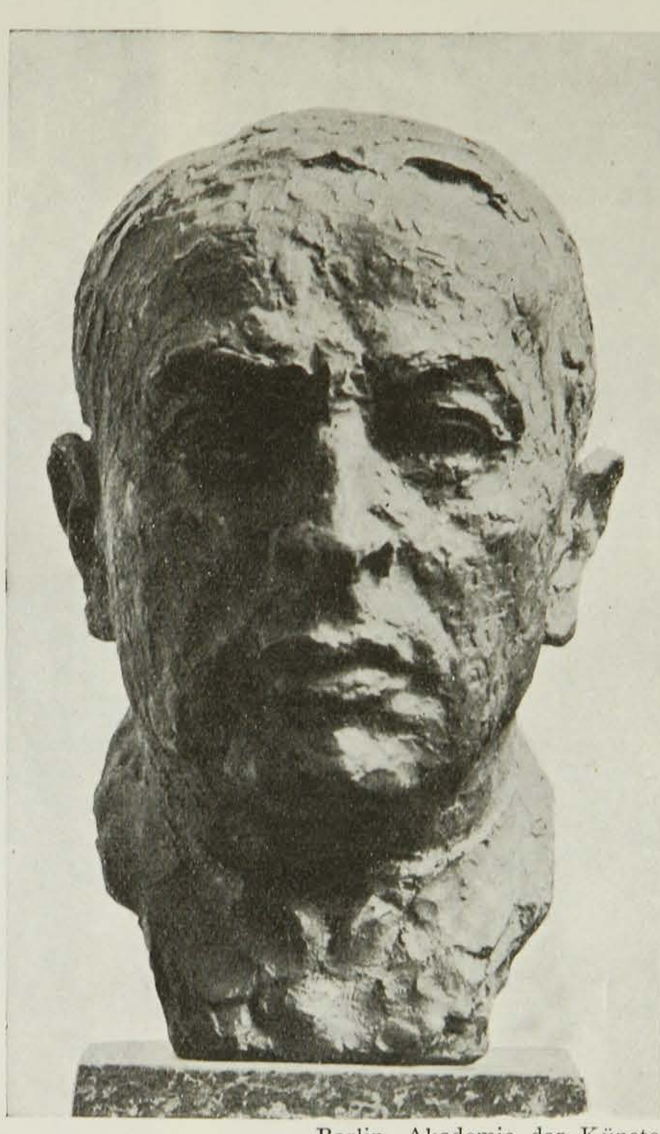
Photo Librairie de France

Ganymed, Pierre-Paul Prud'hon zugeschrieben



Chemnitz, Museum

Jussuf Abbo, Max J. Friedländer. Bronze



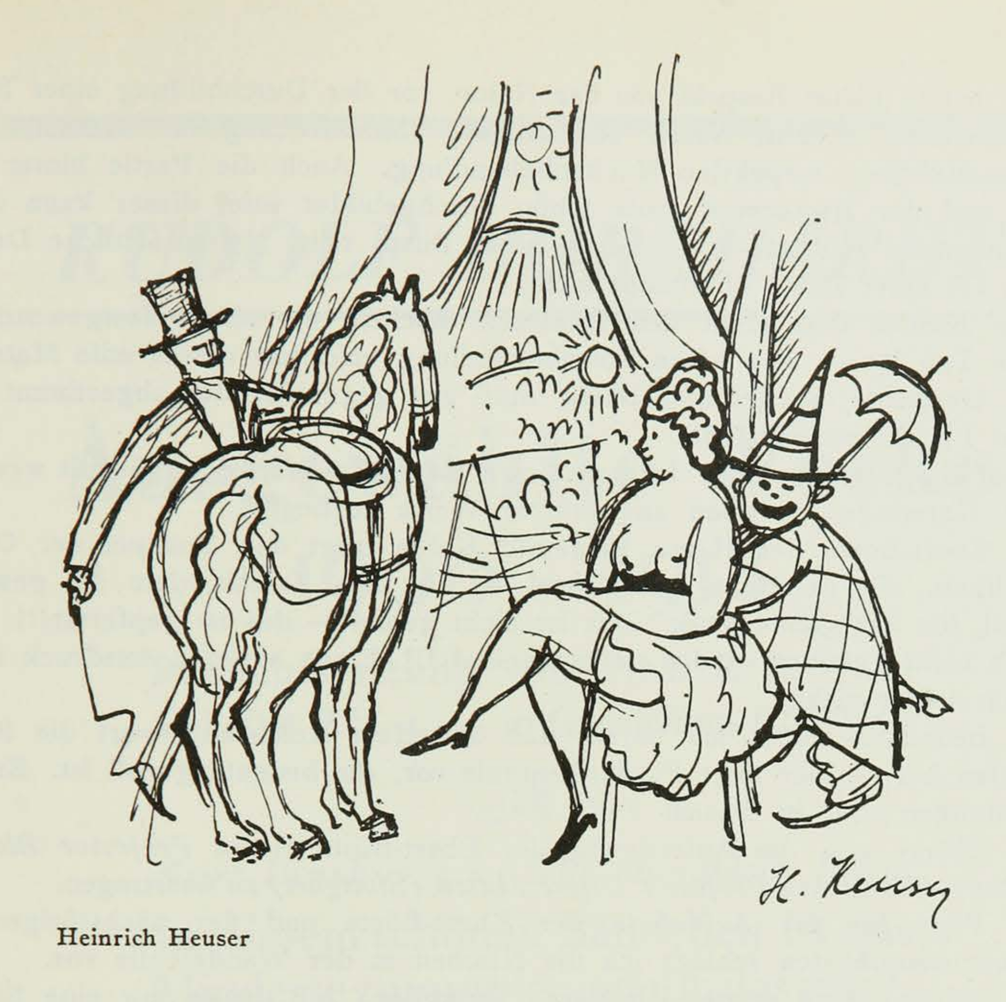
Berlin, Akademie der Künste

Georg Kolbe, Paul Cassirer. Bronze



Berlin, Nationalgalerie

Ernesto de Fiori, Jack Dempsey. Terracotta



Heinrich Heuser

MARGINALIEN

Lederer contra Kolbe.

Nun hat Georg Kolbe dasselbe Schicksal erlitten, wie Ernesto de Fiori mit seinen Max-Reinhardt-Karyatiden. *Die Ausschmückungskommission des Reichstags* (sein Verschönerungs-Verein) hat, nachdem sie soeben Lovis Corinths Ludwig Frank - Porträt refüsierte, Kolbes Ebert - Büste abgelehnt. Hier das Gutachten des Professors Hugo Lederer. Kommentar ist überflüssig, es lebe die Siegesallee!

„Es ist nicht angenehm, über Arbeiten von geschätzten Kollegen richten zu müssen.

In diesem Falle halte ich es aber für meine heilige Pflicht, nach meiner besten Überzeugung und voll reiner Sachlichkeit die Arbeit des Herrn Professors Kolbe: Darstellung des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert, in Bronze, für den Reichstag, den wichtigsten Punkt in Deutschland, auf das schärfste zu kritisieren.

Das Beste muß in diesem Falle gerade gut genug sein — das muß der Leitstern des Künstlers sein, dem es übertragen ist, aus Vertrauen zu seinem Ruf (Herr Kolbe ist Mitglied der Akademie der Künste) ein derartiges Werk anzufertigen, welches geschichtliche Bedeutung haben soll und muß.

Schöne, bedeutungsvolle Auffassung des Kopfes des Präsidenten, künstlerisch gut durchgebildete Formen, Ähnlichkeit, „jawohl" Ähnlichkeit, sonst haben solche Dinge keinen Sinn — siehe: Rubens, Tizian, Menzel, Lenbach, Rodin, Schlüter, Rauch, Begas — um nur einige zu nennen —, alle diese großen

Meister hatten hohen Respekt vor der Natur, vor der Durchbildung einer Stirn, der Haarpartie, Ohren, Nasen und Augen. Modellierung des Gesichts und Kopfkonstruktion, respektive Nackenbehandlung. Auch die Partie hinter den Ohren und der Hinterkopf muß schön durchgebildet sein, dieser kann unter Umständen die schönste Aufgabe an einer Büste sein. Nebensächliche Details gibt es bei einer Büste überhaupt nicht.

Eine Bronze darf nicht den Eindruck machen, als ob es festgewordener weicher Ton ist — eine klare Formbehandlung erfordert dieses edle Material.

Das Gesamte: Sockel und Büste, muß gut gegeneinander abgestimmt und für den Platz berechnet sein.

Bevor die Büste und der dazu gehörige Sockel in Bronze hergestellt werden, müssen Unterlagen in oben angeführter Weise vorliegen.

Die Ebert-Büste des Herrn Professor Kolbe trägt den Stempel der Oberflächlichkeit, die geradezu beleidigend ist für den Zweck, dem sie geweiht sein soll, für das ganze Volk. Das ist nicht genial — das ist gepfertzt!!! Das ist auch nicht gekonnt — das ist mangelhaft!!! Einen anderen Ausdruck finde ich dafür leider nicht.

Mit Bedauern mußte ich hören, daß der Herr Reichskunstwart die Büste empfohlen hat — hier liegt Fachunkenntnis vor, die bedeutungsvoll ist. Ernste Betrachtungen sind in diesem Falle nötig.

Ich schlage vor, die Anfertigung der Ebert-Büste Herrn *Professor Bleeter (München)* oder Herrn *Professor Ulfert Jansen (Stuttgart)* zu übertragen.

Als Platz für die Aufnahme der Ebert-Büste und der nächstfolgenden Reichsoberhauptbüsten schlage ich die Nischen in der Wandelhalle vor.

Ein Schema dazu würde ich gerne herstellen. Ich denke mir eine Säule, auf der die Büste in gutgeschnittener Form steht. Im Alten Museum gibt es gute Beispiele dafür.

Wo sollen wir hinkommen, wenn Leute im Rufe des Herrn Kolbe derartige Aufträge so behandeln!"

Erinnerungen an Maurice Utrillo.

Von *Werner Dücker.*

Mein Gott, ist dieser Mann, seitdem ich ihn 1914 zum letzten Male sah, berühmt geworden! Mit Charlie Chaplin, Jack Dempsey und Prof. Einstein gehört er zu den Großen dieser Erde, und wenn ihn der Pariser von heute zufällig auf der Straße sieht, so wird er bestimmt seine petite femme am Ärmel zupfen und sagen: „Sieh mal, da geht Maurice Utrillo", was immerhin als ein bemerkenswertes Zeichen von Berühmtheit gelten kann. In der Tat: die Werke dieses seltsamen Menschen haben sich im Laufe des letzten Jahrzehntes die Welt erobert, und man wird sie ebenso in allen namhaften Museen dieser Erde finden, wie man sie in den Palästen von Riverside Drive, Park Lane, des Faubourg St. Honorée und in den Villenschlössern des Grunewalds und am Wannsee bewundern kann. Man spricht von geradezu märchenhaften Preisen für seine Bilder, Sagen und Legenden umspinnen sein ewig rätselhaftes Wesen, und alle Kunstbeflissenen der Welt befinden sich in einem ständigen und hastigen Run hinter seinen Werken. Das war nicht immer so, aber dennoch kann niemand behaupten, daß dieser Mann über Nacht so einfach „gemacht" wurde, denn jeder Eingeweihte, welcher den Werdegang dieses phänomenalen Talentes aus eigener Anschauung und damit wirklich kennt, wird wissen, daß niemand derartig unerbittlich um seine Anerkennung ringen mußte, wie gerade Maurice

Utrillo. Ich lernte ihn zum ersten Male im Winter des Jahres 1907-08 im Laden des alten Clovis Sagot in der Rue Lafitte kennen, dem er zufällig zwei eben fertiggestellte Bilder zum Kaufe anbot. Der Mann selbst machte auf mich den Eindruck irgendeines armen und abgehärmten obdachlosen Asylisten, der furchtbar übernächtigt aussah und mächtig nach Fusel roch, aber seine Bilder waren so hinreißend schön gemalt, daß ich sie beide vom Fleck weg für 80 Franken das Stück erstand, welches Geld Utrillo sofort in der nächsten Destille wieder in Alkohol umsetzte, um dann, wie ich später hörte, im Rausch über diesen seinen ersten Erfolg zu Hause alles kaputt zu schlagen, was nicht niet- und nagelfest war. Dieses Geschäft hat er dann im Verlauf der Jahre leider allzuoft betrieben, und manch importantes Werk von seiner Hand wurde durch dieselbe Hand wieder im Alkoholrausch restlos vernichtet. So entsinne ich mich, daß er eines frühen Morgens mal in einem solchen Wutanfall ein halbes Dutzend seiner schönsten und besten Schöpfungen einfach durchs Fenster auf die Straße warf, wo sie zweifellos von Dritten zerstört worden wären, wenn ich nicht zufällig hinzugesprungen wäre, um sie zunächst beim Père Frédéric im Lapin agile in Schutzhaft zu geben. Unter diesen Bildern befand sich z. B. das fabelhafte „Bureau du tabac", das ich dann später erwarb und durch die Ereignisse von 1914 mit so vielen andern leider zurücklassen mußte. Diese Crises d'alcool nahmen mit der Zeit furchtbare Formen an, und ich war dann später oft Zeuge solcher Ekstasen, in denen er zum Messer griff und selbst die eigene Mutter nicht verschonte; aber immer wieder gelang es der mutigen und tapferen Suzanne Valadon, die Oberhand in diesen Kämpfen zu gewinnen. Meist folgte diesen Rasereien eine Zeit dumpfer und eigenwilliger Verschlossenheit, in der er jedoch geradezu Unerhörtes in der Malerei leistete und Werke schuf, die in ihrer lichten Duftigkeit selbst einem Monet und Renoir gleichkamen. Aber auch dann war er noch völlig unberechenbar. So traf ich ihn eines Morgens mal auf dem Place du Tertre damit beschäftigt, seine Bilder vom Keilrahmen abzutrennen, um sie auf eine zufällig dastehende Limousine zu kleben, damit „ganz Paris sähe, was für ein großer Maler dieser Typ von Utrillo sei". Ein anderes Mal versuchte er dasselbe Manöver mit einem Handkarren, den er sich zu diesem Zwecke von einem Gemüsehändler ausgeliehen hatte, um mit dieser Karre seine Bilder durch ganz Paris zu fahren und auf diese Weise Reklame für sich zu machen. Er muß überhaupt Unendliches unter dieser Verkennung seines Talentes gelitten haben, und ich sehe nicht zuletzt in dieser Tatsache den Hauptgrund seiner Trunksucht. Einen überaus großen Einfluß dagegen übte

die Inhaberin einer ganz kleinen Montmartrebar, die sogenannte belle Gabrielle, auf ihn aus, wo er stundenlang wie ein kleiner kränklicher Knabe sitzen und dösen konnte oder zusah, wie der Patron seine Zigaretten durch eine Maschine drehte, und das alles, ohne einen Tropfen Absinth zu sich zu nehmen. Als ich ihm bei dieser Gelegenheit einmal eine Ansichtskarte vom Kölner Dom zeigte (er liebte Kathedralen und Ansichtspostkarten über alle Maßen) und ihn fragte, warum er das nicht einmal malte, meinte er nach einer Weile: „Non, ça je ferai jamais! Mais c'est donc une locomotive sortant d'une cathédrale!" Zum Schluß noch ein Wort zu den verschiedenen Hypothesen seiner Abstammung. Die einen behaupten, Edward Degas sei sein Vater, andere sprechen von Renoir, und wiederum werfen Dritte einen hochadligen französischen Grafen in die Debatte. Tatsache ist, daß ich in all den langen Jahren meiner Bekanntschaft mit ihm und der Valadon über diesen Punkt nie etwas Authentisches aus beider Mund erfahren konnte und schließlich aus naheliegenden Gründen auch nicht erfahren wollte. Ich weiß nur so viel, daß seine Mutter ursprünglich Seiltänzerin war, sich nach 25jähriger Ehe mit einem Architekten der Butte à Pinson von diesem scheiden ließ, und daß sie jahrelang das Modell des Puvis de Chavannes, Renoirs, schließlich Edward Degas' war, an dem sie stets mit rührender Liebe hing. Richmond Chaudois aber machte mich einmal auf die frappierende Ähnlichkeit des Utrillo mit dem Sonderling Degas aufmerksam, und in der Tat besitze ich Jugendbildnisse Maurices von der Hand der Mutter, die, mit den Jugendbildnissen des Degas verglichen, diese Hypothese von dessen Vaterschaft immerhin erhärten könnten. Seiner Begabung nach ist er in jedem Falle der Sproß der künstlerisch so hochentwickelten und formvollendeten Tradition des französischen 19. Jahrhunderts, und wir hoffen, daß er nicht einer ihrer Letzten bleibt.



F. Remak. Litho zu Immermann: Der Karneval u. d. Somnambule

2 Monate Strohwitwer. Deutsch-Arier, 40 Jahre, fideles Haus, sucht fesches, großes, unabhängiges Fräulein od. Frau als Partnerin für gemeinsame Ausflüge, Kinobesuch. Wenn möglich getrennte Kosten. Chiff. „Marschieren und Schwimmen" an „Praga", Phikopy 33 bis 7./8. 39835.

Prager Tagbl.



Edelweiß im Gerichtssaal.

Ein aus Italien gekommener Referendar von Berlin wurde wegen eines mitgeführten Straußes von 140 Stück Edelweiß beanstandet und wegen Übertretung der oberpolizeilichen Vorschriften zum Schutze einheimischer Pflanzenarten vom Amtsgericht München zu einer Geldstrafe verurteilt. Auf seine eingelegte Revision wurde das amtsgerichtliche Urteil aufgehoben und der Referendar unter Überbürdung der Kosten auf die Staatskasse freigesprochen. Aus den Urteilsgründen des Obersten Landesgerichtes ist hervorzuheben: § 9 Abs. 1 der erwähnten Vorschriften bestimmt: Diese Vorschriften erstrecken sich nicht auf diejenigen Pflanzen der geschützten Arten, die außerhalb Bayerns rechtmäßig gesammelt oder in Bayern in Gärten oder Pflanzenschulen gezogen sind. Solche Pflanzen dürfen indes nur dann im Regierungsbezirk in den Handel gebracht oder in größerer Menge sonst eingebracht werden, wenn ihre Herkunft durch ein Zeugnis der ortspolizeilichen Behörde des Herkunftsortes oder durch Versendungspapiere oder sonst erwiesen ist. Da aus dem Paß, den der Angeklagte bei seiner Einreise aus Italien bei sich führte, im Zusammenhalt mit seinen, für glaubwürdig erachteten Erklärungen hervorgeht, daß er den 140 Stück enthaltenden Strauß Edelweiß aus Italien mitgebracht hat, durfte er sie, ohne der Vorschrift zuwiderzuhandeln, in den Regierungsbezirk Oberbayern einbringen. Die Auffassung des Erstrichters, daß der Nachweis der ausländischen Herkunft nur durch Vorlage einer amtlichen Bestätigung geführt werden könne, und der von ihm als beweiskräftig anerkannte Reisepaß mit den Grenzkontrollstempeln sich zu dem genannten Nachweis nicht eigne, ist ebenso rechtsirrtümlich wie der Hinweis auf den Satz 3 des § 9 Absatz 1 der oberpolizeilichen Vorschriften. Denn dieser Ab-

satz gestattet mit den Worten „oder sonst“ die Führung des Nachweises auf jede mögliche Weise. Aus diesen Gründen war das angefochtene Urteil aufzuheben und auf Freisprechung des Angeklagten zu erkennen.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Brief Carl Spittelers

an Dr. Alfred Gellhorn, Berlin.

11. 3. 1909.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe niemals eine Kritik des „Zarathustra“ geschrieben, das Buch nicht einmal gelesen. Sondern ich habe auf Drängen Nietzsches und auf dringende Bitten Widmanns mich einmal nach langem Sträuben dazu hergegeben, Nietzsche im allgemeinen dem Publikum zu empfehlen. Zu diesem Zweck wurde mir ein hoher Stoß von Nietzsches Werken zugesandt, ich glaube zehn dicke Bände, mit der Nötigung, mich in kürzester Zeit darin zu orientieren, denn Nietzsche drängte ungeduldig zur Eile. Unter diesen Werken befand sich auch eines namens „Zarathustra“. Natürlich habe ich auch dahineingeblickt, als ich aber mich fragte, ob ich dieses andersartige Buch mit Hintansetzung der übrigen gründlich lesen und studieren solle und müsse, rief mir eine Stimme zu, der Dichter des „Prometheus“ kann nicht verpflichtet werden, einen Zarathustra durchzulesen, geschweige denn ihn zu studieren. Dieser Stimme gab ich recht, und ich gebe ihr noch heute recht.

Hochachtungsvollst

Carl Spitteler.

Die **„Hymne an das Leben“** im Marginalienteil von Heft 6 hat nicht W a l t h e r L i n d g e n s in Köln, sondern **Dr. Erich Kästner** in L e i p z i g zum Verfasser. Die Querschnittredaktion hat leider erst post festum erfahren, daß Herr Lindgens mit fremdem Kalbe gepflügt hatte.

Ausstellung alter Meister in der Akademie der Künste.

Von *Emil Szittya.*

I.

Es ist wirklich jammerschade, daß man mitten im Sommer 261 (darunter 47 unbekannte) Meister mit 444 Bildern zusammenbringt. Selbstredend ist es nicht nur amüsant, sondern auch psychologisch zu schätzen, und vielleicht auch kunsthistorisch bemerkenswert, was die Kunstliebhaber in einer Stadt wie Berlin zusammenbringen; aber im Sommer wirken so viele alte Meister, gleichgültig ob sie gut oder schlecht, falsch oder echt sind, etwas zu dunkel und ermattend. Wenn man für seine Mitbürger — wie ich — etwas übrig hat, ist es immerhin nötig, sich auch so eine Ausstellung anzusehen. (Etwas Belehrendes und Belustigendes kommt schon immer dabei heraus.) Ich hatte einen schlechten Tag gewählt. Als ich die Ausstellung betrat, stand gerade im Saal der Italiener ein intelligent aussehender Kunstführer zwischen einigen Dutzend Menschen und hielt eine popularisierte Gelehrtenrede, in der Hunderte von Namen und Städten so durcheinanderwirbelten, daß es einem schwindlig wurde und man nur in einer Schaukelstimmung sich die 444 Bilder anschauen konnte. (Es war wirklich der Mühe wert.)

Das Publikum bestand zum größten Teil aus Menschen, die der Ausstellung ihre Bilder hergeborgt hatten und nun neugierig waren, zu sehen, ob ihre Nachbarn wertvollere Kunstgegenstände besäßen als sie. Und diese lieben Kunstliebhaber blieben stundenlang vor ihren eigenen Bildern stehen und sagten laut: „Nicht, das Bild ist doch bezaubernd!"

II.

Es war wirklich eine sonderbar bezaubernde Ausstellung. Die alten Meister waren zum größten Teil mit Bildern vertreten, die man von ihnen gar nicht vermutet hätte. (Fast jeder sah etwas anders aus, als man ihn gewöhnt war. Diese Ausstellung war sicher eine Fundgrube für Kunsthistoriker.) — Die Italiener interessierten mich fast gar nicht, nicht einmal Tizian. Ein Werk des Venezianers Anuigoni (1675 bis 1752) sah aus wie ein englisches Bild aus dem 18. Jahrhundert. Magnascos (1660 bis 1747) phantastisches „Maleratelier" hätte auch von Teniers sein können. Auf Falcones (1600—1656) „Marter des heiligen Januarius" gibt es komische Slowakengesichter. „Die Geschichte der Psyche" von einem namenlosen florentinischen Meister des 16. Jahrhunderts hat etwas schönes Primitiv-Asketisches. Filippino Lippis (1457—1504) Madonna ist für die Florentinische Schule zu asketisch gemalt. Tintoretto hat in seiner „Auffindung Mosis" zu viel Grecoverwandtschaft. Die Italiener haben sonderbarerweise zu wenig blauen Himmel auf diesen Bildern, aber der Kunstführer sprach viel über das weiche Blau der italienischen Landschaft.

III.

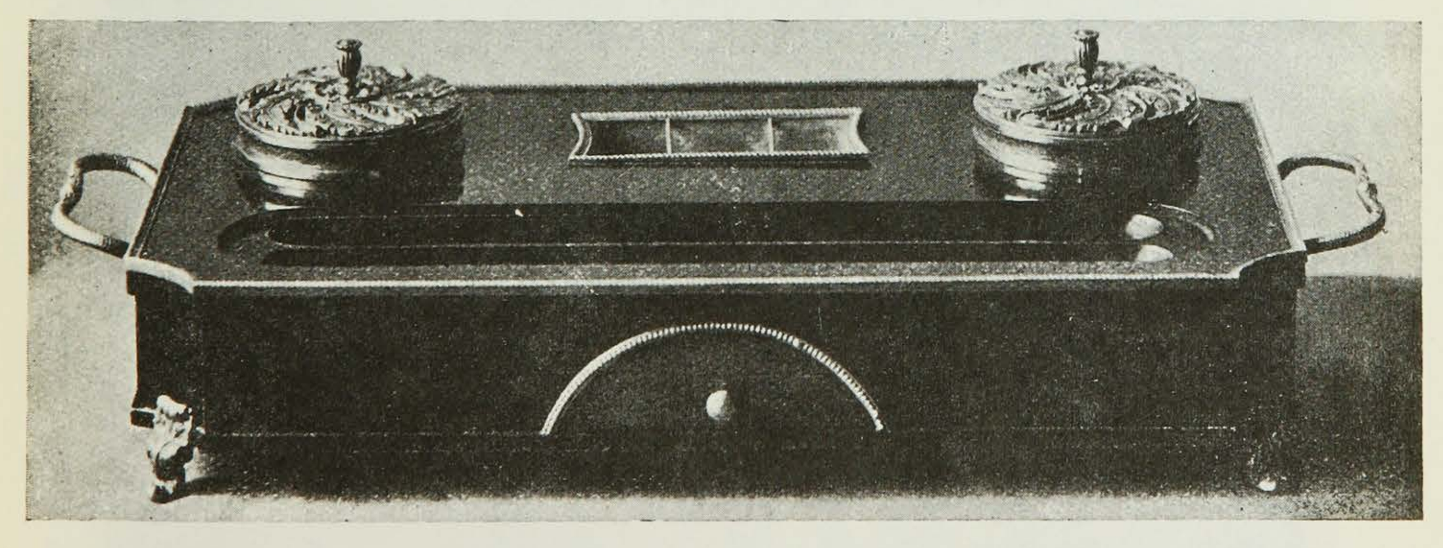
Auch die Franzosen interessierten mich auf dieser Ausstellung nicht; abgesehen davon, daß ich die zwei Mädchenbilder von Greuze liebe, gibt es noch eine ziemlich fade „Hafenlandschaft" von Lorrain. Es ist ganz komisch: es ist doch sonst bekannt, daß in Deutschland sich die besten französischen Bilder befinden (sehr viel Unbekanntes), — aber auf dieser Ausstellung waren sie nicht vertreten.

Und zwischen der Betrachtung wirbeln die oratorischen Worte des Kunstführers: — „Sehen Sie sich, meine Damen und Herren, diese leuchtenden Farben an." (Von leuchtenden Farben keine Spur.)

IV.

Merkwürdig viel Venedig ist auf dieser Ausstellung vorhanden. Venedig in allen Schattierungen, von Malern aus allen Ländern und Zeiten. Das Gymnasium

Paul Gruson, Bücherschrank in geflammter Birke



Schreibzeug aus Mahagoni mit Bronze- und Elfenbeinbeschlägen (Stil Königin Luise)
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin.

Von der Ausstellung aus Frankfurter Privatbesitz



Slg. Frhr. v. Goldschmidt-Rothschild
Hans Mielich, Bildnis des Pankraz von Freyberg zu Aschau



Slg. Henkell
Fra Angelico, Thronende Madonna

Hannover, Kunstausstellung

Ulrich Hübner



Düsseldorf, Jubiläums-Ausstellung

Konrad Zick (1773—1836)





MAUXION

Schokolade

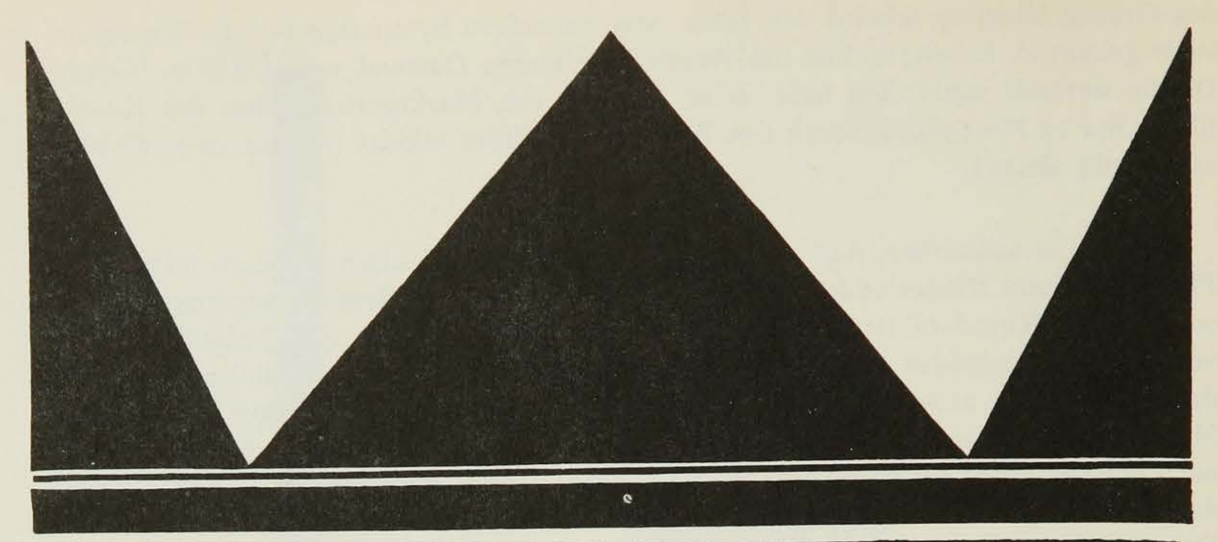
des Grauen Klosters scheint von jeher eine besondere Sympathie für die Lagunenstadt gehabt zu haben; es lieh der Ausstellung einige Dutzend venezianische Bilder. Ob sie wertvoll sind? Ich habe keine Ahnung von Marktpreisen, aber der Kunstführer hat 15 Minuten hindurch den Wert dieser Bilder erklärt (er muß es ja wissen, es ist sein Beruf).

V.

Und es ist sonderbar, daß auf allen Ausstellungen von alten Meistern immer die Flamländer und Niederländer am besten vertreten sind. Teniers ist, wie immer, sehr schön, aber Ruysdael ist nicht besonders gut vertreten; nur ein „Judenkirchhof" von ihm unterscheidet sich von seinen anderen hier vertretenen Bildern dadurch, daß er spanisch aussieht. Eine Landschaft von Bloemaert (16. Jahrh.) hat etwas Manethaftes. Cuijps (1612—1652) „Tanzendes Brautpaar in der Schenke" riecht nach holländischer Kirmesstimmung. Außerdem gibt es ein Porträt von Frans Hals, das wie ein gut van Goghisch aufgemachtes expressionistisches Porträt aussieht. Das einzige Uninteressante bei den Flamländern und Niederländern war wieder der Kunstführer, der eine halbe Stunde über Rembrandts Einfluß auf die Malerei sprach (Rembrandt ist leider hier nicht gut vertreten).

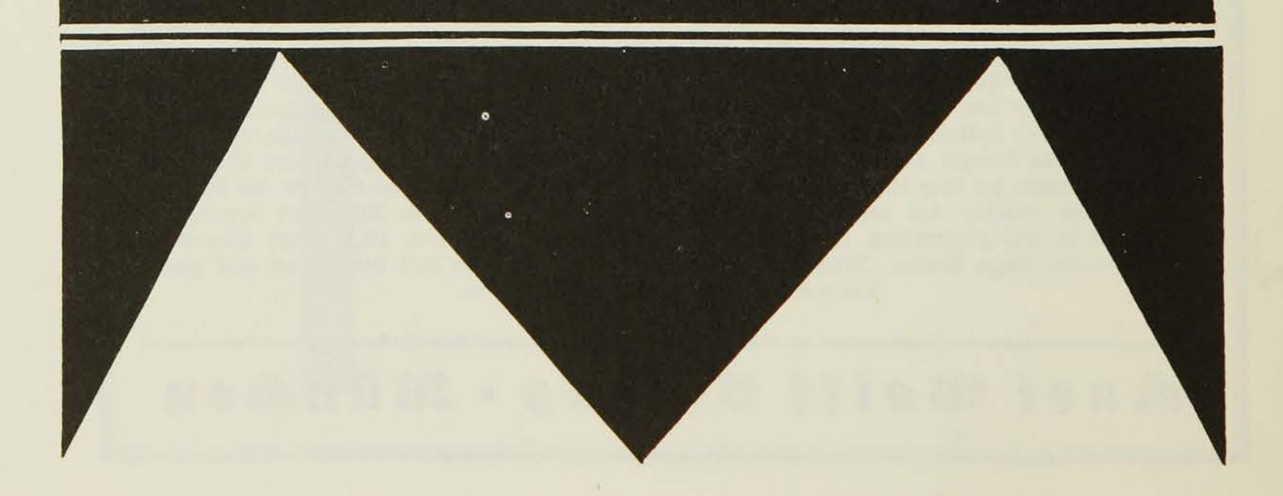
VI.

Die besten Bilder hatten die Spanier auf der Ausstellung. Sogar Murillo interessierte mit dem selten guten Bild „Der heilige Antonius". Goya gehört auch auf dieser Ausstellung zu den Malern, über die man sich immer freut, und vor deren Bildern man von Besitzwünschen geplagt wird. Besonders schön ist das Bild „Der Überfall". Die Greccobesitzer können sich freuen, daß sie die schönsten Bilder auf dieser Ausstellung haben.





PIANINOS, FLÜGEL, EINBAUINSTRUMENTE (WELTE-MIGNON), PIANOLA, IBACHIOLA
MAN VERLANGE PREISLISTE U. KATALOG „Q“ VOM STAMMHAUSE IBACH, BARMEN
FILIALEN: BERLIN, CÖLN, DÜSSELDORF, LONDON / VERTRETER AN ALLEN PLÄTZEN



VII.

Und die Deutschen? Dürer ist mit der „Heiligen Familie" zu italienisch, und dann gibt es ein komisches Bild von Zick (1702—1762) „Landschaft mit dem ruhenden J. J. Rousseau". Armer Jean Jacques, das hätte ich ihm nicht gegönnt; er sieht auf dieser sentimental-idyllischen Landschaft wie ein ausgehungerter Fechtbruder aus, der Angst vor der Schmiere hat.

VIII.

Der scharmante Kunstführer schaut auf seine Uhr und endet: — „Und über jedes Bild auf dieser Ausstellung könnte man ein Buch schreiben und einen stundenlangen Vortrag halten, aber wir wollen enden." — Ein Klatschorkan bricht los und ein herzliches Händedrücken, wie in einem ziemlich altmodischen Theater (schade, daß die Herren keinen Gehrock anhatten).

Draußen im Foyer sagt ein Ehegatte zu seiner Familie: „Nun haben wir aber das Mittagessen verpaßt!" — Darauf die schwarzäugige, ziemlich beleibte Tochter: „Aber es war schön." —

Ob ich mir die Ausstellung noch einmal anschauen soll?

Apes, Angels, and America.

What Disraeli said in 1864, Tennessee is saying to-day. Like the leader of Victorian Conservatism who declared that he was on the side of the angels, the Governor of Tennessee *believes that he can put the apes to flight* by officially expressing his disbelief in them. He has signed a Bill which makes it illegal for any teacher in a State university or school to teach that man is descended from a lower order of animals and to deny the Biblical story of the Creation. In this way "so-called science" is to be dealt its death-blow. Alas for Prime Ministers and Governors who lay down the law as to what is truth! They have been busy and well-meaning since the dawn of things with their decrees and penalties, even with their racks and stakes, but truth has steadfastly refused to conform to definitions. The earth would be orange-shaped though all the theologians in Paradise tried to stamp it out flat. The sun would not revolve round a stationary world even to justify the opponents of Galileo. And whatever element of truth there may be in Darwinism will remain there even if the American Constitution be amended to decree it elsewhere. The struggle between "fundamentalists" in America who want all teaching mummified to suit their prejudices and true educationists who want to develop in young Americans a critical and candid spirit of inquiry has been going on for years. But there can be no doubt as to which side will win, and already, we imagine, as a transatlantic observer recently remarked, "the kids aren't fooled." At least, if some of them are, yet in a vigorous, inquisitive democracy you cannot fool all the young people all the time. *(Ph. L.)*

Die Österreichische Alpenfahrt 1925, die vom 20. bis 28. Juni auf der sehr schwierigen Strecke Wien—Salzburg—Garmisch-Partenkirchen—München stattfand, sah als erfolgreichsten deutschen Fahrer Reinecke-Magdeburg auf einem 9/30 PS Prestowagen der *Prestowerke A.-G.* in Chemnitz mit der zweitbesten Gesamtwertung, nur um $^4/_{10}$ Punkte vom ersten Sieger getrennt, als Gewinner des Alpenpokals.

Brief an den Reichspräsidenten.

Folgender Brief ist tatsächlich geschrieben worden und liegt uns in Abschrift vor:

Antrag des Hausbesitzers und Kleinrentners Karl F. auf Bewilligung einer Staatsprämie von 1000 M. aus dem Staatlichen Kleinrentnerunterstützungsfonds von 200 000 M. für 3 Jahre langes Ertragen eines Herz- und Seelenruhe störenden Zwangsmieters.

O., 15. Juni 1925.

Sehr geehrter Herr Reichspräsident!

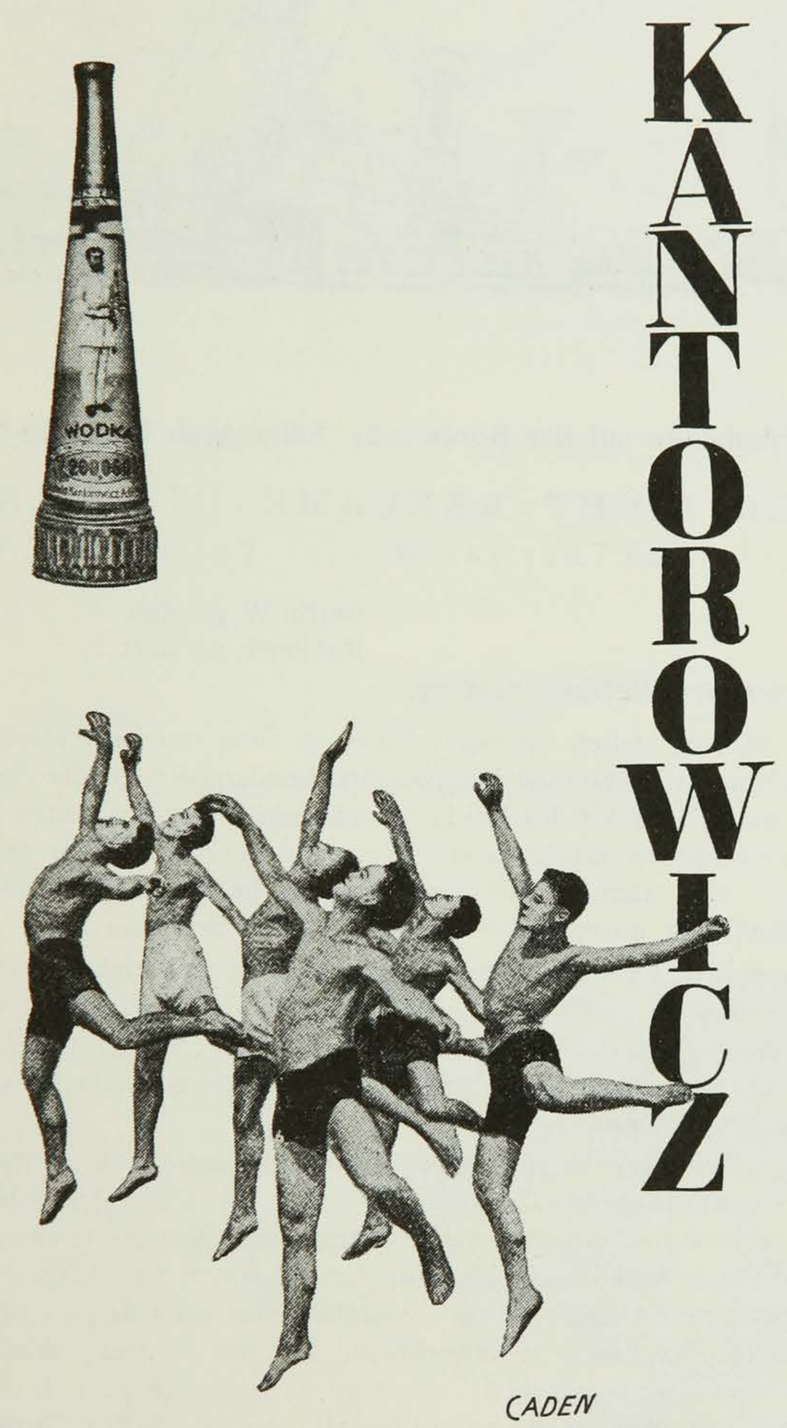
Ich bin einer Ihrer Wähler zum Reichspräsidenten und habe auch an dem Wahlsonntag vor dem Wahllokal einen unentschlossenen Wähler durch bloße Nennung Ihres Namens für Sie mitgewonnen. Da Sie öffentlich erklärt haben, am Wohl des deutschen Volkes zu arbeiten, *welchem anzugehören ich bald 49 Jahre die Ehre habe,* und mein Wohl infolge einer staatlichen Maßnahme stark bedroht ist, wende ich mich an Sie mit der Bitte um Abhilfe und Linderung.

Wie aus den Anlagen ersichtlich, habe ich im Jahre 1922 in mein stilles und ruhiges Einfamilienhaus ein Ehepaar aufnehmen müssen, das inzwischen auch ein Kind bekommen hat. Mein Haus hat dünne Decken und Wände und ist gar nicht zum Vermieten eingerichtet. Jedes Wort, jeder Tritt und jede Bewegung dieser Leute über mir schallt an mein Ohr, der ich unten allein wirtschafte und als Nervenpatient äußerste Stille und Ruhe nötig habe und als Naturfreund gern die feine Stimme der Natur *und der menschlichen Seele* belausche. So werde ich stündlich und täglich in meiner inneren und äußeren Ruhe, dem Herzens- und Seelenfrieden und meinem persönlichen Wohlbefinden gestört, so daß ich ganz unglücklich bin und in meiner *Gartenarbeit* gehemmt werde, die mir als einziger kleiner Nebenverdienst zur Verfügung steht. Ich habe hier in der Siedlung E. einen halben Morgen Obstland zu bearbeiten. Leider hat auch der *Frostspanner* in diesem Jahre großen Schaden angerichtet, so daß es nur eine geringe Ernte geben wird. Als Kleinrentner beziehe ich nur 12,— M. monatlich aus der *Stadtkasse* und die Miete des Zwangsmieters beträgt nur 12,20 M. (76% von 15,— M. Friedensmiete).

Der Staat hat 200 000 M. in einem Etat zur Unterstützung für Kleinrentner ausgeworfen, die produktiv tätig sind. Ich bin dies in der Landwirtschaft, speziell Obstbau hier in der Siedlung E. und habe auch als alleinstehender Witwer vor, mir wieder eine Frau zu suchen und eine Familie zu gründen. Ich brauche Kapital und beantrage die 1000,— M., die für einen einzelnen Kleinrentner vorgesehen sind, hiermit als Prämie, da ich ja die hohen Zinsen, die sonst wohl verlangt werden, gar nicht aufbringen kann und weil ich körperlich und seelisch unter der Auswirkung

eines Staatsgesetzes gelitten habe und noch fortgesetzt leide. Für den Fall der Bewilligung von 1000,— M. habe ich auch einen reellen Plan zur Verwendung des Geldes im Auge, der folgendermaßen lautet:

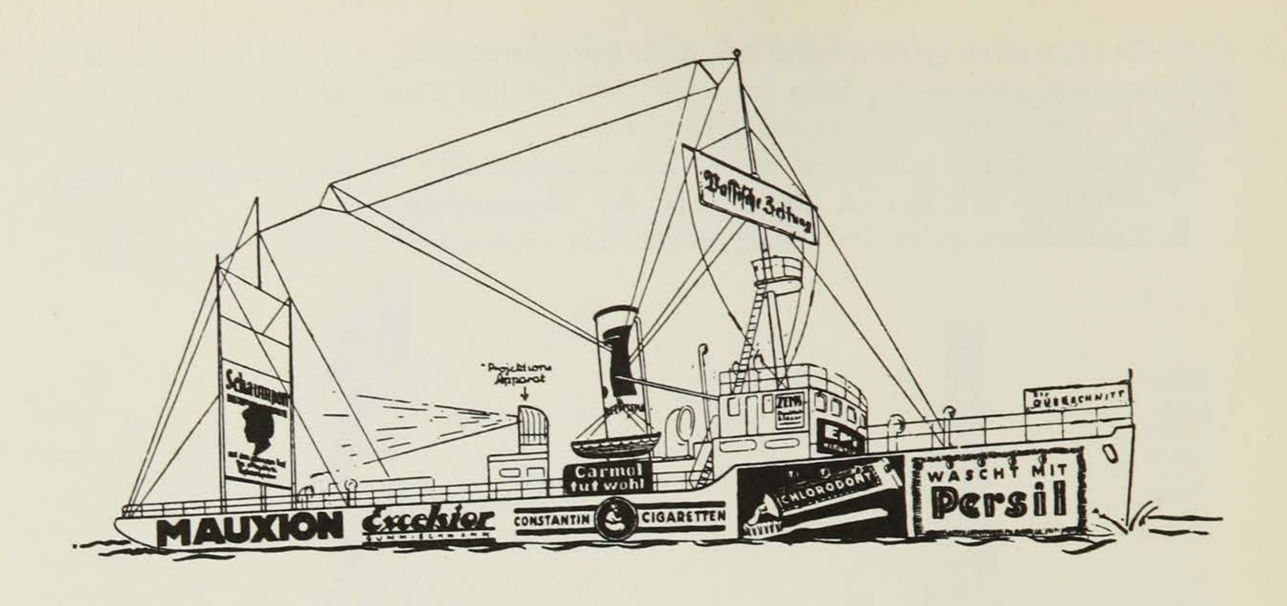
1. Mehrwöchiger Aufenthalt in einem Sanatorium oder Erholungsheim zur Auffrischung der Nerven *und Pflege der abgemagerten Beine.*
2. Erholungsreise an die Ostsee wegen des stärkenden Einflusses der Seeluft.



CADEN

3. Instandsetzung des Hauses, Anstrich von Haus- und Zimmertüren, Decken, Wänden, Fenstern, Flur, Treppenhaus, Dachgesims und Gartenpforte.
4. Erneuerung der Bekleidung, Leib- und Bettwäsche und einzelner Möbelstücke sowie Gartengeräte.
5. *Geld in Reserve für eine Hochzeit.*

Den Herrn Reichspräsidenten bitte ich, meinen Antrag huldvollst entgegenzunehmen und wohlwollend bearbeiten zu lassen.



Die Zahnbürste auf der Bordwand: Stülpnagels Reklameschiff.

S E E B Ä D E R - L I C H T - R E K L A M E - G E S E L L S C H A F T
I n h. : W e i n - u n d T h e r m a l - W a s s e r - V e r t r i e b s - G. m. b. H.

Berlin W 50, den
Rankestr. 29 part. r.

Betrifft: *Seebäder-Licht-Reklame-Feldzug.*

Mitte dieses Monats stellen wir unter Führung einer der bedeutendsten Berliner Tageszeitungen unseren *stählernen* Doppelschraubendampfer für die Seebäder-Licht-Reklame in Dienst. Diese Art der Reklame weist unseren *prominenten* Firmen *einen bisher nicht beschrittenen* erfolgreichen Weg zur Werbung eines neuen Kundenkreises. Unser Licht-Reklame-Schiff besucht sämtliche Ost- und Nordseebäder, einschließlich holländische, norwegische und schwedische Seebäder.

Unser großzügiger Reklame*feldzug* beginnt zuerst mit einer *Weltreise* um *die ganze Ostsee,* wobei wir außer den deutschen Bädern auch die großen ausländischen Küstenstädte, wie z. B. Danzig, Riga, Reval, Helsingfors und Kopenhagen anlaufen werden, um in *großzügiger* Weise deutsche Reklame und deutsche Erzeugnisse zu propagieren.

Unser nach allen Regeln der modernsten Reklamekunst ausgestatteter Reklamedampfer, das „fliegende Trudchen", trifft bei allen Aufenthaltsorten die geeigneten Vorkehrungen, um eine große Anzahl von Besuchern und Interessenten an Bord aufzunehmen und ihnen nicht nur die Reklamen und ausgestellten Muster vorzuführen, sondern sie auch mit den *neuesten musikalischen Darbietungen* und eingelegten Filmproduktionen zu unterhalten und mit Mustern *deutscher Genußerzeugnisse* zu bewirten. Auch sind Vorkehrungen getroffen, um Interessenten Geschäftsabschlüsse mit unseren Beauftragten als Vertretern der Firmen *gleich an Bord* zu ermöglichen.

Wir bitten um *baldgefällige* Nachricht, ob Sie *im Prinzip* für unsere Reklame Interesse haben, um Ihnen entsprechende Vorschläge zu unterbreiten.

Wir empfehlen uns Ihnen

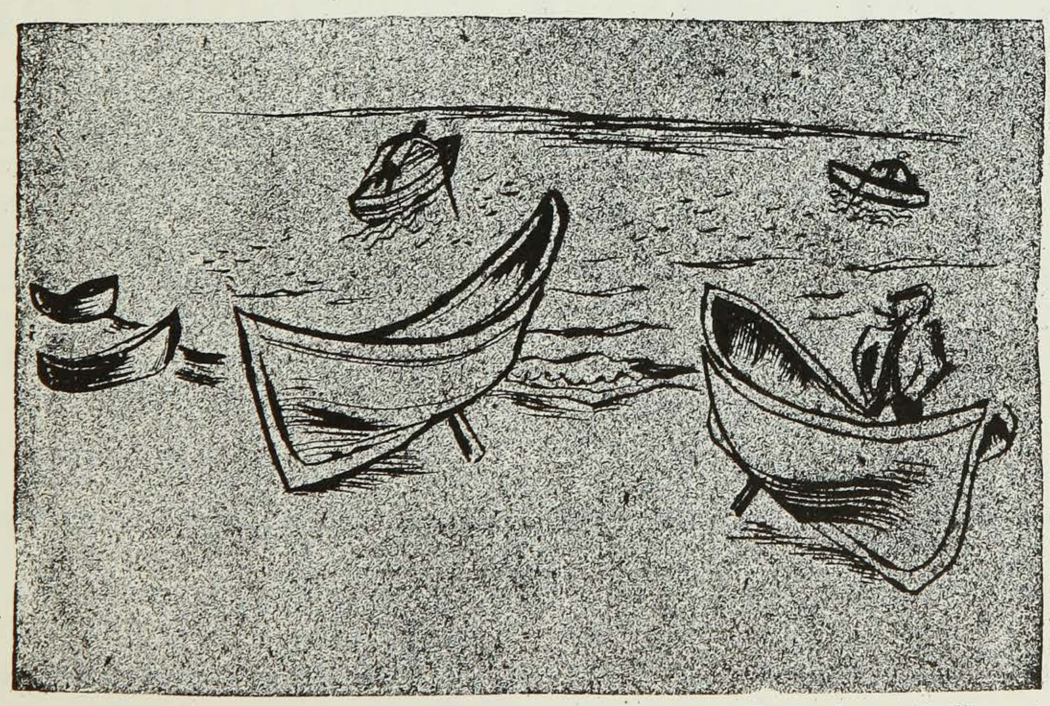
hochachtungsvoll
Seebäder-Licht-Reklame-Gesellschaft.

Dem Vorstand des Frauenvereins.

Melodie: Die Mädels von Java.

Schön sind die Frau'n zu sehn, wenn sie bummeln gehn
Hier in Köln am Rheine;
Ach, ist das jetzt im Lenz eine Konkurrenz
Dick und dünner Beine!
Zwar find't sie mancher „Jeck", doch am rechten Fleck
Haben schon das Herz sie:
Brauchst du eine, — wann und wie, — sagt sie „Ja", biet't sich dir
An, zu gutem Zweck und Ziel, s'braucht nicht viel
Bitten da bei ihr.
Die Damen von Köllen, die sagen dir niemals Nein,
Besonders der Vorstand vom Frauenverein;
Fragst du in Köln eine Frau: „Hilfst oder hilfst nicht?"
Sagt sie dir: „Ja, warum nicht? S'ist meine Pflicht!"

Dort, wo die Sorge groß, arm und mittellos
Kranke Menschen darben;
Wo nach des Lebens Müh, ob betagt, ob früh
Arme Dulder starben;
Wo bang die Mütter scheu'n, sich des Kinds zu freu'n,
Weil es bloß und nackend,
Eilen schnell die Damen hin zu Nacht- und Tageszeit,
Gütig, freundlich, mutig, frisch zupackend,
Immer hilfsbereit.
Die Damen vom Vorstand, die sagen ja niemals Nein,
Betrifft es nun Adebar oder Freund Hein;
Fragst du den Armen: „Wer half deiner Pein?"
Sagt er: „Der Vorstand vom Frauenverein."



Otto Pankok — Fischerboote (Radierung)

Hat eine Hausfrau Pech, lief das Mädchen weg,
Weil sie so verkrittelt,
Schnell wird ein tücht'ger Kerl, so 'ne richt'ge Perl'
Gratis ihr vermittelt.
Aber auch höh're Ziel': Kunst, Gesang und Spiel,
Kursus, Lehr' und Vortrag
Schrieb der Frau'nverein sich hier
Als Programm auf's Panier;
Und der heut'ge Tag ist auch sein Vorschlag,
Dem gern folgten wir.
Wir Damen von Köllen wir sagen doch niemals Nein,
Wenn ladet der Vorstand vom Frauenverein —
Heut galt's zu stillen ja nicht Leid oder Weh,
Nein, nur den Kaffeedurst beim Fünfuhr-Tee!

(Aus einem Festprogramm des Kölner Frauenvereins.)

Unter fetten Hennen zu Köln am Rhein haben sich Dr. Jaffé mit alten Holländern, Dr. Becker mit Negern und Chinesen, Siegmund Salz mit Chagall, Kisling und Vlaminck niedergelassen. Sie werden hier goldene Eier legen. Da die Séparées über Café Reichardt liegen, ist stets Gelegenheit zu einem Imbiß gegeben.

Schibes.

In Reclams Universal-Bibliothek erschien unter Nr. 6551: Alma Johanna Koenig: Schibes. Mit einem Nachwort von Eugen Antoine. Heft 40 Pf., Band 80 Pf., Halbleder 2.— M.

Die Hundegeschichte „Schibes" ist durch eine geradezu verblüffende Kunst des Vortrags, durch straffe Gliederung und federnden Gang der Handlung gekennzeichnet. Die Verfasserin vermag Sätze zu formen, die sich förmlich wie fein geschliffene Florettklingen zurückbiegen und zwanglos wieder die ursprüngliche Form aufnehmen. Die berühmte Krambambuli-Novelle der Ebner-Eschenbach hat ein vollkommen gleichwertiges Gegenstück gefunden. Schibes, ein Hundebastard, der einzige Freund eines Waldschmiedes, in dessen Einsamkeit eine Zigeunerin dringt. Der Hund, der den bösen Dämon seines Herrn in ihr erkennt, wird zu ihrem erbitterten Feind. Ein förmlicher Kampf zwischen dem Weib und dem Hund um die Seele des Herrn bricht los. Der Hund fällt zum Opfer. Diese Erzählung ist in ihrer knappen Prägnanz, in ihrer überquellenden Fabulierfreudigkeit ein kleines Meisterwerk. *(Fürstenberger Anzeiger.)*

67 Konkurse 67

darunter Millionen-Objekte, in 2¼ Jahren vermieden. Garantiert sicherer Erfolg, da bei Tausenden von Großhandels-Firmen eingeführt. Kaufleute von hier u. auswärts verlangen bei Klage, Pfändung,

Zahlungs-Schwierigkeit

meinen streng verschwiegenen sofortigen Besuch.

Ernst Burger, Treukaufmann,
München, Bischofsriederstr. 21
Gegr. 1907 Fernruf Nr. 743 65
„*250720

(M. N. N.)

Tolles Weekend an der Ostsee...

Heiligendamm stellte *eben die Neubauten fertig,* die in ihrer eleganten Ausstattung den großen Bädern des Auslandes in keiner Beziehung nachstehen. Nach einem kurzen Dornröschenschlaf ersteht es *zu neuem Leben,* das *Lorenz Jeschke* ihm mit besonderer Sorgfalt ausstatten wird.

Erinnerungen an Italien werden wach. Die weißen Häuser mit den Säulenhallen ähneln den *Marmorbauten.* Das Meer schlägt *in ewigem Gleichtakt* an den Strand, und der *herrliche Buchenwald* gibt dem Bad den dekorativen Hintergrund. Der Volksmund hat ihn „Gespensterwald" getauft. Und wahrhaftig entströmt den uralten Bäumen ein geheimnisvolles *Raunen, das ganz Heiligendamm* mit einem Hauch Romantik umgibt.

Eine Romantik, die in ihrer feinen Kultur *Stil und Geschmack verrät.* Die Hotels nehmen das *Fluidum Heiligendamms* auf.

Nicht umsonst ist das Geburtsjahr Heiligendamms 1793, *nicht umsonst* ist eine Tradition von über 100 Jahren ihm eigen. *Überall die feine Entwicklung* eines vornehmen Seebades, das auch versteht, seine Gäste zu unterhalten. *Der Pulsschlag der Jetztzeit* fordert sein Recht. Was das Vergnügen erfordert, ist vorhanden, wer es meiden will, kann es umgehen. Unaufdringlich hält es sich zurück, um dazusein, wenn man nach ihm verlangt.

Heringsdorfs Temperament ist *lebhafter*. Der herrliche Strand *fordert zum ausgelassenen Familienbad heraus*, die Sensation des Kurhauses, das unter Kuttners Leitung steht, verführt schon eher zum *tollen Weekend. Salonwagen*, Automobil und gar Flugzeug bringen die Gäste bequem an das Meer. Sonnabend und Sonntag genügen bereits für eine rasche Exkursion an die Ostsee . . .

Weiter westlich liegt das schöne Travemünde, eingebettet in die melancholische Lübecker Bucht . . .

Der Farbgeruch ist schneller entschwunden, als mancher gedacht. Die Betten werden aus den Fenstern genommen. Sie haben genügend frische Luft geschnappt, *die nun den Großstädtern vorbehalten bleibt*, die kommen, ihre zerrütteten Nerven wieder aufzufrischen und neue Kräfte zu sammeln . . . *A. (Schl. A.)*

Selbständiger adliger Kunsthändler, ehem. Off. usw., Gemäldespezialist, sucht stille od. tätige Teilhaberin mit ausgespr. **Passion für Kunsthandel** u. größerem Kapital. Vornehme Gesinnung und Erscheinung, Alter nicht üb. Anf. 30 Bedingung. Pass. Wohnung od. Laden angenehm. Bei gegens. Zuneig. Heirat erwünscht. Diskret. selbstverständl. Gef. ausführl. Offert. erb. u. Nr. 452 an den Verlag der Antiquitäten-Ztg. Stuttgart. *(Antiquitäten-Zeitung.)*

Balzacs Todestag jährte sich am 18. August zum 75. Male. Seine gewaltigen Romanschöpfungen sind in zahlreichen Übersetzungen bei uns verbreitet. Allein von der neuen Gesamtausgabe des Verlages Ernst Rowohlt in Berlin, 44 Bände in handlichem Taschenformat, sind in 1½ Jahren über 500 000 Bände abgesetzt worden.

Walterchen, der Seelentröster, nur einzig Landsberger Str. 37. Jeden Donnerstag: Walzerabend. Freitag: Serienabend. Sonnabend, Sonntag: Ohne aufzuschneiden, der elegante Hochbetrieb. Klassefrauen. Treffpunkt der älteren Jugend. Am Dienstag, dem 11. 8. 25: Verfassungsfeier. *(Berl. Morgenpost.)*

Pariser Witz.

Ein Diplomat vom Quai d'Orsay: „Der Krieg? Ich kann das nicht so schrecklich finden! Der Tod eines Menschen: das ist eine Katastrophe; aber hunderttausend Tote: das ist eine Statistik!"

*

Gespräch durch die Tür. Die Männerstimme: „Ist Herr Paul da?" Die Frauenstimme von drinnen: „Nein, er ist nicht da. Sie können nicht hereinkommen, ich liege im Bett." Die Männerstimme: „Das schadet doch nichts; machen Sie doch ein bißchen auf." Die Frauenstimme: „Das geht nicht — es ist schon jemand bei mir!"

*

Knoblauch. Ausspruch eines Marseiller Malers: „Quand on a mangé de l'ail (Knoblauch), il ne faut parler qu'à la troisième personne."

(Peter Panter in der „Vossischen Zeitung".)

EINGEGANGENE BÜCHER*)

AFRIKANISCHE LEGENDEN. Herausgegeben von Carl Einstein. Berlin, Ernst Rowohlt.

AUST, B. A.: *15 Gedichte.* Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.

BERDJAJEW, NIKOLAUS: *Der Sinn der Geschichte.* Darmstadt, Otto Reichl.

BRUCK, KARL: *Experimentelle Thelepathie.* Stuttgart, Julius Püttmann.

BÜLOW, WERNER VON: *Geheimsprache der deutschen Märchen.* Hellerau, Hakenkreuz-Verlag.

BUSCHOR, ERNST: *Griechische Vasenmalerei.* Mit 163 Abbildungen. München, R. Piper & Co.



Paul Gangolf — Schlechte Straße (Radierung)

BOEHN, MAX VON: *Italien.* Ein Buch der Erinnerung. Mit 808 Abbildungen. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G.

BRINCKMANN, A. E.: *Spätwerke großer Meister.* Mit 39 Abb. Frankfurt a. M., Frankf. Verl.-Anstalt.

BROCKHAUS, HEINRICH: *Die Kunst in den Athos-Klöstern.* 2. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

BRÖGER, KARL: *Jakob auf der Himmelsleiter.* Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

CARCO: *An Straßenecken.* Berlin, Verlag Die Schmiede.

CARTER, ALLAN CECIL: *Der Unfug des Krankseins und sein Ende.* Dresden, Sibyllen-Verlag.

CASSIRER, ERNST: *Philosophie der symbolischen Formen. Teil I: Die Sprache. Teil II: Das mythische Denken.* Berlin, Bruno Cassirer.

CASSON, HERBERT N.: *So sind sie! (Human Nature.)* Dresden, Sibyllen-Verlag.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

CHATEAUBRIAND: *Schwarzes Land.* Roman. Deutsch von Rud. Schottländer. Berlin, Verlag Die Schmiede.

COLIN, PAUL: *Van Gogh.* Avec 40 planches hors texte en héliogravure. Paris, Rieder et Cie.

CONSTEN, HERMANN: *Mysterien. Im Lande der Götter und lebenden Buddhas.* Berlin, Vossische Buchhandlung.

COROT, CAMILLE: *Briefe aus Italien.* Deutsch von Hans Graber. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

COUÉ: *Selbstbemeisterung.* Basel, Benno Schwabe & Co.

CUNOW, HEINRICH: *Politische Kaffeehäuser. Pariser Silhouetten aus der Großen Französischen Revolution.* Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

CZIBULKA, ALFONS, FREIHERR VON: *Andrea Doria. Ein Freibeuter und Held.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

DANTE ALIGHIERI: *Über das Dichten in der Muttersprache (de vulgare eloquentia).* Deutsch von Franz Dornseiff u. Joseph Balogh. Darmstadt, Otto Reichl.

DELMONT, JOSEPH: *Wilde Tiere im Film.* Stuttgart, Dieck & Co.

DESBERRY, LAWRENCE H.: *An den Ufern des Hudson.* Roman. Jena, Neue Welt Verlag.

DICKENS, CHARLES: *Ausgewählte Erzählungen.* Mit Illustrationen von Wolfgang Born. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

DOSTOJEWSKI AM ROULETTE. *Briefe und Tagebücher.* Herausgeg. von René Fülöp-Miller u. Friedrich Eckstein. München, R. Piper & Co.

DOSTOJEWSKI, ANNA GRIGORJEWNA: *Das Tagebuch der Gattin Dostojewskis.* Herausgeg. von René Fülöp-Miller u. Fr. Eckstein. München, R. Piper & Co.







Die Organisation
Lebensbund

ist seit 1914 der vornehme und diskrete Weg des Sichfindens. Tausendfache Anerkennungen aus ersten und höchsten Kreisen. Keine gewerbliche Vermittlung. Hochinteressante Bundesschriften geg. 20 Pf. in Briefmarken durch

Verlag G. Bereiter

München, Maximilianstr. 31 und
Berlin-Friedenau, Cäciliengärten
Zweigstellen im Auslande





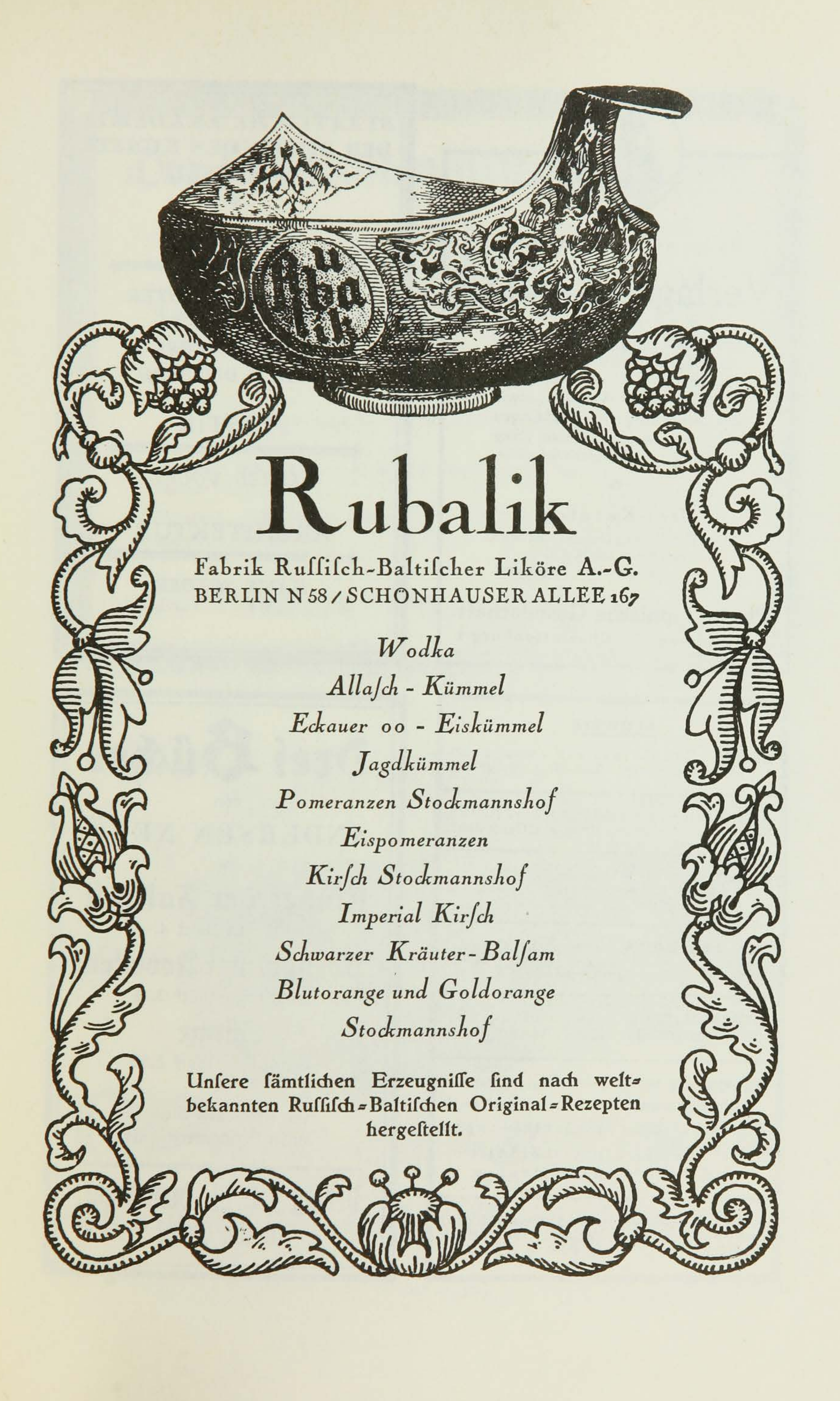
Katalog für 1925
gratis und franko auf Verlangen

Galerien Flechtheim

EINIGE LETZTHIN GETÄTIGTE DEUTSCHE MUSEUMSKÄUFE

BARMEN, Ruhmeshalle: Hofer, Tischgesellschaft. BERLIN, Nationalgalerie: de Fiori, Jack Dempsey (Stein); Hofer, Näherin; Nauen, Park Dilborn. BREMEN, Kunsthalle: de Fiori, Carina Ari (Bronze); Pascin, Kleines Mädchen. BRESLAU, Museum: de Fiori, Selbstporträt (Bronze); Renée Sintenis, Tierbronzen. DANZIG, Stadtmuseum: de Fiori, Jüngling (Holz); Levy, Orchideen; Nauen, Der Tisch. DORTMUND, Museum: Clarenbach, Niederrhein; de Fiori, Der Sänger Gigli (Bronze); Nauen, Sonnenblumen; Sintenis, Tiere. DRESDEN, Galerie: Hofer, Esther und Ruth – Albertinum: de Fiori, Hockende (Stein); Haller, Büste A. F. (Bronze); Sintenis, Tiere. DÜSSELDORF, Kunstmuseum: Clarenbach, Winter; de Fiori, zwei „Karyatiden" (Bronze); Haller, Torso (Bronze); Hofer, Spaziergang; Levy, Weintrauben. ELBERFELD, Museum: de Fiori, Selbstbildnis (Bronze); Huf, Max Liebermann (Stein); Sintenis, Willy (Stein). FRANKFURT, Städel: de Fiori, Carina Ari (Stucco); Haller, Mädchen (Bronze); Levy, Stilleben. HAMBURG, Kunsthalle: Edzard, Der Boxer (Bronze); Huf, Max Liebermann (Bronze); Levy, Sanary; Nauen, Stilleben. KÖLN, Walraff-Richartz-Museum: de Fiori, Hockende (Bronze); Haller, Bildnis A. F. (Bronze), Javaner (Bronze); Hofer, Carneval; Huf, Bronzemaske; Levy, Sanary; Purrmann, Ajaccio; Sintenis, Selbstbildnis (Bronze); Walser, Carneval, LÜBECK, Museum: Hofer, Der Dichter; de Fiori, Badende (Stein). STUTTGART, Landesmuseum: de Fiori, Die Engländerin (Stein); Hofer, Putzmacherin; Levy, Stilleben. ULM, Museum: Haller, Jüngling (Stein); Hofer, Kartenspieler; Marie Laurencin, Kleines Mädchen; Strecker, Der Hafen von Toulon. WIEN, Staatsgalerie: Hofer, Mädchen mit Blattpflanze; Sintenis, Selbstbildnis (Bronze); Ringelnatz (Bronze) und Tierbronzen. WIESBADEN, Landesmuseum: Nauen, Parklandschaft.

*


Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter-Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach welt-bekannten Russisch-Baltischen Original-Rezepten hergestellt.

Der phantasievollste Erzähler

GAUTIER
GESAMMELTE WERKE

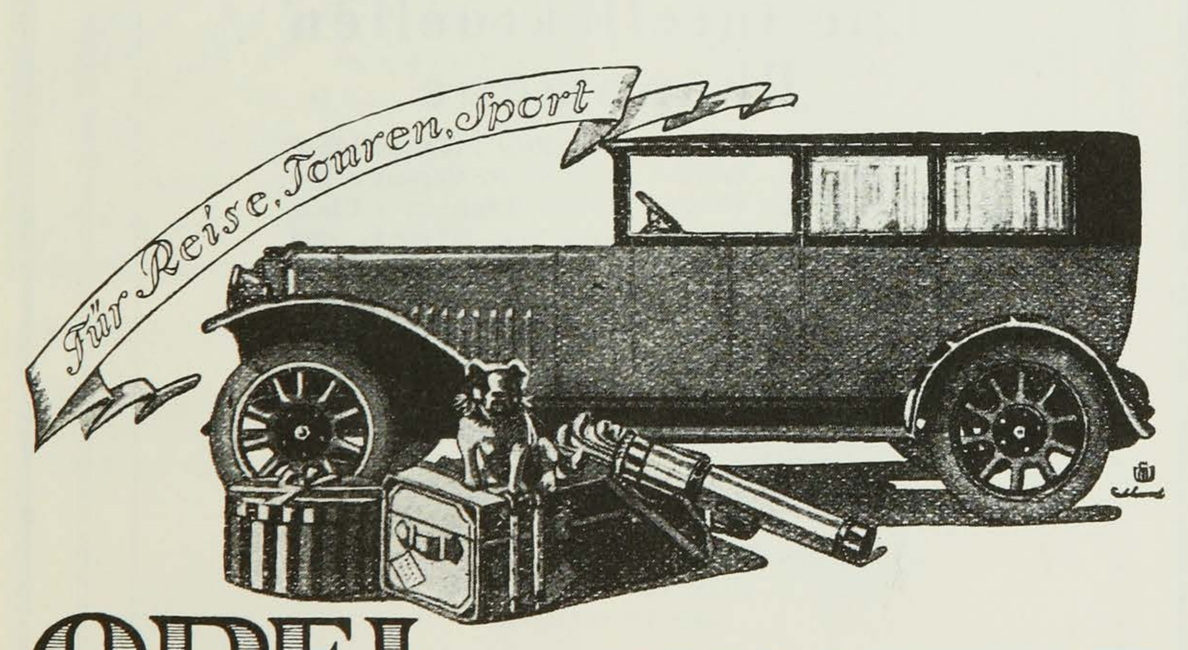
In einer köstlichen Taschenausgabe / Illustriert von Karl M. Schultheiß

Jeder Band
kartoniert 4.50 M, Leinen 6.50 M, Leder 13.– M

Wer sich von der Unruhe unserer Tage befreien will, greife zu den Werken dieses Meisters. *Literatur.*

Virtouose, phantastische Dichtungen — Format, Druck, Einbände sind wahrhaft entzückend. *Hermann Hesse.*

AVALUN-VERLAG / HELLERAU BEI DRESDEN



Elegant Zuverlässig

ADAM OPEL MOTORWAGENFABRIK • RÜSSELSHEIM A/M.





Kinder
und schwache Personen
nehmen bei Blutarmut,
Schwächezustand,
Skrofulose

Talisol-Tabletten

Glänzend
bewährt und
ärztl. begutachtet

Zu beziehen durch die Apotheken.

APOTHEKER KOCH
Kommandit-Gesellsch., CASSEL 12

Die Organisation
Lebensbund

ist seit 1914 der vornehme und diskrete Weg des Sichfindens. Tausendfache Anerkennungen aus ersten und höchsten Kreisen. Keine gewerbliche Vermittlung. Hochinteressante Bundesschriften geg. 20 Pf. in Briefmarken durch

Verlag G. Bereiter
München, Maximilianstr. 31 und
Berlin-Friedenau, Cäciliengärten
Zweigstellen im Auslande

Radiumbad Oberschlema
IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste
radioaktive Heil-
quellen / Auffrischungs-
und Verjüngungskuren / Heil-
anzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias,
Arterienverkalkung, Stoffwechsel
usw. / Sommer- und
Winterkuren

*

SCHRIFTEN
DURCH DIE BADEVERWALTUNG



EIN REISEBERICHT

wie man ihn sich nach der Kinoexotik, dem Abenteuerfimmel, der reichdrapierten Asienmode der letzten Jahre längst ersehnt hat.

SUNDA

Eine Reise durch Sumatra

von

MARTIN BORRMANN

★

Mit 25 Bleistiftzeichnungen und Aquarellen von
SIEGFRIED SEBBA

Künstl. ausgestatteter Ganzleinenband ca. M 30.—

★

Das außerordentliche Buch ist nach der Wandlung geschrieben, die Borrmann in den Tropen nach Europa wieder zurückführt; die neue Reife und Kraft, die sie ihm schenkt, ist in der komprimiert gedämpften Bildkraft jedes Satzes spürbar. Das Erlebnis „Sumatra" die Durchquerung eines schmalen Inselstreifens, bekundet sich unmittelbar und ohne deutenden Hinweis in der stilistischen Prägung einer einzig von diesem Gegenstand bestimmten Anschauung.

Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Abteilung Buchverlag Frankfurt a. M.



DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 10

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete E. R. Weiss

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR. 1851



Laboureur Radierung

ZUR KÖLNER JAHRTAUSENDAUSSTELLUNG

Von

HANS WALTER

Die städtischen Messegebäude boten in diesem Sommer ein wesentlich anderes Bild als sonst, wo sie, nur wirtschaftlichen Zwecken dienstbar, alljährlich Überblick geben über die neuesten wirtschaftlichen Errungenschaften. Sie hatten in den letzten Monaten der großen rheinischen Jahrtausendausstellung gastliche Aufnahme gewährt, einer Ausstellung, wie sie an Umfang Deutschland wohl noch nie gesehen hat. Groß und anspruchsvoll war das Programm. Dem aufmerksamen Besucher entgingen jedoch nicht die Mängel, die dem Unternehmen im einzelnen sichtlich anhafteten. Als Ganzes genommen aber hinterließ sie einen großen Eindruck; auch der kritische Besucher wird das nicht bestreiten können.

Wir wollen hier nicht über die Unsumme von Räumen reden, die eigens zur historisch-statistischen Bildung des Publikums hergerichtet zu sein schienen, auch nicht über die große wirtschaftlich-industrielle Abteilung, die den ganzen zweiten Stock füllte und doch nur eine Reklame der rheinischen Finanz und Industrie war — was uns beschäftigt, sind die Räume, in denen Werke der bildenden Kunst im Rheinlande ausgestellt waren. — Es handelte sich hier darum, durch Auswahl guter und charakteristischer Werke ein möglichst rundes Bild der rheinischen Kunst und ihrer Entwicklung zu geben.

Dieses Ziel erreichte am besten die Abteilung der Buchmalerei. Für fünf Jahrhunderte (von 800—1300) ist sie nicht nur die einzige Kunst, die in klarer, ununterbrochener Folge das künstlerische Wollen und Entwickeln dieser Periode zeigt, sondern sie läßt zeitweise Schöpfungen entstehen, die zu den höchsten künstlerischen Dingen überhaupt gehören. Mit ihren vorzüglichsten Repräsentanten in einer Auswahl von annähernd dreihundert Bänden, schön und zusammenhängend in Vitrinen ausgebreitet, kann diese Miniaturenausstellung als die wohlgelungenste und am besten durchgearbeitete Abteilung angesehen werden.

An zweiter Stelle standen die Goldschmiedearbeiten. Geschickt im Mittelpunkt der Ausstellung aufgestellt, rings um eines ihrer Hauptwerke gruppiert, wirkten sie schon rein in ihrer Existenz und prächtigen Materie so bedeutend, daß die etwas zusammenhanglose Auswahl der Werke nicht stören konnte. Goldene Reliquienschreine und Tragaltäre, Kopfreliquiare und Vortragskreuze, zum Teil von allerhöchster künstlerischer Qualität, gaben eine Vorstellung von dem machtvollen Gepränge mittelalterlichen Kultes.

Es schloß sich an ein Raum, der für die Großplastik bestimmt war. Trotz vieler hervorragender monumentaler Denkmäler, mühselig aus den verschiedensten Kirchen des Rheinlandes entführt, litt der ganze Saal doch an einem zu bunten Durcheinander von Qualität und Mittelmaß. Nur mit Mühe konnte die unbedingt vorhandene Entwicklung zwischen dem 13. Jahrhundert (etwa der Mainzer Madonna in der Fuststraße) und dem 15. Jahrhundert gefunden werden, da die dazu erforderlichen Werke gar nicht vorhanden oder schlecht sichtbar aufgestellt waren. Auch hatte man den Eindruck, als ob es seit 1350 fast nur noch am Niederrhein Plastik gäbe; vom Mittel- und Oberrhein — in der Folgezeit die unbedingt wertvolleren künstlerischen Gebiete — war leider fast gar nichts zu sehen. — Wie einfach und schön wäre es gewesen, durch vernünftige Auswahl und Zusammenstellung die Entwicklungslinie von den Domchorfiguren über die herrlichen Altäre von Marienstadt und Oberwesel zu den Gabelkruzifixen und den Pietàs, dann weiter zu den sogenannten „Schönen Madonnen“ zu geben. Wie glücklich und auch künstlerisch notwendig wäre ein Hinweis auf Straßburg gewesen, dessen Zugehörigkeit zum Rhein man hier und heute schon vergessen zu haben scheint; dabei wäre diese Forderung ohne große Anstrengung erfüllbar gewesen, da sie das Kaiser-Friedrich-Museum im vorigen Winter in seiner Ausstellung „Oberrheinischer Kunst“ glänzend und ohne allen Aufwand verwirklicht hatte.

Glücklicher ausgebaut war dann doch die Abteilung der Tafelmalerei. Allein, daß man die unbedingt erforderlichen Nachbargebiete großzügig mitheranzog, wie Westfalen und den Norden, ließ eine tiefer durchdachte Auswahl der Werke erkennen. Jeder entscheidende Wendepunkt in der Tafelmalerei war durch ein charakteristisches Stück vertreten. Links ein Raum mit den Kölnern, rechts einer mit den Nachbargebieten (Dortmund, Erfurt, Hamburg), in der Mitte, auch äußerlich alles überstrahlend

durch wirklich imposante Aufstellung, das Dreikönigsbild Lochners, umgeben von einem Jugend- und einem Alterswerk des Meisters. — Die hinteren Räume zeigten dann, wie seit Lochners Tod die niederrheinische Malerei gleich der in Unmasse vertretenen niederrheinischen Plastik sich selber zugrunde richtet durch ihr mechanisches und völlig kritikloses Aufnehmen niederländischer und italienischer Bildmotive. Wohltätig strahlt aus dieser Epigonenkunst als einziger Künstler echten Geblüts der Bartholomäusmeister hervor, in seiner bizarren Überempfindsamkeit, in seiner barocken Laune und in seiner fast allzu raffinierten Anmut. Immer mehr wird es der Süden Deutschlands, wie auch der obere



Max Beckmann — Lithographie
Mit Erlaubnis von Zinglers Kabinett

und mittlere Rhein (gut durch den „Hausbuchmeister" vertreten), der die künstlerische Führung im späten 15. und 16. Jahrhundert an sich reißt.

Wie es dann allerdings am Rheine im Zeitalter des Barock aussieht, darüber läßt uns die Ausstellung im Dunkeln. Es scheint fast, als ob man dieser Epoche, die hier dicht bei Köln nichts Geringeres als das Brühler Schloß hervorgebracht hat, nur einige schwache kunstgewerbliche Arbeiten zugetraut hätte.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die „Kölner Kunst". Bis vor kurzem noch war von ihr die romantische, etwas sentimentale Vorstellung von jenem sagenhaft umwobenen und in „mystischer Glorie" strahlenden „Meister Wilhelm" nicht zu trennen. Seitdem ist viel von ihrem Nimbus geschwunden — Mittel- und Oberrhein haben Originelleres

hervorgebracht. Wir wissen, daß man um 1400 überall, sei es in Westfalen, in Burgund oder in Böhmen, ähnlich malte und malen konnte, wie in Köln der „Meister mit der Wickenblüte", eben jener von den Romantikern gepriesene „Meister Wilhelm". Aber trotz allem behält Köln auch heute noch seine künstlerische Bedeutung für uns: Durch seinen Reichtum verbreitete es weithin ungeheuren Glanz und zog naturgemäß von allen Seiten die Künstler in seinen an Tradition so reichen Bann; ein Sammelbecken für alle Strömungen bildend innerhalb der Rheinlande und noch weit darüber hinaus. Man denke etwa in der Stauferzeit an die mannigfachen Beziehungen nach dem Westen — Godefroi de Claire (Heribertusschrein) — oder die ebenso für seinen Handel wie für die Ausbreitung der Gotik wichtigen Beziehungen nach England, das damals in der Malerei wohl unstreitig den Ton angab. — Als Durchgangsgebiet hatte das Rheinland ja überhaupt keine lokal streng begrenzte Kunst. Von jeher war es darauf angewiesen, von allen Seiten Einflüsse in sich aufzunehmen, ein getreues und würdiges Abbild seines Stromes, der auch reich genug ist, immer wieder neue und fremde Gewässer in sich zu vereinen.

RHEINISCHER KUNSTREICHTUM

Von

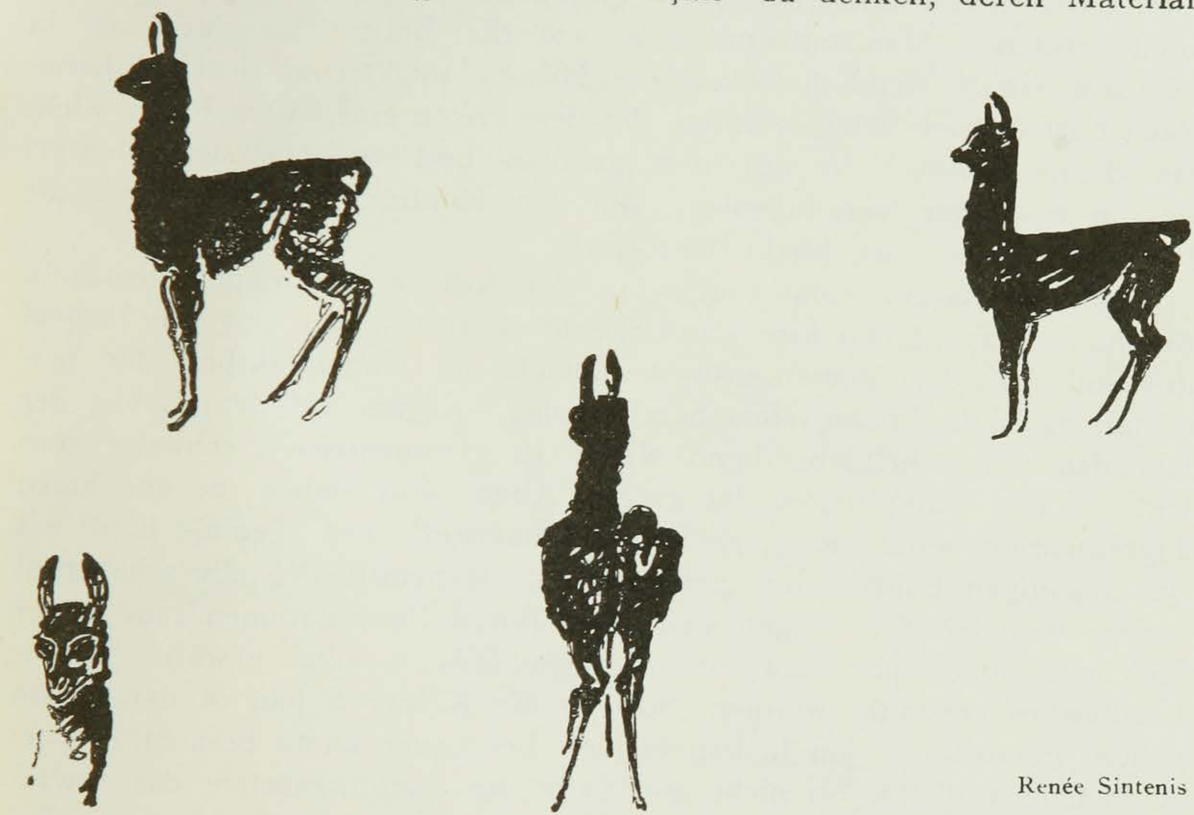
GRETE RING

Die Kölner Jahrtausend-Ausstellung, von streng provinzialer Tendenz, barg in ihrer Kunstabteilung die erste Schau nicht provinziellen Charakters, die Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt zeigen konnte. Rheinische kirchliche Kunst des Mittelalters, sonst in halbdunklen Schatzkammern geizend vergraben und nur durch einen Wall von Permessen und Trinkgeldern hindurch zugänglich, wurde mit einer Liberalität ausgebreitet, die eine rein auf Kunstbelehrung zielende Veranstaltung nie hervorgerufen hätte. Mit erstaunlicher Folgerichtigkeit war die Kunstabteilung der allgemeinen Tendenz der Ausstellung eingeordnet — zwischen die Fürsorge für gefährdete und gefallene rheinische Jungfrauen, zwischen Kinderbilder von Hugo Stinnes und Hauptbuchseiten des Schaaffhausenschen Bankvereins fügte sich die Kunstabteilung zwanglos ein — ein Propagandamittel unter vielen. Man erwartete Eduard von Gebhardt und fand die Wunder des Aladdinschatzes ausgebreitet: Reliquienschreine des 12. und 13. Jahrhunderts, von jeher das kostbarste und seltenste Gut, überschritten das Dutzend; es wimmelte von Kelchen, Kruzifixen, Monstranzen, Ciborien; Grubenschmelz leuchtete von fast jedem Gerät. Dazu das Publikum, ein der Kunstschau völlig ungewohntes — bürgerliche Vereine, Schulen, scheinbar bis zu den Säuglingsheimen hinab, wurden von kundigen Führern durch die Säle gewiesen. Der Nichts-als-Kunst-Liebende, in der Betrachtung gestört, konnte nicht umhin, die Großzügigkeit rheinisch-kirchlicher Propaganda zu bewundern, die ihre Ausstellung wirklich

zum Volksfest zu gestalten *wußte:* Wembley erscheint gähnend leer in der Erinnerung.

Es gibt, um es doch einmal auszusprechen, kein Land der Erde, das auf dem Gebiet der frühen kirchlichen Kunst mit dem Rheinland konkurrieren könnte. In Paris wurde 1900 im Rahmen der Weltausstellung ein ähnlicher Versuch gemacht, die Kirchenschätze auszubreiten, mit merklich kärgeren Resultaten.

Noch glücklicher fast für Köln gibt sich jeder Vergleich auf dem Gebiet der frühen Tafelmalerei. Hier sind Rheinland-Westfalen einschließlich des Hansegebiets bis zum ersten Drittel des 15. Jahrhunderts alleinherrschend, selbst vor den bald übermächtigen Niederlanden. Es wäre unbillig, dabei gar der „Primitifs Français“ zu denken, deren Material,



Renée Sintenis

wie die Exposition von 1902 erwies, nur mühsam rinnt. Die Auswahl der Bilder in Köln schien diesmal eine vergleichsweise zufällige, vielfach wohl durch den Wunsch bestimmt, nicht wieder den gleichen Bestand zu zeigen, den die kunsthistorische Ausstellung von Düsseldorf 1904 vorgeführt. Für lückenlose Folge entschädigte eine Anzahl besonderer Raritäten, die, einzeln mühsam zu erreisen, oft auch dem Spezialforscher im Original unbekannt geblieben: das Mittelbild des Altars von Orb, der Altar der Pfarrkirche von Linz a. Rh. (von der Hand des Meisters der Lyversberger Passion), die Tafeln der Marienkirche von Dortmund (sehr schön und dem Meister der hl. Veronika insonderheit nahe), die späten Bruyns der Xantener Victorskirche.

Für die Plastiken — Stein- und Holzbildwerke — läßt sich die Reihe der höchsten Raritäten noch leichter fortführen — Oberwesel, Marienstatt, Linnich, Rees, Landau, Straehlen, die freigebig Werke sandten,

werden gewiß selten vom Kunstforscher aufgestört. Hier blieb der Genuß an den Objekten freilich kein ungetrübter — nahezu alle Stücke, auch die aus den kleinsten Gemeinden verschriebenen, wiesen neue Fassung auf; das herrliche Material erscheint schmerzlich entstellt. Man wird zum Nachdenken gestimmt, ob es für eine Provinz in der Tat ein Glück bedeutet, von vornherein als kunstreich im Mittelpunkt des pflegerischen Interesses zu stehen, ob es ihr nicht vielmehr besser frommt, spät oder gar nicht entdeckt zu werden und unter schützendem Staub ihr Kunstgut „ungepflegt" zu bewahren. Seltsam hier die Stellung des Kunstkritikers: die Entdeckung der altdeutschen Plastik wird hell verkündet, eine Hochflut neuester Literatur wälzt sich über das vergleichsweise jungfräuliche Gebiet, zum Erhaltungszustand der vielbesprochenen Gegenstände meldet sich keine Stimme. Man entsinnt sich, wie die Blätter rauschten, als in Potsdam einige ziemlich belanglose Häuser mit einem denkbar harmlosen Farbanstrich belegt wurden, der dem ersten ernsthaften Regen wich: die dichte Farbschicht auf den größten und verletzbarsten Meisterwerken deutscher Vergangenheit, die den Eindruck verfälscht und die Form traurig zerstört, bleibt unerörtert.

Doch sei darum nicht länger an der Kölner Ausstellung gemäkelt. Sie bleibt das glücklichste künstlerische Ereignis, das uns seit langem geschenkt wurde. Bemerkenswert danach die Unbemerktheit der Veranstaltung. Die Presse, stets bereit, jedes Ereignis auf dem Gebiet der lebenden und scheinlebendigen Kunst zu kommentieren, schweigt gern still vor den Schöpfungen der großen Alten: dort stehen die gewohnten Ingredienzien bereit, der „geistreiche Altmeister", der „geniale Riese mit der mächtigen Faust", der „gedankenvolle Romantiker", „die schonungslose Geißel der Zeit" fügen sich in zahllosen Permutationen zum immer gleichen Ende, hier müssen gegebenenfalls Lexika gewälzt, Kunsthandbücher entstaubt werden. So war die Kölner Schau in der Presse nahezu unerwähnt, vom kunstliebenden Beschauer kaum besucht. Wobei zu bedenken bleibt, ob nicht am Ende die Säuglingsheime das fruchtbarere Publikum boten.



Hermine David — Holzschnitt



Otto Th. W. Stein

DIE GESCHICHTE VOM TIERWÄRTER LOBER

Von

CARL ZUCKMAYER

Tierwärter Lober, seit einigen Wochen der erste Mann im Raubtierhaus, blieb am Käfig des Fischotters stehen. Er trug einen Arbeitsanzug aus Sackleinen und war ein blasser Mensch mit breiten Backenknochen. Seine Augen standen sehr weit auseinander, der Mund auffallend schief zur Nase, das Kinn tief auf der Brust.

Das Tier im Käfig, den eine Drahtglocke umschloß, lugte aus den veralgten Buckeln des Grottengesteins mit braunem, sehr flach gepreßtem Kopf, in dem die Augen, wimperlos eingesetzt, wie hinter einer Fettschicht opalisierten. Gleich darauf glitt der schmale, starkpelzige Leib mit lautlos glatten, schlangenhaften Bewegungen vom Felsen herab ins Wasser, durchschnitt die trübstehende Fläche des Bassins, rasch, pfeilgerade, mit der Schnauze zwei Furchen ziehend, wie ein Motorboot in sausender Fahrt, und strich mit der gleichen gut geölten Sanftheit der Gelenke aus dem Wasser aufwärts auf den Steinrand am Gitter. So stand dieses Tier am Gitter hoch (gleich einem durchnäßten Damenpelz, den man zum Trocknen aufgehängt hat), die kurzen scharfkralligen Vorderfüße trommelten erregt, die feinen Haare des Schnurrbarts zitterten, die spitzen weißen Zähne entblößten sich.

Lober kramte aus der Hosentasche das Kopfstück eines Fisches, roh, mit blutiger Schnittfläche, zwängte es durch die verdrahteten Stäbe. Er lachte kurz und glucksend, als ihm der Otter den Finger fast mitriß und, die Beute im Maul, sofort in großer Kurve köpflings durchs Wasser und wieder zurück ins schlüpfrige veralgte Dunkel seiner Grotte fuhr.

Tierwärter Lober hatte keinen Dienst. Langsam schlenderte er an den Käfigen entlang. Der kleine Bär aus dem Kaukasus trabte auf ihn zu, zwängte die Pfoten aus dem Gitter, ließ sich von Lober kraulen und begann an seinem Finger zu saugen wie ein Kind an der Flasche.

Bei den amerikanischen Bisons blieb er stehen.

Der Stier schritt unablässig, mit gleichmäßig wiegendem Gang auf und ab. Der ungeheure berghafte Oberkörper mit dem bewachsenen Höcker, das mächtige Haupt mit dem dunklen edlen Indianerprofil, trotz aller Schwere leicht und maßvoll über dem kurzen Hinterleib und den sehnigen Beinen.

Ein Hauch von Urwelt und Wildnis umwitterte ihn.

Ein Geruch von Herbst, Ferne, Prärie ging von ihm aus.

Etwas Mildes, Süßes, Verschwommenes war in diesem Duft, und Lober schnob ihn ein, ans Holzgatter gelehnt, wie ein beruhigendes Arom.

Plötzlich zuckte er zusammen, fuhr auf.

Es drang etwas an sein Ohr. Ein Laut wie heftiges Gähnen, von kurzem, knurrendem Rollen gefolgt, ruckhaft hintereinander, mehrere Male gleichmäßig. Lober wandte sich um und ging dem Laut nach, sehr rasch, aufrecht, den Kopf eingezogen. Jemand rief ihm nach, er hörte nicht. Das Raubtierhaus tauchte aus den Bäumen. Lober schritt auf den Käfig des schwarzen Panthers zu. Der lief hin und her, schlug mit dem Schweif die Stäbe, preßte das Gitter in hastigen Drehungen mit den Flanken, hatte den schmalgemeißelten Kopf tief am Boden, man sah unter dem samtnen Fell das Spiel der Muskeln, die von Hinter- zu Vorderbeinen wie leichte Wellen durch den Körper liefen und unter dem gefleckten Bauch verebbten.

Plötzlich machte er mitten im Käfig halt, stürzte auf die Hinterpranken und warf den Kopf zurück, riß den Rachen auf, daß man an den mächtigen Zähnen vorbei tief in den Schlund sah, schnellte die Krallen aus den aufgestemmten Vorderfüßen, preßte die Augen zu, brüllte auf, kurz, stoßweise, verzweifelt. Warf sich mit einem Sprung gegen das Gitter, biß hinein, daß das Eisen knirschte, sank zur Seite, riß die meergrünen rollenden Augen weit auf, fauchte, keuchte, ward still.

Lober stand unbeweglich da, mit hängender Unterlippe und blassen Augen. Sein Atem ging schwer. Als sich das Tier erhob, machte er eine kleine hastige Handbewegung; aber der Panther beachtete ihn nicht.

*

Plötzlich schlug ihm jemand von hinten auf die Schulter.

Lober, blaß und verstört vor'm Pantherkäfig, fuhr herum.

„Na, na," sagte Aufseher Lehmann. Sonst nichts.

Aber Lober fühlte sich elend, geschmäht, geächtet. Es wurde ihm kalt in den Därmen, als er in Lehmanns blankes, schweißhäutiges Gesicht sah. Er bekam einen verkniffenen Zug um den Mund, duckte sich vor dem breiten Lachen Lehmanns, gab nach, lachte mit, heuchlerisch, verlogen, feige.

„Der Lober, der ist wie ein Vater von die Tiere, in und außer Dienst", sagte Lehmann, und Lober merkte erst jetzt, daß ein Weib neben ihm



Kopfreliquiar des Hl. Vitus



Köln, Museum für ostasiatische Kunst

Löwenköpfe aus vergoldeter Bronze

Photo Kunstgewerbe-Museum, Köln

Teil des Dreikönigsschreins, Köln, Dom



Köln, Schnütgenmuseum

Johannes aus Sonnenberg (Tirol)

Köln, Kunstgewerbemuseum

Kruzifixus aus St. Jakob



Photo Kunstgewerbemuseum Köln

Kopf des Kruzifixus aus St. Severin, Köln

stand. Er verstummte, schielte sie an. Sie war klein, rothaarig, feist. Die Nase sehr breit und aufgebläht. Dicke Brüste standen deutlich unter der Bluse. Der Geruch, der von ihr ausging, war ein dünnes Gemisch aus Haaröl, Kleiderparfüm und Schweiß. Ihr Mund stand ein wenig offen, und wie sie jetzt ein paar Schritte auf ihn zu machte, war der Gang um Knie, Hüften und Nacken leicht, fast katzenhaft, in heftigem Gegensatz zu ihrer Gestalt, was ihrem Wesen etwas Hinterhältiges und Tierisches gab. Auch ihre Stimme war nicht hell wie bei anderen Mädchen, sondern belegt und stolpernd, der Ausdruck ihrer graugrün verschwommenen Augen gemischt aus Stumpfheit und Gier.

Lehmann stellte sie ihm als seine Schwester vor und ließ ihn mit ihr allein.

Lober sprach kein Wort.

*

Es war aber gegen Abend, und der Garten wurde geschlossen.

Lober ging mit Aufseher Lehmanns Schwester die Eichenallee entlang, die zum Affenhaus führt. Sie sprachen nichts. Es schummerte und war sehr warm. Vogelschreie, kreischend, flatterten auf, fielen herunter.

Die Paviane stanken. Einige liefen lebhaft umher, andere hockten stur. Sie griffen nacheinander mit weichen lockeren Händen, bewegten sich rutschend auf rotverschwollenem Steiß, betasteten ihre Glieder.

Lehmanns Schwester hatte die Arme aufs Geländer gestützt, lag vornüber gebeugt, glotzte in den Affenkäfig, lachte manchmal lautlos, daß ihr Körper hinten zitterte. Lober stand hinter ihr, kerzengrad. Fernher rollte ein kurzes, rüttelndes Gebrüll. Da hatte er plötzlich von rückwärts über die Schultern weg ihre Brüste gepackt, drängte sich mit aller Kraft auf ihren Rücken, biß ihr in den kurzen feisten Hals. Sie schrie leise auf. Später gingen sie zusammen in ein Hotel.

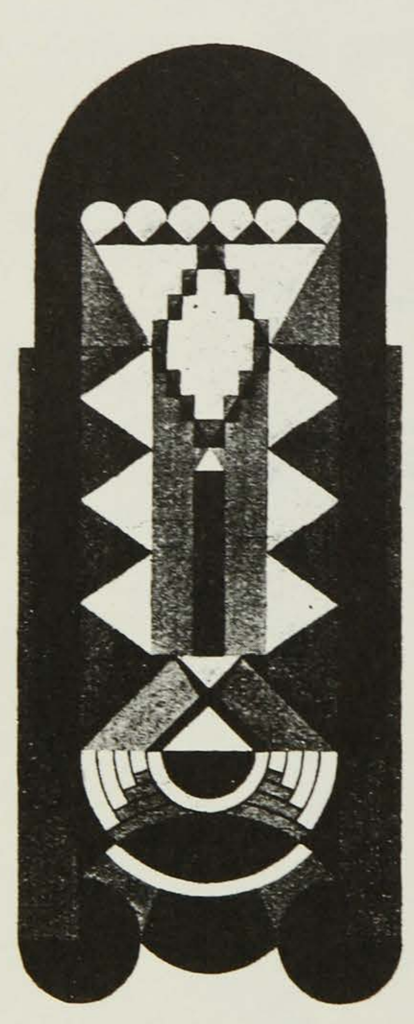
*

Weihnachten heirateten sie, im Frühjahr kam das Kind.

Tierwärter Lober ging seinem Dienst nach wie sonst, aber er mußte jetzt heim in seiner freien Zeit. Lehmann erwischte ihn öfters, wie er ohne Zwang Überstunden machte, und sagte es seiner Schwester. Sie holte ihn dann abends ab, und er folgte ihr schweigend. Als es Mai wurde, kam sie schon morgens mit dem Kinderwagen in den Garten, saß in der Nähe des Raubtierhauses auf einer Bank und nähte Zeug. Wenn Lober mit einem Karren voll Fleisch oder mit schmutzigem Sand vorbeikam, konnte er absetzen und einige Minuten bei ihr stehenbleiben, keiner verbot ihm das, zumal der Aufseher sein Schwager war. Aber er tat es nicht immer. Wenn doch, dann hatte er kaum Blicke für das Kind, höchstens für ihren Hals und ihre nackten Arme. Nach der Geburt war sie krank gewesen, jetzt aber machte die Genesung, das Kind und der Frühling ihren Leib doppelt frisch und strotzend.

An einem vor Wärme flimmernden Sommerabend ging Lober mit seiner Frau, Hand in Hand verschlungen, den Weg zum Affenhaus ihrer ersten Liebe.

Es war nun fast ein Jahr her. Die Luft zog schwer nach unten. Sie sanken im Schatten der Bäume auf eine Bank. Als sie aufstanden, war der Mond schon hoch, und der Garten lag in rauchiger Totenstarre. Sie fröstelte leicht und drängte nach Haus. Aber Lober, der stumm und versunken ging, machte kurz vorm Ausgang kehrt, stammelte etwas und wandte sich hastig zum Raubtierhaus. Sie folgte verstört. Er hatte den Schlüssel, machte leise die Tür auf. Schwerer beizender Geruch schlug ihnen entgegen. Lober hob die Laterne, die in der Ecke stand, schraubte sie höher. Während die Frau, zuerst in müdem Stumpfsinn, dann von plötzlichem Schauder gepackt, auf sein Gesicht starrte, das im Funzelschein sonderbar leer und ausdruckslos wirkte, schritt er mit hochgehobenem Arm von Käfig zu Käfig, blickte die schlafenden Tiere an, blieb da und dort stehen, beugte sich weit vor, brummte etwas, ging weiter, machte den Weg auf der anderen Seite zurück, fuhr herum und harrte lange reglos, als ein Tier im Halbschlaf stöhnte, stierte den riesigen schwarzen Schatten eines Löwenkörpers an, den das Licht an die Wand warf, kam zurück, blieb stehen. „Alles in Ordnung", sagte er dann, ohne sie anzublicken. Sie gingen schweigend nach Haus und schliefen getrennt.



Auguste Herbin

*

Die zweite Schwangerschaft entstellte die Frau furchtbar. Sie wurde schneller dick als beim erstenmal, das Gesicht quoll auf und wulstete Nase und Mund heraus, während die Augen, immer blau umrandet, trübe und sumpfig verschwammen. Ihr Blick, der beim Tragen des ersten Kindes Wärme und Nachdenklichkeit bekommen hatte, wurde diesmal unstet, boshaft, verschlagen. Schwere Träume wälzten sich auf ihr. Tiere hockten auf ihrer Brust und lauerten in ihrem Rücken, der eigene Mundhauch schlug ihr als Raubtierbrodem ins Gesicht zurück und verdarb ihr die Luft.

Als sie im siebenten Monat war, ging sie einmal am Arm ihres Bruders Lehmann durch den Garten. Ihr Zustand war sehr auffällig und wurde durch ein grelles Kleid betont, so daß viele Leute ihr nachsahen. Mit einem blauseidenen Regenschirm stocherte sie bei jedem Schritt in die Erde. Lehmann genierte sich und ließ sie allein. Sie lief eine Zeitlang unschlüssig auf und ab, bis plötzliche Schwäche sie auf eine Bank im Gebüsch niederwarf. Von dort aus sah sie unbemerkt ihren Mann. Er

schlurfte langsam daher, hatte ein Stück Fleisch in der Hand. Sie sah ihn von hinten und dachte: Wie alt er geworden ist. Gleichzeitig fühlte sie eine angstvolle gespannte Erregung im Leib und in der Kehle. Sie beugte sich weit vor, um ihn besser zu sehen. In diesem Augenblick hob er das Gesicht zum Himmel, und sie erschrak furchtbar. Es war nicht ihr Mann. Es war kein Mensch. Es war das Gesicht eines Tieres. Es war ein wildes Gesicht, die helle Luft rann schäumend darüber hin, die Augen lagen rund, gelb und klar, scharf und versunken, wach und verglast, lauernd und gleichgültig, trüb wie Tümpel und durchsichtig wie Meerbuchten, in felsigen Höhlen. Es war ein Gesicht voll Scheu, voll Trieb, ein Mund voll Gefahr, eine Stirn voll Ruhe. Es war Größe in diesem Gesicht und heimliche Gewalt. All das spürte sie ahnungslos, unklar, dumpf vermischt mit Grauen und Schmerz, vermischt mit Hilflosigkeit und Begehren, vermischt mit Neid, Eifersucht und Scham. Ihr Gaumen ward kühl und trocken, und ihr Herz setzte fast aus, als sie ihn so sah. Sie preßte die Hände auf den Leib und war nahe daran, aufzuschreien. Wäre er jetzt auf sie zugekommen, sie hätte sich vor ihm niedergestürzt und seine Knie geküßt. Aber er sah sie nicht. Er stieg über das niedere Eisengeländer, ging dicht an den Pantherkäfig heran, schaute sich scheu um, steckte den Arm herein, die Hand mit dem Fleischbrocken. Sie konnte das Tier nicht sehen, aber sie hörte ein kurzes knurrendes Husten und sah, wie er den Arm hastig zurückriß. Etwas Blut tropfte von seiner Haut. Er trat wieder vom Käfig weg, blieb stehen und lachte, leckte das Blut von seiner Hand, stapfte weiter.



Ernst Aufseeser Holzschnitt

Gleich darauf kroch sie wie eine schwere schwangere Katze aus dem Gebüsch, hielt schnurgerade auf den Pantherkäfig zu, umstrich ihn einige Male angstvoll, warf sich dann übers Geländer vor und stach mit dem Schirm heftig nach dem Tier, das dicht am Gitterrand sein Fleisch verzehrte, stach sinnlos, ohne zu zielen, leise schreiend, fauchend, spuckend.

Der Panther, zuerst kaum begreifend, duckte sich zum Bogen zusammen, schnellte auseinander, spreizte die Krallen, hieb mit beiden Tatzen nach dem unerreichbaren Feind, lautlos zuerst, dann knurrend, dann schnaufend, dann, von einem Stich in die Weiche getroffen, jäh

tobsüchtig aufbrüllend. Das Weib antwortete mit einem heiseren Schrei, stach ihm ins offene Maul. Der Panther biß zu, die Stäbe des Schirms zerknackten, er brüllte mit schrillem, überschnappendem Laut, die Frau kreischte wieder, schlug mit dem Bruchstück des Schirms blindlings gegen das Gitter.

Da wurde sie von hinten am Arm gepackt, hochgerissen, durch die Luft gewirbelt und sackte schwer in den Sand. Mit vergehenden Sinnen sah sie das Gesicht ihres Mannes über ihrem Kopf. Er hatte das Maul auf, Schaum troff heraus, oder war es das Maul des Panthers, oder war es des Raubtiers Brüllen, das jetzt unausgesetzt, steigend und fallend, roh, siegreich, entsetzlich aus seiner Kehle schwoll.

*

Lehmann eilte herbei. Er und Lober, dem nichts anzumerken war, trugen die Frau in eine Droschke. Im Rütteln der Fahrt fiel sie in Wehen, warf, kaum zu Hause, ein zu frühes Kind, auf dem schwarze Haare wuchsen und dessen Kopf tierisch verkrüppelt war. Nach einer Stunde war es tot. Die Frau erholte sich trotz schweren Fiebers in einigen Wochen. Nie wurde der Vorfall zwischen ihr und Lober erwähnt. Jahre vergingen.

*

Da kam einst Lober nach Haus und fand die Frau in Umarmung mit einem jungen Mann, Friseurgehilfen und Aftermieter in seiner Wohnung. Er stand an der Tür und blickte unberührt auf das Paar. Die Frau keifte und schrie. Der Friseurgehilfe suchte nach seinen Hosenträgern, die ihm hinten herabhingen. Lober ging wieder fort und baute sich eine Schlafstelle im Raubtierhaus, wo er von jetzt an abends blieb. Bald darauf wurden sie geschieden. Er übernahm die Schuld wegen Vernachlässigung der ehelichen Pflichten. Sie heiratete den Friseur, starb aber bei einer zweiten Frühgeburt.

*

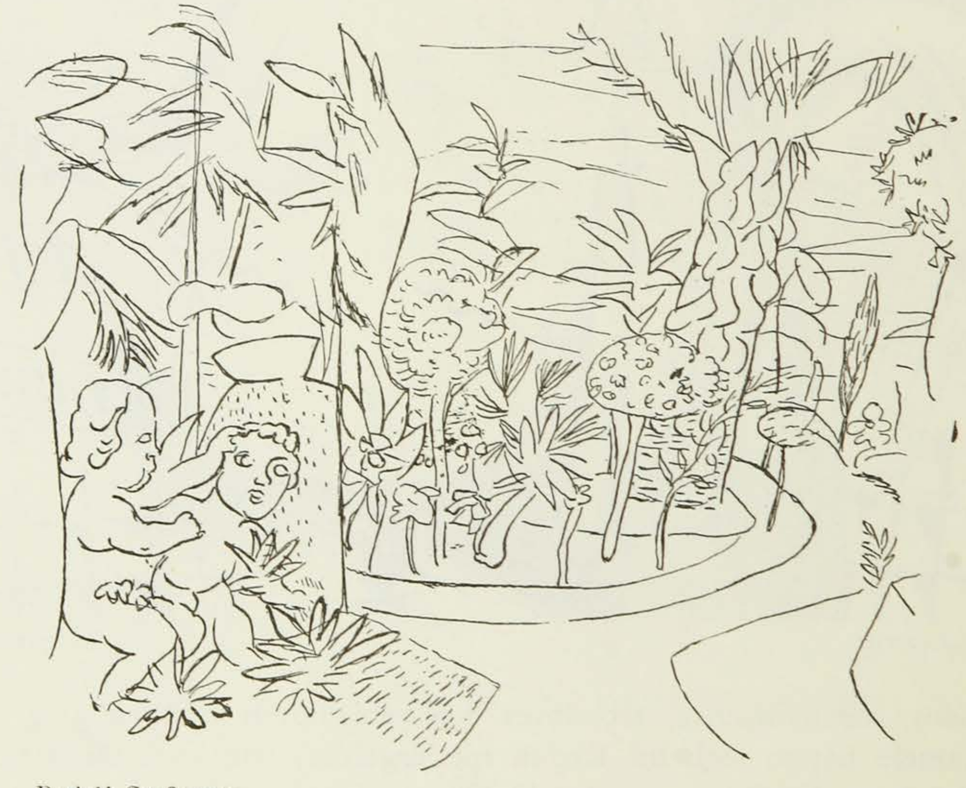
Ein feuchter, windiger Herbsttag, die meisten Tiere waren verkrochen. Lober hatte bis zur Raubtierfütterung noch eine Stunde Zeit und schlenderte langsam durch den Garten. Dürre Blätter taumelten um seinen Kopf, der früh gealtert, zerfurcht, dünnhaarig war. Plötzlich setzte der Wind aus, und Regen ging unvermittelt in kühlen Strömen hernieder. Lober stand einige Minuten, ließ sich das Wasser über die Stirn gleiten. In der Ferne, auf einem kahlen Baum im Drahtkäfig, hockten die Hornraben, groß, unbeweglich. Eine schreckliche Drohung ging von ihren schwarzen Umrissen aus. Sie lauerten immer auf Aas. Drüben, hinterm Holzzaun, stand der Kaffernbüffel, gesenkten Hauptes, die Füße im weichen Morast, als könne er sie nie mehr herausziehen. Der malaiische Lippenbär, der kranke, den die Gefangenschaft verrückt gemacht hatte, und der unausgesetzt, Tag und Nacht, an derselben Stelle des Gitters mit dem Kopf hin und her schwang (jetzt schon viele Monate), ließ ein



Laboureur Radierung

ratterndes, mechanisches, trostloses Röcheln hören. Lober ging weiter. Die Kamele hatten sich im Regen niedergelegt, streckten die Beine von sich, drückten die Köpfe an die feuchte Erde. Es fiel Lober zum erstenmal auf, wie lang diese Beine sind und wie sehr zum Laufen gemacht. Jetzt waren sie an den Gelenken dick, verschwollen, rheumatisch und steif. Er ging weiter. Das Haus der kleinen Raubtiere lag unbelebt, nur der Luchs, im letzten Winter von einem ostpreußischen Förster gefangen, rannte unablässig im Käfig umher, spähte rechts, spähte links, immer nach einem Ausweg, einem Loch, einem Spalt, einem Schimmer von Rettung. Die Schakale hatten sich in eine Ecke zusammengedrängt, wie armselige Bettelkinder. Der Schwanz des einen war von einer Hautkrankheit befallen, hing haarlos, wund, blutrünstig herab. Der sibirische Wolf hatte die Schnauze auf die Pfoten gelegt. In den Sommernächten hatte er furchtbar geheult. Seine Augen waren entzündet und trieften. Die Felsen der Raubvogelhorste ragten über die Büsche empor. Ehern gemeißelt saßen einige Geier auf ihren künstlichen Gebirgsfirnen. Manchmal spreizte einer die Flügel, als wollte er auffliegen, zuckte krampfhaft

mit den harten mächtigen Schwungfedern, fiel schlaff zusammen. Aber die kleinen kühnen Raubstößer, Falken, Sperber, Weihe und Bussard, hüpften wie Sperlinge in dunklen Drahtkisten herum, flatterten auf, rannten gegen die Decke, stürzten auf den Rücken, immer wieder mit blutigen Stirnen, zappelten elend. Lober ging jetzt durch einen düsteren Laubweg, wo kein Käfig war. Aber er sah, sah Tiere, Käfigtiere, wo er ging und stand. Den kranken Königstiger sah er, schreckhaft, der an einem Darmleiden dahinsiechte, vielleicht aus Mangel an Bewegung. Sah den Orang sterben mit Augen voll unendlicher Schwermut. Die Bäume husteten im Regen wie kleine schwindsüchtige Affen. Ein riesiger vierzehnendiger Wapitihirsch glotzte ihn an, mit einem gräßlich verglasten Blick. Seit zehn Tagen war er in der Brunst, seit zehn Tagen fraß er



Rudolf Großmann

nicht mehr. Seit zehn Tagen ging er mit der Brust gegen die Stäbe, hinter denen Hindinnen äugten und sich langsam in den geschwungenen Hüften drehten. In seine Nüstern drang der Duft ihres herbstlich erregten Geschlechts. Sie waren von einer kleineren Rasse, zu schwach für seinen mächtigen Sprung. Sie äugten zu ihm hinüber, erstaunt, lüstern, fühllos. Gegen Abend hörte man ihn durch den ganzen Garten brüllen. Der Bast hing in rötlichen Fetzen von seinem Geweih. Aber er scheuerte nicht, stieß nicht. An der Brust hatte er schon grindige Stellen. Sein Drang und seine Qual mußten ungeheuer sein. Lober blieb stehen, als ob er nach Luft ringen müsse. Ein leichter Nebel stieg vor seinen Füßen aus dem fauligen Laub, vermischte sich mit dem dumpfen Nebel seiner bewußtlosen Blicke.

Da begegnete ihm, um eine Ecke biegend, der Abessinier.

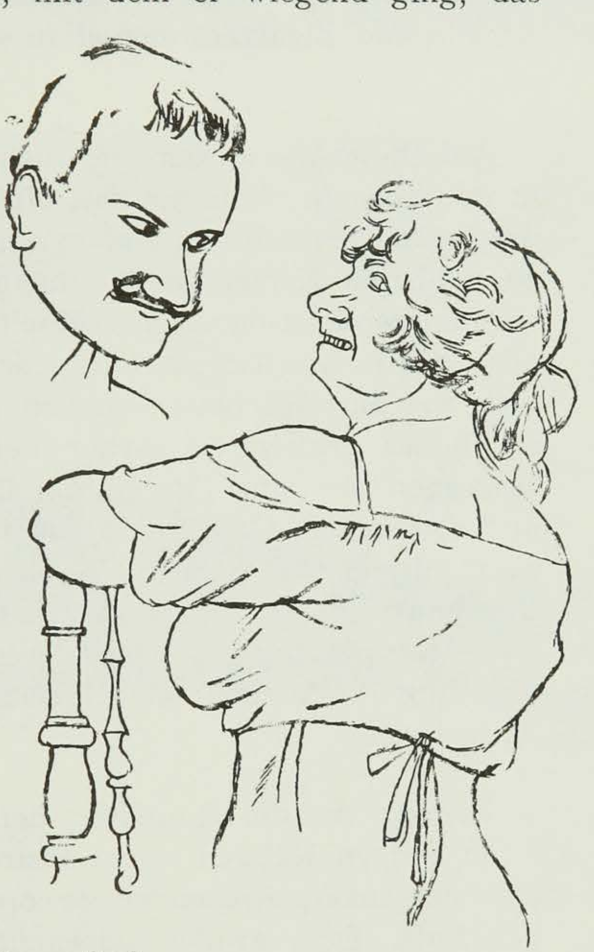
Der war erst ganz kurz im Garten, aber alle Besucher kannten ihn. Er sprach schon etwas Deutsch; er führte dressierte Affen vor und griff überall bei der Tierwartung mit zu. Sein Gesicht und seine ganze Gestalt, wie er daherschritt, war von einem sanften Gleichmaß bewegt, als schritte er zum Ton einer Flötenmusik. Alles an ihm war leicht und locker geformt. Die weiten türkischen Hosen, wie das Bein darunter, der Knöchel, der Fuß, die hängenden Arme und der nackte dunkle Hals, nichts war beengt, nichts stand in Kampf oder Zwang, jeder Schritt war so gut und leicht, wie das Lächeln um seine runden Lippen und weißbraunen Augen, das leise Gesinge, mit dem er wiegend ging, das Schnalzen der Finger, womit er, ohne Mühe oder Überredung, ein Tier ans Gitter lockte und sein Vertrauen gewann.

Lober blieb stehen und ließ ihn vorbei. Der Abessinier grüßte lachend.

Lober erwiderte ihm nicht. Stierte ihm nach. Kaute an den Fingern, machte sich, durchnäßt und müde, zum Raubtierhaus zurück.

*

Dort empfing ihn bereits die übliche Menge, die der Fütterung beiwohnen wollte. Es roch am Eingang nach nassen Kleidern, und viele Kinder drängten sich an den ersten Käfig, vor dem der Fleischkarren stand. Der Löwe, rasend vor Freßsucht und fast besoffen vom Blutgeruch, warf sich von einer Pfote auf die andere, starrte mit hängenden Lefzen auf das Fleisch, es kamen nur leise röchelnde Gierlaute aus seinem Hals, aber als er den Wärter herbeikommen sah, bäumte er sich am Gitter hoch, brüllte auf, schnaufte, fuhr mit den Tatzen zwischen den Stäben heraus und stürzte zusammen mit dem hereingeschleuderten Fleischfetzen auf die Erde, wo er aufstöhnend, das Fleisch beleckend, liegenblieb, als sei er vor Erregung zu sehr erschöpft, um sofort zu fressen. Langsam schob Lober den Karren zum nächsten Käfig. Das Volk drängte nach. Ein Kind zupfte Lober am Ärmel, fragte etwas, was in dem Lärm niemand verstand. Aber Lober, der sich gerade auf den Fleischkarren gebückt hatte, fuhr rasend herum. „Ja, ja, ja, viel Hunger!“ brüllte er, packte das Kind mitten um den Leib und hob es hoch.


George Groß

Das Kind, vor Schreck erstarrt, vergaß zu schreien, hing leblos wie eine Puppe. Die Leute standen einen Augenblick wie hypnotisiert vor

Entsetzen. Dann aber, wie Lober das Kind herumschwang, zum Käfig hin schüttelte und unverständliche Sätze schrie, mit einer Gebärde, als wolle er im nächsten Moment das Kind in den Käfig werfen, schrillte die Empörung auf. Man riß ihm das Kind aus der Hand, und mit dessen endlich losbrechendem Geschrei ward eine Lawine von Stimmen, Fäusten, Füßen, Leibern entfesselt. Ein Stockhieb traf Lober, der über dem Karren zusammenbrach. Man führte ihn weg.

Am Tage darauf wurde er entlassen. Der Arzt hatte keinerlei Abnormität festgestellt, so daß die Pension wegfiel. Durch die besondere Verwendung des Direktors bekam er die Erlaubnis, im Gartenrestaurant Abfälle und Zigarrenstummel zu sammeln.

*

Auf diese Weise kam er, auch nach seiner Entlassung, immer wieder in den Garten. Man sah ihn oft in elendem Zustand, zerlumpt und verdreckt, an den Käfigen entlangschleichen. Aber, sei es, daß er den Spott der früheren Kameraden fürchtete, oder daß ihn eine Scheu und Furcht vor anderer Luft davor zurückhielt, nie sah man ihn mit einem seiner alten oder mit neuen Tieren reden, sie anfassen oder sie betrachten. Schamvoll, wie ein Geächteter, schlich er an ihnen vorbei. Er war jetzt noch schlimmer gealtert. Aufseher Lehmann, sein früherer Vorgesetzter und Schwager, der gut fünf Jahre älter war, sah mit seinem weißen Bart ums rotspeckige Gesicht wie ein junger Mann gegen ihn aus. Dieser Lehmann, der Lobers Scheidung von seiner Schwester und späteres schlechtes Benehmen im Dienst als persönliche Beleidigung auffaßte, beobachtete den Stummelsammler scharf, wenn er durch den Garten kroch, denn er wollte ihn gern hinausschmeißen, konnte ihm aber nichts Verbotenes nachweisen.

*

Es war um die Brunstzeit der großen katzenartigen Raubtiere.

In einigen Käfigen waren Paare beisammen. Der Geruch war schärfer und nervenaufpeitschender geworden. Eine brenzliche Erregung lag in der Luft. Dem großen schwarzmähnigen Löwen hatte man eine junge Löwin mit flachen Lenden beigesellt, die ihn unablässig geil und neugierig umstrich. Der Löwe blieb ruhig, sein Wesen einsam und selbstisch. Nur manchmal in seinen Lichtern ein Aufflackern von Zorn und Frage. Dann wurden die Lichter trüb, die Nüstern begannen zu spüren, das Haupt sank tief herab, vom Geruch wie von einer Brandungswelle überschwemmt, durchflutet, benommen, berauscht, bewegt, besessen. Als er sich auf sie warf, kam ein Gemisch von Stöhnen, Röcheln und Röhren aus seiner Brust. Was geht in den Tieren vor? Sie tun mit Gleichmut, was aus ihrem Körper drängt, und sind voll Ernst dabei, und niemals schwächer als ihr Leib. Was geht im Tierwärter Lober vor? Was geht im Abessinier vor, wenn er morgens wiegend, lächelnd durch den Garten schreitet? „Tam tam tam“ immer im gleichen Tonfall ist sein einsamer Gesang.

*



Meister von Emmerich,
Die Hl. Agnes



Photos Kunstgewerbe-Museum, Köln

Gerokreuz, Köln, Dom



Meister von Emmerich,
Die Hl. Barbara



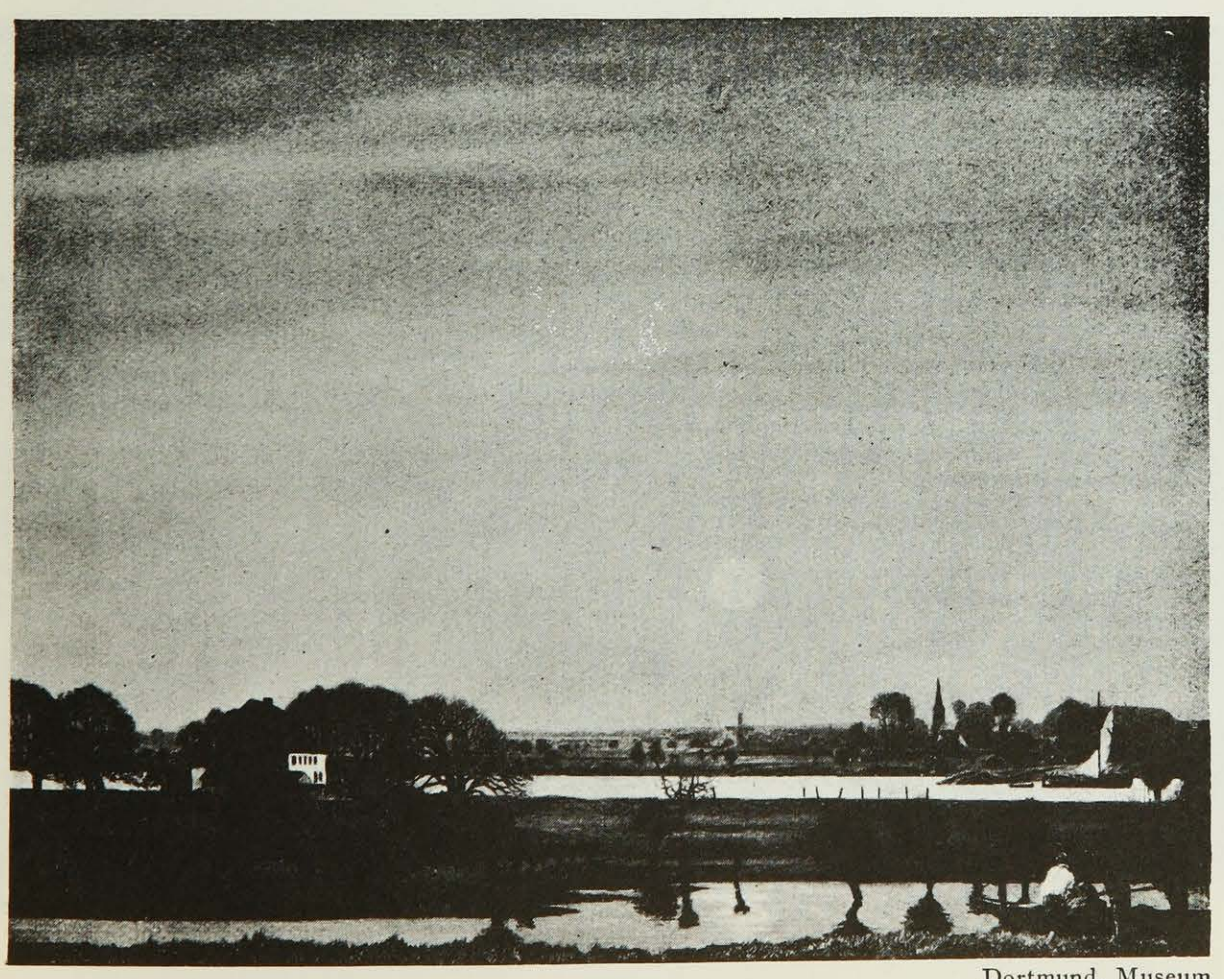
Hendrik de Leth, Der Rhein bei Köln (1763)
Aus „Das Rheinbuch“ von J. Ponten und J. Winckler. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart



Düsseldorf, Kunstmuseum
Max Clarenbach, Winter am Niederrhein



Christian Georg Schütz, Die Maus
Aus „Das Rheinbuch" von J. Ponten und J. Winckler. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart



Dortmund, Museum

Max Clarenbach, Am Niederrhein



Seelenrettung. Kolorierte Federzeichnung aus der „Deutzer Chronik"



Taufe Christi. Miniatur aus einem ottonischen Evangeliar

Zwei jungen Wärtergehilfen schien es ein guter Witz, dem alten Lober, der in der Nähe des Raubtierhauses herumkroch, einen Abfallknochen vorzuwerfen, wie man ihn den Hyänen gibt; von der Hüfte oder vom Schulterblatt eines Gauls, mit schwärzlich-roten, rohen, fauligen Fleisch- und Sehnenfetzen verklebt. Lober jedoch, ohne die Burschen zu beachten, ganz als geschähe das in Ordnung, hockte sich bei dem Knochen nieder, ruhig und langsam, auf alle Viere, wie ein Tier, das jetzt sein Futter sicher hat und sich Zeit nehmen kann. Auf allen Vieren kroch er ein Stück beiseite,. den stinkenden, blutigen Knochen im Maul, ließ sich dann platt auf den Bauch fallen, streckte Beine und Arme nach Art der großen Katzen, legte eine Pranke auf die Verdickung des Knochens und begann schmatzend, speichelnd das Schmalstück zu benagen. Die beiden jungen Wärter standen zuerst in ratlosem Schreck, dann wollte der eine weglaufen, aber es waren schon Leute hinzugekommen, ein Kindermädchen kreischte hysterisch, ein alter Herr schrie, ein Auflauf entstand. Lehmann kam herbei, hinter ihm der Oberaufseher. Eine ratlose Stille war sekundenlang, durch die man Lobers Kiefer am Knochen mahlen hörte. Dann gab sich Lehmann einen Ruck, machte mit vorgewölbter Brust einige Schritte, verschluckte sich, stotterte, schrie plötzlich wie ein Feldwebel: „Machen Sie sich hier weg!" Aber Lober schien nichts zu begreifen. Er zog sich nur etwas tiefer ins Gebüsch zurück, alles mit den schleichenden Bewegungen eines Raubtieres am Boden, ließ ein gefährliches Knurren hören, fletschte die Zähne, stemmte die Vorderpranken auf seine Beute und schnappte wütend nach Lehmanns Bein, als dieser ihm folgte. Schon wurde gelacht, gejohlt, gepfiffen. Lehmann schnaubte. Zwei Schutzleute tauchten auf, die sich mit breitem, behaglichem Witz an den Gemeingefährlichen heranzusprechen versuchten. Aber Lober verschanzte sich fauchend in einem Busch, aus dem er erst mit Eisenstangen herausgetrieben werden mußte, und ehe man ihn fassen konnte, war er in langen, gehetzten Sätzen entwischt, irgendwo über die Gartenmauer verschwunden.

*

An diesem Abend traf sich der Abessinier an einem abgelegenen Ausgang des Gartens, den nur wenige Menschen kannten, mit einem der jungen Mädchen, wie sie tagsüber oft ums Affenhaus herumstehen. Sie trafen sich zum zweiten Male und hatten nur vereinzelte Worte, mit denen sie sich verständigen konnten. „Du mich lieben", sagte das Mädchen.

„Gut lieben, immer gut lieben", sagte der Abessinier.

Das Mädchen ging etwas steif und ängstlich neben ihm her. Er führte sie unter den Bäumen auf und ab und begann langsam, da und dort, ihren Körper mit der Hand zu berühren, ohne Hast, ohne Gier, ohne Zwang. Die frühe Dunkelheit des Herbstes bettete sie ein. Das Mädchen sagte manchmal etwas mit einer ganz hohen Stimme, in der leise Angst mit Spannung, Lust und Schlafsucht verschüttet war. Plötzlich spürte der Abessinier etwas an seinem Bein, gleich darauf schrie das Mädchen

entsetzt, eine Gestalt hockte dicht neben ihr am Boden. Jammervoll, entkräftet, stumpf, todesbleich, tappte sich röchelnd an den beiden jungen Menschenkörpern hoch, fiel mit dem Kopf gegen des Abessiniers Brust, als wollte er seine Zähne hineinschlagen, die nicht mehr die Kraft zum Biß hatten. Da ließ der Abessinier das Mädchen stehen, nahm den Mann bei der Hand, strich ihm übers Gesicht, über den Rücken, sagte fremde Worte, gurgelnd, in der Kehlstimme seiner Heimat.

Und der Alte atmete ruhig, folgte ihm wie ein Hund der Hand, die ihm Futter gibt, ihn straft, ihn streichelt.

*



E. R. Weiß

Zwei Tage lag Lober in der Barackenwohnung des Abessiniers, und niemand wußte es. Am dritten Tage kam der neue Tiertransport an, und man hatte alle Hände voll zu tun. Als der Abessinier abends in seine Wohnung zurückkam, fand er das Lager, das er für Lober in der Ecke gemacht hatte, verlassen. Sofort ging er zum Raubtierhaus, fand es aber schon verschlossen. Dann begann er den Garten nach Lober abzusuchen. Es waren noch Leute da, aber hauptsächlich solche, die zu einem Konzert in die Wirtschaft gingen. Keiner konnte ihm Auskunft geben. Niemand hatte den Tierwärter Lober gesehen.

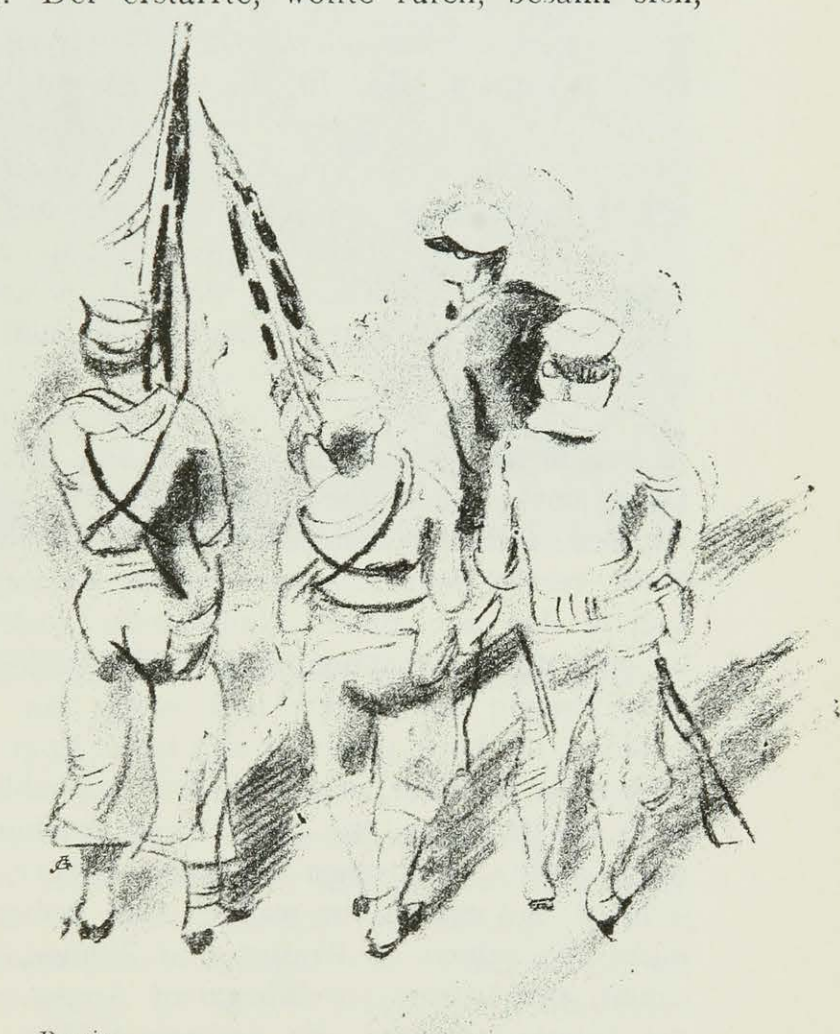
Der schlich indessen wie ein Schatten von Busch zu Busch hinter dem Abessinier her. Als der Abessinier beim Fischotternkäfig stehenblieb, mit der Zunge schnalzte und den heranschwimmenden Otter kraulte, wäre er beinahe aus seinem Versteck hervorgebrochen. Aber er harrte knirschend, bis der Abessinier verschwunden war. Dann stürzte er auf den Otternkäfig zu, schnalzte, gluckste, gurgelte wütend. Das Tier verkroch sich im Dunkel seiner Grotte. Lober lag mit dem Oberkörper minutenlang auf der verdrahteten Gitterglocke des Käfigs. Ein Schmerz bohrte in seinem Rücken, den er nicht mehr begriff. Dann raffte er sich auf, reckte seinen ausgemagerten Körper, spannte die Muskeln, preßte den Mund zusammen und schritt mit stechendem Blick zum

Raubtierhaus. In seiner Tasche klirrten die Duplikate der Schlüssel, die er einst in seiner guten Zeit hatte anfertigen lassen.

Er öffnete beide Türen. Es war gerade niemand in der Nähe, die Fütterung längst vorbei, die Dämmerung sank schon herab. Ruhig und ohne Zögern schritt Lober von Käfig zu Käfig, schloß auf und schob die Fallgitter weit zurück. Zuletzt näherte er sich dem Käfig des schwarzen Panthers.

*

Ein Puma hetzte in langen, schlanken Sätzen aus dem Hause, als gerade Lehmann vorüberging. Der erstarrte, wollte rufen, besann sich, machte einen krampfhaften Satz und lag gleich darauf unter einem riesigen Löwen, der mit lässigem, spielerischem Biß seinen Schädel zerknackte, mit lässigem Appetit sein Gehirn zu schlecken begann. Gleich darauf ertönten da und dort im Garten Schreckensgeschrei, Gekreisch, Gebrüll, Gewimmer. Menschen, denen nichts geschehen konnte, weit außer der Gefahrzone, liefen, sinnlos vor Angst, in hohen, schrillen Tönen jaulend, im Kreise umher, andere stießen sich gegenseitig in verschiedene Richtungen, drängten einander beiseite, wo sehr viel Platz war, stolperten übereinander, schrien sich an, schamlos und ekelhaft in ihrer Todesangst, rannten nach allen Ecken davon. Eine Frau, tonlos, mit offenem Mund und starren, verglasten Augen, raste schnurgerade aufs Raubtierhaus, auf die Gefahr, auf die Gegend der Schreie und des Gebrülls, zu, wurde von Wächtern gepackt, riß sich los, rannte wieder in die falsche Richtung, mußte mit Gewalt weggeschleppt werden, und wehrte sich verzweifelt, als man sie aus dem Garten heraus in Sicherheit brachte. Die Panik pflanzte sich elektrisch fort, griff auf die umliegenden Straßen über, in die Cafés, die Bahnhöfe. Militäraufgebot rückte heran, die Polizei sperrte viele ruhige und friedliche Gegenden ab, das Geknall einiger Schüsse wehte furchtbare Gerüchte in die Nacht. Als es ganz dunkel ward, war einigermaßen Ruhe eingetreten, doch war der Garten



Pascin

von allen Seiten durch Fackeln und Flackerfeuer erleuchtet. Spät in der Nacht verkündeten Extrablätter, daß alle Bestien wieder eingefangen und hinter Schloß und Riegel seien, und daß dieser Tat eines Wahnsinnigen außer zwei Angestellten des Gartens keine Menschenleben zum Opfer gefallen seien. Ja, durch das besonnene Eingreifen eines gewissen Studienrates Zerbes (oder war der Name verdruckt?) sei sogar wie durch ein Wunder einem Kind das Leben gerettet worden.

*

Lober, der keine Zeit hatte, das Ausbrechen der einzelnen Tiere zu beobachten, öffnete zuletzt den Pantherkäfig und stand, vornübergebeugt, mit gespannten Muskeln, die Augen tief in die meergrünen Lichter des Raubtieres verbohrt. Die blickten ihn lauernd, gespannt, mißtrauisch, grausam, gefährlich, fragend, gierig, gleichgültig, herrisch, verschlagen, angstvoll, gewaltig an. Und blickten doch immer an ihm vorbei.

Lober vergaß alles. Seine Muskeln entspannten sich. Die Hände hingen schlaff. Nichts ging ihn an, als den Blick dieses Tieres ganz zu fassen, ganz Aug' in Aug' mit ihm zu stehen, rund, voll und klar in sein Licht einzutauchen.

Es war eine tiefe Stille um die beiden und ein sonderbar gelber Abendschein um ihren lautlosen Kampf. Das Tier duckte sich zum Sprung. Lober duckte sich. Das Tier lockerte die Sehnen, entspannte die Sprungflechsen, hob sich hoch. Lober hob sich hoch. Das Tier warf sich zur Seite, reckte den Hals nach einem Ausweg. Lober warf sich zur Seite, sperrte ihm den Blick. Und wieder duckte sich der schwarze, muskelbebende Leib zusammen, und wieder duckte sich Lober, verlegte ihm den Weg, trotzte ihm, lockte und zwang ihn, verzweifelt und zäh, auf sein Gesicht. Da hörte er hinter sich einen Laut, einen leisen, erstaunten, weich lockenden Kehllaut, und in diesem Augenblick flog der schlanke, schwarze Leib des Panthers, wie vom Bogen geschnellt, scharf über Lobers Haupt weg, prallte auf einen dunklen Körper, stürzte mit ihm zusammen. Schwer und enttäuscht wandte sich Lober um. Da lag der Abessinier unter den reißenden Krallen und Zähnen, sein Kopf, halb vom Hals getrennt, mit offenen, weißbraunen Augen rückwärts nach oben gedreht, die Hände gespreizt, die tiefbraune Haut vom Blut gesprenkelt. Lober stand schwer geschüttelt und gepreßt. Es schien, als steige das Letzte, das Wildeste, das Vernichtendste in seine Kehle hinauf: als wolle er, aufbrüllend, sich auf den Rücken des Raubtieres werfen, in rasender, totgieriger Eifersucht.

Aber das Blut wich wieder aus seinen Augen, die Pupillen wurden blaß, groß und versonnen. Ganz langsam ging er mit kleinen, festen Schritten voran, ohne zu zögern, ohne zu schwanken. Und langsam, lautlos, rückwärts zur Tür hinaus, wich der Panther vor ihm.

Jetzt war kein Tier mehr drinnen, die Leiche des Abessiniers lag allein mitten im Raum. Tierwärter Lober setzte sich daneben, kaute an seinen Fingern. Sie fanden ihn erst nach zwei Stunden.



Graf Sternberg und Altgraf Erich Salm — Photo Weitzmann, Wien

WIE ADALBERT STERNBERG AUS WIEN ABREISTE

Von

ANTON KUH

Seit Wien aufgehört hat, die schöne, bezaubernde, menschliche Stadt zu sein, die es früher war, eine Bühne der aufregenden Bagatellen und Narreteien, und sich, wie ich ebenso boshaft wie richtig sagte, in ein „Belgrad am Gebirge“ verwandelte — seither war es immer nur die Vorstellung von drei, vier Menschen, die meiner Rückkehr dahin Sehnsuchtsflügel gab.

Zu den drei, vieren gehörte Adalbert, aus dem urgräflichen Hause der Sternberge, mit der sprichwörtlichen Visitenkarte: „Geadelt unter Karl dem Großen, entadelt unter Karl Renner“.

Denn dieser Sternberg, das große Enfant terrible auf der parlamentarischen Bühne Altösterreichs — im Sitzungsbericht hieß es: „Graf Sternberg (Wilder)“ —, er spazierte gleich Peter Altenberg, der sich so lärmerzeugend und monologistisch um die eigene Achse drehte, als sei die ganze Stadt nur eine Arena für seine monomanen Erhitzungen, breit, laut und souverän durch die Stadt, hutlos, den breitmündigen, cäsarischen Bullykopf voran, immer, selbst wenn nüchtern, berauscht und doch nie betrunken, und wenn er, ohne in seiner Rede abzusetzen,

sich vor dem Hotel „Sacher“ bei hellem Tageslicht gegen gewisse unbegreifliche Gebote des Anstandes versündigte, so stießen sich die Wachleute unentschlossen an und sagten: „Der Sternberg“.

Der Peter Altenberg der Aristokratie, — so hätte man ihn nennen können, wenn sein Wesen nicht jedem ekstatischen Barfußgängertum und jeder Literatenart so abhold wäre. Er hatte dem Dichter, dessen Erkenntnisse er billigte, ohne ihm deshalb verzeihen zu können, daß er seine Unabhängigkeit an Nachtlokalmäzene verkaufte (ein leiser Merks für den Schreiber dieser Zeilen!), manche Flasche Champagner spendiert. Aber er nannte ihn einen „logisch denkenden Narren“.

Und doch unterschied ihn vom also Bezeichneten nicht mehr als das, was den Shakespeare-Edlen vom Shakespeare-Narren unterscheidet, etwa den Grafen Kent von Lears Hofnarren. Das ist: ein Dimensionsgefühl für Zeit, Zusammenhang, Geschichte, ein Mitspielerbewußtsein, ein Zwang, die Welt nicht minder wichtig zu nehmen wie das Leben, das sich in i r abspielt.

Hätte er sich schon vor, statt erst nach Ablauf seiner Offizierszeit tiefer zu bilden begonnen, aus seinen Absonderlichkeiten hätte ein ganzes, großes Werk erblühen können; vielleicht ein Stendhal-Opus; vielleicht eine politische Tat. So aber blieben alle Originalkräfte dieses Renaissancemenschen aus dem Hotel Sacher dem etwas schlampigen Schaft eines k. u. k. Offiziers aufgepfropft. Das war ja auch der allzu billige Einwand, durch den sich Bessergeartete der Pflicht überhoben glaubten, ihn als voll zu nehmen.

Er war zuerst Querulant, Duellgraf, Abenteuermensch. Hat dem armen Kaiser Franz Josef das Leben sauer gemacht. Wie irrsinnig mußte der Reichstagspräsident Vetter von der Lilie die Glocke schwingen, als Adalbert Sternberg, in eine wütende Rehabilitationsfehde mit dem Hause Habsburg oder besser gesagt dessen Generalstabskorps verwickelt — es war ihm die Offizierscharge abgesprochen worden —, in den Saal rief: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß!“ Damals wurde sein ganzer Ahnenstolz auf das ältere, historisch berühmte Geschlecht der Sternberge gegen das unfähigere Throngeschlecht rebellisch. Er gewann den Kampf, ging in eine Dankaudienz und küßte dem alten Kaiser die Hand.

Das war die große rednerische Triumphzeit, als er, vom Burenkriege heimgekehrt, auf tolle Art, nämlich mit einem Shakespeareschen Domestikentrupp von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt ziehend, ein böhmisches Mandat erbeutete.*) Die Abgeordneten strömten aus allen Gängen des Hauses zusammen, wenn der „Nicht-ernst-Genommene“ das Wort ergriff.

*) In Gitschin, dem Städtchen, wo die Preußen Anno 66 über die Österreicher siegten, kam er in eine gegnerische Versammlung von 160 Wahlmännern. Der Gegenkandidat hielt eine salbungsvolle Rede, in der er u. a. sagte: „Der Staat ist ein Adler, der Kopf das ist der König, der Leib das sind die Untertanen und die Flügel das sind die Fittiche der Kunst und Wissenschaft, mit denen er emporschwebt zu den ewigen Gestirnen.“ Da rief Sternberg vom anderen Saalende: „Und Sie sind das A . . . . . . ch!“ Gitschin war gewonnen.

Da stand ein Mann von Danton-Wuchs, mischte Schneidiges und Geniales, schwadronierte, brillierte, schwang Witzkeulen und zog sich ab und zu den rhetorischen Rock aus, um nach dem Volksmund zu sprechen. Seine Gesinnung? Etwa: demokratischer Macchiavellismus. Gegen alles Morsche, Faule, Talentlose in den privilegierten Klassen und Ansichten, für die Privilegiertheit des durch Blut und Vernunft Überlegenen. Das scheint nihilistisch. Im Grunde aber war die Wurzel so widersprechender Gesinnungen nichts anderes als Aristokratie. Die ingrimmige Wucht, mit der er die Mehrzahl seiner Stammesgenossen bekämpfte, ist dazu kein Widerspruch; er tat es aus dem Gefühl höherer Adelswürdigkeit gegenüber jenen, die durch Verlotterung oder Dummheit ihre Klasse befleckten. Ebensowenig aber sprach eine andere, noch verfemtere Eigenschaft dagegen: sein Gerechtigkeitsgefühl. Es hat ihm bei einem Teil des Hochadels den Beinamen des „letzten Kavaliers" eingetragen. Und diese Titulatur kam mir unlängst wieder in Erinnerung, als er, der so viele um beleidigter Frauen willen ausgetragene Duelle zu bestehen hatte, für die Urenkelin des Kaisers, die Prinzessin Windischgrätz, bei den Blättern Genugtuung erstritt.


Gedö, Graf Sternberg

Die Broschüren und Bücher, die er damals schrieb, enthalten erstaunlich viel Scharfes, Prophetisches, Morgiges. Ich hielt kürzlich eines von ihnen in der Hand. Was fand ich da, o Wunder, auf dem Umschlag? Ein begeistertes Lob Erich Mühsams. —

Graf Sternberg hätte, als der Krieg und Österreich aus war, ruhig auf eines seiner böhmischen Schlösser gehen können. Aber er brauchte die große Kulisse, auch wenn sie nur mehr Größe vortäuschte, er brauchte die Bühne, auch wenn sie keine mehr war. Er blieb also, wiewohl nach schulmeisterlicher und enger Auslegung Tscheche, daheim. Sprühte wie zuvor Wut, Begeisterung, Edelmut und Kraft. Bekämpfte, da es sonst nichts zu bekämpfen gab, mit noch größerer Verbissenheit als ehemals seine unwürdigen Standesbrüder, die „Falschspieler" und „Ehrabschneider" des Jockeiklubs. Es war ein Kampf um die eigene Ehre, ausgetragen als Gesinnungskampf. Endete mit einer Ohrfeige, deren Empfänger beim letzten österreichischen Kaiser die Stelle eines Oberhofmeisters versehen hatte, und ungezählten Prozessen.

Wiewohl monarchisch gesinnt, haßte er, der Habitué Österreichs, nicht bloß diese Kamarilla, sondern auch den neuen Geist der Bürokratie und Justiz, der aus geheimer Abneigung gegen die Republik plebejische Übeltaten auf sich lud. (Der Justizmord an einer armen Bedienerin, für die Sternberg mehr Verve aufbrachte, als alle Zeitungen

zusammen, war nicht die geringste darunter.) Aber nun geriet er in ein Doppelfeuer aus der behördlichen Ohrenbläserei der Angegriffenen und der Dummheit der Mißversteher. Die Polizei, ohnedies ungern mit Originalen beschäftigt, atmete auf. Sie konnte sich den Witz leisten, den wegen seiner Monarchistenmolestierungen, seiner Angriffe auf die Pseudorepublik Mißliebigen aus dem Land zu treiben, weil er die Republik beleidigt habe.

Wie oft hatte ich ihn gewarnt und zu ihm — ich setzte es hernach in eine Zeitung — gesprochen!

Das Reden war umsonst, der Graf war ausgewiesen. Aber so leicht ging es vorderhand doch nicht. Er berief zunächst eine große Abschiedsversammlung ein, um sein „politisches Testament" vorzutragen. Sie fand in einem riesigen Vorortsaal statt, vor tausenden Menschen. Er hätte die mit zwei Worten alarmieren, als Kerntrupp einer Auflehnung gewinnen können. Hatte er doch eine Woche vorher, als er mit einem Blick auf den Prälaten Seipel (den ehemaligen Hofmeister eines Fürsten Schönborn) und mit einem zweiten auf den Kanzleichef des Kanzlers (den ehemaligen Hofmeister des Fürsten Fürstenberg) in einer Versammlung ausrief: „Früher wurden wir von den Fürsten beherrscht, heute beherrschen uns die Hauslehrer dieser Fürsten!", so sehr den Saal fasziniert, daß man ihm schon in Hinsicht auf die erquickend häufige Wiederholung der Worte „Schwein", „Schweinehund", „Kanaille" das Prädikat verlieh, „ein neuer Abraham a Santa Clara" (bei der Polizei brach ihm dieser Ruhm den Kragen).

Aber er kam mild, taubenzüngig, maßvoll, er tat, wie Richard III., da er sich mit zwei Beichtvätern auf der Loggia zeigte, seinem heißen Blut Zwang an, hielt in der Rechten eine Prachtausgabe der „Vulgata" (man staunte den herrlichen Einband an, stellte sich abenteuerliche Palastreichtümer dazu vor, und diese Vorstellung wirkte stärker als der geweihte biblische Inhalt) und hielt, wie man auf solche ausgekühlten Reden sagt, eine „Programmrede". Er wollte in einer wunderbar naiven Überschätzung heutiger Staatlichkeit und in der Meinung, es gäbe in den schoflen und kleinen Demokratien noch Raum für Richelieuschlauheit, den Fürsterzbischof für sich gewinnen, der ja allerdings noch immer der eigentliche Herr über Wien und Österreich ist. Er entwarf also das Bild eines zum Erben der juste-milieu-Parteien bestimmten katholischen Sozialismus — tief ernst gemeint übrigens — und begründete es in merkwürdiger Übereinstimmung mit Franz Bleis neuestem Weltbild etwa damit, daß die „ratio", das aufgeklärte Zweckmoment, als Ideenantrieb hinter den heutigen Staaten versagt habe, daß also an seine Stelle wieder etwas Mythisches, eben der Katholizismus, treten müsse.

Aber, sei es, daß die Gedanken dieses Abschiedsabends zu nobel waren, sei es, daß die Mäßigung den Sprecher in einen Abraham a Santa Unklara verwandelt hatte — die Massen jubelten auf, als ihm nach solcher gesalbten Vorrede zum erstenmal das Wort „Schweinehund" entschlüpfte.

Zwei Tage danach sollte er Wien verlassen.

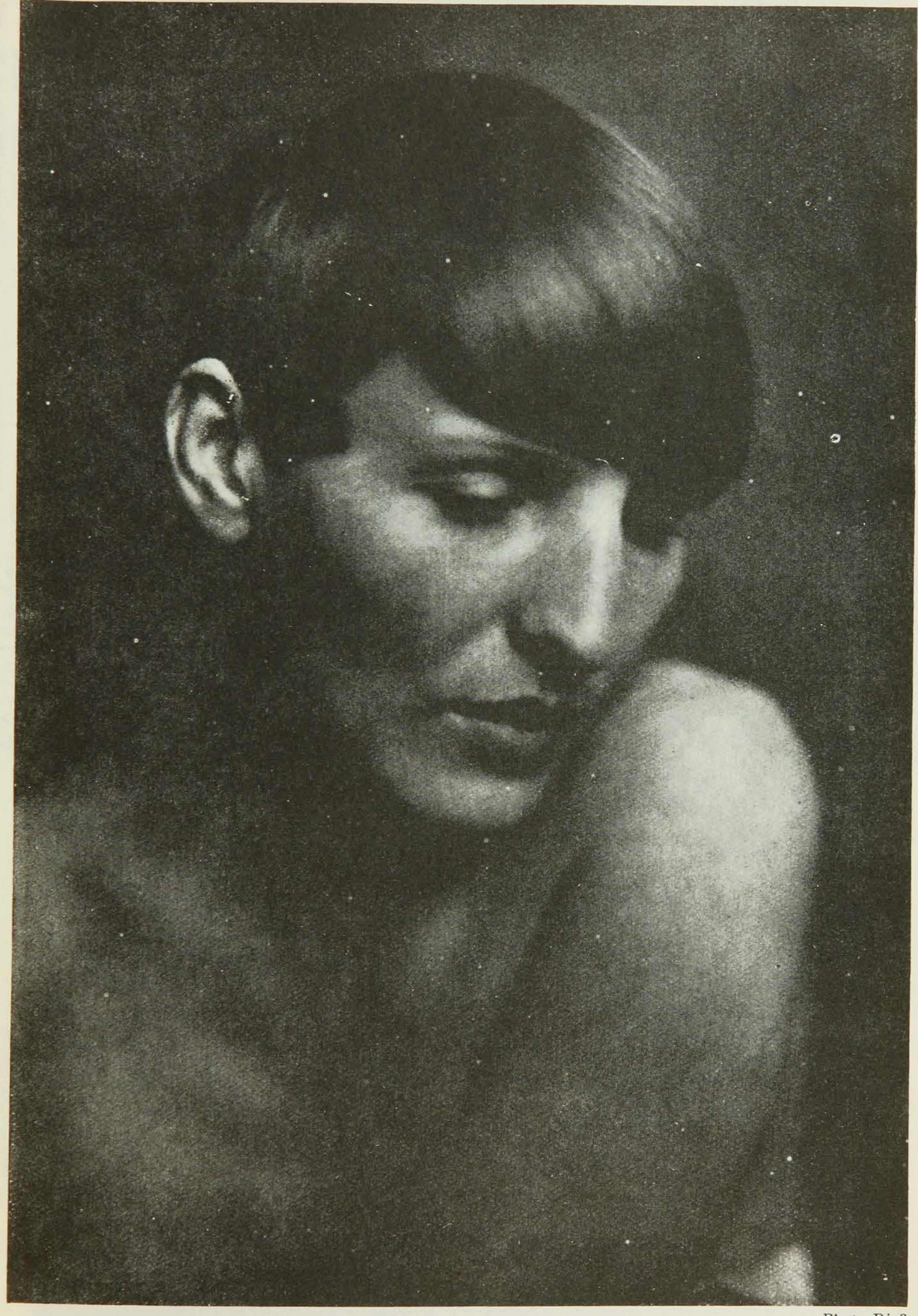


Photo Rieß

Renée Sintenis



Hubert Houben,
Deutschlands schnellster Kurzstreckenläufer



Paul Oscmella
Deutscher Amateurmeister im Bahnradfahren



Photo Riebicke

Dr. Otto Peltzer
Deutscher Meister im 800- und 1500-Meter-Lauf

Rheinländer

Geh. Rat Carl Duisberg

Photos Rieß

Katharina v. Oheimb

Photo Bonney

Jean Patous amerikanische Mannequins

Photo Julius Söhn, Düsseldorf

Julius Hübner, Die Familie Bendemann. Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Ich hatte — teils aus Vorliebe für den Grafen, teils aus Wut über die scheinheilige Begründung des Ausweisungsdekrets, endlich aber, um dem Exilierten noch eine letzte saftigere Redemöglichkeit zu bieten — einen feierlichen Bahnhofsabschied angeregt.

Aber die Polizei, die den Grafen schon den ganzen Tag über in seiner geliebten Grandhotel-Bar überwacht hatte, bekam Wind von der Sache und ließ den Bahnhof absperren, daß er erst zehn Minuten vor Abgang des Zuges hätte geöffnet werden können.

Nacht und Nebel. Adalbert, aus dem urgräflichen Hause Sternberg, klettert heimlich über die Waggonreihen zu dem Gleise, wo sein Zug steht. (Hier halte ich die Einschaltung für angebracht, daß er 58 Jahre zählt.) Seinen Freunden hilft ein Schwindel. Sie überrennen alle, Zeitungsnamen rufend, den Bahnhofsportier. Bald sind es zwanzig: Sternbergs Freund und Parteigänger Altgraf Salm, ein Graf H., ein Baron S., ein paar Künstler, ein Varietédirektor.

Aber da sind noch etwa dreißig unbekannte und wohlgenährte Herren. Detektivs der Staatspolizei.

Ich rufe donnernd: „Hoch!" und werde von sechs Herren am Arm gefaßt. „Reden verboten!" Ich verspreche es scheinheilig, finde aber doch noch Atem und Stimmkraft, um die folgenden Worte zu sprechen:

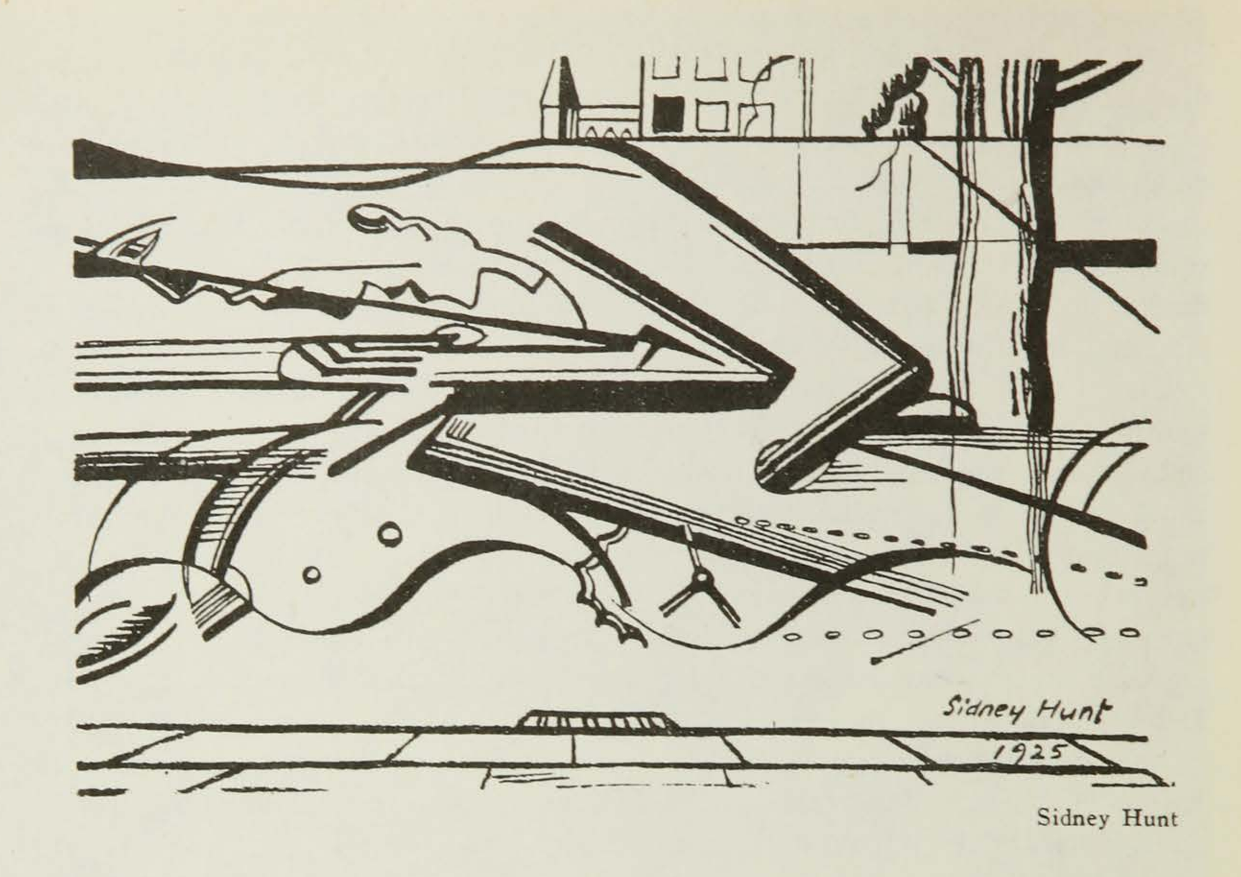
„Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich namens der theoretisch Ausgewiesenen dieser Stadt Ihnen ein paar Worte zum Abschied sage. In diesem Staat, wo der Staatsbürger wie in einer Schule hundertmal abschreiben muß: „Ich soll keinen Anstoß geben!" — ist für Männer Ihrer Art kein Platz. Da diesem Staat der Anschluß an Europa versagt ist, so betreibt er den Ausschluß der Europäer. Ich bitte Sie wenigstens darum, daß Sie als einer der letzten Europäer Wiens jetzt im Auslande diesen Staat nach Kräften diskreditieren, und gratuliere Ihnen dazu, daß Sie ihn verlassen müssen."

Man ergreift mich. Sternbergs alter Diener, einen fremden Passagier mimend, ruft: „Bei uns zu Hause wäre das nicht möglich!" Sternberg wird plötzlich umringt: er soll die Polizei beleidigt haben. Man packt auch ihn. Aber da fällt den Verhaftern offenbar ein, daß sie durch diese Zurückbehaltung der eigentlichen Absicht, ihn auszuweisen, zuwiderhandeln, und sie lassen ihn wieder frei. Anders geschieht es mir. Ich werde bis zum Abgang des Zuges in einem Raum zurückbehalten.

Als ich ihn verlasse, ruft Sternberg eben gutgelaunt aus dem davonrollenden Wagen: „Im alten Österreich haben die Prälaten einen Bauch gehabt, im neuen haben ihn die Detektivs!"

Dann rollt der Zug in die Nacht. —

Im Proszenium Wiens wird also künftig der riesige, barhäuptige und gutblickende Mann fehlen, der seine Freunde auf der Ringstraße gerne mit Worten wie diesen anrief: „Sie, he, am meisten imponiert mir der König Wladislav von Polen. Dem hat man die wichtigsten Staatsangelegenheiten vor neun Uhr früh vortragen müssen, weil er nachher schon besoffen war."



Sidney Hunt

DIE ERSTE SCHLACHT

Von

ADALBERT GRAF STERNBERG

Ich fuhr im Herbst 1899 über Ostafrika nach Delagoabai, um mich nach Prätoria zu begeben und dort auf Seite der Buren den Krieg mitzumachen. Das Schiff, das mich dorthin brachte, hieß „König", von der Woermannlinie. Es war überfüllt, und zwar mit lauter kriegsfrohen Reisigen, Ärzten und Krankenschwestern. Nur eine kriegsfremde Familie war an Bord, der neue Gouverneur von Baira, ein Portugiese, der eine stets seekranke Frau und zwei allerliebste Töchter hatte, von denen eine Pequenina hieß, weil sie gar so klein war. Als er mich einmal bei einer kleinen Umarmung dieser Maid ertappte, intonierte er das Lied: „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen, behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein". In Delagoabai kamen wir an einem brennheißen Tage nachmittags an. Ich hatte mich mit einigen englischen Offizieren an Bord angefreundet, welche nach Port Elizabeth fuhren, um von dort nach Ladysmith einzurücken. Delagoabai gehört zu den schönsten Häfen der Welt. Kriegsschiffe lagen im Hafen, eine englische Eskader, ein französisches Kriegsschiff und ein kleines portugiesisches. Die Engländer, darunter vier Brüder des Lord Granfell und ich, machten einen Ausflug in ein Restaurant, das auf dem steil aus dem Meer hinaufragenden Berge lag. Dort gab es Pommery, und drei österreichische Musiker begleiteten ihre Lieder auf Mandolinen. Sechs Wochen trennten

mich von meiner Heimat, und das Herz schwoll nun bei den heimatlichen Wiener Liedern. Mitten in dem tropischen Afrika widerhallte es von „Da habt's mei G'wand“, „Der alte Steffel blickt auf uns dann nieder“ usw. Der gekühlte Pommery floß auf der zu Leder vertrockneten Zunge herab wie Öl, und der verschlummerte Übermut wurde immer wacher und wacher. Als es schon sehr dunkel geworden war, traten wir den Heimweg an. Wir hatten beschlossen, die Musikanten mit an Bord zu nehmen. Und siehe, es standen nur zwei Wagen zur Verfügung, so daß die Musikanten den einen Wagen füllten, während wir sechs Herren uns teils im Wagen, teils auf dem Rücken der Pferde unterbrachten. Das eine Pferd aber war ein Maulesel, der gewaltig ausfeuerte. Der Kutscher schimpfte portugiesisch und gab mit der Peitsche einem der Reiter einen Schlag. Daraufhin sprang dieser ab und prügelte den Kutscher ordentlich durch. Der Kutscher weinte bitterlich und fuhr dann in die Stadt, aber nicht, wie wir wollten, in den Hafen zum „König“, sondern zu der Polizeistation, und pfiff dort einige Male. Darauf kamen einige portugiesische Polizisten heraus, denen der Kutscher uns unverständliche Dinge erzählte. Die portugiesischen Polizisten begannen nun mit uns zu sprechen. Wir aber verstanden kein Wort. Da packte einer von ihnen einen der englischen Offiziere bei dem Arm und wollte ihn aus dem Wagen herauszerren. Dieser aber sprang aus dem Wagen und boxte den kleinen Kerl nieder. Da pfiffen nun die anderen Polizisten, und es kamen ihrer noch zwanzig aus der Wachstube mit gezücktem Schwert heraus. Ich stürzte mich auf den einen, entriß ihm das Schwert, und nun fing eine regelrechte Schlacht an. Die Engländer waren nicht so glücklich wie ich, ein Schwert zu besitzen, und verteidigten sich mit den Fäusten. Es regnete nicht nur Finsternis, sondern auch dicke, schwere Regentropfen herab. Als die Schlacht auf ihrem Höhepunkt stand, erscholl ein Kommandoruf, und der Kampf hörte auf. Wir wurden in die Wachstube geführt, und dort konnte man bei Licht erst alle Verwundungen sehen, welche die Folgen des Kampfes waren. Niemand hatte mehr einen Hut, dagegen Löcher in den Kleidern und den Kragen abgerissen, und alles war über und über mit Blut befleckt. Der Offizier, der dem Kampfe ein Ende bereitet hatte, eröffnete ein Protokoll mit den Personalien. Er verstand nur Portugiesisch. Nach langem Warten kam endlich ein französischer Dolmetsch. Französisch konnte nur ich, so daß nur meine Aussagen protokolliert werden konnten. Der Kutscher hatte angezeigt, daß wir ihn verprügelt hätten. Als der Offizier unsere Nationale festgestellt hatte, wurden wir unter Eskorte zum englischen Konsul geführt. Dort war der Kommandant der Eskader und einige Offiziere eben zu Gast. Der Konsul konnte sich vor Entsetzen bei unserem Anblick nicht erholen. Als ihm der Werdegang der Geschichte mitgeteilt wurde, lachte er und konstatierte vor allem, daß wir nüchtern waren. Dann entließ er uns in loyalster Weise.

Ich sollte nun auf das österreichische Konsulat geführt werden. In Delagoabai hatte man von der Existenz eines Staates, der Österreich

hieß, keine Ahnung. Also führte man mich aufs deutsche Konsulat. Die Engländer waren so verständig, mich nicht allein gehen zu lassen, sondern begleiteten mich dorthin. Der deutsche Konsul, ein Graf Hardenberg, nahm die Sache ganz anders auf als der englische Konsul. Er behandelte uns wie ein Lehrer seine schlimmen Jungen und hielt eine regelrechte Strafpredigt, entließ uns aber schließlich auch. Jetzt erst konnten wir mit den Musikanten, die uns auf dem Leidenswege treu begleitet hatten, zum „König" zurückzukehren. Dort herrschte größte Aufregung, denn am nächsten Morgen sollte alles aufbrechen und mit einem Extrazug nach Commatoport fahren, wo die Zollgrenze Transvaals war. Am Vorabend verabschiedete sich nun jeder von seinen ihm lieb gewordenen Reisekameraden.

Als wir nun in unserem Aufzug daherkamen, wurden wir das Opfer bereits stark weinseeliger Bordbewohner, die es an Spott nicht fehlen ließen. Der Arzt verband hierauf die Wunden, und die Musiker sangen ihre Weisen. Ein kühles Lüftchen wehte in den perlendicken Schweiß hinein, vom Ufer aus hörte man das tausend- und millionenstimmige Streichquartett der tropischen Grillen, der Mond stand zum Greifen nahe, wie eine riesige Orange senkrecht über uns, und die Schiffe im Hafen kamen uns mit ihrem Licht am Mast wie Sterne vor. Eine Welt sollte nun, nachdem sie sich durch sechs Wochen gebildet hatte, in tausend Trümmer zerfallen. Aber für elegische Stimmungen gab es keine Zeit.

Der Baron Reitzenstein, ein schneidiger Kavallerist, der für die deutschen Offiziere den Distanzritt Wien—Berlin gewonnen hatte, ein baumlanger Baron namens Dewitz aus Mecklenburg und ein Schiffsarzt, mit dessen Kopf man hätte Kegel spielen können, hielten bei Becherklang bis frühmorgens aus. Da schlich von weiter Ferne dunkelroter Schimmer durch das Meer. Schleier zerrissen, und der Atem der Wellen kühlte sich etwas ab, als der Tag anbrach, der letzte vor dem Betreten des Landes, in dem der Krieg tobte.

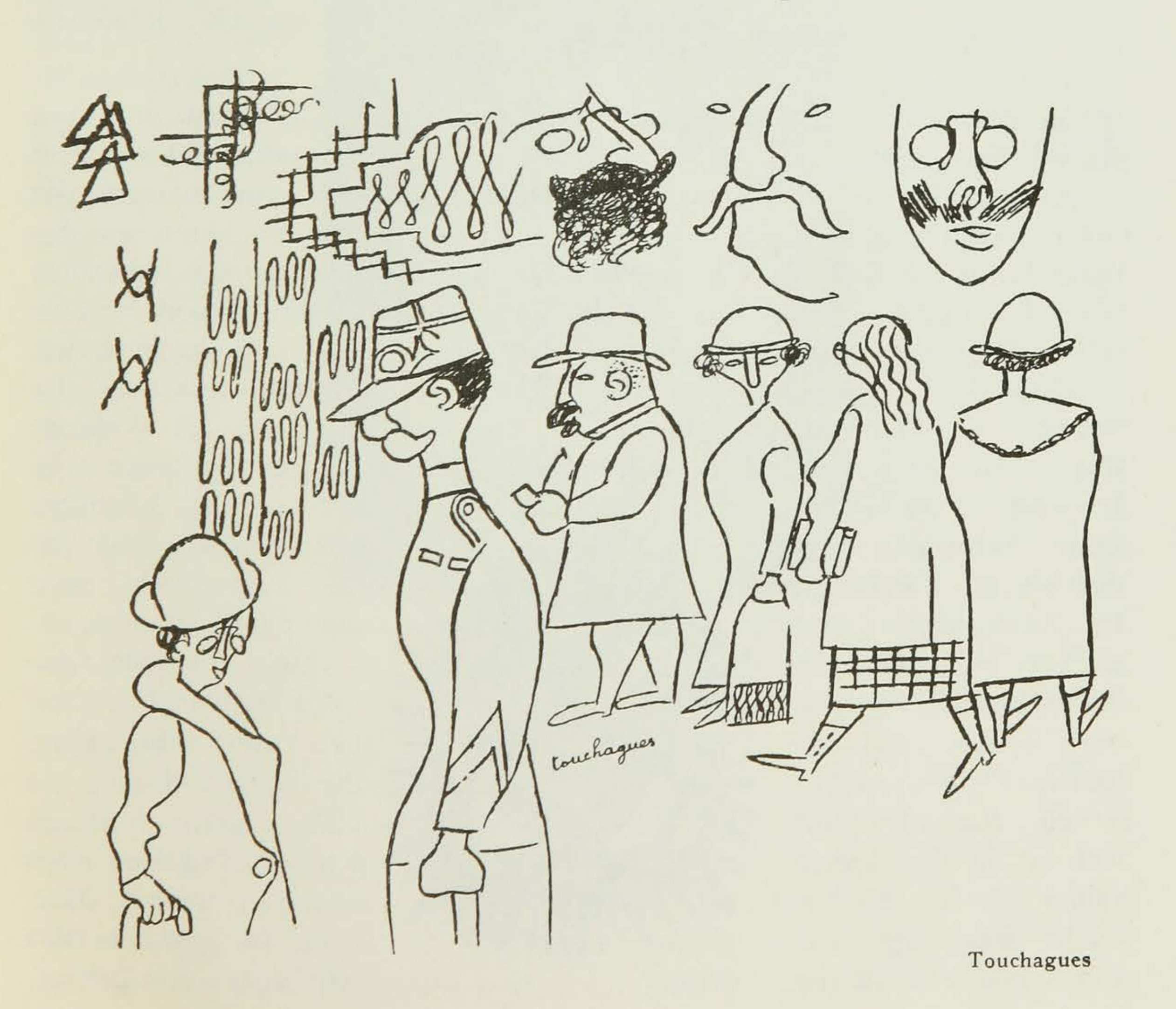
Als wir den Zug bestiegen hatten und die Zeitung von Lourenço Marquez uns zu Gemüte führten, lasen wir von einem Aufruhr und nächtlichen Überfall der Engländer auf die Polizeistation, der unter schweren Verlusten abgeschlagen wurde. In Commatoport begegneten wir dann den ersten Militärs in Khakiuniform. Ein Feldkornet visitierte die Pässe, und alles das, was wir dann im Weltkriege an Schikanen, Plackerei, Erlaubnisscheinen, Trinkverbot usw. erlebt haben, erlebte ich schon damals.

In Prätoria wurde die holländische Zeitung „De Volkstem" herausgegeben, die ebenfalls sehr eingehend über den Überfall der Engländer auf die Polizeistation in Lourenço Marquez zu berichten wußte. Bald nach meiner Ankunft in Prätoria erhielt ich ein langes Schreiben von einem der Brüder Granfell, worin er mir mitteilte, daß er noch vor seiner Einkleidung in Offiziersuniform gleich bei seiner Ankunft bei einer nächtlichen Rekognoszierung gefangen genommen wurde und in das

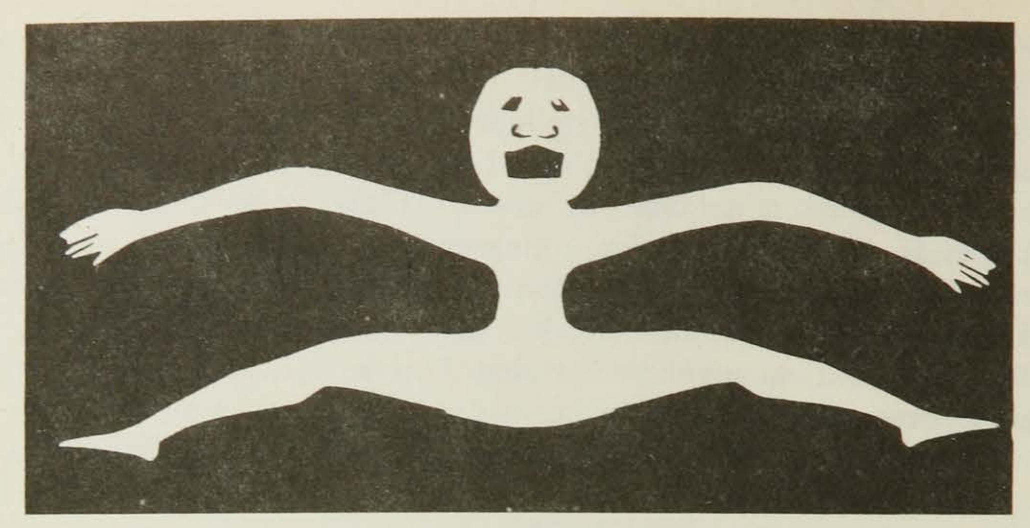
Gefangenenlager der Mannschaft gebracht wurde. Es gelang mir dann, durch Intervention eines Bekannten in Prätoria, dessen Transferierung in das Offizierslager zu bewerkstelligen.

Interessant war die Ankunft der Gefangenen in Prätoria. Der Zug fuhr in die Station ein, und die ersten Wagen enthielten die Offiziere in Coupés II. Klasse. Sie saßen gottergeben da und schauten zum Fenster hinaus. Der Oberst des gefangenen Regiments war über und über am Kopf bandagiert; er hieß Bullock. Ich erkundigte mich, was da vorgefallen war, und da erzählte der den Zug begleitende Feldkornet, daß dieser Oberst sich nicht ergeben wollte, und daß man ihn, der mit dem Revolver jeden zu erschießen bedrohte, der sich ihm näherte, mit dem Kolben des Gewehres von rückwärts niederschlagen mußte. Erst betäubt konnte er entwaffnet werden.

Es ist etwas ganz Merkwürdiges, wie die germanischen Blutströme sich seit den Zeiten des Tacitus wenig oder gar nicht verändert haben. Deutsche und Engländer werden trotz aller Zivilisation ihres edelsten Erbes, des Mutes und der Pflichttreue, nicht entledigt. Wie groß wäre ihre Macht, wenn sie diese herrlichen Tugenden gemeinsam verbrüdert in den Dienst der ihnen eigenen höchsten Kultur stellen würden, statt sich gegenseitig zu verbluten!



Touchagues



Andersen — Scherenschnitt

ANDERSEN

Von

EHLERT W. GRASHOFF

Vor kurzem jährte sich zum fünfzigsten Male der Todestag des Märchendichters Hans Christian Andersen. Geboren 1805 als Sohn eines armen Schusters, starb er 1875 als dänischer Konferenzrat in Kopenhagen.

Ein merkwürdiger Mensch, der H. C. Andersen. Sein Leben mutet an wie eins seiner Märchen. Armer Leute Kind, verträumt und verspielt er seine Jugend in dem kleinen Nest Odense auf Fünen, abseits von der Schar gleichaltriger Gefährten, gelegentlich von ihnen verspottet, wie das häßliche kleine Entlein. Ein dunkler Drang, irgendeine große Sehnsucht treibt ihn hinaus in die Welt mit der ganzen Harmlosigkeit und Naivität seiner fünfzehn Jahre. „Berühmt werden", aber er weiß nicht recht wie und sozusagen als was. Nur ein Dichtergemüt konnte derart in das Blaue des Lebens hinauswandern oder ein Abenteurer, der die Welt erobern will. Aber vom Abenteurer hatte Andersen so gar nichts an sich. Er wollte auch nicht die Welt erobern. Er ging, sie zu suchen. Er folgte seiner Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik, und er fand sie. Er war vielleicht der letzte, der sie fand, der letzte wirkliche „Dichter", den wir erlebten, der „Dichter" war bis in das Tiefste seiner Seele, Dichter noch ohne den leis' ironischen Beiklang, ohne den wir heute uns das Wort nicht mehr vorstellen können.



Andersen — Scherenschnitt

Mehr als jede Charakteristik sagt sein Leben und sein Werk, die beide bei ihm von einer ganz seltenen Einheit sind, und eines seiner schönsten Märchen ist vielleicht das Märchen seines Lebens,

das uns seine Feder hinterließ. Man kann das Ganze nur verstehen, wenn man vieles, sehr vieles des Heutigen vergißt, an schlagworthafte Lebensmaximen nicht mehr denkt und wieder etwas unmoderne Sehnsucht in sein Herz hineinläßt.

Allerärmlichste Verhältnisse begleiten Andersens Jugend. Aus einem Holzgestell, das bei einer gräflichen Beerdigung kurz zuvor als Unterbau für das Paradebett gedient, hat sich der Vater, ein Schuster, sein Ehebett selbst gezimmert, — die Mutter geht für fremde Leute waschen; das Kleinhandwerk hatte entschieden keinen goldenen Boden.



Andersen Scherenschnitt

In seiner Jugend hatte sich Andersen ganz in die romantische Welt des Theaters hineingelebt, soweit sie ihm durch Wanderschmiere und Gastspiele Kopenhagener Schauspieler aufgegangen war. Er schrieb Tragödien und Komödien auf eine ganz verzweifelte Art. Ein Stück z. B., welches der Junge schreibt: ein König soll auftreten und eine Königin. Aber er findet es nicht richtig, daß diese bei Shakespeare z. B. sprechen wie andere Menschen auch. Er fragt die Mutter und Leute umher, wie ein König eigentlich spräche. Es war sehr lange her, daß ein König in Odense gewesen, man wußte es nicht mehr, aber es würde wohl eine fremde Sprache gewesen sein. Der angehende Dichter verschafft sich ein Lexikon mit deutschen, französischen und englischen Wörtern in dänischer Übersetzung, und nun kann es losgehen, das Dichten. Von jeder Sprache ein paar Worte in die Reden des Königs und der Königin eingefügt, und die Sprachverwirrung, die allein so hoher Personen würdig war, war fertig.

In den ersten Schuhen seines Lebens marschiert Andersen, knapp fünfzehnjährig, in Kopenhagen ein. Er ist sehr stolz auf sie, ein jeder soll sie sehen, und darum steckt er die Hosen in die Stiefel. Er geht zum Theaterdirektor, um eine Anstellung zu suchen. Der betrachtet ihn und sagt, er sei für das Theater zu mager. „Oh,“ erwidert Andersen, „wenn ich nur mit hundert Reichsbanktalern Gehalt angestellt werde,



Andersen Scherenschnitt

so wollte ich schon fett werden.“ Der Direktor konnte aber nur Menschen gebrauchen, die „Bildung besäßen“. Die Tänzerin Madame Schall, der er sich zu gleichem Zweck vorstellt, hält ihn für wahnsinnig und beeilt sich, ihn loszuwerden. Er tanzte wohl sehr ungeschickt mit seinen langen Beinen, trotzdem er sich noch die Schuhe ausgezogen, die schönen neuen Schuhe. Das Leben schien ihn in sein Proletarierdasein zurückwerfen zu wollen damals in Kopenhagen, das er so mutig zu erobern ausgezogen war. Aber es finden sich Freunde und Gönner, die ihm helfen, sein Schifflein durch mancherlei Klippen zu steuern hinaus auf das hohe Meer des Lebens, seinem eigentlichen Berufe entgegen, dem Dichtertum. Wir wissen ja von Spitzweg und anderen, daß Dichter sein sehr schwer ist, es bringt fast nie etwas ein, weder Anerkennung noch Geld. Andersen ging es lange Zeit nicht anders, doch schließlich und endlich kam er zu allem, was ihm ein altes Weib in seiner Jugend prophezeit, auch zur Illumination zu seinen Ehren in Odense.

Chamisso hatte seinen Peter Schlemihl lange geschrieben, bevor er Andersen kennenlernte. Der Peter war auch wohl sein eigen Bild, aber merkwürdig, wie es auch auf Andersen paßt. Mit langen Beinen zieht er in Europa umher, setzt den Fuß nach Afrika, — mit den langen Beinen, die Jenny Lind liebenswürdig verspottet, als er ihr sein volles Herz zu Füßen legen will. Da ist auch der Schatten, der ihm fehlt, dem sich sonst alles wie nach göttlichem Willen im Leben fügte: die Liebe geht an ihm vorbei. Dreimal kommt er zu spät, zuletzt bei der schönen Jenny Lind. Dafür freilich erringt er sich um so ungeteilter die Zuneigung der Kinder. Er sitzt und erzählt, und beim Erzählen schneiden seine geübten Finger aus Papier die wunderlichsten Figuren zu seinen Märchen. Primitive Bilder, Erinnerungen an sein Puppentheater in Odense, scheinbar ebenso wertlos wie das Material, aus dem sie gefertigt, und doch sind sie das Entzücken der Jugend, der Jugend, der sie nach dem Erzählen überlassen werden. Noch heute existieren Hunderte dieser Scherenschnitte von seiner Hand und manche noch getreu von gleichen Händen aufbewahrt, in die sie der Märchenerzähler einst vor Jahrzehnten legte.



Photo René Fülöp Miller

Grusiner (Georgier) im Hafen

Photo Galerie Flechtheim

Gustave Courbet, Der Steinklopfer



Photo Renger-Patzsch

Orchideenblüten (Brassia verrucosa)



Photo G. Riebicke

Tanz im Freien



Photo Marc Vaux

Pascin, Gespräch. Oelgemälde. Galerie Pierre, Paris

Photo Gal. Flechtheim, Düsseldorf

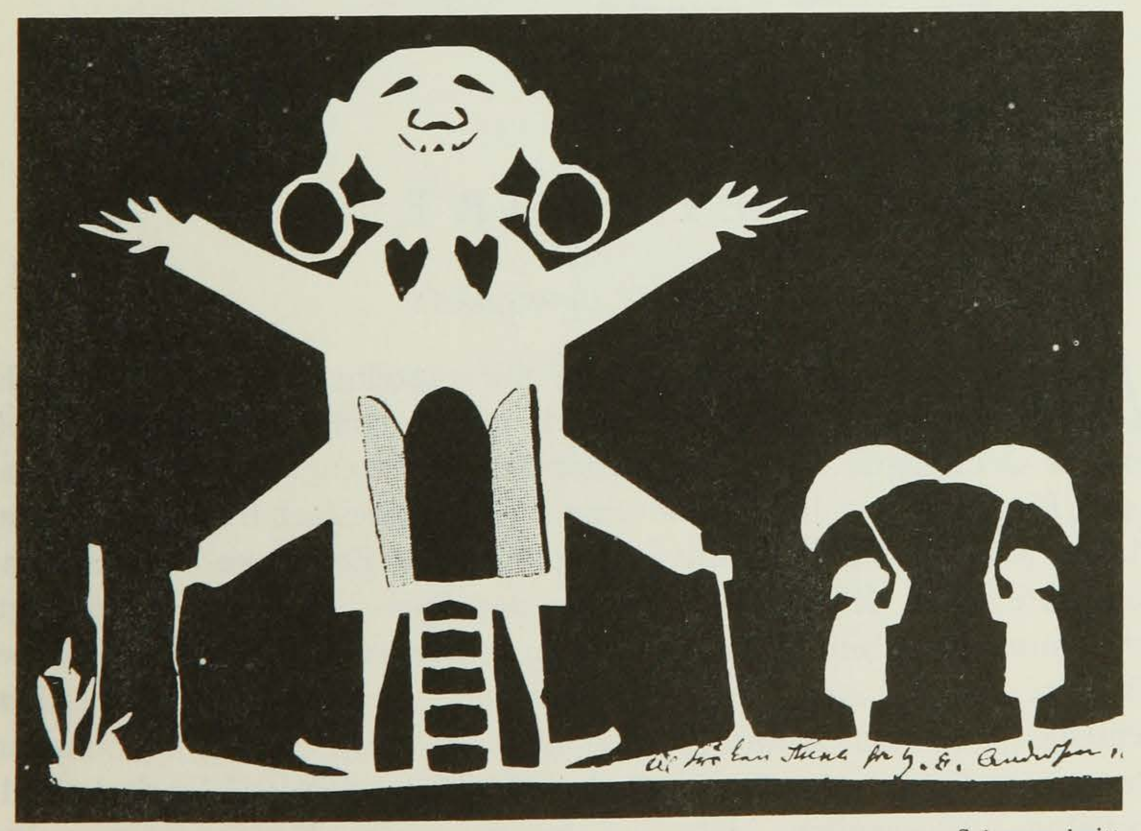
Ilse Behrens, Terrakotten

Ein ungehobener Schatz noch sind die Zeichnungen, die Andersen von seinen Reisen mitbrachte, und die das Andersen-Haus in Odense aufbewahrt. Kleine Erinnerungsblätter nur, die gewiß nichts mit „hoher Kunst“ zu tun haben. Aber revidierten wir nicht schon seit langem unsere Begriffe von der Kunst? Hier hat eine ungeübte Hand den Stift geführt, aber ein klares, begabtes Auge sah Wesentliches, und es entstanden Zeichnungen von höchstem Reiz und treffender Form. Es ging Andersen wie Goethe: er wußte nicht, wie schön er zeichnen konnte. Schließlich ist es ja auch mit den Scherenschnitten nichts anderes, — sie sind primitiv und kindlich, aber es steckt etwas in ihnen, das sie wertvoll macht und sie über viele routinierte Kunst hinaushebt.

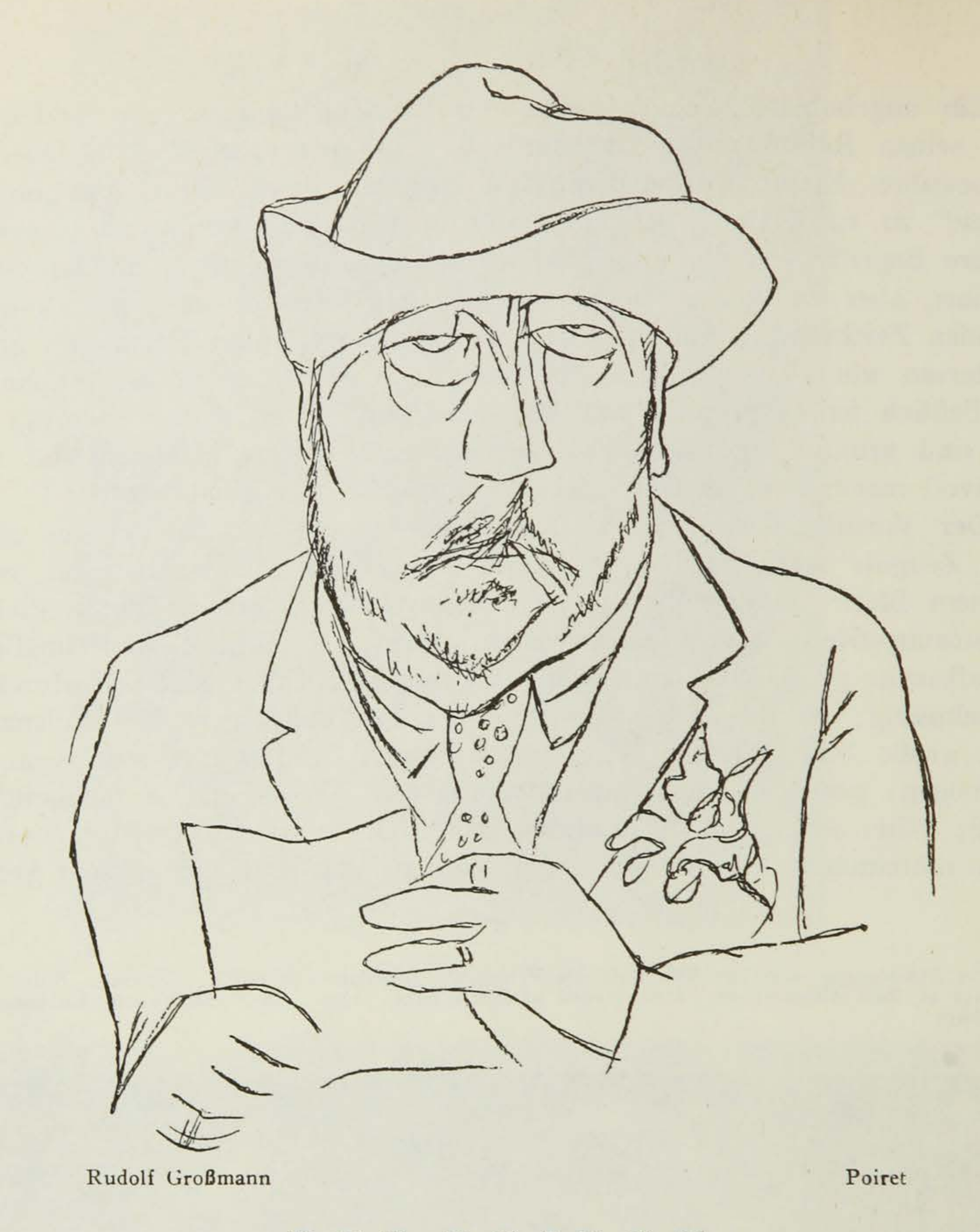
Der Versuch des Dichters, über sich selber klar zu werden, eine Art Zeugnis seiner selbst in seiner kritzeligen Handschrift auf vergilbtem Blatt: Kinderliebe: groß; Anhänglichkeit: groß; Erotik: klein; Zerstörungstrieb: klein; Erwerbssinn: klein; Eigenliebe: mittelmäßig; Gefallsucht: groß; Vorsicht: groß; Gutmütigkeit: sehr groß; Ehrfurcht: mittelmäßig; Rechtsgefühl: mittelmäßig; Hoffnung: groß; Idealismus: sehr groß; Sinn für das Wunderbare: groß; Allgemeines Auffassungsvermögen: groß; Nachahmungstalent: groß; Wort- und Sprachgefühl: groß; Witz: sehr groß; Kausalität: groß; Ortssinn: mittelmäßig; Formsinn: mittelmäßig; Farbensinn: klein; Zahlensinn: klein; Gehör: sehr groß.

*

Die Abbildungen sind mit Erlaubnis des Verlages entnommen aus: H. C. Andersen, Billedbog. Udgivet af Poul Uttenreitter. Med fovord af Hans Brix. 1924 Slesvigsk Forlag, Kobenhavn-Flensborg.



Andersen Scherenschnitt



Rudolf Großmann Poiret

BEI POIRET

Von

RUDOLF GROSSMANN

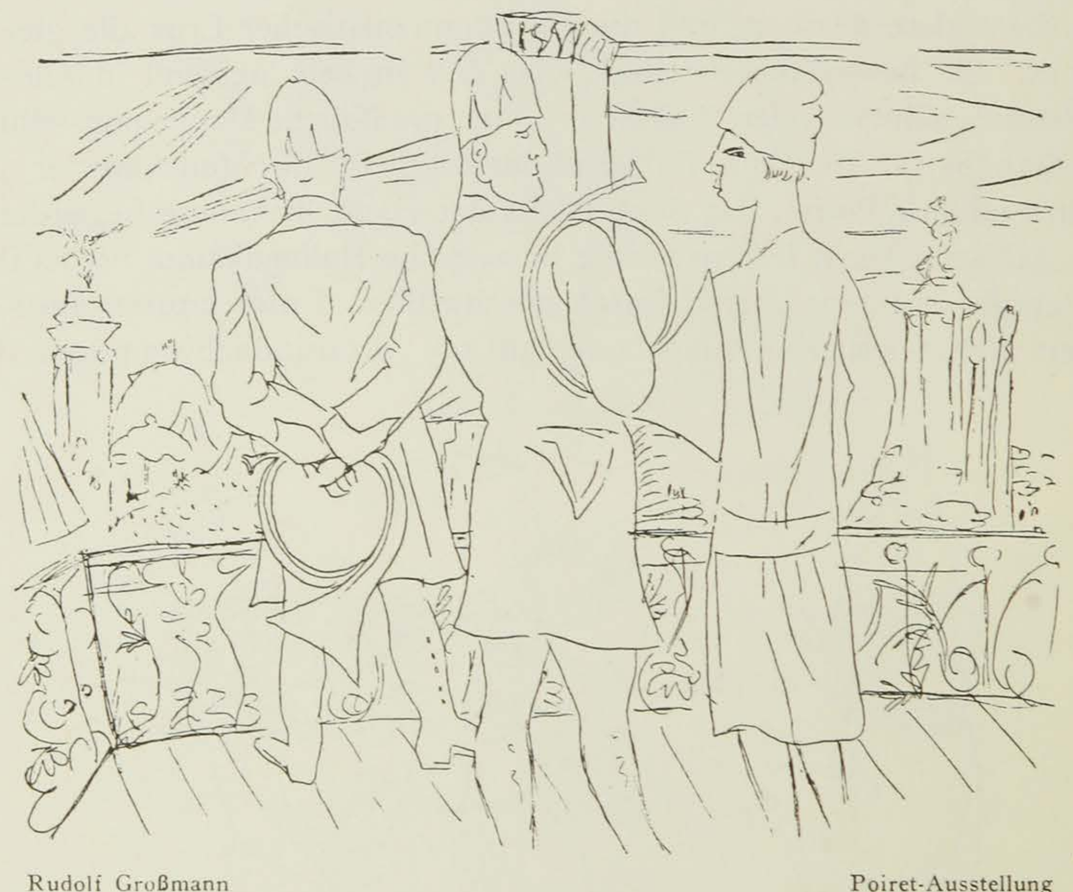
Als von der Pariser Ausstellung nur einzelne Pavillons offen, da bliesen schon stolz die cornes de chasse von der Höhe des Pavillons de champagne über das Gelände hin, und neugierig rollten valutastarke Engländer- und Amerikanerinnen über chinesisch frisierte Brücken. In der weißlich schimmernden improvisierten Zuckerstadt, in die das patinierte Paris der großen Könige, das Paris Napoleons hereinragt, den ganzen Klimbim leicht ironisierend, schwammen längs der Seine, als erste Attraktionen, die rechtzeitig fertig wurden, die Poiretschen péniches (Pinassen): Mittags sieht man oft Poiret selbst, im Schatten eines roten Schirmes, wie ein großer fleischiger Pilz auf Deck sitzend, vornehm, unbeweglich. Um ihn herum laufen Kellner, Angestellte

präsentieren Abrechnungen, hübsche Modekünstlerinnen bringen mit ehrfurchtsvoller Scheu ihre Entwürfe (dann und wann soll er auch einen ankaufen). Um 5 Uhr beginnt in der péniche d'orgue der thé dansant. Die Mannequins defilieren. Sie sind ausgesucht hübsch. Jede hat irgendeinen Akzent nur für sich. Man behält sie. Wie bei der einen die Knie nervig federn, der kleine nez retroussé naiv kindlich in die Luft ragt, wie die Hüftenlinie sich vorwärts schlängelt — — — Einige sind ganz ungeschminkt, bei anderen, die sich maquillieren, kommt es trotzdem nicht zu jenem fatalen Universaltyp der tausend petites femmes von Paris, denen nichts mehr eigen ist, von denen eine wie die andere aussieht, und die ein kommunistischer Eros alle gleichmacht. Sie bewegen sich leicht, von Zeit zu Zeit lächelnd, durch die gaffenden, schwitzenden Zuschauer, ohne die übliche Mannequinstellung mit Standbein. Abends beim Galadiner erscheint der Modekünstler und maître tailleur Poiret, das Sektglas in der Hand, Bekannte begrüßend. Der gallische, sonst liebenswürdig bewegliche Hahnenkamm ist bei ihm prätentiös und ganz unfranzösisch geschwollen. Unter saturiertem Fett zittert eine feierliche Melancholie, als ob Allzurundlichwappliges den



Rudolf Großmann — Poirets Caroussell de la Vie Parisienne

Genius in seinen Aspirationen zu sublim phantastischen Frauenkleidern resigniere. (Vielleicht war es auch seine Pleite, von der man später in Deutschland erfuhr.) Halb gesenkt hängen müde Augendeckel wie große Eierschalen über einer raffiniert geschmacklichen Nase. Als er auftritt, knattern durch die péniche-Luken leuchtende Raketen und Feuergarben. Kleider und Sessel leuchten rot auf mit phantastischen Ornamenten, Brunnen springen kühlend in allen Regenbogenfarben auf der Seine draußen, und die grotesken Holzfiguren des flimmernden Poiretschen caroussell de la vie parisienne grinsen herüber. Die Jazz gröhlt. —



Rudolf Großmann — Poiret-Ausstellung

Des Morgens, in dem eleganten Viertel der Champs Elysées, sitzt der Modekünstler wie ein Pascha auf türkischen Teppichen, umgeben von Federwedeln und phantastisch gekleideten Wachspuppen. 30 Grad Hitze! Auch die Mannequins schwitzen. Sie ziehen sich aus und an. Aus klassisch phantastisch geblümten Gewändern biegen sich vom Ärmelansatz an nackte, schlankweiche Arme. Alles schwirrt, zirpt, flötet, wie in einem Vogelkäfig von Paradiesvögelchen. Kleider, Mäntel werden an- und ausgezogen, wie Meinungen gewechselt, mit einer gewissen Grausamkeit. Man behält sie ja nicht, tauscht das Gefieder nur für andere. Auf Kommando einer Matrone mit verständnisvollen Blicken marschieren gleich zwanzig auf, aus denen ich fünf aussuche.

Ich erkläre ausführlich und etwas stockend, daß mir zunächst das ganze Leben und Treiben der Mannequins in seiner Grazie festzuhalten wichtiger sei, als die Paradekleider zu zeichnen, die sie beibringen; zumal die eine da in den Hosen könnte genau so bleiben. Sie stehen unbeweglich, wie Göttinnen, überzeugt, daß der Reflex ihrer Schönheit auf meinem Papier unverfälscht wiedererstehe. Ich suche Rückendeckung gegen eine Kleiderbarrikade hin, aber eine umging mich und sah von hinten zwischen Mäntel und Rüschen durch. „Mais vous faites des caricatures de nous!" Keine hielt mehr still, alles wirbelte durcheinander. Kleider — Dessous — Rüschen — meine Papiere, als ob ich den Tempel der Vestalinnen entweiht hätte. Ich habe mich dafür gerächt, und als sie glaubten, ich sei schon weg, belauschte ich sie aus einem Versteck, als sie sich hinter einem Paravent abschminkten und umzogen und, sich allein glaubend, gegenseitig Abenteuer und Ansichten über Männer tauschten.

BALZAC: EINE REVISION SEINER BEDEUTUNG

Von

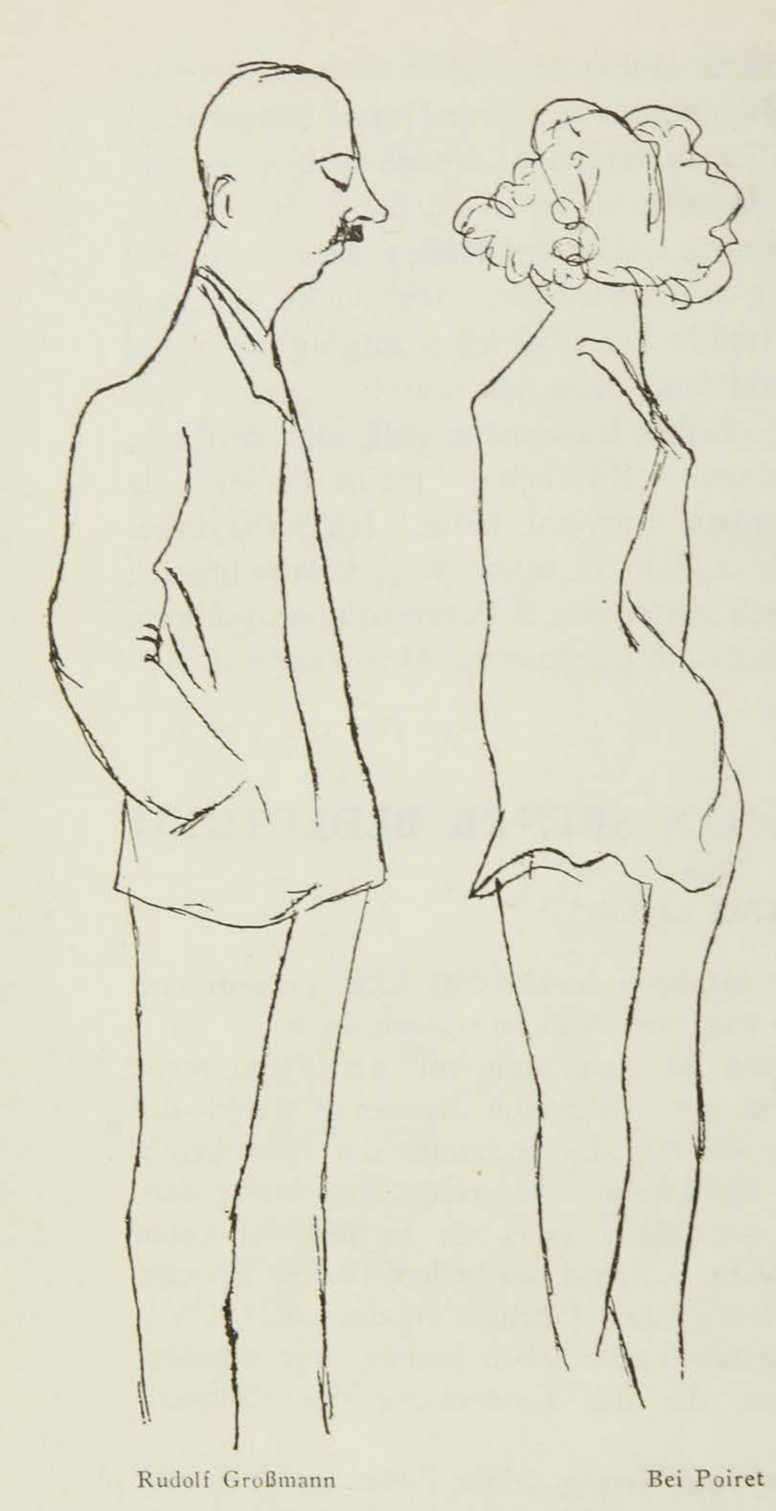
MARYSE CHOISY

Als der Kolonialwarenhändler erfahren hatte, daß Literatur ein einträgliches Geschäft geworden war, sprach er zu seinem Sohn:

„Mein Kind, wenn man gerissen ist, kann man mit der Feder mehr Geld verdienen als mit Salzverkaufen. Schreibe Romane!" Und der Sohn des Kolonialwarenhändlers schrieb die Romane, die man kennt. Der erste also, der damit brach, die Literatur als einen vornehmen Zeitvertreib für Grandseigneurs zu betrachten (was sie in den schönsten künstlerischen Perioden gewesen war: während der hellenistischen Epoche, während der Renaissance und in dem großen Jahrhundert des Louis XIV.), der erste, der von dem Ertrag seiner Feder leben konnte, war schuldig an der Sintflut der Federfuchser, die der Entdeckung des Kolonialwarenhändlers folgte.

Der erste, dem es gelungen ist, vom Ertrag seiner Feder zu leben und sogar einige Schulden zurückzuzahlen, die er noch vor dem Eintritt in die Gemeinschaft der Literaten eingegangen war, war Honoré de Balzac. Und dies ist vielleicht sein größter Ruhmestitel, ein mildernder Umstand und seine mehr oder weniger berechtigte Entschuldigung.

Hätte Balzac, wie Flaubert, eine Rente gehabt oder einen Beruf und viel Zeit, die er hätte totschlagen müssen, so hätte er möglicherweise geschrieben wie der Dichter von „Madame Bovary", hätte vielleicht ein vollendetes Meisterwerk zustande gebracht. Aber Balzac hatte nichts als Gläubiger, und das erklärt die Hast, die selbst die besten seiner Werke kennzeichnet, und erklärt die Zugeständnisse, die er der Quantität auf Kosten der Qualität hat machen müssen.


Rudolf Großmann Bei Poiret

Fast einstimmig ist es heute anerkannt, daß Balzac kein Künstler ist. Der große Kritiker Emile Faguet hat kürzlich in einem berühmten Aufsatz, in dem er den Balzacschen Satz im Detail analysierte, die zahlreichen grammatischen Unkorrektheiten, die Doppelsinnigkeiten und die stilistischen Mängel nachgewiesen, von denen es darin wimmelt.

Aber nicht nur im Stil, auch im Denken ist Balzac der wenigst französische der französischen Schriftsteller, der am wenigsten repräsentative für diesen gallischen Geist, der sich am besten in Voltaire inkarnierte, und der seinen Ausdruck findet in dem raschen Jonglieren mit Ideen, — wo aber „rasch" nicht mit „oberflächlich" zu übersetzen ist, denn Schnelligkeit ist durchaus vereinbar mit Tiefe.

Übrigens war es Nietzsche, der diesen Voltairischen Geist in einem seiner schönsten Aussprüche ausgezeichnet definiert hat. „Ich mache es mit den großen Problemen", sagt Nietzsche, „wie mit einem kalten Bade: schnell darin untertauchen und schnell wieder herauskommen. Zu glauben, daß man so nicht tief in das Problem eingedrungen ist, ist ein Vorurteil derjenigen, die das kalte Wasser fürchten."

Balzac aber ist ein strikter Antipode dieses voltairisch-nietzsche'schen Geistes. Balzac ist ein Freund der warmen Bäder. Er läßt sich darin nieder, wird träge und schlaff. Er würde sogar darin einschlafen, wenn nicht seine Gläubiger da wären und ihn drängten.

Diese Schwerfälligkeit des Geistes, die der Harmlose mit Tiefe verwechselt, und die Flüssigkeit des Stils, die ihn allen zugänglich macht, verbunden mit einer außerordentlichen Fruchtbarkeit (was den Bürger immer verblüfft), haben vielleicht am meisten dazu beigetragen, den

Anspruchslosen die Illusion seiner außerordentlichen „Kraft der Beobachtung“ und „seines tiefen Verständnisses für die menschlichen Leidenschaften“ zu geben.

In Wirklichkeit hat das kaufmännische Prinzip, die größtmögliche Leserzahl zu erreichen, ihn veranlaßt, sich den Gesichtspunkt des Mannes von der Straße oder des Kolonialwarenhändlers an der Ecke zu eigen zu machen. Und dies wieder ließ den Mann von der Straße oder den Kolonialwarenhändler an der Ecke sagen: „Halt, das ist genau, was ich denke; gerade so empfinde ich in der Tat.“ Und der Kolonialwarenhändler an der Ecke fühlte sich außerordentlich geschmeichelt.

Die Balzacschen Porträts, deren Psychologie man so gern bewundert, sind in Wirklichkeit mit groben Strichen gezeichnet. Es sind Typen, aber sie haben keinesfalls die Feinheit des individuellen Porträts.


Rudolf Großmann — Bei Poiret

Es ist allgemein anerkannt, daß seine Beschreibungen der Gesellschaft der Restaurationszeit Dokumente von großem historischen Wert sind, um so bedeutender, als wir nicht viele andere Dokumente über die Sitten dieser Zeit haben. Es handelt sich hier offenbar um eine Petitio principii. Man glaubt, es sei so, und mangels eines Gegenbeweises kann es wohl so, aber es könnte auch anders sein. Ich für meinen Teil bestehe auf meinem Zweifel an der Echtheit und der Existenz seiner Herzoginnen in Fleisch und Blut. Sein Faubourg Saint-Germain scheint mir ebenso unecht wie das Faubourg Saint-Germain, das man in den meisten Romanen findet, d. h. ein Faubourg Saint-Germain, wie es in der Vorstellung des Kleinbürgers besteht, der die Eleganz, den Adel und die großen Vermögen verehrt und sie im stillen beneidet. Der Nimbus ihres Titels spielte eine große Rolle in der Liebe, die die Komtesse Hanska dem Romancier einflößte.

Was hat also den Ruf Balzacs, insbesondere im Ausland, wo er zu Unrecht als ein repräsentativer Autor Frankreichs gilt, begründet? Zu

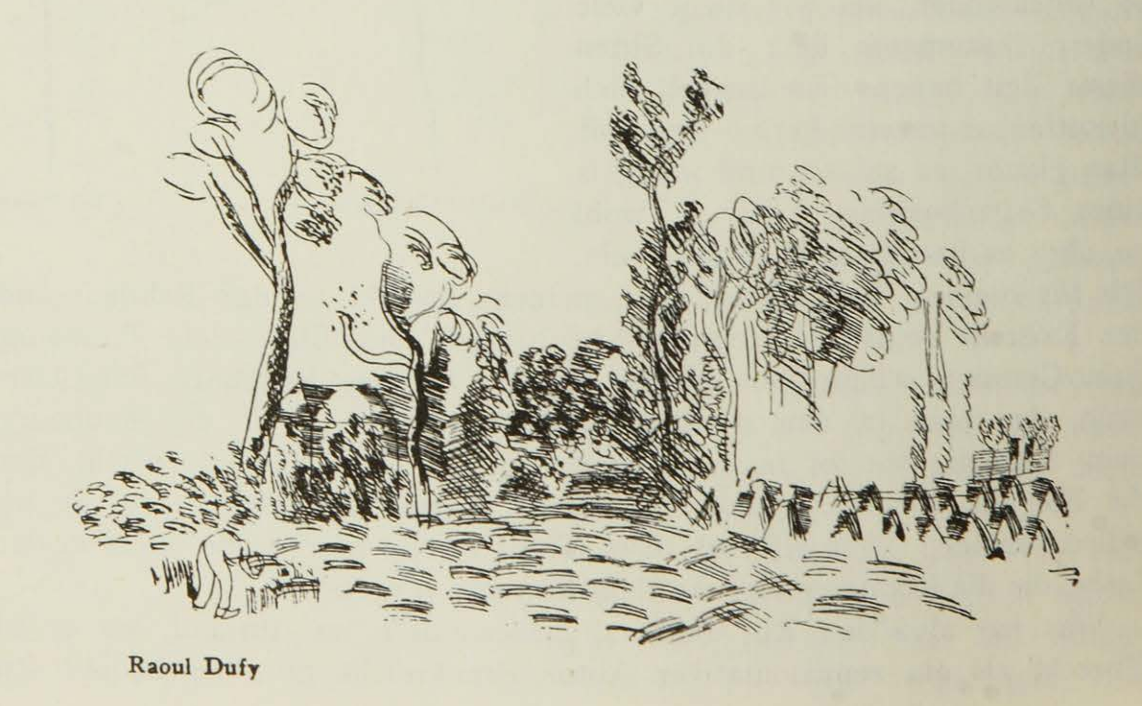
einem kleinen Teil dasselbe, was ihn in Frankreich selbst populär gemacht hat, besonders in der Provinz, nämlich seine Allerweltsgeschichten und seine Allerweltsideen. Und dann vor allem die primitive Einfachheit seines Stils, welcher der Übersetzung viel leichter zugänglich war als der gefeilte Satz eines Flaubert oder die rhythmischen Klangverbindungen der vollendeten Prosa eines Villiers de l'Isle-Adam.

Aber, wird man mir, und nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit, einwenden, wir wissen, daß Ruf gewonnen und wieder verloren werden kann; es gibt einen falschen Enthusiasmus, Strohfeuer der Liebe und Eintagsruhm. . . . Immerhin, viele Schriftsteller haben in einem leichten Stil Ideen für jedermann ausgedrückt und Porträts gezeichnet, die Ähnlichkeit aufweisen. Sie hatten sogar ihre Stunde der Berühmtheit, jetzt sind ihre Namen vergessen. Der Name Balzacs ist geblieben. Die Nachwelt, obwohl sie oft einem Kinde gleicht, das seine Aufgabe schlecht gelernt hat, und durchaus nicht unfehlbar ist in ihrem Urteil, irrt sich jedoch nicht immer. Sollte es bei Balzac nicht doch etwas mehr geben?

Dieses „etwas mehr" ist die vitale Kraft, welche die Gleichgültigkeit des glatten und starren Marmors belebt. Balzac dachte und schrieb wie der kleinste Kolonialwarenhändler seiner Epoche, aber er dachte und schrieb es mit einer Intensität, die imstande ist, Himmel und Erde in einer Stunde zu revolutionieren. Das ist es, was ihn von Romanciers mit dem gleichen Talent unterscheidet, das ist es, was uns Bewunderung abzwingt; das ist es auch, was ihn trotz seiner Fettleibigkeit der Gunst der Frauenherzen seiner Zeit wert gemacht hat; denn die weibliche Schwäche ist immer bereit, männliche Kraft da anzubeten, wo sie sie ahnt.

Balzac ist „eine Naturkraft". Ich ziehe die kultivierte Kraft vor, aber das ist eine Frage des Geschmacks. . . . . .

Deutsch v. B. Schiratzki.



Raoul Dufy





Figuren von Poirets Jazz-Band-Karussell



Hans Breitensträter mit seiner Frau
am Strande von Binz



Photo Sport & General

Hans Samek, mit seinen weißen Gamaschen bei
den englischen Golf-Wettspielen



Atlantic-Photo

Im Freibad Wannsee

Photo Sport & General

Flugzeugparade in Hendon bei London

Atlantic-Photo

Freiballone in der Zeppelin-Luftschiffhalle in Friedrichshafen

Vormals Samlg. Uhde, Paris
Henri Rousseau, Brummer, New York

Eduard v. Gebhardt, Julius Stern, Düsseldorf

UNBEKANNTES ÜBER BALZAC

Von

STEPHAN SCHEWIREFF

Diese sowohl in der französischen wie deutschen Literaturgeschichtsschreibung unbenutzt und unbekannt gebliebenen Balzac-Erinnerungen entnehme ich zwei alten Zeitschriften: „Deutsche Theeblätter", München 1839, und „Deutsche Blätter für Literatur und Leben", München 1840, die F. v. Elsholtz herausgegeben hat. Schewireff, der als Professor der Literaturgeschichte in Moskau wirkte, hatte sich durch seine „Vorlesungen über die alte russische Literatur" einen Namen geschaffen. Seine Glaubwürdigkeit ist also verbürgt. Der Besuch fand 1839 statt, wie aus der Erwähnung des Balzacschen Romans „Un grand homme de province", der 1839 erschien, hervorgeht. Die erwähnte Reise nach Rußland hat der Dichter tatsächlich 1840 angetreten.

Dr. Hermann Ammon.

Durch Vermittelung des Verlegers meldet sich Schewireff brieflich bei Balzac an und erhält darauf folgende Antwort:

„Bis zum nächsten Mittwoch bleibe ich auf dem Lande, wo ich die Ehre haben werde, Sie zu empfangen! Sie gehören einem Lande, welches große Ansprüche an meine Achtung und Bewunderung hat. Ich glaube, daß Sie von daher kommen usw. Balzac."

Den Morgen nach Empfang dieses Briefchens nahm ich einen Mietwagen und fuhr aufs Land zu Herrn von Balzac.

Ich komme zu dem großen Tor und lese darüber: „Aux Jardies". Das bestätigt mir, daß ich mich nicht getäuscht habe. Ich trete durch das Fußgängerpförtchen in einen offenen Hof, in dessen Mitte das Hauptgebäude steht, das zur Linken einen Flügel hat. Zwei Männer gehen auf dem Hofe umher. — Etwas ferner ein junger Mensch mit langen Haaren, im Oberrocke, mit bloßem Kopf und Hals; näher ein älterer mit einem Strohhut, im weißen, langen Oberrocke aus Kanevas, der sich um eine ziemliche Beleibtheit weit auseinanderschlägt. Unter dem Hut blitzen die schwarzen, durchdringenden Augen und glühen die vollen rosigen Wangen eines Antlitzes hervor, das die ländliche Tätigkeit sonnenversengt hat. Einige Arbeiter rühren sich auf dem Hofe. Ich wende mich zu dem Oberrock aus Kanevas mit der Frage: „Wohnt hier Herr von Balzac?" — Die Antwort ist: „Ich bin es, mein Herr."

Nun wandte sich meine ganze Aufmerksamkeit vom weißen Oberrocke aus Kanevas auf die lebhafte, ausdrucksvolle Gesichtsbildung des Schriftstellers, der vor mir in seinem ländlichen Morgenkleide stand, als Grundbesitzer mit Anordnung seines Hauses beschäftigt. Nicht in seinem Besuchszimmer, nicht in seinem Kabinett, nicht mit der Feder in der Hand, sondern in dem Tummeln und Sorgen des tätigen Lebens hatte ich ihn angetroffen, das er selbst so geschickt beschreibt.

Ich erinnerte ihn an seinen Brief und nannte mich ihm. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Bekanntschaftseröffnungen sagte Balzac zu mir: „Ich bitte Sie, ohne Förmlichkeit mit mir umzugehen. — Verzeihen Sie mir, Sie in diesem Drunter und Drüber meiner Landwirtschaft zu empfangen. Sie sehen mich, wie ich bin. Treten Sie doch in mein Haus, in meine Bibliothek!“

Nachdem er den Arbeitern auf dem Hofe einige Befehle erteilt und einen unter ihnen geheißen hatte, ihm zu folgen, führte er mich in den Flügel des Hauses. Wir stiegen in ein kleines Zimmer hinauf, an dessen Wände Schränke von rotem Holze sich lehnten; der ganze Fußboden war mit größtenteils reich eingebundenen Büchern überschüttet. Da lag nun durcheinander die Bibliothek Balzacs! —

Im Zimmer standen zwei Stühle, doch auch sie waren mit Büchern beschwert. Der freundliche Wirt räumte selbst für seinen Gast einen Sitz auf und bat mich mit dem Hute auf dem Kopf niederzusitzen. Er wiederholte mir aufs artigste seine Entschuldigungen über die Weise seines Empfanges.

„Vor allen Dingen“, sagte er, „werden wir aufrichtig sein. Offenheit ist die beste aller Eigenschaften. Sehen Sie jenen Mann da (auf den Arbeiter weisend) — das ist mein Tischler Provençal. Er kann mir nur bis drei Uhr dienen — später findet man ihn nicht mehr. Ich bin in der entsetzlichsten Eile, ich muß heute diese Schränke noch in Ordnung bringen. Die Gräfin N. hat versprochen, bei mir in der nächsten Woche zu speisen, und noch ist mein Häuschen nicht in Bereitschaft. Sie werden aber sehen, wie rasch alles vonstatten gehen soll, wir werden arbeiten und plaudern.“

„Ich danke Ihnen schon dafür, daß Sie mich, mitten unter Ihren häuslichen Geschäften, angenommen haben“, erwiderte ich Herrn v. Balzac, „und bitte Sie, ohne fernere Entschuldigung fortzufahren. Was für ein Zimmer ist dieses? Soll es Ihr Kabinett werden?“

„Nein, es ist meine Bibliothek und zu gleicher Zeit mein Eßsaal. Ist es nicht ein guter Gedanke, aus einer Bibliothek einen Eßsaal zu machen?“

„Warum nicht?“

„Provençal, richte die Bretter ein, und du, lieber Grammont (der langgelockte Freund Balzacs war schon im Zimmer), hilf mir die Bücher tragen.“

Indessen hatte Balzac den Strohhut, seinen Kanevasoberrock, seine Pantoffeln von sich geworfen und angefangen, die Bücher zusammenzusuchen, herbeizutragen und aufzustellen. Dies hinderte ihn nicht, mit mir das Gespräch fortzusetzen und von Zeit zu Zeit dem Tischler Befehle zu erteilen.

Ich hatte nun volle Gelegenheit, seine Züge in mein Gedächtnis zu prägen. Balzac ist eine untersetzte, rundliche, nicht große Gestalt, Brust und Schultern breit, der Hals kurz, das Gesicht oval, rötlich, voll, durch das Landleben etwas verbrannt, die Haare schwarz, kurz geschnitten, die Augen gleicher Farbe, beweglich, lebhaft, feurig bei einem anregenden Gespräche, die Nase gerade und vorn abgerundet, die Physiognomie eines

Sanguinikers, der leicht die äußern Eindrücke ergreift und mehr der Natur als seinem Innern lebt. In allen seinen Bewegungen verrät sich eine außerordentliche Schnelle und Lebendigkeit, seine Stimme ist tönend und hastig, sein Lachen offen, herzlich, unverhohlen. Durch sein äußeres Wesen, besonders durch dieses helle Lachen, durch seine geistreiche, rasche Unterhaltung und durch seine Ungezwungenheit erinnerte er mich lebhaft an unsern Puschkin.

Von der äußeren Vernachlässigung Balzacs hatte ich schon sprechen hören. Er hatte mich auch selbst offenherzig darauf vorbereitet, darum sah ich ohne Erstaunen, wie er in einem ziemlich schmutzigen Hemde, halb bekleidet, in Strümpfen, mit Hilfe der Hände sich im Gleichgewicht erhaltend, auf den Rücken der Bücher umherstieg, mit dem Blick die zerstreuten Bände zusammensuchte, sie in einen Haufen warf, dann, von der Arbeit ausruhend, sein lebhaftes Gespräch mit mir fortsetzte, aus dessen ersten Fragen schon der scharfe Blick des Sittenbeobachters hervorleuchtete ...

„Wird das Werk, welches Sie kürzlich angekündigt, bald erscheinen?“ fragte ich, mich zu Balzac wendend.

„In einer Woche spätestens. Heute bin ich damit fertig geworden.“

(Es war sein vorletzter Roman: „Un grand homme de province“.)

„Stören diese häuslichen Unruhen Sie nicht in Ihren literarischen Arbeiten, oder sind sie zur Erholung von jenen Ihnen vielleicht notwendig?“

„Sie stören mich nicht im mindesten. Diesen ganzen Winter arbeite ich unausgesetzt an diesem Hause und schrieb zu gleicher Zeit. Ich bin diesen Winter sehr müde geworden und habe viel geleistet. Mein Plan ist sehr ausgedehnt. Ich will die ganze Geschichte der Sitten unserer Zeit in allen Einzelheiten des Lebens, durch alle Stufen der Gesellschaft schildern. Das wird vierzig Bände ausmachen und eine Art von ‚Sitten-Buffon‘ für ganz Frankreich sein. — Macht die russische Literatur Fortschritte?“



Wilhelm Wagner

„Allerdings. Wie überall herrschte bei uns der Roman und die Erzählung den übrigen Gattungen der Poesie vor.“

„So muß es sein, nur diese beiden Gattungen sind zu unserer Zeit noch möglich.“

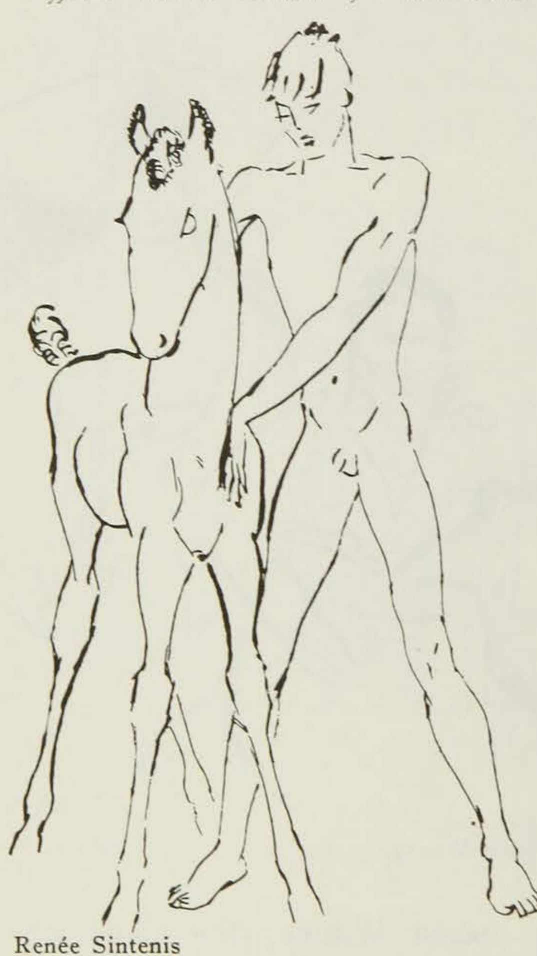
„Und man muß eingestehen, daß, so wie Sie die Erzählung neu geschaffen haben, diese bei uns besonderen Erfolg hat.“

„Ich habe nichts geschaffen."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie entweder zu bescheiden sind oder nicht sagen, was Sie denken; dieses ist nicht Ihrem Versprechen gemäß, aufrichtig mit mir zu reden."

Solche wie es schien unverstellte Bescheidenheit Balzacs veranlaßte mich, weniger von seinen eigenen Werken zu sprechen. Gewöhnlich hören seine Landsleute Schmeicheleien nicht ungern und erwarten sie sogar von einem Fremden, — in ihm nahm ich nun das Gegenteil wahr und suchte seine Bescheidenheit um so mehr zu schonen, als ich anders seiner Redseligkeit Einhalt zu tun fürchtete. Auch wurde er immer offener und verleugnete sich nicht länger.

„Ich habe vorhin", bemerkte er beiläufig, „etwas Unwahres gesagt. Das ist nicht recht. Für den Historiker mag dies verzeihlich sein, für den Romandichter taugt es nichts. Im Roman ist mehr Wahrheit als in der Geschichte!"



Renée Sintenis

„Etwa weil der Historiker das Vergangene nicht zu erraten wagt und dem Romandichter dieses erlaubt ist", sagte ich.

„Allerdings, aber der Romandichter, der mit der Wirklichkeit zu tun hat, muß nur beobachten und kopieren. Dies tue ich, dennoch bin ich auch ein Historiker, aber ein Historiker der Zeitgenossen. Was Walter Scott für das Mittelalter tat, möchte ich, nach Maßgabe meiner Kräfte, für die Gegenwart leisten."

„In manchem verfährst du aber nicht wie Walter Scott," sagte hier Grammont, Balzacs Freund, „er schilderte die Frauen immer, wie sie sein sollten."

„Ja, und ich mache keine Umstände mit ihnen und schildere sie, wie sie sind."

„Zürnen Ihnen nicht die Pariser Damen wegen der Treue ihrer Bildnisse?" fragte ich.

„Nicht im mindesten. — Ich stehe vielmehr bei ihnen in Gnaden."

„Was die russischen Damen betrifft, so kann ich Ihnen deren Gunst ebenfalls verbürgen."

„Wohl", sagte Balzac, „möchte ich Ihr Vaterland kennenlernen. Es muß etwas Außerordentliches sein. Warum sprechen Sie alle so gut Französisch?"

„Vielleicht ist dies ein Geheimnis unserer eigenen Sprache, welche alle

Laute der übrigen europäischen Mundarten umfaßt. Ferner erlernen wir die Sprachen von frühester Kindheit an. Ich habe Ihnen Exemplare von zwei Werken gebracht, die eine russische Dame in Ihrer Sprache herausgegeben hat."

„Grammont, stelle die Bücher enger zusammen, indessen will ich ausruhen", fügte Balzac hinzu, indem er sich auf einen Stuhl neben mir niederließ. „Ja, es gehört viel zu einem Romandichter! — Wissen Sie, was mich diese Bibliothek kostet? Wenigstens 60 000 Franken. Dort auf dem Kamin sehen Sie die vollständige Sammlung aller Memoiren, die sich auf die Revolution beziehen. Das sind jetzt kostbare Werke. Dort unten die vier dicken Bände enthalten die Karikaturen von 1830."

„Und sind darin auch die Verwandlungen der Birne?" fragte ich lächelnd.

„Freilich, — wissen Sie nicht, daß dieses alles bei uns schon Seltenheiten sind! — Mir fehlt aber noch der Moniteur. Ich muß ihn unverzüglich kaufen. Vollständig kostet er 1500 Franken."

„Wozu nützt er Ihnen?"

„Er ist mir zum Studium der Sitten, des Kriegslebens und unserer Tribune unentbehrlich. Er muß zu meinem Sitten-Buffon Materialien liefern."


Käte Wilczynski

Balzac öffnete einen Folianten voll Karikaturen, und indem er ihn durchblätterte, zeigte er mir viele Figuren als ihm wohlbekannt; — die Ereignisse aus dem Leben seiner Zeit entfalten sich wieder vor ihm, und er lachte aus vollem Herzen darüber.

Nachdem ich ihm für seinen biederen Empfang gedankt, nahm ich Abschied und fragte, ob er mir nicht erlauben wolle, ihn in Moskau anzukündigen.

„Es ist möglich, daß ich komme, wenn mich die literarische Gesellschaft in unserer Angelegenheit dorthin entsendet."

Trotz aller Ablehnungen wollte er mich durchaus in den Hof begleiten und mir als erfahrener Landbewohner zeigen, wie ich unbespritzt zu meinem Wagen gelangen könnte. Wir traten ans Tor. Balzac, in seinem ländlichen Negligee und in Pantoffeln, setzte sich sehr malerisch auf eine steinerne Bank am Eingang seiner Wohnung und fuhr in seinem Abschiedsgespräch mit mir fort: „In Moskau oder in Paris wieder, — in jedem Fall auf Wiedersehen. Man muß sich nie anders trennen!" Dies waren seine letzten Worte.

DAS LÄCHELN DES BUDDHA

Von

HEINRICH ZIMMER

Aus den Anfang Oktober bei Bruckmann, München, erscheinenden „Buddhistischen Legenden".

Immer wieder begegnet uns das dunkle, aus Weltenferne uns nahe Lächeln der Buddhas, — mit Vorliebe auf abgeschlagenen Köpfen archaisch großer Kunst, die gewinnsüchtiger Vandalismus spätgeborener Chinesen auf Lockungen kosmopolitischen Kunsthandels jahrtausendaltem Schlummer entfremdet, um sie zahlungsfähigen Liebhabern zu überantworten, die sich in ihrem Besitz der Weisheit völliger Entäußerung und der Leere aller Dinge besonders nahe fühlen müssen. Oder damit sie in einem Museum den Stolz liebender Barbarei bilden. Wir sind ihm schon so oft begegnet, daß die Frage nach dem Sinn dieses Lächelns — so groß wie die Frage nach dem Lächeln der Sphinx —, die uns aufstieg, als wir zum ersten Male seinem Bann erlagen, uns fast nicht mehr kommt. Daß ein Buddha lächelt, ist uns so selbstverständlich, wie daß ein Christus erlösend seine Arme ans Kreuz breitet. Aber was wissen wir von diesem Lächeln?

Eine buddhistische Legende, deren verschlungene Schicksalsfäden sich von Weltalter zu Weltalter spinnen, webt in ihren helldunklen Teppich eine kleine Arabeske, die seinen Sinn umschreibt:

Sie erzählt von der Rivalität der buddhistischen Urgemeinde mit dem Orden der „Nirgranthas", der „Fessellosen", der mit verwandtem Ethos, aber engerem Geiste um die Menschen rang, zu dem sich noch heute in Indien eine kleine Schar, die „Jainas", bekennt. Einem ihrer Laienjünger, von deren Mildtätigkeit der Bettelorden der Nirgranthas wie der Orden des Buddha lebt, hat der „Wahrhaft Erleuchtete", der Buddha, großes Heil geweissagt. Der Buddha hat dem Hausvater, der die Geburt seines ersten Kindes erwartet, verkündet: „Deine Frau wird einen Sohn zur Welt bringen. Er wird dein Haus in flammenden Glanz tauchen. Göttliches und menschliches Glück wird er erfahren. In meiner Lehre wird er das Mönchskleid nehmen. Er wird alle leidvolle Unvollkommenheit hinter sich lassen und erlösende Heiligkeit an sich selbst erschauen." — Ein Nirgrantha-Mönch erfährt diese Weissagung aus dem Munde des beglückten Vaters und fürchtet, sein Orden könne diesen begüterten Gönner an den Buddha verlieren, wenn sie sich als wahr erwiese. So macht er den Bürger an ihr irre: der flammende Glanz, den der erwartete Sohn seinem Hause verleihe, sei Feuer, das die ganze Familie verbrennen werde. Der verzweifelte Vater beschließt, sich des unseligen Kindes zu entledigen, ehe es zur Welt kommt. In der Tat stirbt seine Frau an den Mitteln, die er anwendet. Er verbreitet, sie sei an den Wehen gestorben und trägt sie unter den Klagen der Verwandten zur Stätte der Leichenverbrennung hinaus. Die Nirgrantha triumphieren und verkünden allerwärts, der Buddha habe die Unwahrheit verkündet, seine Erleuchtung sei



Photo Rieß

Fernand Léger

Photo Gal. Simon, Paris

Fernand Léger, Komposition. Oelgemälde

Photo Sport & General

Frl. Lenglen und R. Lacoste

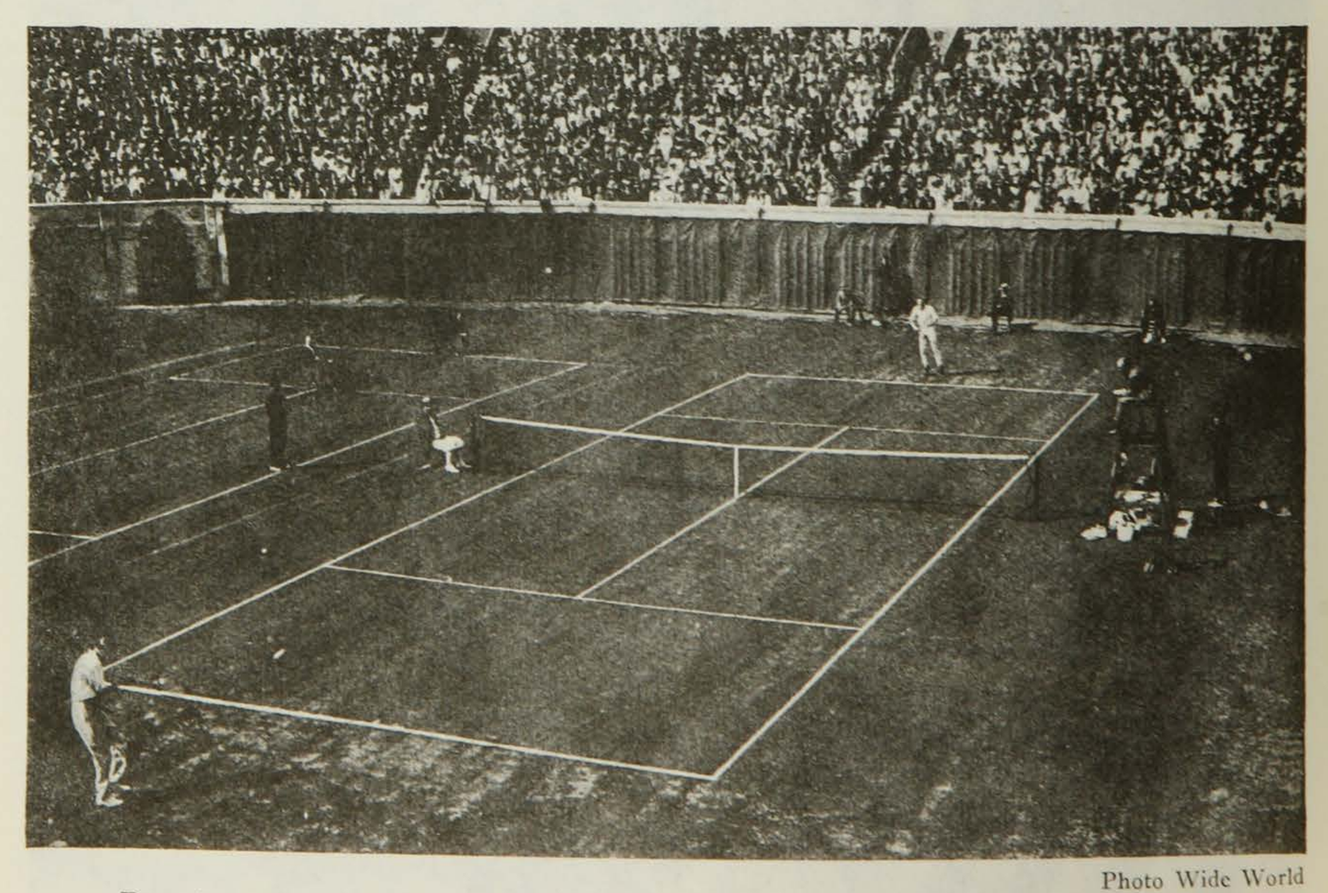
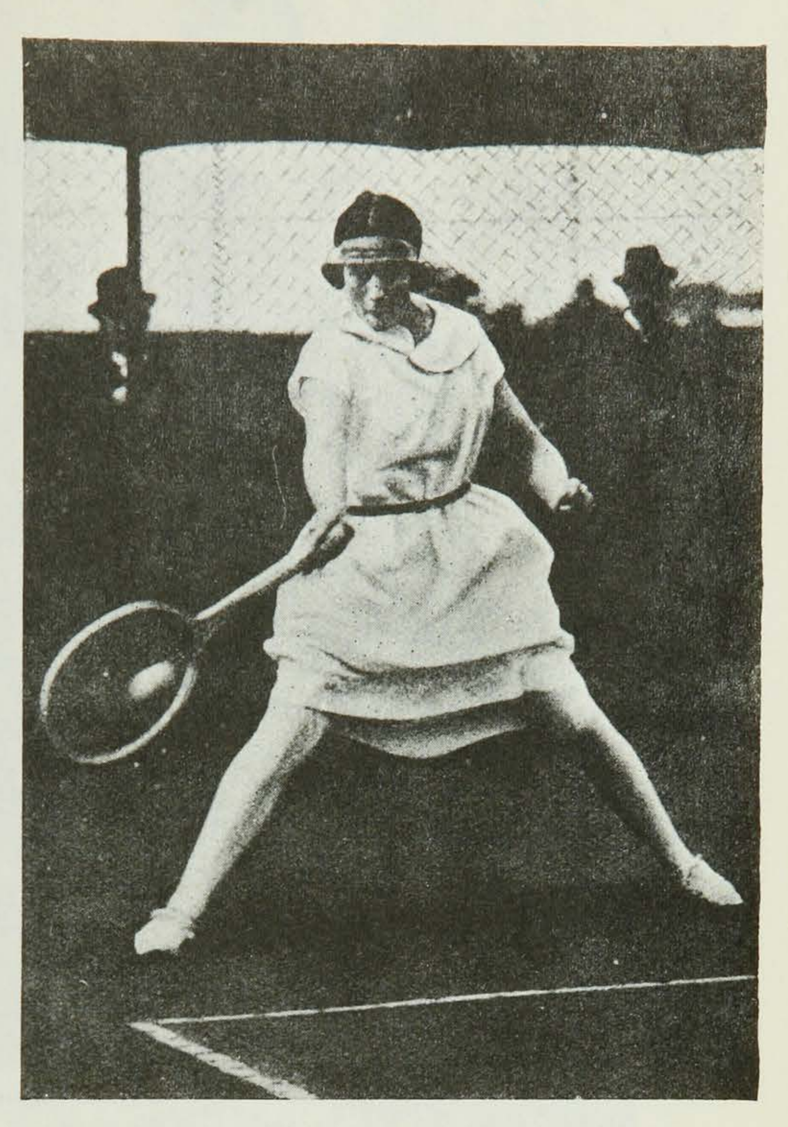


Photo Wide World

Der Australier Anderson und der Amerikaner Tilden beim Wettkampf um den Davis-Pokal



Miß E. Colyer beim Dameneinzelspiel



Miß J. W. Austin, jetzt Mrs. R. Lycett



Photos Sport & General

Mr. J. B. Gilbert beim Herreneinzelspiel



Photo Heini Kahnweiler

Georges Braque am Strande von Antibes



Photo Zander & Labisch

Letzte Aufnahme Lovis Corinths

Press Photo News Service

Amerikanische Künstler hinter den Kulissen beim Modellstudium

in ein neues Leben getreten. Aber dieses Wesen hier, das wir zuvor niemals gesehen haben, — dank seiner Macht sind unsere unterschiedlichen Martern zu Ende.“ Im Anblick dieses Scheinbildes bringen sie ihren Geist zu seliger Ruhe, und dabei lösen sich ihre früheren Taten, die sie in Höllen kosten müssen, auf; sie erheben sich zu den Sphären von Göttern und Menschen und werden dort zu Gefäßen der heiligen Wahrheiten.

Die Strahlen, die aufwärts gehen, kommen in die Götterwelten der vier Großen Königlichen Welthüter und der dreiunddreißig Götter,

in den Himmel des ersten uranfänglichen Toten und in die Welt der Seligen Götter,

in die Welt der Götter, die lustvoll Scheinbilder von sich schaffen, und der Götter, die Macht über die Scheinbilder anderer haben,

in die Welt der Götter mit Brahmaleibern, der Götter, deren Priester Brahma ist, in die Welt des Großen Brahma,

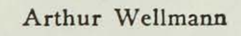
in die Welt der Götter, deren lichter Schein endlich ist, — in die Welt der Götter, deren lichter Schein unermessen ist,

in die Welt der Götter, deren Stimme lichter Schein ist,

in die Welt der Götter endlichen Strahlenglanzes, der Götter unermessenen Strahlenglanzes, der Götter, die ganz strahlender Glanz sind,

in die Welt der Wolkenlosen Götter, der Götter reinen Ursprungs, der Götter, die großen Lohn ernten, der Götter, deren Licht nicht sengt,

in die Welt der Götter schönen Aussehens, der Götter schönen Anblicks, in die Welt der Götter, deren keiner der jüngste ist.



Arthur Wellmann

Sie kommen und tönen: „Alles ist unstet, Alles ist Leiden, Alles ist leer, Alles ist wesenlos“ — und singen das Strophenpaar:

„Hebt an, im Abschiedsgange schreitet vor,
gesellt euch zu des Buddha Lehre,
und wie ein Elefant ein Haus von Rohr
zermalmt vor euch des Todes Heere.

Denn wer in dieser Lehre unbeirrt
und ihrem Wandel schreiten wird,
entwächst dem Banne ewig zu entstehen,
er wird des Leidens Ende sehen.“

Dann folgen die Strahlen, wenn sie die dreitausendfache, vieltausendfache Weltsphäre ringsum durchlaufen haben, dem Erhabenen rückwärts auf seinem Gange nach und verschwinden im Antlitz des Erhabenen.“

MINNA VON BARNHELM IM ZUCHTHAUS

Von

DR. CARL HAU

Rechtsanwalt Dr. Carl Hau wurde auf Grund eines Indizienbeweises im Jahre 1907 wegen Mordes zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Nach siebzehn Jahren wurde er entlassen. Die Strafanstalt hat seine körperlichen und geistigen Kräfte nicht zu brechen vermocht. Er veröffentlicht unter dem Titel „Lebenslänglich" im Verlage Ullstein eine Darstellung seiner Erlebnisse im Zuchthause, der wir den folgenden Abschnitt entnehmen. Er handelt von dem Unterricht, der den Gefangenen regelmäßig erteilt wird.

Es wird „Minna von Barnhelm" gelesen, die Szene im ersten Akt zwischen dem Wirt und Just. Die Gefangenen haben mehr Sympathie für den Spitzbuben von Wirt, der Lehrer lobt den etwas rauhen, aber ehrlichen und treuen Charakter des Dieners. Es dauert nicht lange, so entbrennt ein Gefecht zwischen dem redegewandtesten der Schüler, der sich zum Wortführer aufwirft für die anderen, und dem Mann auf dem Katheder.

Der Schüler: „Was ist das für ein miserabler Kerl, dieser Just, der vor seinem Herrn kriecht wie ein Hund."

Der Lehrer: „Treue im Dienst, Anhänglichkeit an den selbstgewählten Herrn, war von jeher eine der edelsten Eigenschaften der germanischen Rasse. Schon eines der ältesten literarischen Denkmäler unseres Volkes, das Nibelungenlied, ist eine Verherrlichung dieser Mannestreue. Treue bis zum Tode, was kann es Schöneres geben?"

Der Schüler: „Das muß ein rechter Dummkopf sein, der für einen anderen in den Tod geht. Mir ist das Hemd näher als der Rock. Der Just hängt nur darum so an dem Major, weil er ein Vieh ist ohne Verstand. Da ist der Wirt doch ein anderer Kerl, der weiß, wie man die Menschen zu nehmen hat. Darum hat er's auch zu was gebracht in der Welt."

Der Lehrer: „Jawohl, zum Spitzbuben und Lügner. Ein würdiger Vertreter seines Standes."

Hier mischt sich ein anderer Gefangener in die Debatte ein und erhebt Einspruch gegen eine solche Verunglimpfung eines Standes, dem anzugehören er die Ehre habe. Daß alle Wirte Spitzbuben und Lügner seien, könne nur ein ganz einseitiger, weltfremder Schulmeister behaupten. Auch unter den Wirten gäbe es Ehrenmänner. Er spricht es mit Freimut aus, daß er sich selber für einen solchen halte. Denn er sei weder ein Spitzbube noch ein Lügner, sondern sitze nur wegen Blutschande, was jedem passieren könne. Der Lehrer verbittet sich die Bezeichnung als pp. Schulmeister und bemerkt im übrigen, daß Aus-

nahmen die Regel bestätigen und er niemand in seiner Ehre habe angreifen wollen. Damit ist der Zwischenfall erledigt, das Wort ergreift wieder der Schüler: „Der Wirt ist ein Spitzbube und Lügner. Was weiter? Die Menschen sind alle Spitzbuben und Lügner."

Der Lehrer: „Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß alle Menschen stehlen?"

Der Schüler: „Fast alle. Einige haben es nicht nötig, weil sie in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren. Aber auch diese sind eigentlich Diebe, denn Eigentum ist Diebstahl."



Schwesig

Der Lehrer: „Kommen Sie mir nicht mit solchen Redensarten, die Sie irgendwo aufgeschnappt und nicht verdaut haben. Ich möchte sehen, was das für eine Welt wäre, in der es nur Diebe gäbe. Sie selber hätten keine Lust, in einer solchen Welt zu leben. Sie selber können nur leben, weil es in der Welt nicht bloß Spitzbuben gibt wie Sie, sondern auch ehrliche Leute, die arbeiten. Auf der Grundlage des Diebstahls kann die menschliche Gesellschaft offenbar nicht bestehen, das sieht jeder ein. Unser Herrgott hat wohl gewußt, warum er auf Sinai das Gebot gab: Du sollst nicht stehlen."

Der Schüler: „Ich war nicht dabei, als das auf Sinai passiert sein soll. Aber jedenfalls steht nirgendwo geschrieben: Du sollst nicht lügen."

Der Lehrer: „Kennen Sie das achte Gebot nicht?"

Der Schüler: „Doch. Du sollst kein falsches Zeugnis geben. Das ist doch nicht gleichbedeutend mit: Du sollst nicht lügen. Meineid verbietet auch der Staat. Muß ihn verbieten, weil es sonst aus wäre mit der Rechtspflege. Aber verbietet er das Lügen überhaupt?"

Der Lehrer: „Das Gesetz verbietet die Lüge, wo immer durch sie einem anderen Unrecht geschieht."

Der Schüler: „Gut. Und wenn nun einem anderen durch die Lüge kein Unrecht geschieht? Nehmen Sie die Lüge Tellheims gegenüber der Witwe seines Kameraden. Das war doch wohl eine gute Tat?"

Der Lehrer: „Eine Lüge kann niemals eine gute Tat sein."

Der Schüler: „Angenommen, ich werde als Arzt zu einem Schwerkranken gerufen, und der Kranke fragt mich: muß ich sterben?, und ich weiß, wenn ich ihm die Wahrheit sage, verliert er den Mut und stirbt wirklich, während eine Lüge ihm vielleicht das Leben rettet; muß ich da nicht lügen?"

Der Lehrer: „Nein. Man muß nie lügen. Sie wären nicht verpflichtet, dem Kranken die Wahrheit zu sagen, wenn er sie nicht verträgt, aber zu lügen wären Sie auch nicht verpflichtet. Sie könnten einen Mittelweg suchen. Alle diese Beispiele, die man ausgeklügelt hat, um die sogenannte Notlüge zu rechtfertigen, sind nicht stichhaltig. Es bleibt dabei: Du sollst nicht lügen."

Der Schüler: „Da gehen Sie also weiter als der Gott, an den Sie glauben, und der Staat, dem Sie dienen. Beide verbieten die Lüge nur, insofern sie dem Nächsten schadet. Sie verbieten sie schlechthin. Irgend jemand, ich weiß nicht wer, hat gesagt: Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer. Aber Ihre Moral zu begründen, ist nicht bloß schwer, sondern platterdings unmöglich. Verurteilen Sie immerhin die Lüge. Die Menschen werden doch fortfahren zu lügen. In der Tat, was wäre das Leben ohne die Lüge für eine traurige Sache. Wenn wir einander immer die Wahrheit sagen wollten, wo kämen wir hin? Ist nicht ein großer Teil der Kunst Lüge? Alle menschlichen Unternehmungen, die Erfolg haben sollen, müssen neben einem selbstverständlich notwendigen Wahrheitsgehalt auch eine Dosis Lüge haben, und in der glücklichen Mischung von Wahrheit und Lüge liegt nicht selten das Geheimnis ihres Erfolges. Die nackte Wahrheit ist überhaupt ein Hirngespinst für Narren. Wir anderen lassen uns ruhig Lügner schimpfen. Ist doch, wer einen anderen Lügner schimpft, selber ein Lügner."

Der Lehrer: „Sie werden unverschämt. Wollen Sie mich einen Lügner nennen?"

Der Schüler: „Na, Herr Lehrer, Hand aufs Herz, haben Sie noch nie gelogen?"

Heiterkeit in der Klasse. Der Herr Lehrer verbittet sich das Lachen. Darauf erklärt er die Debatte für geschlossen und läßt noch einen kleinen Epilog folgen, der für seinen Widersacher nichts weniger als schmeichelhaft ist. So behält er das letzte Wort.



Holzschnitt aus Avienus, Opuscula. Venedig 1488 (Jos. Baer, Frankfurt)

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Die allgemeine Lage des Kunstmarktes als „flau", die Kurve der Preise als zum „Preisabbau" neigend zu bezeichnen, ist nichts als eine Redensart, die weder die Ergebnisse der vergangenen Monate noch die zukünftige Tendenz trifft; eher den ungeschickten Versuch macht, Privatwünsche zum Regulator künftiger Statistik zu machen und nach Unterstützung ungeschickter Baisse-spekulation aussieht. Beachtlich ist übrigens die bei Auktionsberichten neuerdings angewandte Terminologie, die mit einem reizvollen neuen Jargon die verarmte deutsche Sprache bereichert, z. B: „Die Verknappung des wirklich erstklassigen Materials" . . .

Der Grund des Ausscheidens einiger Kunstsalons soll darin liegen, „daß sich die Kunstpreise einbildeten, sie könnten sich nach der gleichen vornehmen Skala richten wie die Fleischpreise", ja, es wird sogar im Sperrdruck erkannt, „daß auch die Geisteswerte unter einem ehernen Warengesetz stehen und von seiner Gestaltung abhängig sind". Das Kolleg über Wert, Preis und Ware, über „ehernes Lohngesetz" und anderes Grundlegende scheint der Verfasser geschwänzt zu haben. — — —

Es entspricht der Vermehrung der Kunstschieber, daß sich auch der Bericht von der Kunstbörse mehr des Idioms der Fachidiotie bedient. Georges Besson verspottet in einer „Lettre à la Parisienne" diese Art Kunstbörsianer in folgendem kleinen Gespräch: „Ich habe auf Termin 10 Picasso, 5 Derain, 50 Utrillo gekauft", sagte ein Finanzmann, „und habe Verkaufsorder gegeben." Auf die Zwischenfrage eines Freundes, ob er sich die Sachen nicht einmal angesehen habe, erwiderte der Finanzmann mitleidig: „Esel! Verlangst du, daß man dir den Kanal zeigt, wenn du 50 ‚Suez' kaufst?" — — Vor einiger Zeit fand man in einem Gasthaus des Dorfes Le Pouldu bei Pont-Aven zwei unbekannte Arbeiten von Gauguin. Sie hingen ohne Namen unter der Tapete versteckt an einer Wand und kamen zum Vorschein, als die Wand abgerissen werden sollte. Unter dem einen Bild, das eine Bretonin in roter Schürze und blauem Rock darstellt, steht von der Hand Gauguins: „Ich glaube an das Jüngste Gericht, an welchem zu furchtbaren Strafen alle die verurteilt werden sollen, die in dieser Welt gewagt haben, Schacher zu treiben mit der erhabenen, keuschen und durch die niedrigen Gefühle jener Menschen degradierten und beschmutzten Kunst."

Bildende Kunst

Der P a r i s e r Kunstmarkt erlebt eine ständig steigende Steigerung für hochwertige Kunstwerke, wie die große Renoir-Auktion unter den vielen anderen besonders deutlich bewies.

Eine ägyptische Statuette (75 cm, XI. Dynastie) aus dem Besitz von M. Mallon wurde im Januar für 100 000 Fr. von W. P. Wertheimer erworben. Die Z e i c h n u n g von Fragonard, Krönung Franklins aus der Sammlung Lapoy, brachte 38 000 Fr. Noch höher wurde bezahlt: „Jan Lutma" mit 103 000 Fr. (1892: 3700 Fr.).

Gemälde: Odilon-Redon, Jungfrau in Blüten	31 000 Fr.	Utrillo, Montmartre-Garten	24 000 Fr.
Pegasus	28 000 „	Utrillo, Saint-Denis	18 600 „
		Pissaros, Pontoise	20 000 „

Die am 12. und 13. Juni in P a r i s versteigerte Sammlung Lehmann enthielt besonders wertvolle Bilder (Cuyp, Pont Lewis 176 000 Fr.; Franz Hals, Lachendes Kind, 335 000 Fr.; v. d. Neer, Abend, 880 000 Fr.; Rubens, Zacharias im Tempel, 385 000 Fr.; Fragonard, Die alte Fauchon, 680 000 Fr.; Watteau, Tor von Valenciennes, 96 000 Fr. Die Versteigerung der Sammlung Corey-Stoop in Luzern am 29. Juli durch die Galerie Fischer war besonders bemerkenswert durch die Fülle guter Niederländer.

Sehr hoch wurden die Bilder aus dem Nachlaß des englischen Malers Sargent in L o n d o n bezahlt, so hoch, wie sonst nur alte Meister.

San Vigilio	7 000 Guin.	Damen im Garten	6 600 Guin.
Jesuitenkirche in Venedig	3 400 „	Landschaft (Simplon)	4 200 „

Bilder

Die Auktion der Galerie Fischer in Luzern am 7. Juli ergab, daß Stücke von nicht mehr als durchschnittlichem Wert mäßig, höher qualifizierte Bilder und Möbel recht gut bezahlt, ganz große Werte überhaupt nicht angeboten wurden. Einige Preise:

Rubens: Porträt Baeck	22 500 Fr.	*Leibl:* Porträt Pollack (nur)	1 100 Fr.
I. S. Ruysdael: Waldlandschaft	6 500 „		
Boucher: Befreiung Petri	3 500 „	Service-Sèvre-Empire	10 000 „
Roybet: Bildnis	2 000 „	Empire Ameublement eines Audienzsaales	14 000 „
Reynolds: Damenporträt	25 000 „		

Handschriften und Bücher

In Amerika werden frühe, besonders illuminierte französische Handschriften hoch geschätzt (zwei solche Stücke brachten je 4100 und 3200 Doll.), außerdem alle englischen alten Drucke von der Inkunabel bis zur jüngsten Erstausgabe. Einige Auktionspreise illustrieren am besten das Interesse der amerikanischen Sammler:

Eigenhändiges Manuskript *Stevensons* von „Robin and Ben"	2 000 $	*Thackeray,* Eigenhändiger Brief mit Versen	820 $
Thackeray, „Vanity Fair", Erstausgabe in Lieferungen	1 000 „	Goldsmith, „Vicar of Wakefield", Erstausgabe	925 „
Thackeray, „Flore and Zephyre", Erstausgabe	950 „	Stevenson, Travels with a Donkey, Erstausgabe	800 „
Eine gleiche Ausgabe brachte auf einer anderen Auktion	750 „	Stevenson, Catriona	385 „
		Kipling, Letters of Marque	160 „

Die großen Bücherauktionen des Winters eröffnete S. M. Fraenkel in Berlin am 16. September. Sein Katalog „Querschnitt durch das bibliophile Antiquariat"

nennt aus allen Gebieten des Büchersammelns wirklich hervorragende Werke, u. a. die sonst unauffindbare anonyme Erstausgabe der „Gedichte“ der Droste-Hülshoff von 1838 (460 Mk.), von der die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare von der Dichterin selbst zurückgekauft und vernichtet wurde; ein vollständiges Exemplar von Winkelmanns Werken in 11 Bänden und dem Atlas von 1808—25 (200 Mk.); der vollständige Römische Carneval Goethes von 1789 in einem roten Maroquinband; das berühmteste illustrierte Werk des französischen 18. Jahrhunderts, die Fermiers-Généraux-Ausgabe von Lafontaine, Contes et Nouvelles von 1762 (1950 Mk.).

In Berlin versteigerte Paul Graupe am 21.—22. September eine umfangreiche Bibliothek Kunstliteratur aus dem Besitz der Antiquitätenhandlung Bourgeois & Co., Köln; darunter mehrere Kataloge der Sammlung Pierpont Morgan und eine vollständige Serie der Veröffentlichungen der Graphischen Gesellschaft.


Holzschnitt aus Lucianus, Der goldene Esel. Augsburg 1477 (Jos. Baer, Frankfurt)

Am 1. Oktober fand bei Paul Graupe eine Versteigerung deutscher Literatur statt, in der etwa 350 zeitgenössische Drucke zur Reformation vorkamen, allein 100 von Luther; ferner von Melanchthon, Zwingli, Hutten, Fischart; zahlreiche Ausgaben des Reineke Fuchs und eine ganze Reihe der früheren Einzeldrucke von Hans Sachs, auch mehrere von den ungemein seltenen, mit Holzschnitten illustrierten Werken Murners. Von Goethe enthält der Katalog den Erstdruck des Faustfragmentes von 1790 und ein Exemplar des Privatdruckes der „Iphigenie“, das Karl August 1825 zur Feier von Goethes 50jährigem Aufenthalt in Weimar herstellen ließ, mit einem vierzeiligen eigenhändigen Widmungsgedicht Goethes an die Sängerin Milder; von Kleist die Zeitschrift „Phöbus“ und Brentanos noch seltenere Zeitschrift „Memnon“, ferner ein herrliches, in Kalbleder der Zeit gebundenes Exemplar der schönsten deutschen Klassiker-Gesamtausgabe, des Wieland in der Quartausgabe von Göschen.

Am 9.—10 Oktober wird ebenfalls Paul Graupe die kultivierte Bibliothek des Barons Philipp Schey verauktionieren, die viele Drucke der Doves Presse und Essex House Preß auf Pergament enthält. Unter den Erstausgaben befinden sich solche von Rilke und George, fast alles von Hofmannsthal, auch die vollständige Serie der „Blätter für die Kunst“ mit der seltenen 8. Folge; unter den Gesamtausgaben, in besonders schönen Einbänden, ein 70bändiger Kehler Voltaire auf besserem Papier, ganz in rot Maroquin gebunden, mit den ebenso berühmten wie langweiligen Moreauschen Kupfern in vorzüglichen Drucken vor

der Schrift (Cohen kennt nur 12 solche Exemplare), weiter ein Exemplar von Labordes „Choix de Chansons" und der von Oudry illustrierte große Lafontaine in einem roten Maroquinband mit den französischen Königsinsignien.

Nach einer Auktion der Gemäldesammlung Ludwig Schwarz am 19. Oktober versteigert Graupe am 30. und 31. Oktober die Bibliothek Ludwig Schwarz, die Luxusdrucke, deutsche Literatur, illustrierte Bücher und Judaica enthält, im November eine Sammlung von Porträts, Miniaturen und die Sammlung des Generalkonsuls Eisenmann, die Handzeichnungen von Chodowiecki und Hosemann und Tassen mit Berliner Ansichten umfaßt.

Möbel

Die hohe Schätzung guter Möbel und Kunstgewerbearbeiten in England ergab wieder die Christie-Auktion am 24. und 25. Juni 1925 der Sammlung Ms. Cragg, die von John Webb begründet worden und größtenteils in Kent Wrotham Place untergebracht war.

Sekretär Louis XVI.	600 Guin.
Tisch von Petit	440 „
Schreibtisch Louis XV.	420 „
Kommode, Mahagoni, Chippendale Rocaille	980 „
Porzellanfiguren Frankenthal, Herr und Dame	340 Guin.
Porzellanfiguren Frankenthal, Vier Jahreszeiten	165 „
Zwei Deckelvasen, Sèvres	350 „

Am 6. Oktober versteigert Hecht das Inventar des Schlosses Schwante, das erst 1922 von Bernheimer eingerichtet worden ist und besonders gute Barockmöbel, ein Chippendale-Herrenzimmer, ein chinesisches Schlafzimmer aus Blackwood enthält.

Einige Auktionsumsätze

Emil Hirsch, Bibliothek R. M. Meyer (26. V. 24)	38 000 RM.
Paul Graupe, Gesamtumsatz Januar bis Juni	351 000 „
Perl, Bibliothek Busoni (30. und 31. III. 25) . . . . . ca.	55 000 „
Henrici & Halle, Kunstblätter des 18. Jahrh. (23. III. 25) . . .	241 000 „
Wasmuth, Bücher (27. u. 28. III.)	22 000 „
Henrici, Autographen (14. u. 15. V.)	26 500 „
Graupe. Chodowiecki (16. V. 25) .	20 500 RM.
Boerner, Albertina-Dubletten . .	500 000 „
Anderson-Galerie, New York, Sammlungen Taylors & Bairds (13. IV.)	29 500 $
American-Art Gallerie, New York, Sammlung Mac Alleneys (15. IV.)	57 000 „
Galerie G. Petit, Paris, Sammlung Gagnat . . .	11 500 000 fr. Fr.

Auktionskalender

1. X. Hamburg, H. Götz, Moderne Bücher und Graphik

1./2. X. Berlin, Graupe, Deutsche Literatur.

6. X. Berlin, Hecht, Inventar Schloß Schwante.

9. X. Berlin, Graupe, Bibliothek Schey.

9./10. X. Genf, Lyceum, Bibliothek Bastard.

13. X. Frankfurt a. M., Bangel, Gemälde.

13. X. Köln, Zempertz, Gemälde-Nachl. Hölscher.

13. X. Frankfurt a. M., Helbing, Antiquitätensammlg. Bolz.

Mitte Okt. Hamburg, Commeter, Graphik.

Mitte Okt. Berlin, Cassirer & Helbing, Antiquitäten und Porzellan.

Mitte Okt. Wien, Dorotheum, Waffen, Glas, Keramik, Bilder.

15. X. Zürich, Hotel Savoy, Kunstgewerbe.

19. X. Berlin, Graupe, Aquarell, Bilder, Bronzen.

20. X. Berlin, Hecht, Schloß Schwante II.

27. X. Frankfurt a. M., Bangel, Bilder u. Antiqu.

27. X. Berlin, Zepke, Gemälde.

29. X. Berlin, Amsler & Ruthardt, Handzeichnungen.

30./31. X. Berlin, Graupe, Bibliothek Schwarz.

Ende X. Köln, Lempertz, Nachlaß Hölscher.

Ende X. Frankfurt a. M., Helbing, Antiquitäten.

3. XI. Zürich, Hotel Savoy, Sammlung Bolz, alte Graphik.

9./11. XI. Berlin, Hollstein & Puppel, Graphik.

23./25. XI. Leipzig, Boerner, alte Stiche.

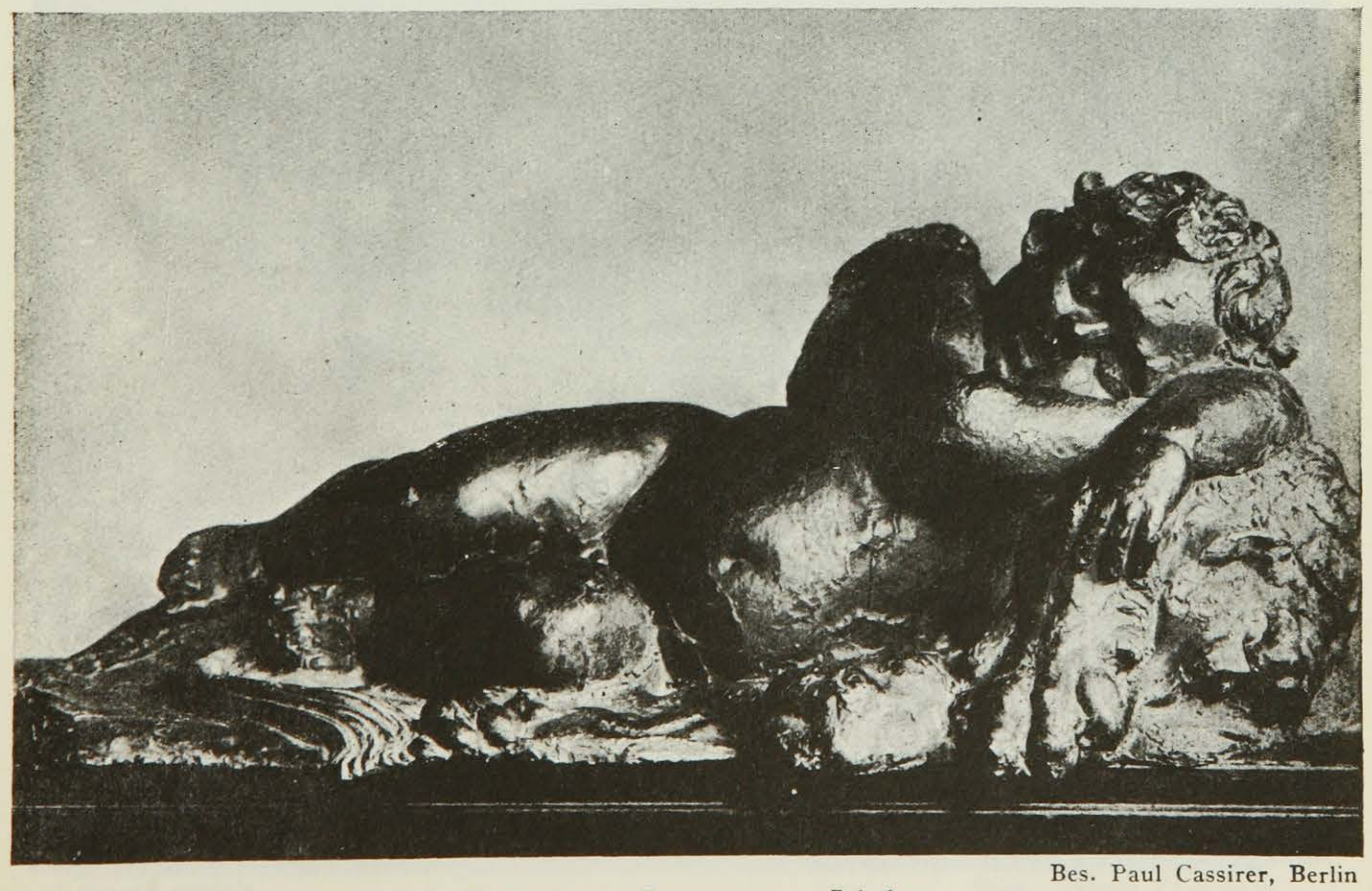
26. XI. Leipzig, Boerner, farbige Ansichten (sächsische).

Anfang XI. Hamburg, F. Dörling, Autographen und Manuskripte.



Slg. Huck

Niederländ. Meister um 1510, Porträt einer Prinzessin



Bes. Paul Cassirer, Berlin

Italienische Bronze. 15. Jahrh.
(Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museum-Vereins)

Galerie Hugo Perls

Arnold Böcklin, Monte Caro. 1851

Galerie Flechtheim

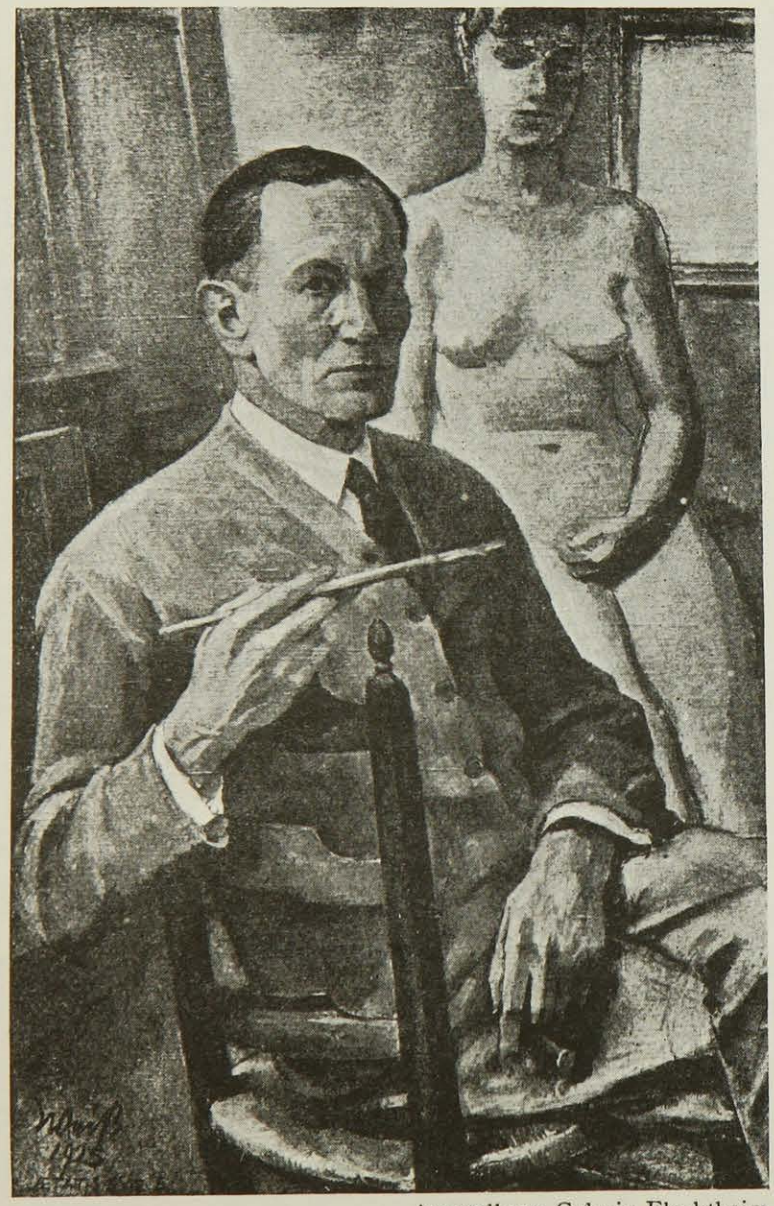
E. R. Weiß, Bernau im Schwarzwald

Walter Bondy, Tote Ente

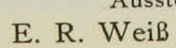
Photos Galerie Flechtheim

Georg Baschwitz, Stilleben

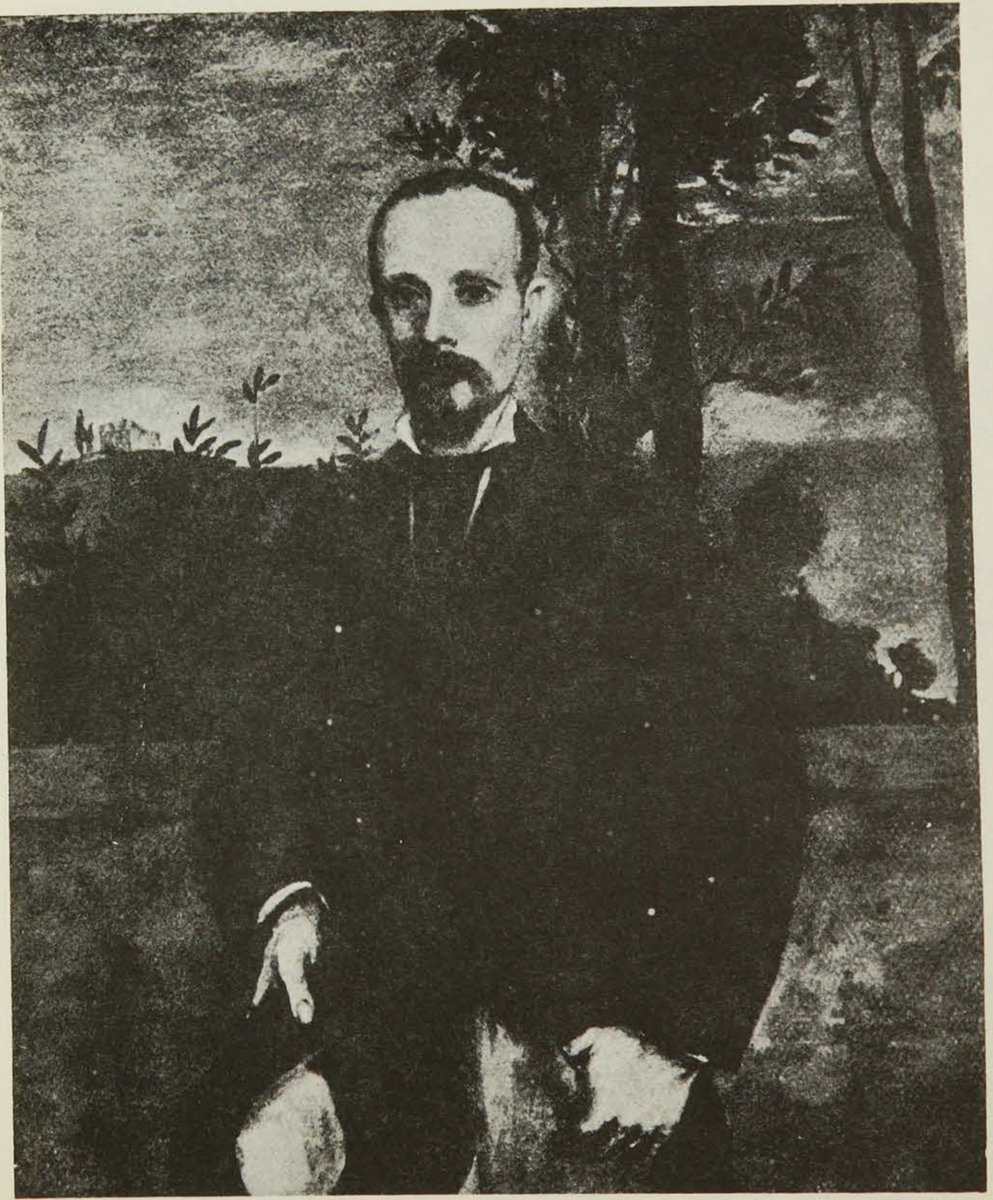
Selbstbildnisse



Ausstellung Galerie Flechtheim



E. R. Weiß



Breslau, Slg. Silberberg

Hans von Marées



Carl Hofer

MARGINALIEN

Rückblick auf die Jahrtausendfeier in Köln.

Von *Lou Strauß-Ernst* und *Andreas Becker.*

„Denn tausend Jahre sind vor dir ein Tag."
Herbert Eulenberg.

Die Jahrtausendfeier der Rheinlande ist verrauscht, die Zeit der machtvollen Kundgebungen, der glanzvollen Feste ist vorbei. Vorüber die Zeit der großen historischen Festzüge mit Vater Rhein im rosa Trikot, mit Erntewagen, Großmagd und Großknecht, mit der bergischen Kesselschmiede. Es war wirklich alles großartig arrangiert. Der Fackelzug von „2500 Sportlern" wurde abgelöst durch den Umzug der Schuhmacherinnung mit viel Zylinderhüten. Die Kalabreser der spanischen Ärzte vereinten sich mit den grünen Gamsbarthüten der Ostpreußen. Die bunten Klassenmützen aller deutschen Gymnasiasten von Sexta an aufwärts überstrahlten die Schlapphüte von 36 deutschen Museumsdirektoren. Kurz gesagt, es war ein Volksgewimmel, eine Wallfahrt zum Rhein mit Bekenntnis zum Deutschtum. Zu den großen Feuerwerken war ganz Köln versammelt.

„Als Mahl begann's und ist ein Fest geworden", könnte man mit Rilke sagen. Böse Mäuler behaupten zwar, die Reihenfolge sei umgekehrt gewesen. Aber wenn wirklich! Was wären schließlich Festreden ohne große Festessen im Hintergrund oder besser als Grundlage! Die Oberbürgermeister Deutschlands, voran die aus Schleswig-Holstein, mit der anerkannt besten Küche, waren des Lobes voll; und das besagt genug. So kam jeder, nicht allein die Hoteliers, auf seine Kosten. Nur die rheinischen Poeten nicht.

Walter Bloem und die Jahrtausendfeier.

Walter Bloem klagt in einem Aufsatz: „Meine Rheinlandfeier" in Reklams Universum: „Ich habe, wie meine rheinischen Kollegen, angenommen, eine unübersehbare Reihe von Festlichkeiten, die der Jahrtausendfeier der „rheinischen Kultur" gelte, könne unmöglich vorbereitet werden, ohne daß man sich um die Mitwirkung der rheinischen Dichter bemühte. Wir haben uns getäuscht, wir rheinischen Poeten. Die Rheinlande haben ihre Jahrtausendfeier ohne uns zustande gebracht . . . Die Rheinlande haben uns die Treue nicht gehalten — — wir halten sie dem Rhein. Es war mir ein ganz unerträglicher Gedanke, daß die Jahrtausendfeier für mich überhaupt nicht vorhanden sein sollte. So habe ich mir für mich eine veranstaltet."

Diese Verschnupftheit ist begreiflich. Denn das Jahrtausendfestspiel „Heinrich aus Andernach", aufgeführt unter Hartung, war nicht von Walter Bloem, auch nicht von Herbert Eulenberg, der „über diesen Mangel an Kulturgefühl Herzhaftes gesprochen hat", sondern von Fritz von Unruh.

Beethoven und die Jahrtausendfeier.

Walter Bloem beging die Jahrtausendfeier u. a. durch den Besuch des Niederrheinischen Musikfestes in Köln. Er schreibt darüber: „Beethovens Neunte? ‚Seid umschlungen, Millionen —?' Wenn man tagsüber die englische Besatzung durch die Straßen wimmeln gesehen hatte, dann wurde man das bittere Gefühl nicht los, daß es den Millionen gar nicht einfällt, sich von uns umschlingen zu lassen. Abendroth dirigierte mit ungeheurem Schwung. Nur das Adagio hat er verschleppt."

Historische Grundlagen.

Erlebnis bei einer Führung durch die Ausstellung.

Bei einer Führung durch die Ausstellung, die wir als blinde Passagiere mitmachen, kam es zu einem interessanten Disput. Einem bescheidenen Mann mit einer Brille fiel es ein, den Führer, einen höchst würdevollen Studenten, zu fragen, wieso denn gerade das Jahr 925 für die Geschichte der Rheinlande so wichtig sei. „Weil", so erklärte der Student herablassend, „in diesem Jahre Herzog Giselbert von Lothringen die Oberherrschaft Heinrichs I. anerkannte und so zum ersten Male alle deutschen Stämme vereinigt waren." „Sonderbar," murmelte verlegen der bebrillte Herr, offenbar ein braver Volksschullehrer vom Lande, „dieser Giselbert fiel doch schon nach ein paar Jahren wieder ab. Und ich hatte immer meinen Jungen beigebracht, daß der Vertrag von Mersen 870 die deutschen Stämme zum ersten Male vereint habe. Demnach hätte doch die Jahrtausendfeier im Jahre . . ." Ein dicker Aufseher, der mit Vergnügen der Unterhaltung gefolgt war, unterbrach ihn hier und äußerte ziemlich vernehmlich: „Ija, aber da hann mer kein Zick jehatt." Der würdige Student putzte nervös an seiner Brille, entdeckte aber zu seiner Erleichterung uns beide, schoß auf uns los und erkundigte sich höflich und bestimmt nach unserer „Führungskarte", die wir doch am Mantel tragen müßten, wenn wir bezahlt hätten. Beschämt und ungeführt schlichen wir von dannen, doch nicht ohne Gewinn, denn erstens war uns vieles vom Sinn der Jahrtausendfeier klar geworden, und zweitens beschlossen wir, die Idee mit den angesteckten Karten der Straßenbahndirektion zu verkaufen.

Ausstellung.

Trotz allen Festzügen und grünen Messen blieb die Ausstellung doch der Clou der Feier. Man braucht übrigens weder patriotisch noch katholisch zu sein, um die große Fülle des hier zusammengetragenen Materials und die künstlerischen Werte zu erkennen. Von Heinrich dem Ersten bis zu Hugo Stinnes hatte jeder ein Plätzchen gefunden. Es ist als Ganzes eine Ausstellung der Sachlichkeit geworden. Selbst der stets bereite Kölner Witz stand machtlos vor dieser Sachlichkeit. Die Ausstellungsleitung soll Leute mit der Sammlung der Ausstellungswitze beauftragt haben. Sie haben nichts gefunden.

Historischer Rückblick mit den mehr oder weniger gekrönten Häuptern der Rheinlande in Öl, Stein und Gips; rheinische Gartenanlagen und rheinischer Adel; die Reichskleinodien als Bewunderungsobjekt der Durchschnittsbesucher. Aber Scherz beiseite! Die Schreine und sonstigen Goldschmiedearbeiten des Mittelalters, die Plastik und Malerei bildeten den Höhepunkt der Ausstellung. Vor allem die Reliquienschreine mit der nie wieder erreichten Schwungkraft und Farbigkeit der Schmelzornamente und den getriebenen Skulpturen sind von einer ganz einheitlichen, künstlerischen Gesamtwirkung. Eine Ausstellung von solchen Ausmaßen und dabei von solcher Qualität wird so leicht nicht wieder zusammenzubringen sein.

Ein rheinischer Dichter über Stefan Lochner.

„Im Dom da ist ein Bildnis . . ."

Jetzt hängt sie nicht mehr im Halbdunkel der Michaeliskapelle — du kannst aus Spannennähe an sie herantreten und im Geiste ihre Füße küssen — der Madonna Stefan Lochners. Hier verstummt jedes Wort, die Seele wird Anbetung.

Eine Neuerscheinung in der Abteilung „Malerei" ist ein westfälischer Meister aus der Marienkirche in Dortmund; höchst originell die auf Gold gestimmte Farbenskala. Übrigens gibt die Einbeziehung westfälischer und norddeutscher Meister in den rheinischen Kunstkreis die erwünschte Gelegenheit zu neuen Doktorarbeiten.

Im oberen Stockwerk ein erschöpfender Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Rheinlande. Ein rheinischer Poet nennt das Zivilisation im Gegensatz zu der im unteren Stockwerk vorgeführten Kultur des Mittelalters. „Unten Dome, oben Fabriken. Unten Gemälde, oben graphische Darstellungen industrieller Expansionen" (und ein seelenvolles Kinderbildnis von Hugo Stinnes). „Unten Modelle von Burgen und Pfalzen, oben von Schulen und Krankenhäusern. Imposant ist auch die obere Schau. Sie verhält sich zur unteren wie ein Elefant zu einer Gazelle."

Besucherzahl.

Der erzieherische Wert der Ausstellung steht außer Zweifel; denn fast 1½ Millionen Besucher wurden gezählt. Außerdem haben die vereinigten Museumsdirektoren Deutschlands den Wert der Ausstellung amtlich abgestempelt. Und Herbert Eulenberg setzt den Rheinländer in das richtige Licht und dokumentiert sein Stammesbewußtsein mit den Worten: „Er hat seinen Anteil an dem riesigen Teppich, den wir weben und den wir ‚Deutschland' nennen, in früherer Zeit wie in der Gegenwart erkannt."

Der millionste Besucher und die Brillantuhr.

Der Stadtanzeiger schreibt: „Heute vormittag um 11 Uhr 20 Minuten traf in der Ausstellung die millionste Besucherin ein. Es war Frau Bella Weiske aus Köln-Deutz, Konstantinstraße 88, die ahnungslos mit ihrer kleinen Nichte

die Eingangspforten durchschritt. Stadtdirektor Dr. Schwering überreichte ihr im Namen der Ausstellungsleitung eine wertvolle, mit Brillanten besetzte goldene Uhr als dauernde Erinnerung. Vor dem Haupteingang der Ausstellung wurde daraufhin eine photographische Aufnahme gemacht, die die glückliche Besucherin, umgeben von den Herren der Ausstellungsleitung und zahlreichem Publikum, zeigt. Donnerstag, 30. 7. 25." In der Tat ist auf dem Photo, das in der Ausstellung verkauft wurde, die brillantenbesetzte Uhr deutlich zu erkennen.

Das historische Museum der Rheinlande.

Die großen Werte der Jahrtausendausstellung sind nicht für immer dahin. Aus ihren Ruinen wird das große historische Museum der Rheinlande entstehen, das alles dazu tun wird, den ausgestellten Objekten den unangenehmen Kunstbeigeschmack zu nehmen und mit den Porträtbüsten von Hartung, Klemperer und vom Neandertalmenschen ein dauerndes Monument des rheinischen Frohsinns und des Deutschtums bilden wird.

Vom Heiratsmarkt.

Rentierssohn, 24, sucht vermögende Dame zwecks Heirat. Vater gelähmt — Mutter tot. „A 23". Ullsteinfiliale Grünstr. *(Berl. Morgenp.)*

Erfahrener Sportsmann, 38 Jahre, wünscht Verehelichung m. vermög. Fräulein vom Lande, zwecks Pferdezucht. Vertrauensoff. unt. „+ 23 489" a. d. Exp. *(Deutsche Tagesztg.)*

Herr wünscht, um Massenartikel auszubauen, Neigungsehe mit jung. vermög. Dame. Off. unter „Streng vertraulich" a. d. Exp. *(Ostsee-Ztg.)*

Eine Ehrenrettung.

Im Namen der Menschlichkeit bitte ich auf einen Augenblick um Geduld und Gehör für meine Schützlinge: die kleinen Mädchen aus den Revuen und Ausstattungsoperetten . . . für alle jene jungen, hübschgewachsenen, gutartigen, geduldigen Tänzerinnen, Girls, Mannequins, Nacktfigurantinnen, Chormädchen, für die Kritiker sonst keinen Blick und kein Wort, und Sie, Leser, zwar viele Blicke, aber auch kein einziges Wort übrig haben.

Diese winzigen, appetitlichen Krümchen, von allen Bezirken unserer Planetenkruste auf die paar Bretter zusammengewirbelt, die für sie wirklich eine Welt, eine Welt der Möglichkeiten bedeuten . . . jedes von ihnen, auch die Sechzehnjährigen, sind bereits durch Schicksal und Abenteuer geworfen, gedreht, geschleudert, wie durch eine rasende Turbine, bis sie hier, nackt und zu jedem Dienst bereit, landeten. Der große Balzac, lebte er noch und vernähme die Erlebnisse auch nur eines Dutzends dieser Mädchen, — er, der Mann der wildesten Erfindungskraft für phantastische Lebensläufe, der Schöpfer des mannigfaltigsten epischen Menschenmaterials, er würde verzweifelt die fleischigen Hände vor seinen gelblichen Quadratschädel schlagen ob der Dürftigkeit seiner Phantasie und der Armseligkeit seines Personals.

Man sehe einmal auf einer der unzähligen Proben, mit welcher Engelsgeduld und zärtlichen Hingabe diese Mädchen täglich viele Stunden, alle von den Fußspitzen bis dort, wo der Oberschenkel aufhört, nackt, nur mit Übungshose, Schwimmanzug, Jumper, flatternder Bluse, verschlissenem Ballettröckchen bekleidet, im fahlen Bogenlampen - Arbeitslicht herumexerzieren. Man denke

daran, daß sie dann, zu Dutzenden in enge Garderoben gepfercht, sich jeden Abend blitzschnell mehr als ein dutzendmal umziehen müssen. Und daß sie nach vielen privaten und beruflichen Qualen jeden Abend, der Verwirrung der Kulissen und der Unordnung der Garderoben enthüpft, vier Stunden gepudert und übermalt, in kompliziertesten Kostümen, halbnackt, mit entblößten Brüsten, strahlend lächelnd in den schwierigsten Posen und exaktesten Tanzschritten draußen im grellsten Licht vor der launischsten und gierigsten Menge sich bewegen müssen. Und alles für hundert Mark im Monat. Und bleiben anonym ihre ganze kurze Jugend lang. Während der Star, der ein paar Lieder singt, und die Sentimentale, die eingelernte klassische Verse deklamiert, „ernst genommen", „genannt" und „mit Bild gebracht" werden.

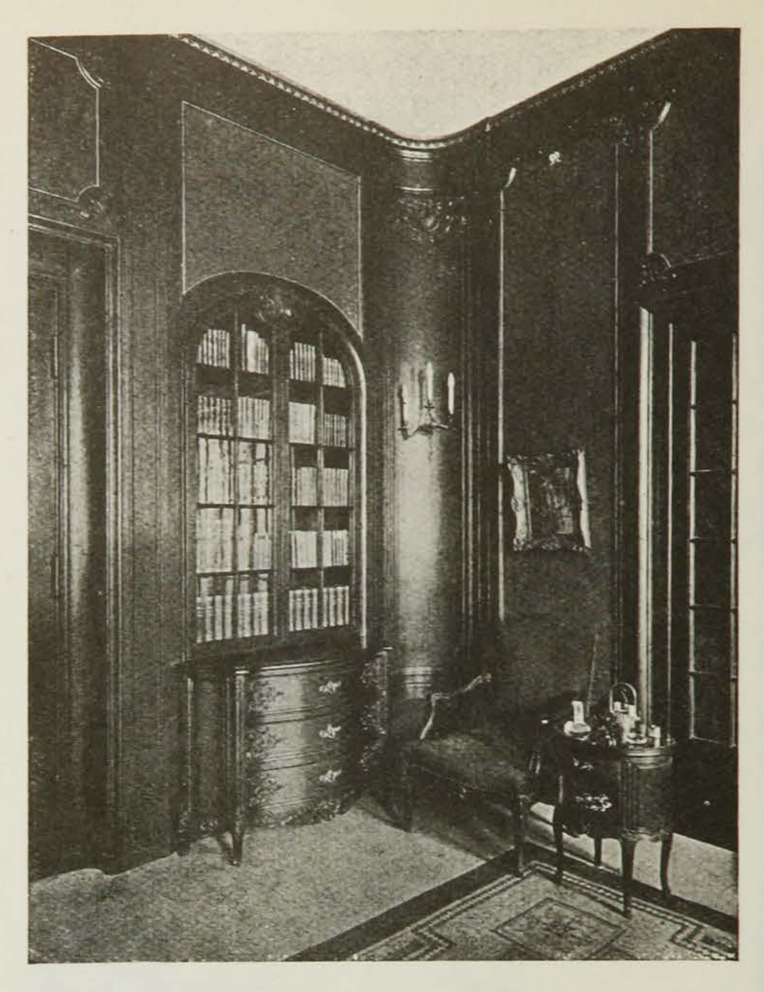

Rudolf Großmann

Aber es ist, wird eingewendet, doch ein edler, menschenfreundlicher Beruf, das Gnadengeschenk eines schönen Körpers jeden Abend der staunenden Menge in prächtigen und entblößenden Kleidern darzubieten. — Gerade das jedoch ist das Schlimmste für diese Mädchen: daß sie, mit schönem Körper begnadet, nachdem sie vor den in wirklichen Glanz gekleideten Häßlichkeitstypen der Logen und Parketts im Scheinglanz brilliert haben, sofort wieder in ihre erbärmliche Armut herabsinken, in den heruntergekommenen Haushalt einst wohlhabender Eltern, in die nördlichen Reviere des Elends, zu der besitzrohen, kärglichen Lust ausnutzerischer Liebhaber.

Aber, bitte, keine falschen, mitleidkitzelnden Töne! Es soll nicht propagiert werden, diese Mädels zum Tragen von selbstgestrickten Wollstrümpfen zu verlocken. Es soll keine Almosensammlung veranstaltet werden. Und beileibe nicht soll man sie zu einer Sittlichkeit erziehen, von der noch keineswegs ausgemacht ist, daß sie besser sei als ihre Unsittlichkeit. Sondern es soll hier, um der Menschlichkeit willen, die Aufforderung ergehen, daß wir alle, die diese augenfreudespendenden Mädchen auf der Bühne schauen und ihnen im Privatleben begegnen, daß wir allesamt freundlich sie anblicken, freundlich mit ihnen


MAUXION
Schokolade





Bücherecke.
Entwurf und Ausführung Flatow & Priemer, Berlin

Margold-Darmstadt

Modesalon in Mannheim. Entworfen von Emanuel Josef



Photos Graudenz

Von der neuen Charell-Revue „Für Dich“

Photo Bonney

Die amerikanische Tänzerin Helen Jane Marr in einem javanischen Tanz

Photo Mirjiam, Los Angeles

Indianer-Häuptling als Varieté-Stern in Los Angeles

sprechen, freundlich an sie denken. Ihre empfindliche, gepflegte, allabendlich nackt dargebotene Haut, ihre unverwöhnten, mißhandelten Herzen werden diese Massenfreundlichkeit wohlig empfinden. Und jeglicher von uns kann so das Quantum von Freude in der Welt vermehren, wenn er denen, die da sind, Freude zu geben, ein wenig Freundlichkeit zurückgibt. *Kurt Pinthus.*

Um Abdruck in den Tageszeitungen wird gebeten!

AUFRUF!

Da ich die Herausgabe eines vollständigen Verzeichnisses der Werke von

LOVIS CORINTH

beabsichtige, bitte ich alle Besitzer Corinthscher Bilder

Museen — Behörden — Sammler — Kunsthandlungen

Angaben über Gegenstand und Art (Ölgemälde oder Aquarell), Maße, Bezeichnung und Entstehungsjahr, sowie über bereits geschehene Veröffentlichungen, womöglich auch eine Photographie an mich senden zu wollen. Wer als Besitzer nicht genannt werden will, möge dies angeben. Sollte bis zum Erscheinen des Verzeichnisses der Besitz wechseln, bitte ich ebenfalls um Nachricht.

Frau Professor *Charlotte Corinth,*
Klopstockstr. 48, Berlin NW 23.

Die Umbau-Komiker.

Eine Rechtfertigung von Paul Morgan und Wilhelm Bendow.

Wenn du nämlich glaubst, daß das so einfach ist, was wir beide da machen, irrst du dich, lieber Zuschauerraum! Zunächst laß dir mal erzählen, wie so eine Revue entsteht:

Die Sache beginnt damit, daß eine Reihe von Konferenzen abgehalten wird, denen Maler, Elektriker, Bühnentechniker, Musikalienverleger, Modefirmen, Ballettmeister, Textdichter und hie und da auch ein oder der andere Schauspieler zugezogen werden. Diese Konferenzen beginnen friedlich und mit allen Anzeichen künstlerischen Ehrgeizes, werden allmählich feindseliger und enden mit einer mörderischen Schreierei. Dieser Vorgang wiederholt sich so lange, bis eines Tages ein fertiger Entwurf vorliegt, der mit Zwei-Drittel-Majorität angenommen wird. Von da ab lenken die Unterredungen in die Details ein, und die Mitglieder des Regiekollegiums beginnen sich täglich gegenseitig alles zu verweigern. Das heißt: der Direktor verweigert dem Regisseur das Engagement Schaljapins, der Karsavina und Benjamino Giglis; der Regisseur verweigert dem Elektriker die Anlage einer Dynamomaschine zur Darstellung eines Schirokkos; der Musikalienverleger verweigert die Erlaubnis, daß einige Takte aus Beethovens Neunter gespielt werden; die Modefirma weigert sich, stilgerechte Feigenblätter zu liefern, da dies zu viel Stoff verschlänge, und will sich nur zur Herstellung einiger Abendkleider verstehen; schließlich verweigert der Generaldirektor dem Ballettmeister die Neueinstellung weiterer 200 Tänzerinnen.

Zwischendurch horcht man herum, was die Konkurrenzbühnen alles vorbereiten, und man leistet im Bureau gegenseitige Schwüre, ja nichts zu verraten. Das ist in jedem Revuetheater

so, und jedes weiß trotzdem genau, was das andere macht.

Nun zum Spezialfall „Für dich" im Großen Schauspielhaus. Wir zwei beide — Bendow und Morgan — wurden engagiert, weil die Direktion Charell und Konsorten sagte, ohne uns nicht leben zu können. Bei den Verhandlungen hatten wir den Eindruck, daß wir ganz allein sämtliche Tricks, Couplets, Tänze und Sehenswürdigkeiten in Kommission kriegten und überhaupt nichts anderes daneben geduldet würde. Dann bekamen wir unsere Rollen. Da standen die herrlichsten Beschreibungen von Ausstattungswundern, szenischen Effekten und Ballettvorführungen. Und nach jedem Wort: „Verwandlung" oder „der Vorhang fällt" war ein weißes Blatt eingeklebt und darauf stand bloß immer: „Dialog Morgan - Bendow . . ." Sonst nichts. „Wo sind denn diese Dialoge" fragten wir ängstlich und erstaunt. „Na — die müßt ihr natürlich selbst machen! Ihr seid doch Komiker und verdient hochanständige Gagen! Für vorgeschriebene Texte können wir ja 5-Mark-Leute kriegen, die alles mechanisch nachreden. Dann hätten wir euch nicht holen müssen . . ."

Das sahen wir ein und machten uns an die Arbeit. Wir sprühten vor Witz, wobei allerdings manche Meinungsverschiedenheit auszugleichen war. Ich (Bendow) war gegen das Risiko, neue Witze loszulassen, und predigte immer, sichere, ausprobierte Scherze zu verzapfen. Ich (Morgan) wünschte Geist, kam aber mit dieser merkwürdigen Ambition nicht sehr weit, denn wenn mir (Morgan) schon ein Aperçu à la Oskar Wilde einfiel, winkte ich (Bendow) ab und meinte, daß ein Geistesblitz in dem Riesenraum von der vierten Parkettreihe an seine Zündkraft verliert und im ersten Rang schon kaum mehr als schwacher Hauch empfunden wird. Schließlich aber war das Manuskript fertig, und wir eilten

nach der Bühne, um unsere Humore loszuwerden. Leider gerieten wir in ein Rudel Girls, die gerade Tanzprobe hatten, verwickelten uns in lauter Beine, stolperten und fielen lang hin. Wir schwangen unsere Dichtung gegen den Regisseur, der uns unwillig abwinkte. Tagelang versuchten wir, zum Vorlesen zu kommen, aber es gelang uns nicht. Endlich erbarmte sich Professor Ernst Stern unser und ließ sich unsere Pläne vortragen. „Schön," sagte er schließlich, „aber jetzt nehmt mal einen Rotstift und streicht alles um drei Viertel zusammen. Ihr seid nur da, um den Umbau hinter dem Vorhang zu überbrücken. Also: nach dem ersten Bild redet ihr $2\frac{1}{2}$ Minuten, nach dem zweiten 1 Minute, nach dem dritten habe ich eine große Verwandlung, da könnt ihr 5 Minuten Quatsch machen, nach dem vierten . . ."

Wir sahen uns lange an. „Lassen wir unseren ausprobierten Geist weg," seufzten wir, „mit einer Stoppuhr ist uns mehr gedient."

Und dies ist die Erklärung, weshalb wir beide zwischen den verwirrend schönen Bildern, inmitten der wahrhaft künstlerischen Aufmachung vor und nach den zauberhaften Tanzgruppen — immer wie zwei Flöhe dahergesprungen kommen . . .

Allen denjenigen, die es wissen wollen, und allen denjenigen, die es nicht wissen wollen, zur gefl. Kenntnisnahme, daß ich in dieser Woche auf die Hühnerjagd gehe, aber ab Montag, 7. September, wieder von 2—6 Uhr Sprechstunde halte. *Dr. v. Schertel.*

Neckar-Ztg., Heilbronn.

Ein Telephongespräch.

Ich werde angerufen:

Hier N. N. aus München. Fräulein, kann ich Herrn Doktor sprechen?

Nein, der ist nicht mehr im Hause.

Wer sind Sie, Fräulein?

Ich bin die Sekretärin!

Ach Gott, Fräuleinchen, helfen Sie mir doch nur, ich muß ihn unbedingt heut noch sprechen!

Um was handelt es sich denn?

Na, Ihnen kann ich es ja sagen. Ich hab' einen großen Posten Ware gekauft und sitze nun hier damit fest, kann nicht aus dem Hotel und weiß mir nicht zu helfen. Ich hörte nun, daß sich Herr Doktor eben frisch eingerichtet hat.

Um was für Sachen handelt es sich?

Schöne, gute, echte Perser Teppiche!

Nein, das ist ausgeschlossen, die kauft Herr Doktor nicht!

Ach Gott, hat er schon alles belegt? Na, Fräulein, ich weiß doch, was Sekretärinnen für einen Einfluß haben, könnten Sie ihn nicht doch überreden? Es soll Ihr Schade nicht sein!

Nein, ausgeschlossen!

Na, Fräuleinchen, vielleicht kauft er für Sie ein paar Teppiche?

Für mich, wieso?

Na, warum nicht, ich hab' 'ne ganze Menge Chefs, die für ihre Sekretärinnen Teppiche gekauft haben. Oder sind Sie noch nicht so weit? . . .

A. R.

Der Poseidon des Gardasees.

Frau Ellen Birr-Hartleben schreibt:

Lieber Doktor!

Also Sie wollen von mir Näheres über Otto Erichs „Denkmal" erfahren? Nun, Sie kannten ihn ja. Lapidar — das ist wohl die treffendste Kennzeichnung seines Wesens. Und so war auch die Tafel aus schwarzem Marmor, die in eine der Außenwände der Villa Halkyone in Salo, über dem schweren, schmiedeeisernen Tor, eingelassen war. Aus dem XIII. Jahrhundert stammte das kostbare Material, in das die alten Römer den wohlgemeinten Rat: Viva ut vivas! eingemeißelt hatten.



Arthur Grunenberg

So hatte denn Otto Erich sein „Denkmal" eigentlich schon zu Lebzeiten, und zwar durchaus in seinem Sinne. Was jedoch nicht hinderte, daß nach seinem Tode irgend jemand auf die Idee verfiel, es müsse doch eigentlich sehr nett und pietätvoll sein, an der Villa Halkyone eine Gedenktafel oder sonst etwas Ähnliches anzubringen, worauf er spornstreichs hinlief und eine Sammlung unter den jeweiligen Hotelgästen des Gardasees veranstaltete, die Otto Erich, wie Ihnen erinnerlich sein wird, so leidenschaftlich liebte ...

Natürlich erfuhr ich im Handumdrehen von dem Attentatsplan und sträubte mich mit Händen und Füßen, aber es half alles nichts: es wurde lustig weitergesammelt. Bis eines Tages ein Abgesandter des Komitees bei mir erschien, um mir mitzuteilen, daß die erforderliche Summe nun „gottlob endlich beisammen sei". Worauf ich grob wurde und ihm erklärte, daß ich „gottlob" im Sinne Otto Erichs handele, wenn ich jede Veränderung an seinem Hause verhinderte. Das „Denkmal" möge also entstehen, wo immer es wolle, beileibe aber nicht in oder an der Villa Halkyone.

Als ich dann vom Gardasee fort war und die Sache längst vergessen hatte, erfuhr ich eines Tages durch einen Zufall, daß Otto Erich schließlich doch noch sein „Denkmal" erhalten hatte.

In den Golf von Salo laufen die Dampfer nämlich ein, wenden um und fahren dann wieder aus, wodurch, selbst bei sonst ruhigem Wetter, ein lebhafter Wellengang entsteht. — In der Mitte des Golfes wurde nun eine Tonne verankert. Auf dieser Tonne stand, aus Ebenholz geschnitzt, Otto Erich, das Gesicht aus irgendeiner weißen Masse, in Pelerine und Schlapphut, auf der Nase einen naturalistischen schwarzen Kneifer. Da das Wasser des Golfs gerade an dieser Stelle, wie gesagt, recht belebt ist, so versinkt Otto Erich von Zeit zu Zeit in die Tiefe, um nach einer Weile seehundsgleich wieder aufzutauchen, während das Wasser von seinen Huträndern herniedertrieft. Der Poseidon des Gardasees! ...

Als ich diese Schilderung soweit vernommen hatte und meiner Sinne wieder mächtig war, wurde ich von einem wahren Lachkrampf befallen. Ich sah nämlich ganz deutlich das Gesicht vor mir, das Otto Erich gemacht hätte, hätte er sich selbst so inmitten des Gardasees auf seiner Tonne stehen sehen. Sie wissen ja: er liebte Witze und konnte selbst so herzhaft lachen.

Na, aber was sagen Sie nun zu Otto Erichs Denkmal?

Heil und Sieg!

Ihre

Ellen Birr-Hartleben.

Ich sage gar nichts. Oder allenfalls: es geht doch nichts über einen guten Geschmack! Aber das schmunzelnde Gesicht Otto Erichs hätte ich selbst für mein Leben gern sehen mögen . . .

Werner Peter Larsen.



A. v. Zitzewitz

An . . . . Verlag.

Frage ergebenst an, ob der im Börsenblatt angezeigte Roman

Duhamel, „Zwei Freunde"

homosexueller Tendenz ist, in welchem Falle ich mich dafür lebhaft verwenden könnte, da ich diese Richtung verlege. Bitte Antwort.

Leipzig, den 26. 8. 1925. Hochachtungsvoll

Verlag F. S. Leipzig.

Victor Hahn, der Grillparzer von 1925, der Besitzer des 8-Uhr-Abendblattes, feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Schäle Dein Gesicht

mit Schröder-Schenke's biologischer Schälkur!

Eine neue Gesichtshaut erhältst Du, beseitigst all' die Hautunreinheiten in und unter der Epidermis (Oberhaut), Pickel, Finnen, Blüten, Wimmerln, Mitesser, eitrigen Ausschlag, fettglänzende oder fahle, graue Haut, großporige Haut usw., und **in 10—14 Tagen** zeigt sich die Haut in blendender Schönheit, jugendfrisch und rein wie bei einem Kinde. Die neue Haut ist viel straffer und elastischer als die frühere und verleiht dem Gesicht ein um Jahre jüngeres Aussehen. Biologische „Schälkur" Preis Mark 9.30 franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Man verlange Gratisdruckschriften über die biologische Schönheitskultur!

Schröder-Schenke / Berlin W 72, Potsdamer Straße 26b

KAFFEE SPÄT ABENDS?
WARUM NICHT, ABER-
NUR KAFFEE HAG

DER ANZUGSTOFF DES
ANSPRUCHSVOLLEN
für HERBST und WINTER
Straße, Reise, Sport & Gesellschaft

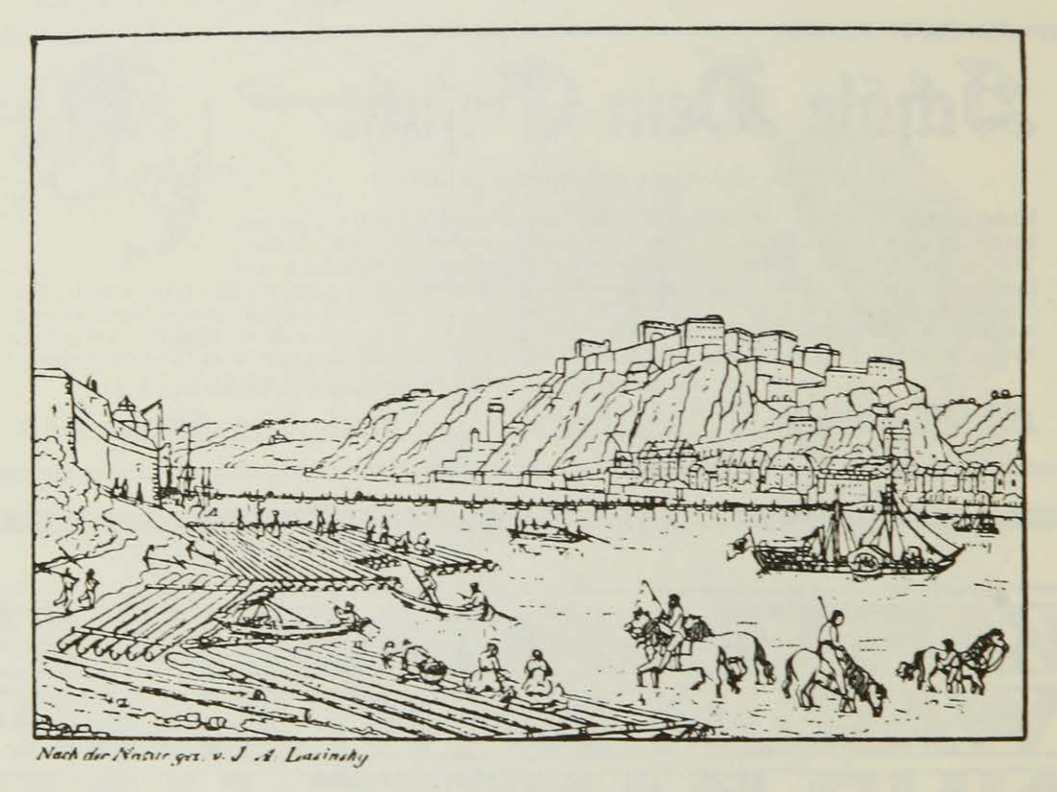
Man verlange KOSTENLOSE Mustersendung

EDUARD SAUER



Aus einem Verlagsangebot.

Hiermit erlaube ich mir die ergebene Anfrage, ob Sie vielleicht Interesse haben für die Mitwirkung an der Herausgabe eines Buches, das den Gedanken eines außerordentlichen *Tiefgreifens* in die bisher unerforschten Gebiete der unter keinen Umständen an der Oberfläche des Lebens sich befindenden, sondern in ihm tief verborgen liegenden Schatzkammern des Geheimnisses des Menschenlebens, in denen ihren Mutterschoß haben die herrschenden Gewalten über Frieden und Unfrieden, Glück und Unglück, Reichtum und Armut und die vielen ungerufen und unerwünscht in der menschlichen Gesellschaft auftretenden und in deren täglicher Lebensabwicklung eine so frechdreiste Rolle spielenden absurden Erscheinungen verfolgt . . .



Veste Ehrenbreitstein.

Aus dem „Rheinbuch" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart)

Bernhard Diebold, der Theaterkritiker der Frankfurter Zeitung, sollte, einer Meldung nach, ein Drama geschrieben haben; der also als Dramatiker verdächtige Kritiker sendet folgende launige Berichtigung:

Liebe B. Z. am Mittag.

Aus verschiedenen Zuschriften, die sich auf eine Notiz Ihres sehr geschätzten Organs berufen, erfahre ich soeben: daß ich ein Drama geschrieben habe. Da ich mir einer diesbezgl. schwachen Stunde poetischen Schaffens nicht bewußt bin, und offenbar im Trance gedichtet haben muß, bitte ich Sie höflich, mir Titel, Art, Akt- und Personenzahl meines Dramas mitzuteilen, da der mir nahestehende Autor mein lebhaftes Interesse erregt.

Sie können sich von meiner entsetzlichen Ungewißheit gar keine Vorstellung machen: ob ich ein Trauerspiel oder eine Komödie geschrieben habe.

Als Kritiker brennt es mich, dem Kerl eins draufzugeben. Ich versuche aber dennoch mit strengster Objektivität, die Klaue des Löwen zu spüren. Vielleicht entdecke ich einen neuen Shakespeare — und gratuliere mir herzlich. Vorläufig aber glaube ich nicht an die Existenz meines Dramas, welches ich aber auf jeden Fall mit meinem Herzblut geschrieben habe.

Immerhin freut und ehrt es mich, daß man mein Stück bereits vor der sonst üblichen Inspiration und Niederschrift in Kassel zur Uraufführung angenommen hat. Das nennt man literarischen Kredit. Da aber der Kasseler Indendant Paul Bekker vor nicht allzulanger Frist noch mein Kollege an der Frankfurter Zeitung war, so könnte von Übelwollenden eine Schiebung auf Grund alter Herzensbeziehungen vermutet werden — was ich eigensinnig bestreite. Im Gegenteil: ich werde in Kassel Vorschuß erheben. Ich dichte nicht umsonst.

Mit dem Stolz eines angenommen Dramatikers begrüße ich Sie dennoch in kollegialer Wertschätzung und bitte Sie, Ihre Leser meiner poetischen Unschuld zu versichern.

Ihr

Bernhard Diebold.

E. R. Weiß feiert am 12. Oktober seinen 50. Geburtstag. Die Galerie Flechtheim ehrt den Maler zu dieser Gelegenheit durch eine Ausstellung seiner Bilder, der Kreis seiner verlegerischen Brotherren den Buchgewerbler durch die Stiftung der Herausgabe eines Werkes, das eine Auswahl seiner besten Arbeiten aus fast dreißig Jahren bringt und im Inselverlag von Herbert Reichner, Wien, herausgegeben wird.

Weiß hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Frau Frieda Riess, Atelier Kurfürstendamm, von deren Photographien der Querschnitt regelmäßig Proben bringt, wird im Oktober d. J. in der Galerie Flechtheim eine Ausstellung zeigen, die ein Querschnitt durch die europäische Gesellschaft sein wird: Hautebanque und Hochadel, Politiker und Maler, Dichter und Großindustrielle, Schauspieler, Musiker und Boxer und sehr viele sehr schöne Frauen aus Madrid, Paris, New York und Berlin.

Der schwere Arbeitstag ist zu Ende . . . Auch Mutter Sonne hat fast ihren Weg gemacht. Kraftlos, schmeichlerisch läßt sie sich von der Nacht in die Arme nehmen. Himmel, Wolken, See und Wald taucht sie in kupferdunkles Gold. Grillen zirpen — Altweibersommerfäden ziehen durch den Abend — die gelbe Mondscheibe steigt auf — das Menschenherz sehnt sich irgendwo hin. — Zur Musik . . .

Fußend auf meinen letzten Erfolg, habe ich diesmal auch für mein

2. KUR-KONZERT

ein auserlesenes Programm aufgestellt. Die *Küstenwehrkapelle* Abt. III, Kiel, unter Leitung des Obermusikmeisters Herrn G. Richter wird mit ihrem 20 Mann starken Korps, darunter

5 Fanfaren, in der Seebadeanstalt
am Mittwoch, den 12. August

abends 7½ Uhr, ein Konzert bieten. Das wundervolle Programm, verbunden mit märchenhafter Seebeleuchtung, soll wieder einmal ein wirklicher Lichtpunkt in der *sonst so monotonen* Arbeit sein.

Da die *Unkosten diesmal* noch enorm viel höher sind, so habe ich den Eintrittspreis auf 85 Pfg. festgesetzt. *Diesmal hoffe ich auch, daß sich die vielen Genießer* auf dem See und im Wald eine Eintrittskarte beschaffen!

Vorverkauf in der Ulmen-Drogerie. (Siehe Plakate.)

Mit Hochachtung

F. ULLMANN.

(Aus einem Kurprospekt.)

In dem Verlag von **Dr. J. Schröder,** Tegernsee, erscheint jetzt eine Bücherreihe: „Autobummel durch die Welt.“ Dieses Werk, ein „Baedeker“ für Motorfahrer, soll dem Fahrer alle landschaftlichen und kulturellen Sehenswürdigkeiten erschließen und auch seinen praktischen Bedürfnissen durch geschickte Auswahl von Hotels, Wein- und Bierstuben und Vergnügungsstätten in weitestgehendem Maße Rechnung tragen. Ein Prospekt liegt diesem Heft bei.

Der **Erich-Reiß-Verlag,** Berlin, legt diesem Heft einen Prospekt über das bei ihm erschienene Memoirenwerk des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik: T. G. Masaryk, „Die Weltrevolution“, mit dem Porträt des Autors bei.

Vom Heiratsmarkt.

Privatsekretärin, feingebildete Dame für nachmittags zwei- bis dreimal i. d. Woche als Nebenbeschäftigung gesucht v. besserem Herrn. Nur ernstgemeinte Off. mit Bild werden berücksichtigt. Bild zurück.

(Berl. Tagebl.)

Heirat!! Witwe, Ende 40, mit Benzindroschke, sucht intelligenten Herrn v. Fach. Angeb. m. Bild u. „W. S." Fil. Kochstr. *(Berl. Lokal-Anz.)*



Rolf v. Hoerschelmann

Reinigende Gewitter im Osten.

Die jüdische Geistlichkeit in Österreich scheint entschlossen, dem katholischen Klerus in seinem Kampf um die Frauenmode zu folgen. In einigen Synagogen wurde eine Verfügung angebracht, wonach den Frauen der Eintritt nur in bis zum Hals geschlossenen Kleidern gestattet ist. *(Voss. Ztg.)*

Der Oberrabbiner in Polen hat an alle Rabbiner Anweisungen erlassen, Frauen mit zu tiefem Ausschnitt und zu kurzen Röcken nicht in die Synagogen eintreten zu lassen. *(Berl. Morgenpost.)*

Der Prinz am Vortragspult.

Louis Ferdinand über seine Spanienreise.

Im Gemeindesaal der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gedächtniskirche zu Potsdam sprach am Dienstag in einer Abendveranstaltung des Männervereins Prinz Louis Ferdinand, der zweite Sohn des Kronprinzen, über seine Spanienreise, die er in Gesellschaft seiner Mutter, der Kronprinzessin, und seines älteren Bruders Wilhelm im Frühjahr dieses Jahres unternahm.

Schon eine Stunde vor Beginn des Vortrages ist der Saal überfüllt. Jungmannen und Mädchen zwischen Erwachsenen beiderlei Geschlechts, Arbeiter, Soldaten und Angehörige vaterländischer Verbände sieht man in der vielhundertköpfigen Zuschauerschar. Darunter auch Mitglieder des Hofes. U. a. ist die Prinzessin Oskar anwesend. Noch ehe der Vortrag beginnt, wird die Tür zum Saale verschlossen. Hunderte Ausgeschlossene stehen im Dunkel des Gärtchens, das die Kapelle umgibt, und müssen sich damit trösten, daß der Vortrag im November wiederholt werden soll.

Der Prinz erscheint. Er wird stürmisch begrüßt. Er spricht im Angesicht der Bilder seiner kaiserlichen Vorfahren. Ein Gemälde des alten Kaisers hat seinen Platz ihm gerade gegenüber an der Wand. Mit jugendlicher Begeisterung, schlicht und voller Wärme, spricht er über Spanien, das er, gleich Schweden und Finnland, als einen wahrhaften Freund Deutschlands überzeugend zu schildern weiß. Das Erlebnis der spanischen Landschaft, das Sonnenland Andalusien und die herbe Schönheit der Nordküste Spaniens schildert er mit beredten Worten. Von Granada und der Alhambra, von Sevilla mit seinen Osterfesten in den Cassetas, den von fröhlichem Volk besuchten Tanzzelten, gibt er lebhafte Schilderungen. In knappen Umrissen werden Sitten und Gebräuche in Stadt

und Land beschrieben. In Sevilla sieht der Prinz den König. „Der spanischste aller Spanier ist der König!“ Vom Leben am spanischen Hofe, wie wohl viele erwarteten, berichtet der junge Prinz nichts. Über Granada, dessen Stierkämpfe kurz gestreift werden, geht es weiter nach Cordova, an alten spanischen Kathedralen (deutsche Künstler und Meister des Mittelalters arbeiteten oft an ihnen!) vorbei nach Bilbao. Hier mit dem Dampfer der Hamburg—Süd „Cap Polonio“ dann die Heimfahrt. Noch einmal widmet der Prinz Spaniens inniger Anteilnahme an den Geschicken Deutschlands, das man dortzulande als „ein mutiges und kulturelles Volk“ achtet, herzliche Worte. Brausender Beifall beendet den Vortrag.

Nach dem Schluß der Ausführungen dankte Pfarrer Krummacher dem Prinzen Louis Ferdinand für seinen Vortrag. Die Zuhörer sangen sodann „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht“. Ein Gebet und der Choral „Ein’ feste Burg ist unser Gott“ beschlossen den Abend.

Tägl. Rundschau.

Gleich und gleich . . . Der Maler Max Beckmann wird sich dieser Tage mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Münchener Porträtisten Friedrich August von Kaulbach verheiraten. *Voss. Ztg.*

Der größte Ochs von Österreich. Der größte Ochs von Österreich lebt in der Stieglbrauerei bei Salzburg und wurde soeben bei der Eferdinger Ausstellung mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Dieser rasch berühmt gewordene Mastochs hat die respektable Höhe von einem Meter achtzig Zentimeter und wiegt bloß 1150 Kilogramm, also soviel wie siebzehn erwachsene Männer. Die Brauerei besitzt aber auch den größten Stier von Österreich, einen Pinzgauer Riesenstier, mit dem niedlichen Gewicht von 1325 Kilogramm. *Neues Wien. Journ.*

Ich bringe mehrere neue Texte zu alten, lieben Volksweisen und beginne mit:

Jugendlied.

Melodie: „Ich weiß ein Herz, für das ich bete“

I. Wirst du die rechten Worte finden,
Mein traumverwehtes Jugendlied?
Gar lang ist's her, die alten Linden
Haben schon manches Mal geblüht.
Und doch wogt noch das alte Sehnen
Wie damals durch die Sängerbrust:
Ach, unter Freuden blitzen Tränen
Und unter Leiden lacht die Lust.

II. Du Mädchen mit den blauen Sonnen,
Mit deinem goldnen Seidenhaar,
Gedenkst du noch der Liebeswonnen,
Der Nächte, mild und sternenklar?
An meiner Brust hast du gelegen,
Bei süßem Nachtigallensang,
Der Blütenschnee lag auf den Wegen
Zur stillen Bank am Uferhang.

III. Noch blühten zaubersüß die Rosen,
Da war dein Herz schon kalt und leer,
Nur Mitleid duldete mein Kosen,
Und bald, ach, kamst du gar nicht mehr.

Doch, wilde Lenzesschauer rinnen,
Denk' ich an dich, durchs heiße Blut:
War flüchtig auch dein süßes Minnen,
Mein Herz ist dir noch heute gut.*)

Es muß was Wunderbares sein ums Lieben zweier Seelen ...

Auch über Sie wird der Zauber glückseliger, heißer Liebe kommen, wenn Sie eine ideale Neigungsehe anstreben. Ideal ist eine Neigungsehe dann zu nennen, wenn neben Liebe auch Besitz und Geld vorhanden ist. Vornehmste, reichste, edelste Persönlichkeiten des In- und Auslandes zähle ich zu meiner Kundschaft. Die Riesenfrequenz meines Institutes schafft eine unerreicht günstige Auswahlgelegenheit für jede heiratsgeneigte Persönlichkeit. Es sind also alle Garantien gegeben, daß Sie rasch zum Ziele kommen. Heute noch wollen Sie meinen ausführlichen Prospekt verlangen. Legen Sie frank. Rückkuvert bei. Reichen Sie dem Glücke die Hand!

FRAU TOBIENE BORISS

— Heiratsvermittlung Elite-International —
Maximilianstr. 24 München Telefon 20010
Sprechzeit 8—12 und 2—6 Uhr
Riesenauswahl! — Über 8000 Klienten!
Sie finden reiches Herzensglück! Größte Diskretion garantiert.

*) Voranzeige: In einigen Tagen bringe ich ein neues, von mir vertontes Weihnachtslied: „Wunderholder Weihnachtstraum", das eben im Drucke erscheint.

Miesbacher Bote.

Zur **Charell-Rosen-Revue „Für dich"** besorgte die gesamte Ausstattung die Firma Baruch & Co.

Der Verlag **F. Bruckmann A.-G.,** München, legt diesem Heft einen reich illustrierten Prospekt über seine Monatshefte „Die Kunst" bei.



Über die Wichtigkeit des Parfüms.

Wichtig ist Parfüm!

Pflicht einer jeden anständigen Frau ist es, einer Blume zu ähneln, und der Geruch trägt dazu bei.

Parfüm muß mit Verstand und Sorgfalt gebraucht werden.

Die wahre Kunst ist, sich so zu parfümieren, daß der Duft nur bei Bewegungen zu merken ist.

In statischen Momenten ist die Dame einfach eine wohlriechende Blume, aber bei der kleinsten Bewegung ist sie verpflichtet, die feinsten Wellen von Aroma auszuströmen. Für viele Herren ist es gleichbedeutend mit Tod, von einer solchen Welle getroffen zu werden, was doch die eigentliche Ambition der wahren Frau ist.

Sehr vornehm ist es, eine Mischung zu benutzen. Man kann große Wirkungen erzielen durch individuell passend zusammengestellte Gerüche.

Es ist zu empfehlen, bei der Mischung unter anderen eine ganz unbekannte Marke zu benutzen, um sich vor Nachahmung zu schützen. In meiner Jugend kannte ich eine Dame, die ihre Küchenmädchen und Kutscher mit dem Parfüm ihrer Rivalin versah. Der Fall wurde in der ganzen Stadt bekannt, und als er zu Ohren der verspotteten Rivalin drang, war sie bestürzt.

Wichtig ist Parfüm!

Schauen wir das französische Parfüm an (das englische schalten wir aus — es ist köstlich, aber nur für Liebhaber).

Guerlain kann man nicht für Mischungen gebrauchen — es betäubt alle anderen Gerüche.

Houbigant ist gut nur in geschlossenem Kreise, in großer Gesellschaft wird es sofort von anderen Parfümen unterdrückt.

Coty paßt sehr gut für die Haut und verliert kolossal auf schweren Stoffen und Pelzen. Speziell für Pelze

hat Guerlain „Mitsouko" herausgegeben, ebenso wie „Fol arôme" für Tuch. Die beiden Gerüche aber sind für junge Mädchen wegen ihrer berauschenden Kraft unzulässig.

Gestaltend für ein heiratsfähiges Mädchen ist „L'or".

Gestaltend für ein heiratsreifes Mädchen (Abstand von erstem Stadium — vier Jahre) ist „Idéal" von Houbigant, und Cotys „L'origan", letzteres aber durch seine enorme Verbreitung höchst unangenehm geworden.

Später kann man zu „Quelques fleurs" (Houbigant) übergehen, was hier auch jungen Frauen zu empfehlen ist.

Noch später — nun, dann kann man Guerlains „L'heure bleue" benutzen, aber niemals, niemals „Ambre antique" (Coty), welches, obschon von fabelhaftem Duft, wegen seines peinlich andeutungsvollen Namens auch von den ältesten Damen verschmäht wird.

Für gefährliche Frauen ist von Coty speziell „Styx" geschaffen worden. Es gibt sogar eine Sage, daß ein Mann, der einer Frau einmal „Styx" geschenkt hat, sich nicht mehr von ihr losreißen kann. Für den Autor ist es schwer, darüber zu urteilen, und zwar aus rein persönlichen Gründen: als dreizehnjähriges Mädchen bekam er (der Autor) dieses Parfüm von dem Juriskonsult des Vaters, der im selben Winter seine eigene Cousine heiratete. Aus Liebe!

Aber es kann sein, daß die Sage nur für Mündige gültig ist.

Was jetzt am populärsten geworden ist, ist „Paris", das zusammen mit „Emeraude" von Coty erfunden worden ist.

„Paris" ist lustig, laut und riecht nach Frühling.

„Emeraude" riecht nicht nach Frühling, ist fad, enthält zuviel Alkohol und hat einen unangenehmen Nebengeruch. Als Entschuldigung hat es die

kostbarste Packung, und das Gleichgewicht ist dadurch hergestellt.

Die „Maison Chanel“ — neuerdings sehr à la mode — hat ihre eigenen Parfüme fabriziert. Niemand kann sich des Duftes entsinnen, er verschwindet sofort und für immer in dem Augenblick, wo der Flakon geöffnet wird. Die Hersteller behaupten aber, daß er zart und mystisch sei. Auf jeden Fall erinnern sie sich mit großer Dankbarkeit daran, denn man erzählt direkt Märchen darüber, wieviel sie daran verdient haben.

Aber der wahre Schlager — ein Schlager, der es verdient, es zu sein — ist die schon alte Firma Caron, die jetzt mit verschiedenen ihrer Parfüme ihre zweite Blüte feiert.

Ihre Wohlgerüche sind unübertrefflich (auch im Preise), sie sind absolut!

Und sie heißen: „La nuit de Noël“, „N'aimez que moi“, „Narcisse noir“, „Tabac blanc“.

Alexandra Raigorodsky.

Der Verlag **Ernst Wasmuth A.-G.**, Berlin, legt diesem Heft einen zwölfseitigen, reich illustrierten Prospekt bei über seine Bücherreihe „Orbis Terrarum“, die Länder der Erde im Bild. In einer äußerst glücklichen Form wird hier der Versuch unternommen, den Erdkreis zu umspannen.

Victor Barnowsky feierte seinen 50. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Das Antiquariat **F. Dörling** in Hamburg versteigert Anfang November eine umfangreiche Sammlung Autographen und Musikmanuskripte. Der Katalog soll Anfang Oktober erscheinen und wird kostenlos abgegeben.

Russisches Rezept.

Salat Olivier (Vorgericht). Originalschöpfung des berühmten Küchenchefs Olivier im ehemaligen „Ermitage Olivier" zu Moskau.

Man nehme frische junge grüne Schoten (Kaiserschoten oder Zuckererbsen) — Gewichtsmenge nach Bedarf —, koche sie wie gewöhnlich in Salzwasser gar, gieße das Wasser ab und lasse sie völlig abkühlen. Darauf schneide man eine kleine frische grüne geschälte Gurke in Scheiben, nehme die vom Knochen gelösten Brüste gekochter kalter Schneehühner (in Ermangelung solcher dürfen es auch Rebhühnerbrüste oder das weiße Fleisch vom Fasan — der sich besonders dazu eignet — oder auch gewöhnliche Hühnerbrüste sein!), zerpflücke sie in nicht zu kleine längliche Stücke, schneide eine Trüffel in feine Scheiben, nehme etwa zwei Hände voll kalter gekochter Spargelköpfe dazu, mische alles mit den Schoten vorsichtig durch und mache den Salat mit reichlich frisch bereiteter eisgekühlter Mayonnaise an. Richte in einer Kristallschale an und garniere den Salat sternförmig mit (nicht zu wenig) in Viertel geschnittenen hartgekochten Eiern (evtl. auch Krebsschwänzen). Bis zum Servieren lasse man die Schüssel auf Eis stehen!

Im **Verlag für Kulturpolitik,** Berlin, erschien Mitte September in der einzigen autorisierten Übertragung ins Deutsche: Jean Jacques Brousson, Anatole France in Pantoffeln.

Die Photographie des **Natternkopfes** in Heft 8 ist, wie uns mitgeteilt wird, eine Aufnahme von **A. Renger-Patzsch,** Bad Harzburg.

Das auf Seite 763 des vorigen Heftes versehentlich als **Selbstbildnis Corinths** abgebildete Porträt ist eine Zeichnung **Rudolf Großmanns.**

EINGEGANGENE BÜCHER*)

DUMAS, ALEXANDER: *Der Page des Herzogs von Savoyen.* Roman. 2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart, Dieck & Co.

DUNGERT, MAX: *Köpfe.* (Zwanzig Karikaturen.) Berlin, Leon Hirsch.

DÜRR, LORENZ: *Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung.* Berlin, Schwetschke & Sohn.

ERDMANN, KARL OTTO: *Die Kunst recht zu behalten.* Leipzig, H. Haessel.

FABRE-LUCE, ALFRED: *Der Sieg.* Deutsch von Lina Freuder. Frankfurt a. M., Frankf. Societäts-Druckerei.

FLIESS, WILHELM: *Zur Periodenlehre.* Jena, Eugen Diederichs.

FRAUEN DES MORGENLANDES: *Die schönsten Liebesgeschichten aus 1001 Nacht.* Stuttgart, Dieck & Co.

FRIEDRICH, JOHANNES: *Aus dem hethitischen Schrifttum.* 1. Heft. (*Der alte Orient.* Bd. 24. Heft 3.) Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchh.

GALSWORTHY, JOHN: *Der Patrizier.* Roman. Berlin, Paul Zsolnay.

GERSTER, MATTH., u. KONR. KÜMMEL: *Vatikan und Peterskirche.* Stuttgart, Montana-Verlag.

GERTNER, HERBERT: *Lehrbuch der Graphologie.* Celle, Niels Kampmann Verlag.

GESCHICHTE DES SPORTS ALLER VÖLKER UND ZEITEN. (Lief. 1.) Leipzig, E. A. Seemann.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

GIESE, FRITZ: *Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung.* Mit 88 Abbild. München, Delphin-Verlag.

GRAFF, SIGMUND u. WALTER BORMANN: *Schwere Brocken. 1000 Worte Front-Deutsch.* Magdeburg, Stahlhelm-Verlag.

HADELN, DETLEF, FRH. VON: *Venezianische Zeichnungen des Quattrocento.* Berlin, Paul Cassirer.

HANSTEIN, OTFRIED VON: *Das Licht im Osten.* Roman. * *Die donnernden Wasser.* Roman. Dresden-Niedersedlitz, Münchmeyer.

HEBEL, J. P.: *Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes.* Mit 32 Original-Lithographien von Dambacher. München, Dr. Franz A. Pfeiffer Verlag.

DIE HEILIGEN BÜCHER DES NORDENS. Darmstadt, Auriga-Verlag.

HEINE, HEINRICH: *Der lyrische Nachlaß.* Hamburg—Berlin, Hoffmann & Campe.

HEINRICH, KARL BORROMÄUS: *Menschen von Gottes Gnaden.* Erzählung. 2. Aufl. München, Dr. Franz A. Pfeiffer Verlag.

HENGSTENBERG, ERNST: *Gestalten und Probleme der rheinischen Dichtung der Gegenwart.* Hildesheim, Franz Borgmeyer.

HENNING, FRITZ: *Hieroglyphische Reihungen.* Darmstadt, Auriga-Verlag.

HILDENBRANDT, FRED: *Tageblätter. Gesammelte Aufsätze.* Erster Band 1923/1924. Berlin, Landsberg-Verlag.



HIRSCHFELD, MAGNUS: *Geschlechtskunde.* I—IV. Stuttgart, Julius Püttmann.

HOFFMANN, ADALBERT: *Die Wahrheit über Christian Günthers Leonore.* Breslau, Max Avenarius.

HOFMANNSTHAL, EMIL: *Naturgeschichte der Scheidung.* (Res publica I.) Wien, Logos-Verlag.

HOLITSCHER, ARTHUR: *Der Narrenbaedeker.* Aufzeichnungen aus Paris und London. Berlin, S. Fischer Verlag.

HOLLANDER, WALTHER VON: *Gegen Morgen.* Der Roman des Mörders Karl Rasta. Berlin, Elena Gottschalk.

HUECK, WALTER: *Die Philosophie des Sowohl-als-auch.* Darmstadt, Otto Reichl.

HUIDEKOPER, CHRISTIAN: *Die Sünden Don Alfonsos des Weisen.* Roman. München, Musarion-Verlag.

INDISCHE GEDICHTE AUS VIER JAHRTAUSENDEN. Deutsch von Otto von Glasenapp. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.

JODL, FRIEDRICH: *Lehrbuch der Psychologie.* I, II. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

JORDAN, EMIL L.: *Gerda-Mary.* Leipzig, E. Haberland.

KASSNER, RUDOLF: *Die Verwandlung. Physiognomische Studien.* Leipzig, Insel-Verlag.

KASSNER, RUDOLF: *Zahl und Gesicht.* Leipzig, Insel-Verlag.

KELETI, MARTIN: *Graue Vögel.* Roman. Deutsch von Stefan J. Klein. Leipzig-Plagw., Verlag „Die Wölfe“.

KINDERMANN, RUDOLF: *Das Affenheer.* Roman. Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.

KLABUND: *Der Kavalier auf den Knien und andere Liebesgeschichten. Ein neuer Boccaccio.* Berlin-Zehlendorf, Rembrandt-Verlag.

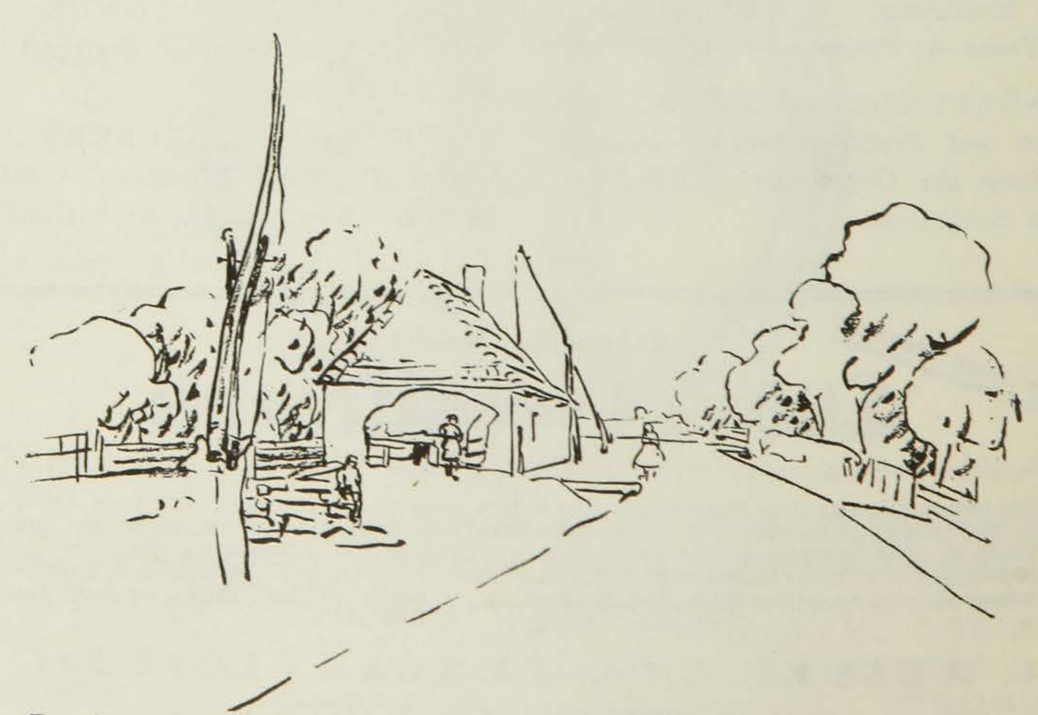
KOHLHAAS, MICHAEL: *Von Papst Urban dem Vierten bis zur Schallheimer Kathl.* München, Curt Pechstein.

KOEPPEL, ERNST: *Phantastische Blätter.* Ein Zyklus des Grausigen und Seltsamen. Breslau, Selbstverlag.

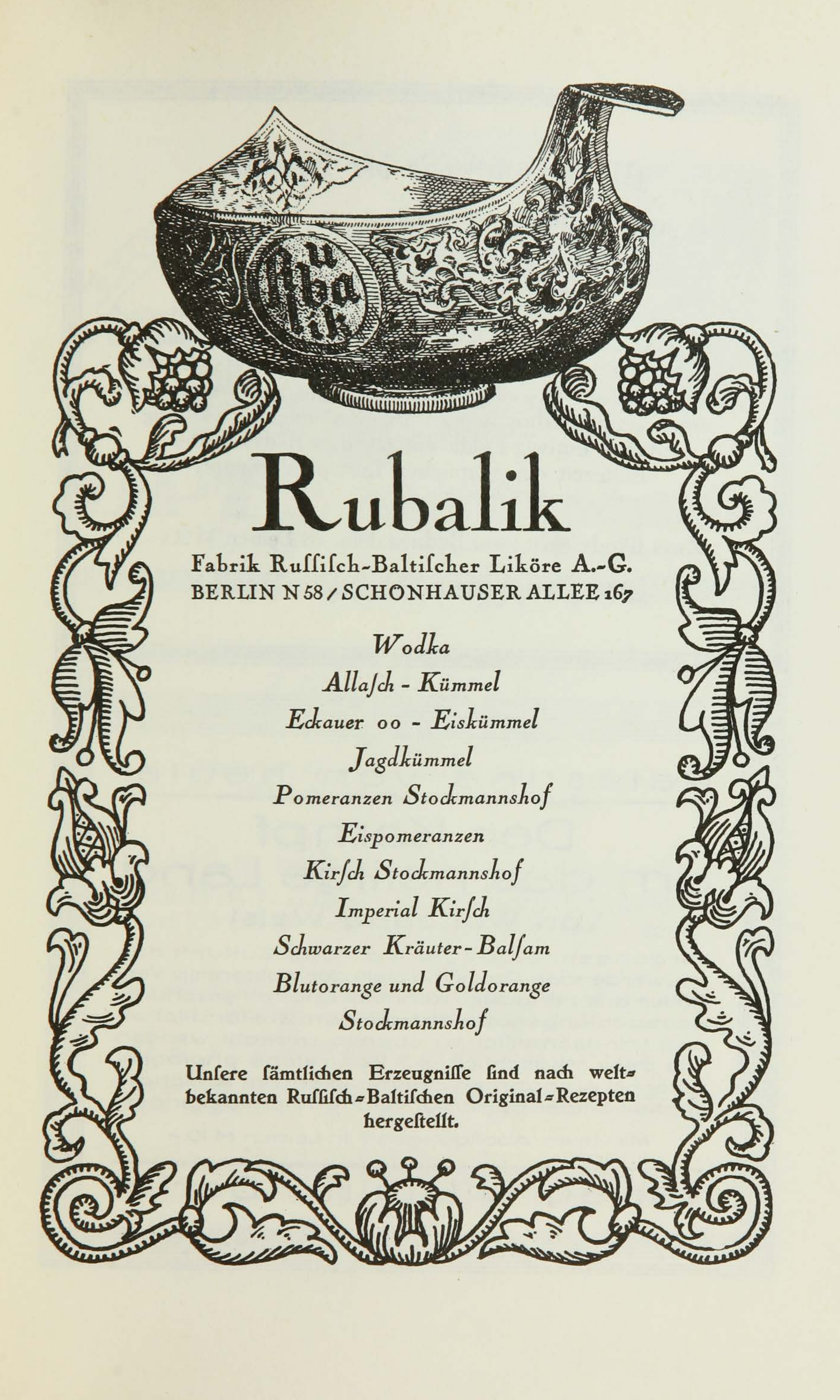
KRAFFT, ERNST: *Vom Kampfrekord zum Massensport.* Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.

KRAMÁR, KAREL: *Die russische Krisis. Geschichte und Kritik des Bolschewismus.* Deutsch von A. Schebek. München, Duncker & Humblot.

KUHN, ALFRED: *Das alte Spanien. Landschaft. Geschichte. Kunst.* Berlin, Neufeld & Henius.



Erna Frank, Ungarisches Dorf


Rubalik
Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter-Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach weltbekannten Russisch-Baltischen Original-Rezepten hergestellt.

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 11

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Marie Laurencin

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien



Paul Kleinschmidt Radierung

BRANDSTIFTUNG UND LIBIDO

Von

ARTHUR KRONFELD

Der Haß ist älter als die Liebe.

Tief in uns glimmt die Haßbereitschaft der Wehrlosigkeit. Angriff, Zupacken, Bemächtigung, Vernichtung sind die primitivsten und zeitlich frühesten Triebkeime des Säuglings, die Ichtriebe — die Todestriebe. Andere Formen der Zuwendung zur Welt — spätere, mildere — treibt erst nachher im Säugling die Lust am Sein heraus: die Libido. Geistiger Abbau — Zerrüttung und Defekt — vereinsamt den Träger, zerreißt die liebenden Zuwendungen, enthemmt „das Böse". Die Urtriebe treten hoch.

Bei allen Brandstiftern, die in der Fachpsychopathologie beschrieben werden, es sind schon fast ein halbes Tausend Fälle, ist im Erleben immer wieder die mit nichts anderem vergleichbare Lust am Vernichten. Aber der Mensch dieses Typs ist kein Berserker, der umherrast und alles entzweischlägt: er sitzt vor der Flamme und *genießt sich* ganz still und ruhig, genießt seine Haßlust und sieht die Flamme wachsen und braucht nichts weiter zu tun. Seine *Macht* ist es, die da übermenschliche Auswirkung findet. Und dazu noch der unerhörte Reiz des Geheimnisses: daß niemand weiß, was *er* weiß, der heimliche Lenker des Verderbens, das über alle kommt. Diesen Reiz des Geheimnisses hat sonst nur noch der Giftmord. Das hellenische Vorbild, der Epheser Herostrat, konnte es zuletzt nicht mehr aushalten; er konnte sein Geheimnis nicht mehr tragen: alle mußten es wissen, das unglaublich Beseligende dieses Machtrausches.

Der Haß braucht kein Objekt; vielmehr alles Nichtich ist sein Objekt, und Konkretierungen sind Abschwächungen. Der Epileptiker vor der

Tobsucht sieht rot, der Amokläufer rast nicht wider einen Bestimmten. Und das Ich vermag sich im Hassen nicht bloß zu zerstören, nicht bloß zu steigern, sondern auch unvergleichlich als Ich zu empfinden. Lustvoll; die Haßlust kann Wollust werden, eine wollüstige Erregung von äußerster sexueller Geprägtheit. Ihr Symbol ist — unter anderm — die Brandlegung.

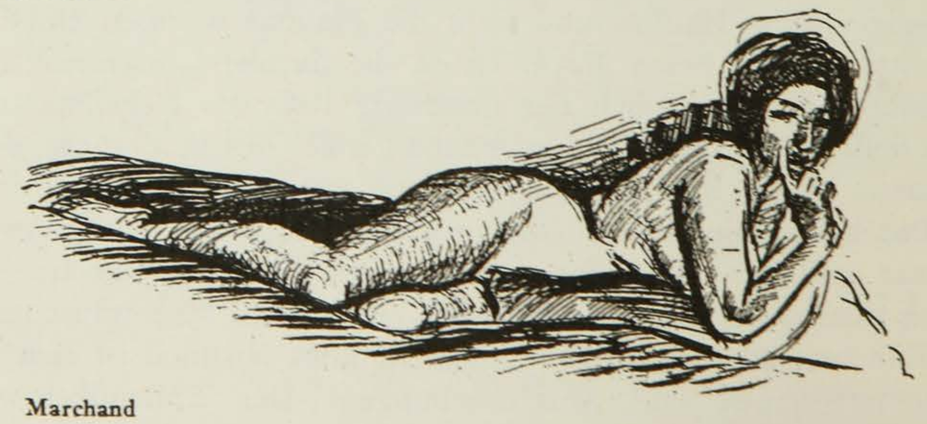
Wir haben zum Feuer eine unbewußte libidinöse Beziehung, für deren Bestehen man nicht erst die Sprachbilder zu mobilisieren braucht. Als wir im Anfang des August 1914 durch die belgischen Dörfer zogen und durch die brennenden Häuser gingen, da erfaßte uns diese eigenartig wilde Erregung; kein Zweifel, und die Brandlegungen häuften sich so erschreckend, daß ein energisches Verbot des Armeekommandos sie hemmen mußte. Sobald die zivilisatorischen Instinkte zerbrochen waren, jagte dieses Wilde in uns hoch.

Dabei sei gerne zugegeben, daß, von diesem Pol ab, die sexuelle Zuspitzung — oder gar die genitalsexuelle nur eine seltene und abartige Erscheinungsform darstellen mag.

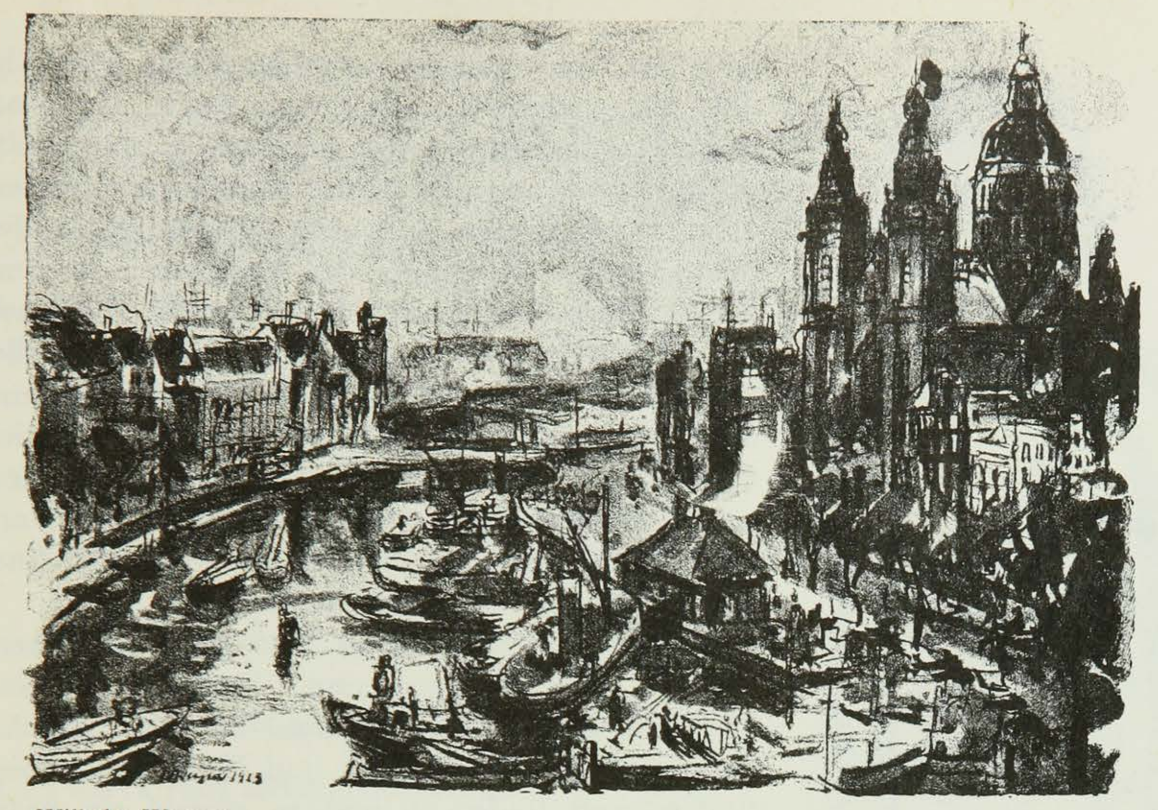
Aber das gibt es; das ist in der Menschennatur enthalten. Auch das.

Die Pyromanie, das Brandstiftertum aus impulsiver „unwiderstehlicher“ Dranghaftigkeit, ist nicht gar so selten. Und nicht bloß beim Epileptiker, wie Lombroso vermeinte, nicht bloß in Dämmerzuständen, bei gespaltener Persönlichkeit. Ich entsinne mich aus eigener Beobachtung zweier Weiber. Beide gerieten in einen dumpfen Erregungszustand, konnten nicht klar denken, konnten nicht Ruhe finden, bis die Matratze, die Scheune, der Hausboden, die Stube — oder was es immer war — von den ersten Flämmchen überhüpft war. Da kam die kochende Erregung über sie, lustvoll, spannend bis zum Zerreißen. Die eine fand man im Krampfanfall neben der verkohlenden Matratze.

Diese Zeilen sollen keinen speziellen Bezug haben auf die Brandlegungen, die zurzeit die Berliner Bevölkerung in Atem halten. Wir wissen nichts von den Tätern, nichts von den Motiven. Es kann sein wie... bei den Exhibitionisten, den Bettnässern, den Epileptikern. Es kann sein wie bei den Amokläufern. Es kann auch sein wie bei den Giftmörderinnen, deren Tun zuletzt ja ebenfalls meist in einen Massenbetrieb ausartet. Es kann endlich auch sein wie bei Herostrat — — bevor er sein Geheimnis in die Welt schrie.



Marchand



Wilhelm Wagner

HEINRICH HEINE, GRABBE, DÜSSELDORF UND TIEFERE BEDEUTUNG

(Mit einem ungedruckten Dramenfragment Grabbes)

Von

HERBERT EULENBERG

Allerlei Zeichen und Wunder geschehen jetzt am Rhein. Die verklungene Jahrtausendfeier hat wenigstens das Gute gehabt, daß sie das Volks- und Standesbewußtsein der Rheinländer, das unter der harten preußischen Schale und Schule stark verlorengegangen war, neu geweckt hat. Ja, man munkelt sogar, daß Düsseldorf daran gehen will, ein Heinedenkmal zu errichten und damit die Lächerlichkeit von sich abzuwischen, die seine früheren engherzigen Stadtväter ihm durch ihre Weigerung gegen ein solches Monument vor der Welt beigebracht haben. Mit der Zeit muß es ja auch Herrn Schmitz in Oberbilk und Frau Vormann in Grafenberg dämmern, daß an diesem Heine, von dem man noch immer soviel redet, doch etwas dran gewesen sein muß. Hoffentlich kommt das Denkmal Heines in der Nähe der Altstadt von Düsseldorf, die er so saftvoll beschrieben hat, zur Aufstellung.

Vielleicht gelangt dann auch der Gedanke zur Ausführung, den einige Kunstfreunde hier vor dem Krieg gehegt haben: dem mit Heine befreundeten Dichter und Kunstzigeuner Grabbe eine Standbüste zu errichten, der sein letztes Lebensjahr in Düsseldorf verbracht und der Bühne Immermanns gewidmet hat. Damals waren schon ein paar tausend Märkchen für solch eine Herme zusammengeflossen. Aber diese Summe ist in der


G. H. Wolff

Zeit der Geldwässerung zerschmolzen. Möglich, daß die angesehene rheinische Bank, der man diese Ersparnisse dereinst anvertraute, sich großzügig erweist und dies kleine Kapital zum Besten eines toten Poeten aufwertet. Dann grüßt die hier lebenden Menschen der Gegenwart in dem Rauch, Lärm und Unrast der Industrie, die heute in der Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf die Hauptrolle spielt, neben einem Heinemonument nächstens auch der riesige zerrissene Schädel Grabbes aus dem Grünen des Hofgartens, der Schädel dieses obdachlosen Sängers, der wie Verlaine durch die Bürgerwelt irrte und wie eine Sternschnuppe seine Zeit durchsauste.

Einstweilen kramt man hier noch in seinen hinterlassenen Werken und Werkchen herum. Erlustiert sich wie die Spatzen an einem Denkmalsockel an den Brocken und Brosamen seines Geistes und findet ab und zu einmal ein paar bisher noch nicht gedruckte Szenen von ihm wie die nachfolgenden aus einem Ottonenzyklus *(aus dem Nachlaß der Schreinerschen Buchhandlung in Düsseldorf 1836)*, den er plante. Wie Grabbe dem damaligen Wildenbruch, dem Dichterlein Raupach, zum Trotz seine Hohenstaufendramen auftürmte, gedachte er auch die noch so spärlich beleuchtete Zeit der sächsischen Könige und Kaiser Deutschlands auf die Bühne zu stellen. Diese Herrscher zogen ihn als Westfalensproß sogar besonders an, wie man aus seinen später liegengelassenen Entwürfen ersieht. Hier ein paar Proben, allen Freunden des Rhapsodischen sicher willkommen:

VOR DER STIFTSKIRCHE IN QUEDLINBURG.

Der Hofstaat erwartet das Nahen des Kaisers. Unter den sächsischen Größen erblickt man Heinrich, den jüngeren Bruder Kaiser Ottos. Er trägt noch Handfesseln. Auch ist sein Kopf in einen runden Holzblock geschnürt.

Adaldag *(der Erzbischof von Hamburg):*
War dieser jämmerliche Anblick dort,
Der Mann, der so sein Haupt in Schanden [trägt,
In einem Kragen, hölzern, eng geschnürt,
Nicht zu ersparen unserm kaiserlichen Herrn?

R o d a l t *(ein sächsischer Edler):*

Man mochte ihm, erhabner Erzbischof,
Den Raum nicht nehmen, den er schüchtern [hält.
Er bleibt der Bruder unsers Kaisers.

A d a l d a g:

Leider!
Doch würdest du ihn besser „Judas" nennen.
Nein! Schlimmer noch als Judas. Denn der [Jude
Verriet nur einmal Jesus, unsern Herrn.
Doch dieser Hund dort — denn den Namen [„Mensch"
Verdient er nicht — hat zwei-, nein dreimal [wahrlich
Den Bruder, unsern Kaiser, hintergangen.

L i u d o l f *(ein anderer Sachse):*

Wir wissen es, hochwürd'ger Herr, indessen
Des Kaisers Majestät hat selbst befohlen,
Hier seinen Bruder Heinrich hinzuführen,
Vor diesen Dom, in dem ihr Vater ruht,
Heinrich der Finkler, der erlauchte König,
Der ihr Geschlecht von Herrschern einst be- [gründet.

A d a l d a g:

So will er dieser Schlange gar verzeihen,
Die unter seinen Füßen noch ihn biß?
Will dies Gewürm, vor dem sich Kröten ekeln,
Emporzieh'n aus dem Staub, zu dem er paßt?
Das wäre frevelhaft.

R o d a l t:

Wir wissen's nicht.

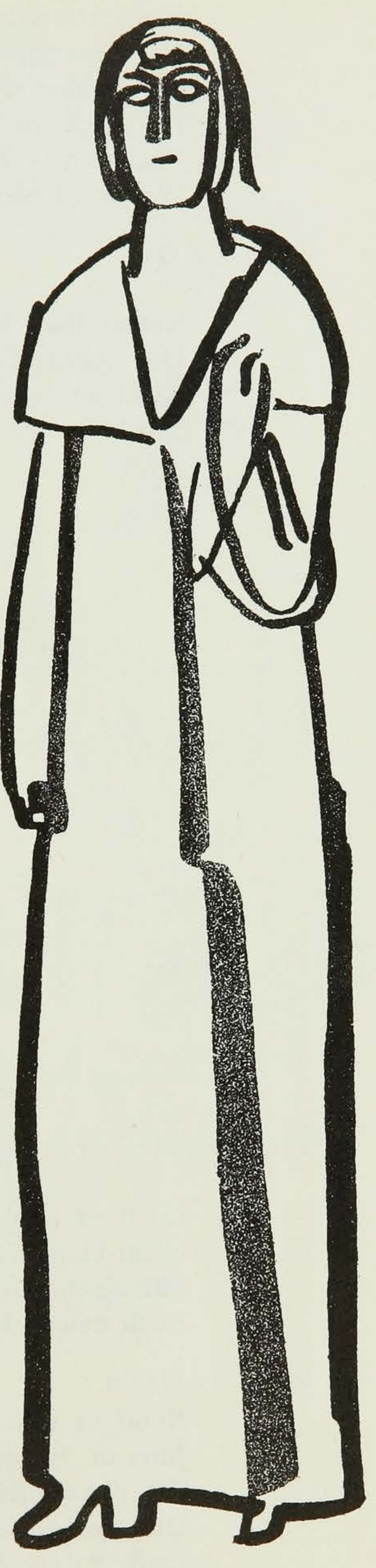
L i u d o l f:

Wir handeln nur, wie's uns geheißen wird.

K a i s e r O t t o *(erscheint, neben ihm Adelheid, seine treue Gattin).*

H e r z o g H e i n r i c h *(wirft sich vor ihm nieder):*

In Dreck und Kot mit mir vor dir, mein [Bruder!
Mein Kaiser! Denn ich hab' an dir gesündigt,
Wie kein Vasall noch tat an seinem Herrn.
Mit deinen Feinden hab' ich mich verschworen
Zu deinem Untergang. Stiefbruder Thankmar



G. H. Wolff

Verlockte mich und dann der Frankenherzog,
Mich zu empören wider dich. Und als
Die beiden stürzten, fuhr ich heimlich fort,
Dir noch zu trotzen, Allesüberwinder,
Und dingte Meuchelmörder, dich zu töten.
Wirf mich dem Henker vor!

Kaiser Otto:

Steh auf mein Bruder!
Nehmt ihm die Ketten und das Halsband ab,
Das seinen Nacken beugt! Man soll uns Sachsen
Nicht zu sehr knuten! Sonst entarten wir.
Tritt mir zur Seite, Heinrich! *(Große Bewegung.)*



Picasso

Herzog Heinrich:

Wie, mein Bruder!
Du legst mir nicht die kleinste Buße auf,
Nicht einmal die, die du den Bayern gabst,
Mit einem Hund auf meinem bloßen Arm
Nach deiner Pfalz zu Magdeburg zu pilgern?

Kaiser Otto:

Nein! So weit nicht! Wir wollen nur zu zweit
Jetzt in die dunkle Krypta zu der Gruft,
Wo die Gebeine unsers Vaters modern,
Der sich zuerst „König der Deutschen" nannte.
Dort, wo er schlummert neben unsrer Mutter,
Westfalens edler Tochter, still verträglich,

Wie sie im Leben stets zusammenhielten,
Soll uns die Eintracht, die so lang uns fehlte,
Vereinen, Bruder! Drum geh' du voran!
Denn wer Verrat beging in seinem Leben
Und gar ihn wiederholt, ist zu bedauern,
Und ihm gebührt nicht Strafe, sondern Mitleid.
(Sie schreiten, Heinrich voran, zur Kirche.)

Adaldag:
Zieht man in Sachsen Ungetreue groß,
Belohnt man Eidbruch, Hohn an seinem Kaiser
Mit Güte oder Schwäche und Vertrauen?
So denken wir im Norden nicht!

Adelheid:
Erzbischof!
Ich denke, wir sind Christen. Mäßigt Euch!
Glaubt mir, nie noch war Otto, den sie schon
Den „Großen" nennen, größer als soeben.
Nie größer und nie klüger. Denn Versöhnung
Ist stets das lohnendste in dieser Welt.

IM KIRCHENGEWÖLBE.

Kaiser Otto:
Schaut auf uns nieder, Geister unsrer Eltern,
Im Tode wie im Leben treu vereint,
Und segnet diese Stunde, da wir Brüder,
Wir Kinder eures Fleisches vor euch knien!

Renée Sintenis

Herzog Heinrich:
Vergib mir auch noch dies, mein hoher Bruder,
Daß ich, von falscher Ehrsucht irrgeführt,
Mich würdiger des Thrones hielt als du,
Weil ich als Königskind zur Welt gekommen,
Dieweilen unser Vater, der dort schlummert,
Erst Herzog war, als du geboren wurdest.
Was täuscht man sich nicht vor, wenn's uns gelüstet,
Im kaiserlichen Krönungsschmuck zu geh'n!

Kaiser Otto:
Bezichtige dich nicht weiter, Bruder Heinrich!
Reichsapfel, Mantel, Zepter auch und Krone
Und Schwert und alle andern Reichskleinodien,
Verleih'n dem, der sie trägt, nicht so viel Würde,
Als er sich selber geben muß. Denn Kaiser
Ist nur, wer kaiserlich zu denken weiß.

Herzog Heinrich:

Sieh, Bruder, Kaiser, meine Tränen stürzen
Wie Bäche, wenn es Frühling wird im Harz,
Und taufen diesen Tag, an dem ich neu
Geboren werde, dir fortan getreu.

BEI DER VERMÄHLUNG SEINES SOHNES OTTO MIT DER GRIECHISCHEN PRINZESSIN THEOPHANO.

Kaiser Otto:

.... So leg' ich deine Hand,
Die schlanke bräunliche, du Kind der Sonne,
In meines Sohnes starke Sachsenfaust.
Byzanz und Magdeburg seh' ich verbunden,
Und unsers Reiches Adler horstet bald
Auf dem Palaste Kaiser Constantins
Und spiegelt sich im Bosporus. Mein Mädchen,
In dir, aus dem Geblüte Alexanders,
Umfängt Germanien seinen Griechentraum.

SEIN TOD.

Adelheid:

Sei unbesorgt! Der Arzt vom Hellespont
Befürchtet nichts für dich!

Kaiser Otto:

Nein! Keinen Trost!
Memleben heißt der Ort. Hier will ich sterben,
Hier, wo mein Vater starb und mich gelehrt,
Aufrecht zu enden wie ein deutscher Baum.
Schlag zu, Blitz! Ich bin reif zum Tod. Editha,
Mein erstes Weib, nun kehr' ich zu dir heim.
Begrabt mich still bei ihr, die ihr noch lebt!
Lebt wohl, ihr Sachsen! Komm! Mors imperator!

*

Man sieht, es tat und tut sich allerlei in und um Düsseldorf, das sich im kommenden Jahr sogar wieder eine riesige Ausstellung leisten will. Die „Gesolei" soll sie heißen, welches Silbenrätsel sich aus „*Ge*sundheitspflege, *So*ziale Fürsorge und *Lei*besübungen" zusammensetzt. Und der neue Oberbürgermeister Lehr, der den feuchtfröhlichen, aber hier stark überschätzten Marx beerbt hat, soll frei nach dem Bajuvarenkönig Ludwig geäußert haben: „Ich will Düsseldorf zu einer Stadt machen, daß keiner, der an Düsseldorf vorbeigefahren ist, mehr sagen darf, Köln sei doch noch größer und schöner."

Photo Riebicke

Wasserballtorwächterin

Photo Wide World

Damen-Pushballspiel



Photo Sport & General

Spaziergang im Hydepark in London

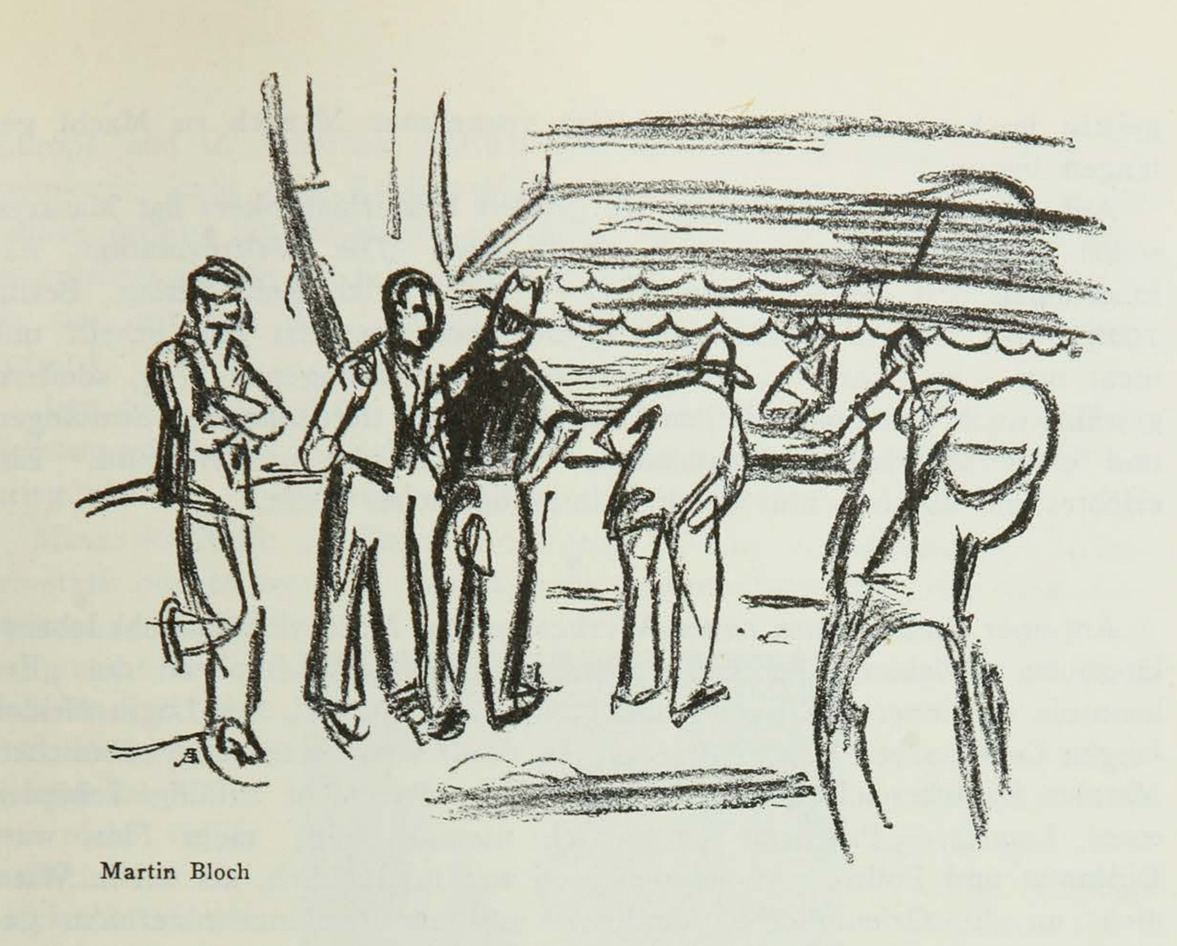


Buddhapriester am Strand von Hangchow

Photo Wide World

Motorboot-Regatta in Amerika

Fascisten-Regatta in Venedig



Martin Bloch

MASARYK

Von

JOSEF MELNIK

„Es gibt solche und solche Professoren.“
„David ist keine Ausnahme, denn Goliath war ein chauvinistischer Maulheld.“
Masaryk.

Zwei unbestrittene Sieger sind aus dem Weltkrieg hervorgegangen — zwei Sieger, an die zu Kriegsbeginn niemand gedacht, die von wenigen auch nur gekannt waren: Lenin und Masaryk.

Der eine wurde zum Totengräber des Zarismus, hob den sechsten Teil der Erde aus den Angeln, erfüllte den Planeten mit Unruhe und machte einen gewissen — ismus geläufig und gefürchtet von Miesbach bis Peking, von Kopenhagen bis Sydney, wie kein anderer es je zuvor gewesen; der andere würgte die Habsburger Monarchie ab und schuf mitten in Europa einen neuen Staat. Beide flüchteten aus der Heimat, um im Triumph wieder empfangen zu werden. Beide Persönlichkeiten von theoretischer Gründlichkeit und praktischer Sicherheit, beide mit dem begabt, was Goethe „exakte Phantasie“ nennt. Beide sagen „Weltrevolution“, wenn sie vom Weltkrieg sprechen. Bald aber hört die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden grundverschiedenen Persönlichkeiten auf — grundverschieden wie die Moldau und die Newa, der Hradschin und der Kreml, die Tschechoslowakei und Rußland es sind.

— „Sie kennen doch Masaryk,“ — sagte zu mir Georg Brandes im Mai 1920 — „erklären Sie mir doch bitte, wie das möglich ist, daß ein

geistig hochstehender und persönlich vornehmer Mensch zu Macht gelangen konnte."

Auf diese berechtigte Frage des großen Kulturhistorikers hat Masaryk selbst jetzt die Antwort erteilt. Sein Buch „Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914—1918" (Erich Reiß Verlag. Berlin 1925), das Camill Hoffmann ausgezeichnet übersetzt hat, erhellt uns nicht nur seinen mit den Weltschicksalen verschlungenen Weg, sondern gewährt auch den erstaunlichen Überblick eines tiefdenkenden Soziologen und eines praktischen Staatsmannes über das heutige Weltbild. Ein erlebtes und durchdachtes Werk. Ein europäisches Werk.

*

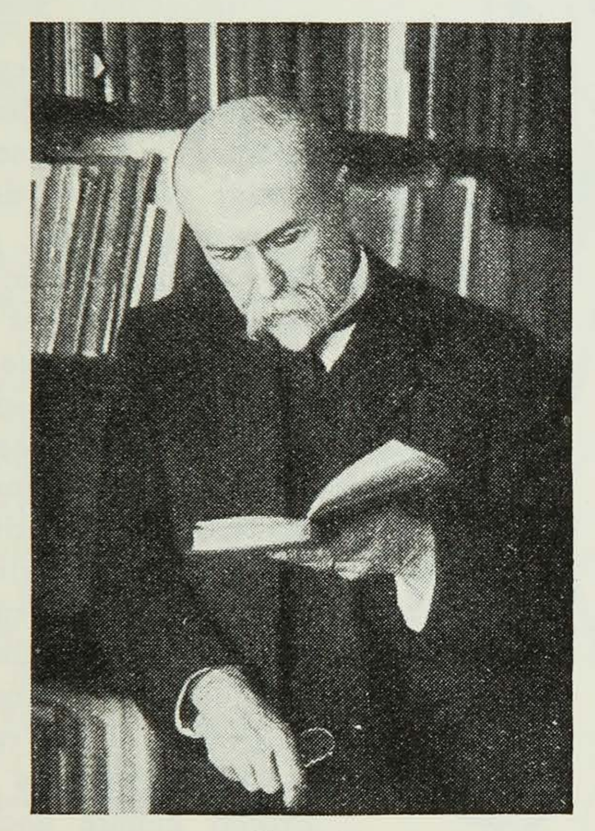
An einer Stelle seines neuen Werkes spricht Masaryk, nunmehr lebenslänglicher Präsident der tschechoslowakischen Republik, von der „Erkenntnis des inneren Zusammenhanges, wenn man will, der Logik meiner langen Lebensarbeit", die ihn freut. Ja, das Leben dieses ungewöhnlichen Mannes ist lehrreich und spannend; man wird nicht zufällig Schöpfer eines Staates. „Professor wollte ich niemals sein; mein Plan war, Diplomat und Politiker zu werden. Ich war unglücklich, als ich in Wien nicht an die Orientalische Akademie und zur Diplomatenlaufbahn gelangen konnte; und am Ende — trotzdem noch Politiker und Diplomat!"

Sein erstes größeres Werk über den „Selbstmord" war die Leistung eines philosophischen Gesellschaftskritikers, der das moderne Gesellschaftsproblem von einer persönlich fixierten Seite anpackte und mit erregender Klarheit gestaltete. Sein zweibändiges Werk „Rußland und Europa, Studien über die geistigen Strömungen in Rußland", ist eine unübertroffene Analyse des russischen Revolutionsproblems von bleibendem Wert, eine Analyse, die die russische Geschichts- und Religionsphilosophie mit einer erstaunlichen Quellenkenntnis umfaßt und sich zu einer synthetischen Deutung des Demokratismus als Weltanschauung, als neue Lebensform weitet. Das russische Revolutionsproblem, das erkenntnistheoretische Problem in der russischen Philosophie, wie die intensive Beschäftigung mit dem großen Analytiker der russischen Revolution — Dostojewski, führten Masaryk zur Analyse der europäischen Krise überhaupt, und ließen ihn vieles voraussehen, was inzwischen Wirklichkeit geworden ist. Auch in diesem Werke kehrt der Satz wieder: „Europa hat das Problem der Selbstmordneigung, das eigentliche große Problem des Menschen und der Menschheit" — als der Grundton eines für das ganze Leben des Autors bestimmenden Erlebnisses. An diesem Beispiel empfindet man, wie bei Masaryk das Denken mit dem Erleben als Einheit funktionieren. In seiner „Weltrevolution" schreibt der Siebzigjährige: „Die moderne Gesellschaft ist, psychologisch beurteilt, pathologisch gereizt, zerrissen, zerspalten — gerade in ihrem Übergang und in der Umbildung; in der Zahl der Selbstmorde finde ich geradezu den arithmetischen Maßstab dieser seelischen und zugleich sittlichen und physiologischen Krankhaftigkeit. Die Selbstmordzahl erreicht jetzt in

Europa und in Amerika jährlich 100000. Charakteristisch ist die zunehmende Zahl der Kinderselbstmorde. Rechnen wir die Opfer der Selbstmordlust für diejenigen zusammen, auf die nur hohe Ziffern wirken, so ergeben sich in 10 Jahren eine Million, in 50 — fünf Millionen! Und da sind wir von der Statistik der Kriege und selbst des Weltkrieges entsetzt?"

Irre ich aber, wenn ich sage, daß ein jeder Krieg die Ziffer der Selbstmorde erhöht? Stimmt es nicht, wenn ein jeder Denkende den Weltkrieg als den — Selbstmord Europas bezeichnet?

Masaryks Werk „Rußland und Europa" ist in Deutschland und anderswo stark benutzt worden, ohne daß die literarischen Snobs die reich überströmende Quelle nannten. Schade, daß Masaryk die Fortsetzung, über Dostojewski, bisher nicht veröffentlicht hat. Masaryk schrieb mir im Dezember 1919: „Mein Dostojewski ruht: im ganzen und großen ist der Band geschrieben, aber ich habe jetzt Jahre hindurch nicht die freie Zeit gehabt, das Aufgeschriebene zu revidieren. Seit Dezember 1914 war ich im Auslande, und seit meiner Rückkehr werde ich von administrativen und politischen Dingen festgehalten."


Masaryk

Nun sind es bald sechs Jahre. Wo bleibt der Dostojewski? Ein anderer kann dies Buch nicht „schreiben".

*

„Die Weltrevolution" ist die Geschichte eines bedeutsamen und interessanten Lebens auf dem Hintergrund des Weltkrieges. Das ganze politische und kulturelle Chaos unseres Erdteils während der Kriegsjahre spiegelt sich darin wieder — gestaltet von einer Persönlichkeit, die Gelegenheit hatte, mehrere Erdteile zu besuchen und die Lenker der Völkerschicksale unmittelbar zu beobachten und zu sprechen. Wilson — dessen Unwissenheit in vielen entscheidenden Fragen und verhängnisvollen Eigensinn Masaryk durchblicken läßt — Clemenceau, Briand, Balfour, Petersburg, Tokio, Washington, Paris, London — alles zieht hier vorüber. Man erfährt hier aufs genaueste, wie die tschechoslowakische Republik durch die geniale Organisation und politische Voraussicht Masaryks entstanden ist. Das Buch gibt aber auch ein Weltbild mit allen aufwühlenden und gärenden Tendenzen unserer Zeit. Es enthält eine Hymne auf die Demokratie, von der Masaryk glaubt, daß sie „den unsrer Zeit und einer

ziemlich langen Zukunft angemessenen und wünschenswerten Gesellschaftszustand" bildet. Ibsen, der bekanntlich einem der demokratischsten Länder der Welt angehörte, sprach von Wahrheiten, die „zwanzig Jahre" alt werden. Zu diesen „Wahrheiten" rechnete der Dichter des „Volksfeinds" auch die Demokratie.

Im Verhältnis des Präsidenten der tschechoslowakischen Republik dem heutigen Rußland gegenüber fällt mir eine gewisse Härte auf, die bei diesem seltenen und überragenden Kenner aller russischen Probleme, der einen großen Teil seines zielbewußten Lebens dem Studium Rußlands gewidmet hat, doppelt und dreifach verwundert. Man versteht, wenn dieser überzeugte Apostel der Demokratie von sich sagt, er sei „ein radikalerer Gegner des Bolschewismus als viele Herren in Paris und London". Wir lesen aber an einer Stelle: „Das zaristische Sodom und Gomorrha mußte mit Feuer und Schwefel ausgerottet werden. Und das waren nicht nur der Hof und die Hofgesellschaft — die Demoralisation hatte sich sehr ausgebreitet und alle Kreise ergriffen, namentlich die sogenannte Intelligenz und auch den Mushik. Der Zarismus, das ganze politische und kirchliche System, hatten Rußland demoralisiert." Hier meldet sich ungestüm die Frage: Gibt es einen Punkt im demokratischen Programm, der „Feuer und Schwert" heißt? Masaryks „Ausrottungs"-Prozeß konnte doch eigentlich nur von der Tatze des Bolschewismus vollbracht werden. Vollends verblüfft ist man, wenn man von den Empfindungen Masaryks — Masaryks!!! — beim Ausbruch der russischen Revolution erfährt: „Die ersten Meldungen über die russische Revolution waren unbestimmt und unglaubwürdig: ich hatte sie von allem Anfang an *befürchtet*, und als sie eintrafen, *war ich doch, und zwar unangenehm, überrascht.*"


Heinrich Heuser

Aus Masaryks Abkühlung Rußland gegenüber weht bereits die politische Luft des aktiven Staatsmannes.

Es gibt eine Stelle in Masaryks „Weltrevolution", bei deren Lektüre man im ersten Augenblick glaubt, sich geirrt zu haben, man liest sie wieder und nochmals — nein, es ist kein Irrtum. Da wird man von einem Empfinden durchzuckt, das dem des Aljoscha Karamasow ähnlich ist, als

Iwan Karamasow ihm die Unmöglichkeit der „Harmonie" erklärt, weil die Leiden der Kinder nicht ungesühnt bleiben dürfen. Masaryk erzählt wiederholt, er habe in den ersten Kriegsjahren *befürchtet, der Krieg könne rasch zu Ende gehen*, noch bevor er Zeit genug fände, seinen Plan der Schaffung eines tschechoslowakischen Staates zu verwirklichen. Das also war letzten Endes der Sinn des Weltkrieges für einen Mann wie Masaryk! Der Weltkrieg darf nicht eher zu Ende gehen, bis ein neues Vaterland entstanden ist. Ist der Preis nicht etwas zu hoch? Iwan Karamasow hat auf seine „Eintrittskarte in die ewige Harmonie" wegen des ungesühnten Blutes eines einzigen Kindes verzichtet. Ob wenigstens die tschechoslowakische Republik die „europäische Harmonie" mit herbeiführen wird? Der Preis der „Eintrittskarte" wäre hoch genug.



*

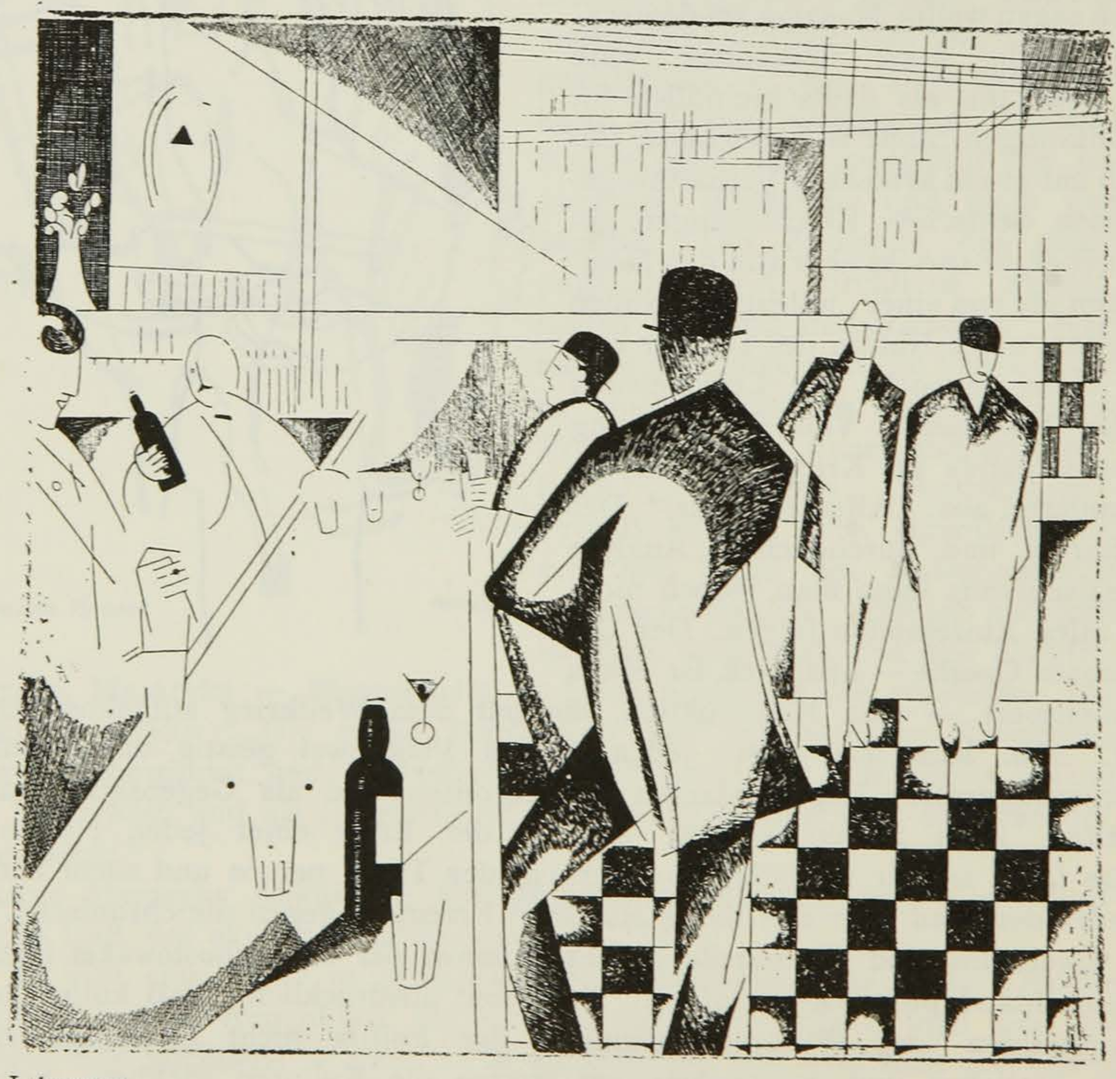
Es wäre natürlich übertrieben, wenn man sagen wollte, Masaryk sei deutschfreundlich, noch verkehrter wäre es aber, ihn als deutschfeindlich im landläufigen Sinne zu bezeichnen. Gewiß hat er ein kritisches Verhältnis gewissen deutschen Erscheinungen gegenüber, er spricht aber von den Deutschen als von einer „unleugbar großen Nation, einer Nation der Denker und in vieler Hinsicht des Lehrmeisters aller Nationen". Von der Haltung Deutschlands im Kriege ruft er bewundernd aus: „Allen Respekt!" Der scharfen und durchdachten Analyse Deutschlands kann man jedoch nicht in allen Einzelheiten folgen. Der Gegensatz Goethe — Bismarck ist etwas konstruiert — eine Konstruktion, die mit dem Weltkrieg aufgekommen ist. Man kann bei einem jeden großen Volk zwei geistig und ideell entgegengesetzte Repräsentanten herausgreifen und als Gegensätze hinstellen. Zwei Seelen wohnen, ach, in der Brust einer jeden Nation. „De facto ist der deutsche Übermensch, der Titan, nervös und sucht entweder den Tod oder den Krieg als akute Erregung gegen die chronische."

Zweifellos sind die Urteile des Präsidenten der Tschechoslowakei über Deutschland politisch beeinflußt. Er betont ausdrücklich, „daß kulturelle Sympathien und Wechselbeziehungen der Politik nicht hinderlich zu sein brauchen und umgekehrt; wir werten die Kulturen sachlich, nicht

nur politisch, und die Wechselbeziehung der Nationen wird nicht nur politisch, sondern auch kulturell bestimmt."

Es ist ein großes Glück für den tschechoslowakischen Staat und für Europa, daß Masaryk der erste und lebenslängliche Präsident der neuentstandenen Republik ist. Sicherlich besitzt die heutige Welt keinen Machthaber von seinem geistigen Umfang. Die Weltdemokratie — wenn es eine solche gibt — kann auf ihn stolz sein. Es ist undenkbar, daß ein solcher Mann nicht auf seine Nation abfärbt. Seine Biographie ist für ein Volksbuch wie geschaffen. Im Nebel unserer Übergangszeit heben sich die Umrisse dieser ausgeprägten Gestalt besonders scharf ab. Es ist trostreich, aus der Feder eines solchen Mannes zu lesen: „Die Geschichte reift zur einheitlichen Organisation der ganzen Menschheit."

Man lese „Die Weltrevolution". Das Buch ist die schönste Analyse unserer Zeit und ihrer keimenden Tendenzen. Von einem synthetischen Geist, der zwar durch die gewonnene Machtstellung einige leichte Widerspruchsrisse bekommen, aber den Zukunftsblick bewahrt hat. Der Autor ist ein guter Europäer geblieben, trotzdem er seit einigen Jahren eine eigene „Front abschreitet".



Laboureur Radierung



Margarete Hammerschlag — Holzschnitt zu Raskolnikoff

IM GEFÄNGNIS

Von

BORIS SSAWINKOW

Von unten herauf, vom zweiten Stock her, hörte man deutlich Schritte. Oberst Gwosdew saß auf dem schmalen Bett und begann zu zählen: „drei .... vier .... sieben .... neun ....“ Neun hin, neun zurück, der Diagonale nach... „Ein Neuer“, dachte Oberst Gwosdew und klopfte wieder und wartete. Aber von unten gab niemand Antwort, wieder wurde es öde und bedrückend. Eine Sekunde blinkte der „Spion“ auf. Im Schloß schnappte der Schlüssel.

„Zur Vernehmung.“

Vor der Tür mit der lakonischen Aufschrift „Jagolkowski“ machte der Aufseher halt. Oberst Gwosdew fuhr sich über Hals und Brust. Das Hemd hatte keine Knöpfe, und er fühlte den nackten, behaarten Körper.

Er schlug den Rockkragen auf und ging hinein.

Jagolkowski war jung. Er trug schwarze Ledergamaschen, lächelte und reichte Gwosdew die Hand. Die schwarzen Gamaschen und der Händedruck brachten Oberst Gwosdew seine Nacktheit noch schärfer zum Bewußtsein. Er blinzelte in die Sonne, zog eine Zigarette heraus und begann zu rauchen. Dann schielte er nach dem großen Porträt an der Wand. Das

Bild stellte Lenin dar. Lenin saß hinter dem Schreibtisch und las die „Prawda".

„Nun, Wassilij Iwanowitsch, Sie haben also der Geheimorganisation ‚Blaues Kreuz' angehört?"

„Jawohl."

„Und Sie haben doch wohl erklärt, Sie seien bereit, die Mitglieder dieser Verbindung anzugeben?"

„Jawohl."

„Warum nur die im Auslande, und nicht auch die in Rußland?"

„Ich bin kein Verräter."

Jagolkowski sah ihn aufmerksam an. Beide schwiegen. Am offenen Fenster knatterte ein Lastauto vorüber. Irgendwo lärmten Spatzen, wahrscheinlich oben auf dem Dach.

„Ich bin kein Verräter", wiederholte Oberst Gwosdew.

„Ja, aber überlegen Sie mal, Wassilij Iwanowitsch...."

Da war aber nichts zu überlegen. Er konnte nicht sagen, daß er aus dem inkriminierten „Blauen Kreuz" wegen „Trunksucht und Disziplinwidrigkeit" fortgejagt war und nun einfach nichts wußte. Gab er dies zu, hätte er doch seine Lügen eingestehen müssen. Er senkte den Kopf und betrachtete seine Stiefel. Die Stiefel waren aus dem Staatsdepot, sahen derb und rötlich aus, hatten einen Flick auf dem rechten.

„Ich überlege...."

„Ja, ja, überlegen Sie, überlegen Sie gründlich...."

Beim Abschied gab ihm Jagolkowski wieder die Hand und lächelte wie zuvor. Gwosdew fühlte sich noch mißmutiger: „Der Satan reitet mich.... Weshalb nennt er mich eigentlich Wassilij Iwanowitsch?..." Und als er ganz in sich versunken nach seiner Zelle Nr. 50 zurückkehrte, schienen ihm Gänge und Treppen kein Ende zu nehmen.

Man ließ ihn allein. Er legte sich nicht, sondern fiel aufs Bett. Und lange lag er unbeweglich, dann stand er auf und fing an zu schreiben.

Er begann: „Bürger Jagolkowski", dann überlegte er, strich das Wort „Bürger" aus und schrieb „Genosse".

„Genosse Jagolkowski! Ich bin bereit, zu sterben, aber auf Ehre und Gewissen muß ich Ihnen erklären, daß ich niemals den Verräter machen werde. Ich besitze Zivilcourage genug, um meine Verbrechen öffentlich und ehrlich zu bereuen: mag die Arbeiter- und Bauernmacht ohne Ansehen der Person das Urteil über mich fällen. Ich vertraue auf die Großmut der Genossen Richter. Ich bin ferner überzeugt, daß Sie meine revolutionäre Vergangenheit in Betracht ziehen werden: 1910 habe ich mich als Kompagnieführer geweigert, auf Arbeiter schießen zu lassen. Ich ersuche, mich von solchen Aussagen zu befreien, die in Rußland lebende Personen betreffen. Ich kann sie auf Ehre und Gewissen nicht machen.

20. April. Wassilij Gwosdew."

Er wußte, daß er die Unwahrheit schrieb. Er war nicht bereit, zu sterben; ja, er dachte nicht einmal an den Tod. Außerdem: nicht *er* hatte sich geweigert, auf Arbeiter schießen zu lassen, sondern sein Freund, der



Photos. Krehan

Druse und Drusenfrauen



„Fantasia“ in Tetuan

Am Wüstenrand

Rifkabylen in der Wüste

Photo Marc Vaux

Per Krogh, In Fez. Oslo, Privatbesitz

Louvre, Paris

Eugène Delacroix, „Passage du Gue“

Truppenbesichtigung an der marokkanischen Front

Fähnrich Schumilin. „Na, Jagolkowski wird es nicht herausbekommen .... es ist lang her!" sagte er sich und wurde heiterer .... „Ein Aufschub, natürlich nur ein Aufschub. Nur fest bleiben." Er trat seitlich ans Gitterfenster.

Er liebte diesen Winkel: durch den schmalen Spalt der Blende leuchteten rote Ziegelmauern und abends wiegte sich dort eine große, kugelförmige Lampe. Rings war es still. Oberst Gwosdew atmete tief. Da setzte mächtig und hallend das Abendläuten ein. Der Klang drang durch die Doppelfenster und brach sich an der verschlossenen Tür. Und sogleich tauchte in ihm die Erinnerung an das heimatliche Kosakendorf Staniza mit der Gemeindekirche der heiligen Erzmärtyrerin Barbara auf. Oberst Gwosdew hob den Kopf und bemühte sich, den Himmel zu erkennen. Er sah einen graublauen Streifen und schlug weitausladend das Kreuz.

Der Tag verging, dann kam ein anderer Tag, eine Woche. Jagolkowski hatte keine Eile mit der Antwort und ließ ihn nicht zur Vernehmung rufen. Tag für Tag bat ihn Oberst Gwosdew schriftlich, ihm „eine Unterredung nicht abzuschlagen". Aber er konnte sich nicht einmal vergewissern, ob ihn diese Zettel erreichten. Der Aufseher nahm sie schweigend und höflich entgegen, und das Schloß schnappte wieder zu. Der Nachbar unten gab auf alles Klopfen keine Antwort. Links und rechts hatte er überhaupt keine Nachbarn. Dagegen entdeckte er auf dem Fensterbrett eine menschliche Spur: „Jurij Bjelskij." Jeden Morgen trat er heran, entzifferte die schiefen, mit einer Nadel eingekratzten Buchstaben und begrüßte sie. „Hast auch gesessen, Bruder", dachte er voll Mitgefühl. „Ja, Bruder, ich auch ... dem Satan sind wir in die Zähne geraten ..." Und wenn er sich mit diesem vielleicht längst nach den Solowki-Inseln verschickten Unbekannten unterhielt, dachte er flüchtig an Frau und Kinder. „Die haben's gut ..... in Berlin."

Frühmorgens kam er in den Korridor hinaus und wusch sich. Nach dem Tee ballte sich die Gefängnisstille wieder zusammen, jene Stille, in der einem die Luft in den Ohren klingt. Daran konnte er sich nicht gewöhnen. Er fühlte ein zentnerschweres Gewicht auf seiner Seele lasten, das ihn zu Boden drückte. Hin und wieder war diese Empfindung so stark, daß er hätte schreien mögen. Selbst die Mäuse erfreuten ihn jetzt. Sie nagten an dem hölzernen Bord und schnurrten über den frisch gestrichenen Boden. Bücher gab es keine. Nur Zeitungen. Er las sie mit Verachtung: „Sind ja Räuber und Schwindler — die Kommunisten." Nach zwei Wochen gab er das Lesen auf. Da wurde ihm noch schwerer zumute.

Eines Tages nach der Ronde spürte er, daß es mit seiner Kraft zu Ende ging. Er setzte sich hin und schrieb nochmals eine Erklärung: „*An das Kollegium der G.P.U.**) Genossen! Die Einsamkeit bedeutet für mich eine Folter. Macht mit mir, was Ihr wollt. Aber auf Ehre und Gewissen erkläre ich, wenn ich binnen drei Tagen nicht frei bin, ist es mir lieber Ihr erschießt mich. Ich wende mich mit einer letzten Bitte an Euch:

---

*) Politische Polizei.

schickt mein Taufkreuz meinem minderjährigen Sohn Michail nach Berlin. 24. Mai."

Er wußte, daß er auch diesmal die Unwahrheit sagte: er glaubte nicht an seine Erschießung. Die Bitte wegen des Taufkreuzes stimmte ihn weich. Er stellte sich deutlich seinen ältesten Sohn Mischa vor, wie er in seinem Matrosenmützchen mit der goldenen Aufschrift „König"*) dastand und sich eine Träne abwischte. Im Einschlafen betete er heiß: „Herr, erbarme dich, Herr, erbarme dich ...." Er bedauerte sich und hoffte, auch die andern würden ihn bedauern. Er hatte vergessen, daß er sich an Leute wandte, die selber lange Jahre im Gefängnis gesessen hatten, daß er ehedem einen unbewaffneten Haufen dieser Leute hatte zusammenschießen lassen.

Draußen begann man mit einer Hausreparatur. Mit der Stille war es vorbei. Klingend klopfte ein Hämmerlein, und unten, weiter rechts, antwortete ihm langsam ein dumpfer Vorschlaghammer. Mauerbewurf prasselte herunter. Die Arbeiter sangen, und Oberst Gwosdew hörte auf seinem Bette liegend zu:

Pope Sergej
Diakon Sergej
Küster Sergej
das Dorf Sergejewna
und Matrjona Sergejewna
tratschen allesamt ...

Er hatte Sehnsucht nach Sonne und Straße und war wie ein Kind verletzt, daß die Arbeiter abends nach Hause gingen und er hier auf Zelle 50 bleiben mußte.

Ende Juni ließ Jagolkowski ihn endlich zur Vernehmung rufen. Während er durch die Gänge ging, wiederholte er sich, daß „er ihm die ganze Wahrheit ins Gesicht sagen" werde, d. h. er werde ihm sagen, „daß man mit einem lebendigen Menschen nicht so spielen darf ..." Aber als er, ungekämmt und unrasiert, mit dem vorn offen stehenden Gefängnishemd, eintrat und durch das Fenster den blauen Himmel, an der Wand das Porträt Lenins und dann die schwarzen glänzenden Gamaschen sah, hatte er seinen Vorsatz vergessen. Und als ihm erst Jagolkowski die Hand entgegenstreckte und ihn teilnehmend nach seinem Befinden fragte, brummte er etwas vor sich hin, verschluckte sich und fand die rechten Worte nicht.

„Genosse Untersuchungsrichter .... Sie denken wohl, ich leugne, ich wolle keine Aussagen machen ... Auf Ehre und Gewissen ... Hand aufs Herz. Begreifen Sie doch, Genosse, ich bin von den Weißen weggegangen ... soll ich denn Monarchist sein, wo ich hier ... Ihnen gegenüber ... Ich bin bereit ... Ich bin von ganzem Herzen bereit ..."

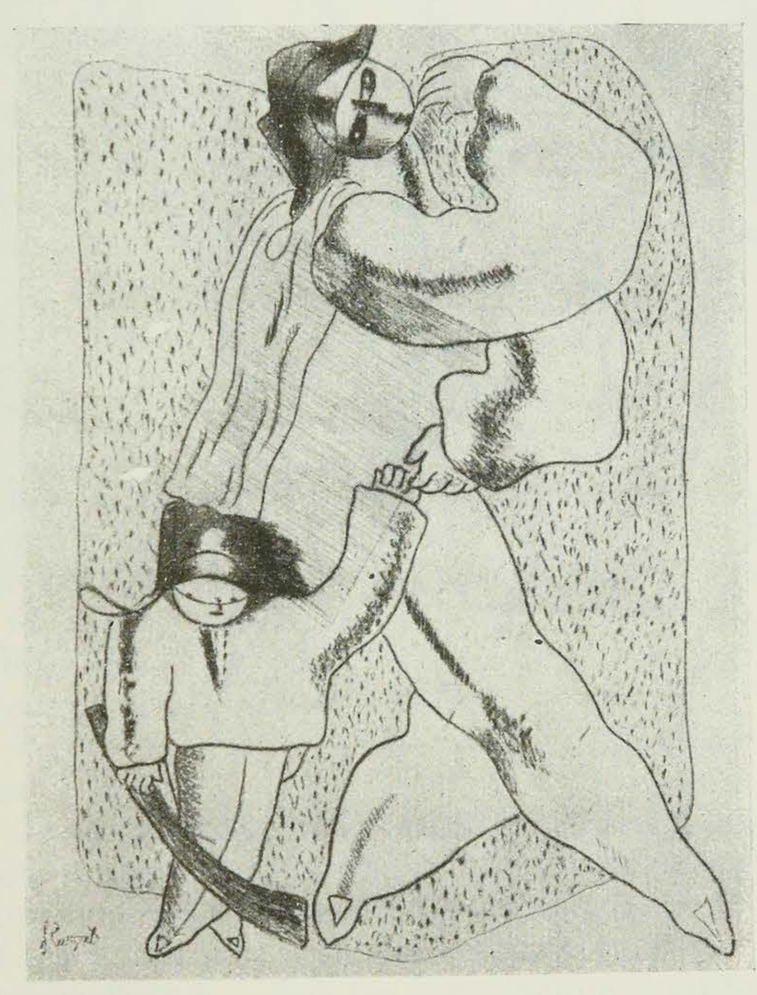
„Wenn Sie aufrichtig sind — sehr gut", sagte Jagolkowski und schellte. „Bringen Sie ein Glas Wasser. — Ich höre, Wassilij Iwanowitsch."

---

*) Im Original deutsch.

Oberst Gwosdew schwieg. Er begriff plötzlich, wie leichtfertig seine Versprechungen waren, und drehte sich zum Fenster um. „Was soll ich ihm nur erzählen?“ überlegte er und fröstelte.

Jagolkowski war zufrieden. Er wußte, daß das Verfahren gegen den „Oberst a. D. Gwosdew“ eingestellt werden sollte, weil man der Überzeugung war, daß das „Blaue Kreuz“ ein harmloses Sammelsurium von „Senatoren“ war, die die Revolution auf den Asphalt der Rigaer Boulevards geworfen hatte. Er hatte mit seinem Chef über den Fall gesprochen. Aber Jagolkowski hatte auf die Vernehmung bestanden. Wer weiß?... Er traute dem „Angeklagten Gwosdew“ nicht und war „prinzipiell“ gegen „übereilte“ Entscheidungen. Das gebot ihm sein revolutionäres Gewissen, das Gewissen eines Menschen, der dreimal an verschiedenen Fronten des Bürgerkrieges verwundet worden war. Und heute hatte er sich entschlossen, den Oberst Gwosdew noch einmal zu vernehmen. „Sagt er nichts Wichtiges, dann zum Teufel mit ihm...“



Jean Lurçat

„Die Emigranten schimpfen auf Sie, und sie machen solche Umstände mit ihnen“, sagte er.

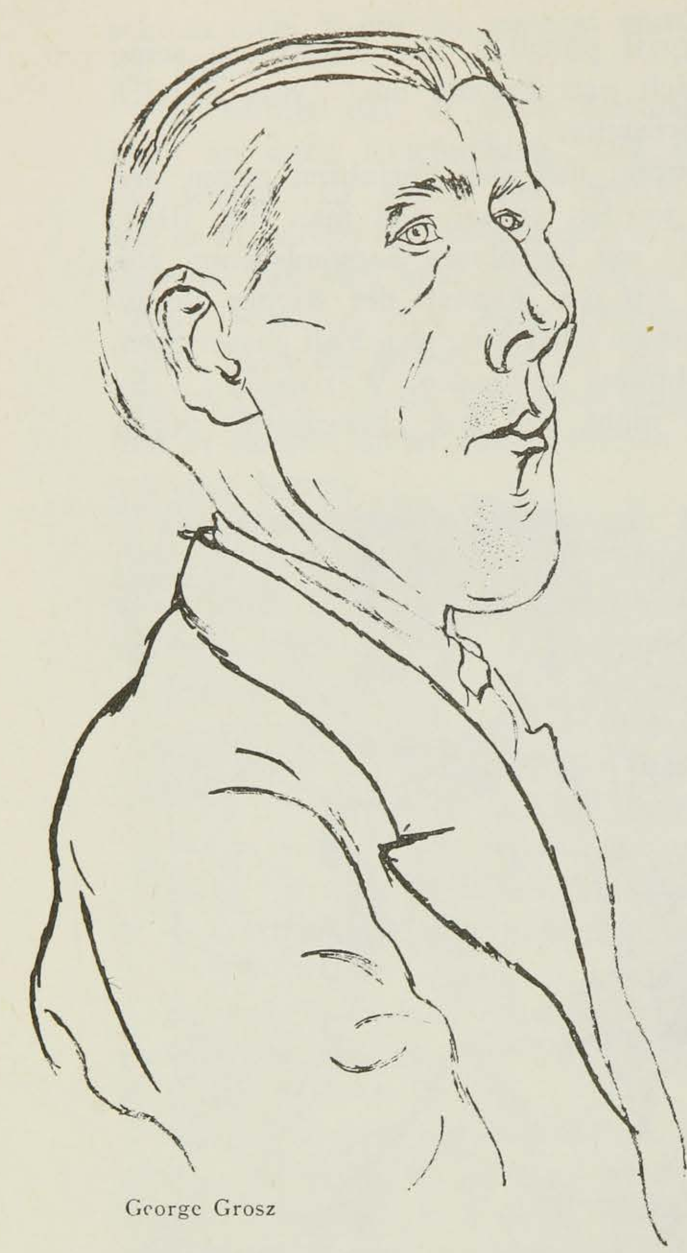
Das war richtig. Gwosdew wußte, daß man ihn beschimpfte. Immerhin fragte er:

„Schimpft man sehr?“

„Oh, und wie...“

„Nun, dann erzähle ich alles...“

Diese Worte waren ihm wider Willen über die Lippen gekommen. Er wurde ihrer im selben Augenblick inne und begann auch schon: „Genosse...“ Aber Jagolkowski hatte die Feder ergriffen und schickte sich an, nach seinem Diktat zu schreiben. Und dann geschah etwas, was Oberst Gwosdew selbst überraschte. Er begann sich seiner Freunde und Bekannten zu erinnern, seiner Kameraden aus der Schul- und Dienstzeit. Darauf, wen er an der Front getroffen hatte, mit wem er im Auslande gelebt hatte, und schließlich auch seiner flüchtigen und zufälligen Bekanntschaften: eines Richters in Kiew, eines Lehrers in Jekaterinoslaw, eines Geistlichen in Tula und endlich des Fräuleins aus dem Blumenladen,


George Grosz

dem er vor acht Jahren den Hof gemacht hatte. Er nannte Namen, erfand konspirative Erkennungszeichen und, wie er glaubte, einprägsame Parolen. Er beschränkte sich aber nicht nur hierauf. Er machte detaillierte Mitteilungen über eine Verschwörung in Moskau, über „Zellen" in den Roten Revierwachen, über die Verbindung mit den „Grünen" im Kaukasus, über das angeblich allgegenwärtige und allmächtige „Blaue Kreuz" und sein „Oberstes Komitee", dessen Sekretär er, Oberst Gwosdew, gewesen war. Er log enthusiastisch. Er log nicht nur, sondern brüstete sich, er schonte niemanden, selbst seine Verwandten nicht. „Je mehr ich rede, desto schwerer lassen sich meine Mitteilungen nachprüfen ... Und sie werden es nicht nachprüfen ... Jemandem, wie mir, glaubt man aufs Wort, und so wird man mich natürlich ohne weiteres freilassen." So beruhigte er sich in den spärlichen Augenblicken, in denen er zu Bewußtsein kam ... Sie saßen einander lange gegenüber, bis in die späte Nacht hinein. Oberst Gwosdew sprach und fuchtelte mit den Händen, während Jagolkowski leise lächelnd schrieb. Hätte sie jemand so gesehen, würde er sie kaum für einen Untersuchungsrichter und einen Häftling gehalten haben, sondern für zwei gute, sich angeregt unterhaltende Freunde.

Oberst Gwosdew beklagte sich über sein Augenlicht und wurde nach Zelle 7 verlegt. Sie war hell und geräumig und schien ihm ein Palast. Er bestellte sich aus der Gefängnisbibliothek Bücher: Conan Doyle und als „ernste Lektüre" den ersten Band eines zoologischen Lehrbuches. Er verwies auf seinen kränklichen Zustand und setzte durch, daß er Wein erhielt. Er trank ihn sparsam in kleinen Schlucken und erklärte dem Aufseher, daß er krank und der Wein für die Nerven gut sei. Man führte ihn baden und auf den Hof, um sich zu ergehen. Dort in dem kleinen Gefängnishof ging er längs der hohen, mit Palisaden gekrönten Mauern. In der linken Ecke stand ein Schilderhaus mit dem wachhabenden Rotarmisten. In seinem blauen, spitzen Helm glich er einem mittelalterlichen Reisigen. Hin und wieder kam die Ablösung. Über die ungefüge Treppe dröhnten ebenso ungefüge Wachen. Oberst Gwosdew betrachtete mit Erstaunen ihre

derben Stiefel, die Waffenröcke und das Lederzeug. „Hol' sie der Teufel, eine Armee haben sie geschaffen... Vielleicht haben sie wirklich keine Angst vor Europa?" Zeitweilig befiel ihn die Unruhe. Aber die Sonne wärmte ihm die Wangen wie draußen auf dem Lande, das grüne Gras auf dem Blumenbeet war so friedlich und der Aufseher so ruhig und höflich, daß sich seine Unruhe wieder legte. Dann schienen ihm auch die Stille, die Mäuse in der Zelle und die eingekratzte Inschrift „Jurij Bjelski" als etwas Unmögliches und Unwirkliches. War jedoch die vorgeschriebene halbe Stunde vorbei, dann schnappte das Schloß wieder zu. Oberst Gwosdew war allein. Und die Einsamkeit bedrückte ihn aufs neue.



Wilh. Petersen

Von Freilassung war noch immer keine Rede. „Formalitäten, Kleinigkeiten . . .", sagte sich Oberst Gwosdew. „Was schadets, daß ich sie angeschwindelt habe. Vielleicht verhaften sie ihrer zwanzig, überzeugen sich, daß sie nichts damit zu schaffen haben und lassen sie wieder laufen. Kommt wirklich jemand zu Schaden, dann war es eben sein Schicksal." Und wenn er, wie manchmal sein stummer Nachbar, in der Zelle auf und nieder ging, überlegte er, wie er sich Valuta verschaffen wolle, um nach Finnland oder Polen zu „verduften". „Bis sie überall nachforschen, bin ich schon im Ausland. Ja!..." Und nach der Kontrolle, wenn im Korridor die Schritte verstummten, trank er seine kleine Flasche Portwein aus, fühlte, wie ihm der Kopf schwindelte und träumte süß von dem ihm versperrten Berliner Leben, dem Leben, das für ihn noch vor kurzem eine kleinliche Alltagshölle gewesen war.

Dreimal ließ ihn Jagolkowski rufen und einmal der Chef Jagolkowskis. Es handelte sich um Ungenauigkeiten in seinen Aussagen. Wie hieß der Kiewer Richter? Wo wohnt das Fräulein aus dem Blumenladen? Welche Beamten der Luftflotte sind an der Verschwörung beteiligt?...

Oberst Gwosdew machte bereitwillig Erklärungen, Ergänzungen und Verbesserungen. Jagolkowski nickte mit dem Kopf, schrieb und ließ unterschreiben, während der Chef, ein bartloser, kahler und bejahrter Mann mit einer Brille, ruhig fragte, ob er auch sicher sei, ob er sich nicht geirrt habe, vielleicht unbewußt?

Der Juli ging zu Ende, die Mauern brüteten Hitze, auf dem Blumenbeet war eine Sonnenblume hochgeschossen, und Oberst Gwosdew wurde manchmal unruhig: „Und wenn sie dann doch nachprüfen?" Er wies diesen Gedanken von sich, las Conan Doyle und gab sich Mühe, nicht zu denken. Aber jetzt kehrte die Unruhe ständig und hartnäckig wieder. Einmal wachte er nachts schweißgebadet auf. Er saß auf dem Bett, hielt den Atem an und begann zu warten. Worauf er wartete, hätte er nicht angeben können. Rings war alles still. Aber noch nie hatte er sich so hilflos und von allen vergessen gefühlt. Einst an der Südfront, weit im Rücken der Roten, hatte eines Tages sein Pferd zu lahmen begonnen. Er war hinter dem Regiment zurückgeblieben und hatte sich zu Fuß auf den Weg gemacht. Unübersehbar wogte der reife, hellgelbe Roggen, in der Luft roch es stark nach Wermut. Und kein Mensch in weitem Umkreise. Er war hilflos und verlassen. So auch jetzt. Nur noch schlimmer, nur noch viel schlimmer. Er versuchte einzuschlafen, aber ihm war drückend heiß. In seinen Ohren dröhnte es warnend und drohend wie Schüsse.

Mitte August ließ ihn der Chef zur Vernehmung rufen. Diesmal ging Oberst Gwosdew zuversichtlich, ja beinahe mit der Überzeugung hin, man werde ihn, wenn nicht heute, so doch morgen, freilassen. Diese beruhigende Gewißheit war in ihm in den letzten Tagen gewachsen. Der Grund dafür war, daß der Spaziergang schon längst nicht mehr eine halbe Stunde, sondern erheblich länger dauerte und daß man ihm eine neue Lampe in die Zelle gestellt hatte. Er reihte diese kleinen häuslichen Anzeichen aneinander und zog daraus einen tröstlichen Schluß, — eben den, den er so sehnsüchtig erwartete.

„Setzen Sie sich."

Oberst Gwosdew zündete sich eine Zigarette an und versuchte es mit einem Lächeln.

„S'ist heiß, Genosse . . ."

Der Chef warf ihm durch die Brille einen strengen Blick zu.

„Sie haben uns die Unwahrheit gesagt."

„Wie meinen Sie? Wie meinen Sie das, Genosse?"

„Sie wissen es nicht? Sie haben gesagt, daß Sie für jedes Ihrer Worte bürgen. Hier, amüsieren Sie sich damit."

Er reichte ihm einen Fragebogen. Darauf hieß es sachlich, daß der ehemalige Friedensrichter in Kiew, Alexander Petrowitsch Awdejew, im Januar 1917 verstorben sei.

„Sie haben ihn doch genannt?"

„Ich ... Nein ... Ja, mir scheint, ich habe ihn genannt ...“

„Nun?“

Oberst Gwosdew machte eine bedauernde Geste.

„Entsinne mich nicht ... Auf Ehre und Gewissen. Ich begreife nicht, Genosse ... Das ist irgendeine dumme Geschichte.“

„Ja, eine dumme Geschichte ...“, bestätigte der Chef und suchte in den Papieren auf dem Tisch. „Hier ist noch ein Schriftstück.“



Genin

Das Schriftstück wies nach, daß die Parolen des „Blauen Kreuzes“, die Gwosdew angegeben hatte, offenkundig erfunden waren.

„Nun?“

„Genosse ... Ich schwöre auf Ehre, Genosse! ... Was heißt denn das? ... Das weiß der Teufel!“

„Ja, das weiß der Teufel ... Nun, was haben sie über die Bürgerin Paltschewskaja zu sagen?“

Oberst Gwosdew entsann sich plötzlich des Ladens auf dem Kusnezki, entsann sich der feuchten Treibhausluft, Irise und Magnolien und darüber lachende Augen. Er erbleichte und antwortete nichts.

„Ich frage Sie.“

„Ja, ja, Genosse, gleich ... Ich versichere ... Ich versichere mit Bestimmtheit, daß die Bürgerin Paltschewskaja zweimal nach Berlin gereist ist ...“

„Zu welchem Zweck?“

„Zu einem Zusammentreffen ... zu einem Zusammentreffen mit mir ... in der Affäre ...“

„Sie sind sicher?“

„Absolut ...“

„Gut. Eine Gegenüberstellung gefällig?“, und ohne die Antwort abzuwarten gab der Chef telephonisch den Befehl: „Führen Sie die Paltschewskaja vor.“

Jetzt schwiegen beide. Der Chef nahm bedächtig die Brille ab, hauchte sie an und begann sie sorgfältig mit dem Taschentuch zu putzen. Das Tuch war gewürfelt und hatte einen roten Saum. Oberst Gwosdew saß unbeweglich auf seinem Stuhl. Ihm wurde offenbar, daß er überführt war.

„Es gibt keinen Ausweg... Verloren." Und er wartete stumpf und ergeben. Aber als er die schmale Frauengestalt in der abgetragenen Jacke und das längst vergessene, jetzt schon nicht mehr junge Gesicht erblickte, überkam ihn mit dem letzten Rest von Willen eine Eingebung:

„Sofia Andrejewna, Sie kennen mich nicht?"

„Doch."

Sie sagte das ruhig und schaute ihm in die Augen.

„Sie entsinnen sich, daß wir uns vergangenes Jahr in Berlin gesehen haben?"

„Ich bin nie nach Berlin gefahren."

„Doch, Sie sind hingefahren... Sie waren zweimal dort: im Januar und im April."

„Sie irren, ich habe die ganze Zeit über in Moskau gelebt."

Er hustete. Dann wandte er sich um. Wieder fielen ihm jene wundervollen Blumen ein. Und trotzdem sagte er:

„Das ist unwahr."

Sie zuckte die Schultern. Der Chef reichte ihm ein Papier: eine Bestätigung des Hauskomitees. Dort hieß es, daß die Bürgerin Sofia Paltschewskaja im Volksaufklärungskommissariat angestellt ist und seit fünf Jahren Moskau nicht verlassen hat. Oberst Gwosdew blickte auf die große Schreiber-Unterschrift. Die Buchstaben sprangen, drängten sich zusammen und fielen um. Wie im Traum hörte er:

„Bürgerin Paltschewskaja, ich will Sie nicht länger aufhalten."

Der Chef steckte das Taschentuch ein und gähnte. Der Fall des „Obersten a. D. Gwosdew" ekelte ihn schon lange an. Die Angelegenheit lag doch ganz einfach. Bei der Rückkehr nach Rußland hatte man ihm Pardon zugesichert, also mußte man ihn amnestieren. Der Angeklagte hatte geschwindelt, — aus Dummheit und aus Angst. Der Schwindel war heute endgültig aufgedeckt. Die Geschichte war damit zu Ende... Der Chef dachte an die zaristischen Gefängnisse, an Sibirien, die Etappen und Akutai. „Ja, die haben uns verschickt... Und jetzt zittern sie und schwindeln... Eine Menge unnützer Schererei. Dreck."

„Sie werden nach Narym verschickt."

„Genosse, nochmals, auf Ehre und Gewissen. Genosse, ich sage: alle meine Aussagen sind heilige Wahrheit... Ich kann... Ich kann mich irren, natürlich. So habe ich beispielsweise den Familiennamen des Richters verwechselt: er hieß nicht Awdejew, sondern Alexejew... Aber der Lehrer Strahl, zum Beispiel, ist ein Kontrerevolutionär... Und die Paltschewskaja auch... Ich bleibe dabei. Ich bleibe kategorisch dabei. Genosse."

Oberst Gwosdew redete wie im Fieber. Er sprach nur noch, um Zeit zu gewinnen. Ein irrsinniger Gedanke durchrann ihn: man habe ihn betrogen und werde ihn heute nacht erschießen. Er kämpfte verzweifelt gegen das Schicksal, um einen Aufschub zu gewinnen. So dachte er wenigstens... Ihm schien, er rette damit sein Leben. Er erwachte erst wieder, als der



Ruß-Photo



Ruß-Photo

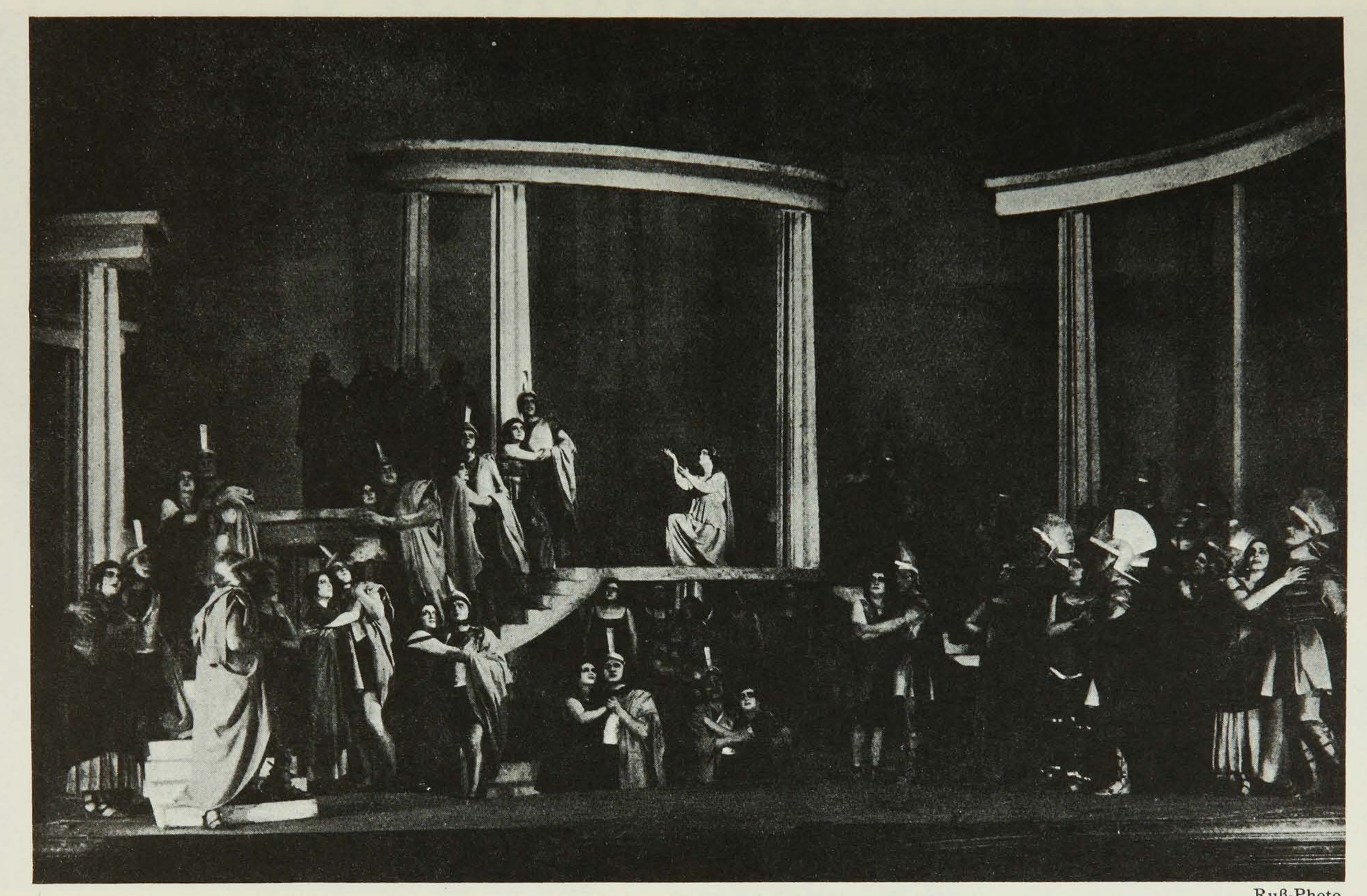
Die Aegyptischen Nächte von Puschkin



Ruß-Photo

Die Aegyptischen Nächte von Puschkin

Das Moskauer Künstlertheater



Ruß-Photo

Aufführung der Oper Lysistrata

Slg. A. Feder, Paris

Holzplastik aus Kongo



Wintertur, Slg. Reinhart

Moissi Kogan, Terrakotta-Relief

Chef nach langem Bitten, Beweisen und Überreden sich über das kahle Haupt strich und gleichmütig sagte:

„Gut. Wir werden die Sache noch einmal nachprüfen."

Als er in die Zelle zurückgekehrt war, trank der Oberst mit einem Schluck ein Glas Wein aus: „Jetzt heißt es gut überlegen ... ruhig und kaltblütig ... Die Hauptsache ist kaltes Blut." Seine Hände zitterten. Er legte sich nieder. An dem Wirrwarr war er natürlich nicht schuld. Schuld waren der Chef und Jagolkowski. Die hatten geschwindelt .... Wie, darauf hätte er keine Antwort gewußt. Jedoch war er aufrichtig überzeugt, daß er das unschuldige Opfer war. Seine Lügen hatte er vergessen. Es schien ihm, als sei er von der Wahrheit nur ein wenig abgewichen, — aber nur in der Absicht, die Sache zu beschleunigen. Und jetzt nützen sie seine Lage aus, um ihn absichtlich zu reizen und zu verderben. Als er einschlief, lag er zuerst wie ein Toter, gegen Morgen begann er aber zu träumen. Der Traum war so deutlich und so wirklich, daß der Oberst sogar aufschrie. Er träumte, der Aufseher habe die Zeitungen gebracht, aber beim Weggehen vergessen, ihn einzuschließen. Er zog die Stiefel aus und spähte auf den Zehenspitzen hinaus auf den Korridor. Draußen war es leer. Nur die Lampen brannten gelblich. Er schlich sich zum Abtritt. Dort wartete er, lauschte und konnte keinen Entschluß fassen. Da — plötzlich jagte er zusammengeduckt wie eine Katze zum Treppenabsatz. Nirgends ein Posten. Er hastete die steinerne Treppe hinunter, tiefer, immer tiefer. Zuerst kam er ins Bad, dann in den Keller, darauf in einen noch tieferen Keller, in ein viereckiges Gewölbe. Dort stand ein Mensch, dicht an die Mauer gepreßt. Er erkannte sein Gesicht: es war der Fähnrich Schumilin, derselbe, der sich geweigert hatte, auf die Arbeiter zu schießen. Fähnrich Schumilin zog ein Messer und jagte ihm nach. Er floh die mürben Ziegelmauern entlang. Einen Ausweg gab es nicht, keine Tür, nicht einmal ein Fenster. So kreisten sie hintereinander, kreisten lange und hoffnungslos: weder vermochte Oberst Gwosdew zu entfliehen, noch Fähnrich Schumilin ihn mit dem Messer niederzustoßen. Aber das Messer saß ihm im Nacken: „Flieh ... flieh ... flieh ..." Und Oberst Gwosdew wiederholte: „Fliehen ... fliehen ... fliehen ..."

„Fliehen ...", dachte er laut und schlug die Augen auf. Der Schlüssel knirschte. Der Aufseher schob den Besen herein. Draußen sangen die Arbeiter:

„Pope Sergej
Diakon Sergej
Küster Sergej
das Dorf Sergejewna
und Matrjona Sergejewna
tratschen allesamt ..."

Oberst Gwosdew begann eilig unter dem Tisch hervorzukehren, aber eine Sekunde hielt er inne und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er erinnerte sich, er erinnerte sich des gestrigen Tages — der Brille des

Chefs, des gewürfelten Taschentuches mit dem roten Saum und der Gegenüberstellung. „Schweinehunde ... aus ...“ Er legte sich wieder hin und vergrub den Kopf in das Kissen. So lag er bewegungslos, bis das Schloß knirschte:

„Tee holen.“

Er erhob sich und ging widerwillig zur Tür. Aber als er breitbeinig aus der schweren Kanne das heiße Wasser eingoß und der aufsteigende Dampf ihm die Finger verbrannte, dachte er bereits wieder an Flucht. „Wenn ein Mensch will, dann kann er ... Nur um den Passierschein handelt es sich!“ Er verzichtete auf den Spaziergang und ging den ganzen Tag ratlos in der Diagonale lang, aus einem Zellenwinkel in den anderen. Er aß nichts bis zum Dunkelwerden, bis die „neue“ Lampe, das naive Anzeichen seiner Freilassung, brannte. Die Augen schmerzten ihn. Er blinzelte in das grelle Licht und kam zu dem Schluß: „Man muß während der Vernehmung fliehen.“

Eine Woche später ließ ihn Jagolkowski rufen. Man wollte ihm den Beschluß des Kollegiums „auf Verschickung des Bürgers Gwosdew nach Narym“ eröffnen. Aber nun war Oberst Gwosdew ebenso überzeugt, er werde erschossen, wie er ehedem sicher war, man werde ihn heute oder morgen freilassen. „Die? Kanaillen! .... Können ja nichts als erschießen.“

Er steckte die Portweinflasche in die Tasche und ging hinaus. Dabei fühlte er weder Schwäche noch Erregung. Im Gegenteil, das Herz war wie versteinert und hatte zu schlagen aufgehört. Er kannte diese aktive Entschlossenheit an sich. So, wie an einem Draht ging er, wie einst in Kavalleriefront.

Jagolkowski war gedrückt und nicht bei Stimmung. Trotzdem lächelte er und forderte ihn höflich auf, Platz zu nehmen. Oberst Gwosdew setzte sich nicht. Er postierte sich am Schreibtisch und sagte abgerissen, beinahe grob:

„Ich bin krank, Genosse .... Gestatten Sie, daß ich einen Schluck Wein trinke ...“

Er stellte die Flasche auf ein grau eingebundenes Buch. Auf dem Umschlag stand: „Friedrich Engels.“ „Sieh mal, verbotene Literatur suchen sie“, lächelte Oberst Gwosdew vor sich hin und strich sich den Schnurrbart. Jagolkowski blickte ihn erstaunt an:

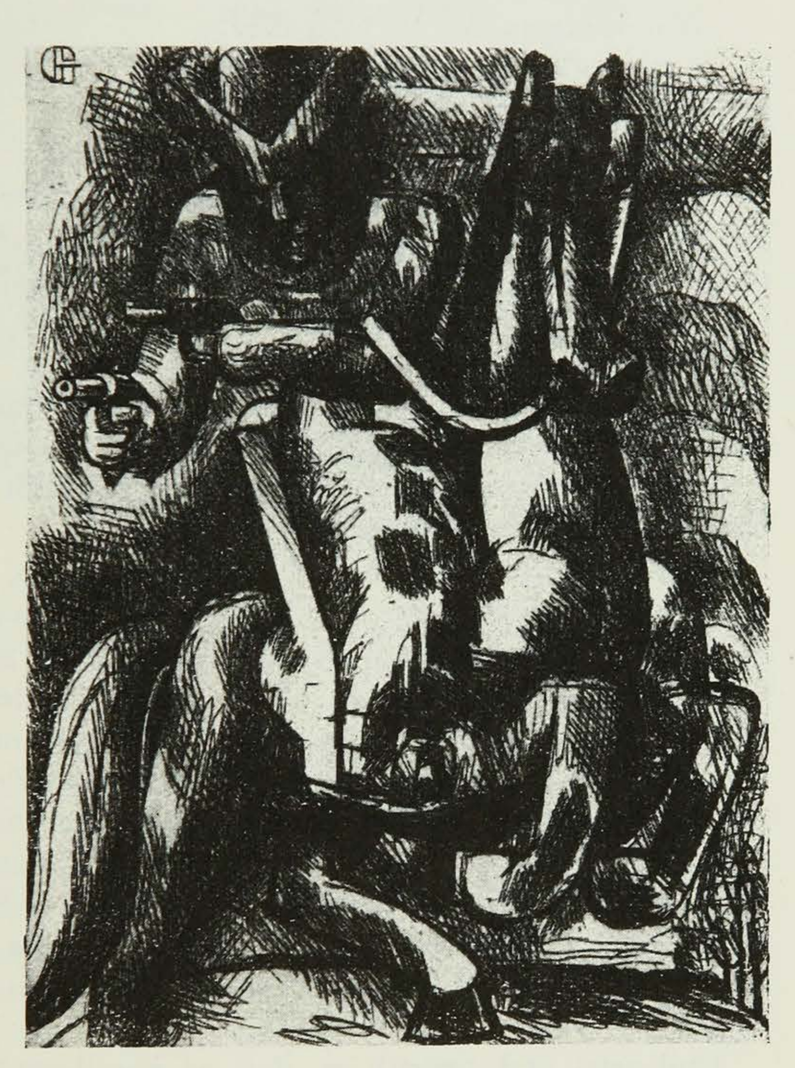
„Was haben Sie? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Die Nerven, Genosse ... Die Nerven ...“

„Sie sollten zum Arzt gehen.“

„Was lügt er da?“ dachte Oberst Gwosdew. „Zum Henker, was für ein Arzt? ... Erschießen einen und reden vom Arzt ...“ Er sagte jedoch nichts, sondern warf stirnrunzelnd einen Blick nach unten. Er sah den jungen, weißblonden Kopf Jagolkowskis. „Fliehen ... los, und damit fertig ...“ Jagolkowski beeilte sich, das Verhör abzuschließen und nach Hause zu kommen. Er war jetzt gleichfalls überzeugt, daß der „Angeklagte“ nichts wußte und in seinen Aussagen einfach geschwindelt hatte.

Und wenn dem so war, braucht man sich nicht weiter mit ihm abschleppen... Er beugte sich über den Tisch und begann rasch zu schreiben: „Laut Beschluß des Dreierkollegiums wird der Bürger Gwosdew versch..." Aber für Oberst Gwosdew war die Zeit zum Handeln gekommen. Er griff nach der Flasche. Eine Sekunde lang wog er sie in der Hand, als wolle er unschlüssig ihr Gewicht ausproben. Aber plötzlich biß er die Zähne zusammen, holte aus und schlug mit voller Wucht auf den Kopf vor ihm. Die Flasche ging klirrend in Scherben. Jagolkowski ächzte und fiel mit der Brust gegen den Tisch. Oberst Gwosdew sah den zertrümmerten Schädel, das blutüberströmte Gesicht und die über das grüne Tuch verstreuten Splitter.



Marcel Gromaire

Der Passierschein steckte in der Tasche des toten Jagolkowski. Der Oberst Gwosdew hatte den Passierschein vergessen. Er wußte nicht, wo er seine feuchten Hände abwischen sollte. Sie behinderten ihn und rochen nach Wein . . . „Weshalb denn?... Weshalb denn?..." Im anstoßenden Zimmer war niemand. Er kehrte um und lief auf den Korridor hinaus. Er übersprang Stufen, stürzte beinahe die Treppe hinunter, immer tiefer und tiefer, wie damals nachts im Traum. Auf dem letzten Treppenabsatz schöpfte er einen Augenblick Atem und rannte dann aufs Geratewohl nach rechts. Er lief jetzt ohne Ziel und Sinn. Schon hörte man Rufe und dröhnende Schritte. Am meisten fürchtete er sich, zurückzublicken, besinnungslos stieß er eine schwere Tür auf. Er sah eine Wolke Tabakrauch und in dem Qualm unbekannte Menschen. Eine ganze Menge. Sie sprangen lärmend von den Stühlen auf und ergriffen ihn, ergriffen seine blutigen Hände.

Widerstand wollte und konnte er auch nicht leisten.

Erst im Arbeitszimmer des Chefs kam er wieder zu sich. Er saß auf dem Diwan, und der Chef reichte ihm ein Glas kaltes Wasser. Aber seine Zähne klapperten und schlugen gegen das Glas. Und immer noch roch es nach Wein.

„Sind Sie imstande zu sprechen?"

„Ja ... Genosse, begreifen Sie ... die Nerven ..."

„Nun?"

„Ich konnte nicht mehr ..."

„Was konnten Sie nicht mehr?"

„Ich konnte es nicht mehr ertragen ... Die Einsamkeit ... Und die ganze Zeit auf die Erschießung warten ..."

„Was für Erschießung?"

Oberst Gwosdew schaute verständnislos drein. Etwas schnürte ihm schmerzhaft das Herz zusammen ... „Wie? ... Wirklich? .... Was heißt das? ..." Und aufgeregt begann er von der qualvollen Stille zu sprechen, daß er ein „lebendiger Mensch" sei ...

„Begreifen Sie doch, begreifen Sie, Genosse ... Ist denn das möglich? ... Auf Ehre und Gewissen ... Ich ..." — er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte. — „Verzeihung."

Der Chef zog die Stirn zusammen. „Da läßt man den Schwätzer frei, und er ... Und diese alberne Flucht?"

Aber weil der Chef ihn nicht abführen ließ, und vornehmlich weil er ihn aufmerksam anhörte, begann Oberst Gwosdew aufs neue zu lügen, wie er bei den Vernehmungen gelogen hatte. Jetzt machte er Jagolkowski für den Anschlag verantwortlich. Er warf ihm Parteilichkeit, Hochmut, Grobheit und moralische Foltern vor ... Je weiter er sprach, desto mehr war er von seinem moralischen Rechte überzeugt, desto stärker entbrannte in ihm das Verlangen, Glauben zu erwecken und sich zu retten.

„Nur für Sie ... nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, Genosse ... Jetzt erzähle ich alles ... Die ganze Wahrheit ... Solange ich bedroht war, wollte ich nicht erzählen ... Aber Ihnen erzähle ich alles ..."

Oberst Gwosdew hielt inne und las die Verachtung in den Augen des Chefs.

Und jetzt erst begriff er, daß er nur deshalb verhaftet war, gelogen und Jagolkowski getötet hatte, weil er sich fürchtete, seine Nichtigkeit, die Nichtigkeit des „Blauen Kreuzes" einzugestehen.

(Aus dem Russischen von Ludwig Klemm.)


Ernst Aufseeser

WEISE WOCHE BEI KEYSERLING

Von

LILY PRINGSHEIM

Probleme wie „Religion“, „Werden und Vergehen“ und bei der jetzigen Tagung „Freiheit“ beschäftigen die Gemüter der „Schule der Weisheit“ und ihren Führer Grafen Hermann Keyserling. Jedes Jahr im Herbst ist eine Tagung. Sie dauert acht Tage. Vormittags ein Vortrag, Nachmittags ein Vortrag. Dazwischen geistige Verdauung. Das Publikum meist von auswärts. Viele Prinzen, Grafen, Barone, simple Adelige, auch Bürgerliche.

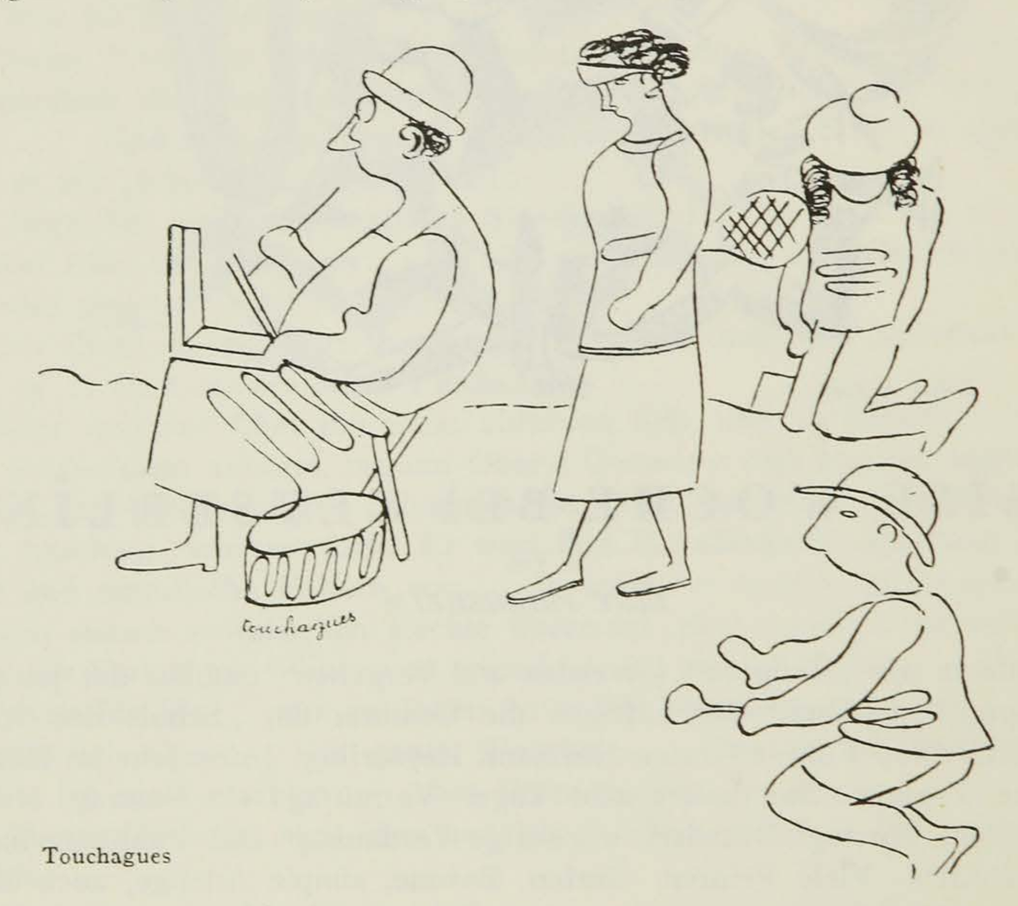
Die Weisheitswoche kostet vierzig Mark. Jeder kann Mitglied werden. Dann ist man enger angeschlossen. Der Graf ist lebhaft, er spricht viel, gern und sich überstürzend. Sein Spitzbart läuft fadendünn aus. Kleine, schmale Augen, breite Backenknochen, eine Riesengestalt, der Gang schwankend, die Gestalt durch ihre Bedeutung nach vorn geneigt. Er hat noch baltischen Dialekt, obwohl er mit seinen Landsleuten verkracht ist. Dafür steht in den „Mitteilungen“ der „Schule der Weisheit“, die jährlich einmal erscheinen, daß er in Italien furchtbar berühmt und beliebt sei. Als Beweis sind viele „bessere Leute“ zitiert, die seine Vorträge besuchten.

Der Graf wird leicht zornig, wenn gewöhnliche Menschen ihn etwas fragen. Man muß entweder Künstler oder gelesener Schriftsteller oder besserer Abstammung sein. Er ist sehr stolz, daß er behaupten kann, könig-

lichen Geschlechtes zu sein. Dieser König hieß vor Jahrhunderten Wudiwilla oder so ähnlich, und niemand kennt ihn, weil er so vornehm ist.

Der Graf äußerte einmal, als sein kleiner Sohn Haferbrei essen sollte und nicht wollte, daß dieses Kind zeitlos intelligent sei. Schriftlich ist auch in den „Mitteilungen“ bestätigt, daß für den Grafen Mechanisierung gar kein Problem sei, weil sein Sohn mit drei Jahren das Automobil begriff.

Als vor zwei Jahren die Tagung im Zeichen der „Psycho-Analyse“ stand, ward auch der Graf psycho-analysiert, und zwar von O. H. Schmitz. Letzterer entdeckte den Grund der Erregbarkeit des Grafen. Als er weiter dringen wollte, rief Keyserling: „Bis hierher und nicht weiter.“ Das war



Touchagues

schade. Sonst wüßten wir mehr, als daß ihm in zarter Kindheit seine Amme nicht behagte oder sein Hauslehrer verhaßt war. Vielleicht wüßten wir dann auch, warum er jetzt über Freiheit sprechen ließ.

Keyserling hat reichen Wortschatz: „kosmisch, astrologisch, mikrokosmisch, makrokosmisch, kosmologisch“ usw. übersprudeln sich. Man versteht wenig, nur die Presse scheint ihn zu verstehen. Er hat auch der Presse dieses Mal eine private intime halbe Stunde extra gegönnt. Er riet ab, jeden Vortrag als Stenogramm zu bringen, sondern erst am Schluß oder gar erst nach dem Erscheinen seines „Ehebuches“ (am 1. Nov.) ein Resumee zu bringen. Auf dieses Ehebuch ist er bescheiden stolz. Er sagt, nie sei Besseres geschrieben worden, nie eine größere Tat geleistet als die Lösung des Eheproblems durch dieses Werk. Keine Ehe ist mehr ein Problem, wenn achtzehn Mark für einen Ganzleinenband bezahlt worden sind.

Jeder Mitarbeiter leistete sein Bestes, der Graf arbeitete achtzehn Stunden täglich dafür. Die Presse soll Propaganda machen für dieses Buch. Durch dieses Buch wird auch erst der Sinn der Tagungen, ja, der ganzen Schule der Weisheit, klar.

Diese Schule der Weisheit soll immer nur den Sinn des Daseins verkörpern, sie soll ein Orchester sein, Keyserling beliebt, sich „geistiger Dirigent" zu nennen. Jeder Ton hat seine Berechtigung und fügt sich gleich einer Bachschen Fuge zum Ganzen.

Vor zwei Jahren fanden noch „Exerzitien" nach den Tagungen statt, wo besonders für den Sinn des Lebens begabte Menschen auserwählt



George Grosz

wurden, um eine Woche Schweigeübungen mitzumachen. Der Graf und sein Mitarbeiter Dr. Rousselle waren Lehrer. Die Gebühren empfing der Sekretär. Man sollte durch Schweigen innerlich schwingen, jedes unausgesprochene Wort erzeugt Innerlichkeit, schließlich Tat. Der Graf erlaubte, im Restaurant beim Kellner laut Schnitzel oder Kaffee zu bestellen. Während der Schweigestunde in einem matt erleuchteten Raum eines ehemaligen Marstallgebäudes wurden Bilder gezeigt, z. B. Parzival, Gral usw. Diese Exerzitien waren nach alten jesuitischen Übungen gedacht.

Leider fielen sie dieses Jahr aus.

Dafür beschäftigte man sich jetzt mit dem „Freiheitsproblem". Der greise ungarische Graf Apponyi, Prof. Graf Dohna-Heidelberg und Prof. Driesch-Leipzig haben liebenswürdig zugesagt, weil man sehr drängte —

und —, es ist ja auch nicht sehr schwer für den Staatsmann, für den gewandten Juristen und philosophischen Professor, sich einmal eine kleine, wenn auch nicht notwendige Geste zu erlauben. Sie standen alle drei über der Sache. Im Hörsaal wie in der Politik ist man Schulung gewöhnt. Hier staunt das zusammengewürfelte Publikum geistiger Jongleure, bildungshungriger Damen, Weltenbummler und jeunesse dorée kritiklos, unakademisch, von Bluff und Kosmos-Ideen, Kino, Sommer-Reise oder Anthroposophie zersetzt — staunt, und ist geschmeichelt, daß es so viel verstehen soll. Graf Apponyi war weltgewandt und heiter — würdig. Er behandelte die staatlichen Bindungen im politischen Amt. Er schloß gefaßt, daß es da keine Freiheit gäbe und wies auf Gott.

Prof. Driesch wußte nicht, ob man frei oder nicht frei sei. Das dauerte eine Stunde, und es war sehr schön philosophisch, er hat auch einiges von Kant und vom neuesten größten Denker, Bergson, gesagt. Aber auch da keine Lösung, ob unser Schicksal determinativ oder nicht sei. Ja, wir wissen nicht mal, ob wir zwangsweise einen Brief schreiben oder nicht. Prof. Driesch schloß mit einem arabischen Sprichwort: „Gott weiß es besser."

Prof. Dohna (welcher auch noch Graf dazu ist) sprach entschieden am positivsten, als klarer verantwortlicher Jurist. Er sprach, als wenn er seine gewohnten Hörer vor sich hätte, über „Verantwortung und Recht".

Graf Hardenberg, Keyserlings Bewunderer und Freund, empfahl sich mit kabbalistischen Experimenten und mit der Angabe, aus was für Elementen der untrügliche Zauberspiegel besteht.

Wenn Kuno Graf Hardenberg auf ein Begräbnis soll, braucht er bloß in einem alten chinesischen Traum- oder Deutungsbuch nachzusehen, welches ihm untrüglich den Weg weist, ob er Gehrock oder Straßenanzug anziehen soll, und ob ihm nicht etwas Unangenehmes passieren wird. Alles ist in den Sternen bestimmt. Sehr zur Empfehlung der Schule der Weishe t wurde uns liebevoll das strahlende Bild ihres Gründers, des Grafen Keyserling, aus dem Sternbilde seiner Geburt entworfen: zum Führer und Lenker bestimmt, voll Dämonie und Geistesgaben, höchsten Fähigkeiten, europäischer Berühmtheit — die Sterne beweisen es.

Der Vortrag zündete, weil Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt waren, um zu beweisen, daß man durch sie gebunden sei.

Dämonisch, tragisch, voller Verwicklungen sprach Dr. Groddeck (Badearzt in Baden-Baden):

„Graf Keyserling erwies mir die Ehre, mich um einen Vortrag zu bitten.

Für mich ist das Problem der Freiheit gar kein Problem. Es gibt keine Freiheit. Es gibt das ‚Es'.

Das ‚Ich' kann nur das ausführen, was das ‚Es' will. Das ‚Es' ist vielleicht schon vor der Zeugung da. Jedenfalls im Moment der Zeugung beginnt das ‚Es'. Unser Schicksal. Nun kämpfen ‚Es' und ‚Ich', je bewußter wir werden."

Das Kind bewältigt das ‚Es'. Dr. Freuds Theorie vom Unterbewußtsein ist völlig überholt durch das Groddecksche ‚Es'. Freuds Psycho-Analyse war die Tat eines Riesen, aber unhaltbar, da der Mensch sein

Auguste Renoir, Landschaft bei Cagnes

Camille Pissarro, Der Garten von Eragny

Impressionisten-Ausstellung bei Paul Cassirer

Honoré Daumier, Oedipus

Henri de Toulouse-Lautrec, Messalina

Paul Cézanne, Der Mann mit verschränkten Armen

Edouard Manet, Der Richter J. Dejouy



Impressionisten-Ausstellung bei Cassirer
Auguste Renoir, La sortie du Conservatoire



Photo Rieß, Ausstellung bei Flechtheim
Fritzi Massary in „Die Teresina“

Unterbewußtsein nicht ertragen kann.“ Groddecksches „Es“ ist erträglicher, da es dem Kosmos einverleibt ist, wahrscheinlich schon die Zeugung bestimmt. Wie soll das „Ich“ das „Es“ ertragen? Je mehr das „Ich“ das „Es“ erkennt.

Z. B.: „Eine Dame meiner Praxis nimmt ein Bad.

Nach dem Bad kommt sie in meine Sprechstunde und zeigt ihr Knie, welches an akuter Kniegelenkentzündung erkrankt ist, dick geschwollen.

Ich frage die Patientin: ‚Wann schwoll das Knie an?‘

‚Im Bad.‘

‚Woran dachten Sie?‘

‚Ich wollte Sie treten.‘

‚Warum wollten Sie mich treten?‘

‚Weil ich erzürnt auf Sie war!!‘

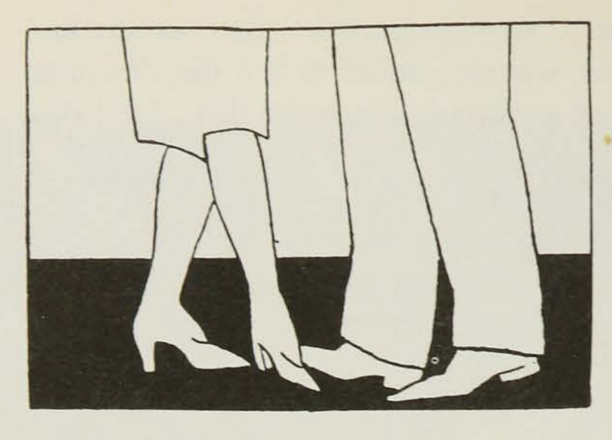
‚Nein, Sie wollten nicht mich treten, sondern den schwangeren Leib Ihrer Mutter! Sie waren zwei Jahre alt, und Ihr Zorn richtete sich gegen die Schwangerschaft Ihrer Mutter.‘

Denn, meine Damen und Herren (inklusive Hoheiten), jeder von Ihnen hat mit zwei Jahren den Leib seiner Mutter getreten, wenn sie schwanger war. Und dieser Tritt wiederholt sich bei späteren Affekten: man meint mit dem Tritt seiner Mutter Leib. Als ich dieses der Patientin erklärte und sie bat, sich mit der Ursache ihres Zornes zu befassen, und sie das ‚Es‘ erkannte, schwoll sofort das Knie ab, und sie war gesund. Daran sehen Sie wieder, wie durch Erkenntnis des ‚Es‘ das ‚Ich‘ etwas vollbringen kann.“

Dr. Groddeck trug dies im Gehrock mit sehr hohem Stehkragen vor. Auf der Straße heller Überzieher, neuer weißer Strohhut, nachlässiger Gang des Bewunderten. . Er war besonders von Damen umgeben, die dunkle „Es“-Geheimnisse preisgaben. Er beantwortete zerstreut lächelnd, verbindlich, die Uhr in der Hand. Abends beim „geselligen Zusammensein“ bildete sich ein großer Kreis um ihn. Man trank Wein, Sekt und beichtete böse „Es“-Gedanken. Er verstand jede Anspielung, er wurde die Sensation. Wer mit ihm über die Straße ging oder ihm kameradschaftlich auf die Schulter klopfte, wurde angestaunt.

Der Schlußvortrag von Keyserling faßte speziell noch einmal die grandiose Groddeck-Erfindung des „Es“ und auch die verschiedenen Freiheitsauffassungen anderer Redner zusammen, um darin zu gipfeln, daß alles in der Weltstatistik sei, aber ureigenes Wesen, also Freiheit sich diesem Begriff entzöge. Frei ist der Mensch, der ein Risiko wagt.

Diese Quintessenz brauchte zwei Stunden. Rauschender Beifall lohnte den unermüdlichen Redner. Die Autos stauten sich vor dem Eingang des „Hotel Traube“, wo die Tagung stattfand. Darmstadts Einwohner standen vor dem Portal und bewunderten die Abfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen, des großherzoglichen Paares und vieler anderer. Den Grafen konnte man im Gespräch mit einem Driesch, Groddeck u. a. in voller Geistesfrische debattieren sehen. Die Mitglieder reisten noch befriedigter ab.




DER TANZ DES WINTERS: CHARLESTON

Von W. M.

Die beherrschende amerikanische Verrücktheit seit dem Kreuzworträtsel ist der Charleston-Tanz. In Amerika ist er Trumpf. Ein New-Yorker Jüngling, der seine Reihe beim Fußballspiel auf der Straße abwartet, wird unbewußt den Charleston-Schritt machen; die kleinen Mädchen kann man die Schritte unter der Kritik ihrer Freunde ausführen sehen; und die Füße der Stenotypistinnen, die auf die Untergrundbahn warten, beginnen fast instinktiv den Charleston. Die Knie werden zusammengenommen und die Absätze hochgehoben; sie haben den Charleston-Taumel.

Der Charleston ist *Jazz mit Knoten.* Wenn Jazz ruckweise geht, so *Charleston epileptisch.* Es ist ein Tanz ohne Biegung. Seine Windungen suggerieren Kubismus, denn Ellenbogen, Schultern, Knie und selbst Fußknöchel werden in Lagen gebracht, welche ein flottes Geschäft für Knochenärzte verheißen.

Wie er ausgeführt wird

Der charakteristischste Schritt besteht im Zusammenhalten der Zehen und dem Auf- und Abstoßen der Absätze mit einer x-beinigen Bewegung, was aussieht, als ob ein Betrunkener den Schritt auf der Schlitterbahn erfunden hätte. Bei einer anderen Bewegung wird jedes Bein rund um und hinter das andere geworfen, als würde versucht, es wegzuwerfen.

Ein weiterer charakteristischer Schritt ist Rückwärtsgehen, wobei man sich bei jedem Schritt auf den Zehen erhebt, mit den Fußknöcheln so gerade wie möglich. „Strut your stuff" (spreize deine Materie) ist die übliche Aufforderung irgend etwas auszuführen, vom Redehalten bis zum Zeigen eines neuen Fracks, dessen Bewegungen am besten charakterisiert werden durch die Vorstellung eines Negers, der gerade in der Lotterie gewonnen und seinen Preis erhalten hat, oder ein vor Furcht sterbendes Kücken.

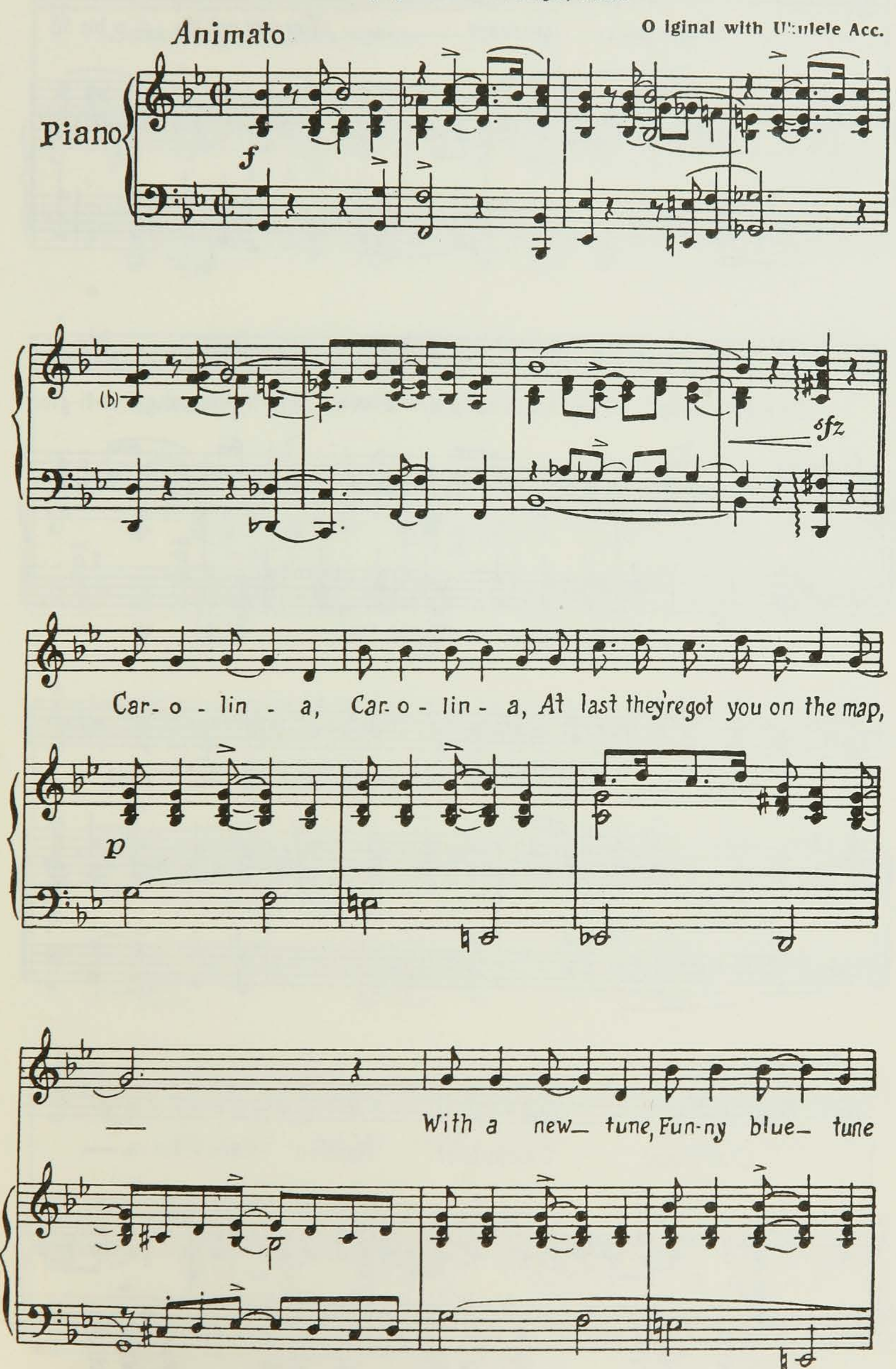
Woher er kam

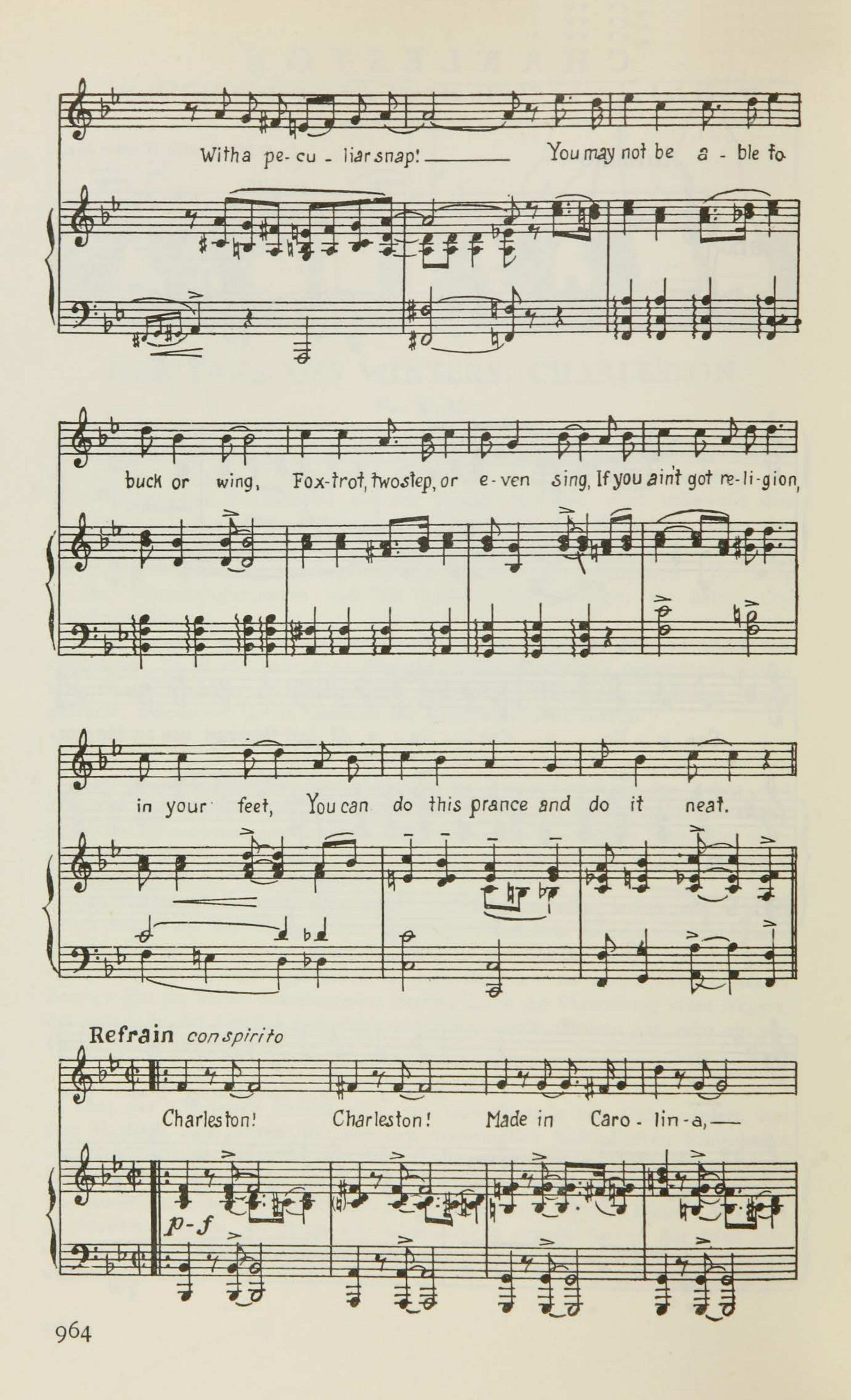
Aber der Charleston kommt nicht von dem Gestade von Ohio sondern von dem Harlems, dem Strom, der von den ursprünglich holländischen Einwohnern von New York zu den Negern hinabgeflossen ist, die in ihren Kolonien am Gestade jeden Reiz des Lebens einschließlich schwarzer Kabaretts besitzen. Von diesen exotischen Schlupfwinkeln ist der Charleston auf alle Bühnen Amerikas geschleudert worden, wo einige der athletischsten jungen Frauen der Welt miteinander in dem Versuch wetteifern, ihr lockiges Haar von ihren hübschen Köpfen wegzuschleudern. Fortsetzung siehe Seite 967

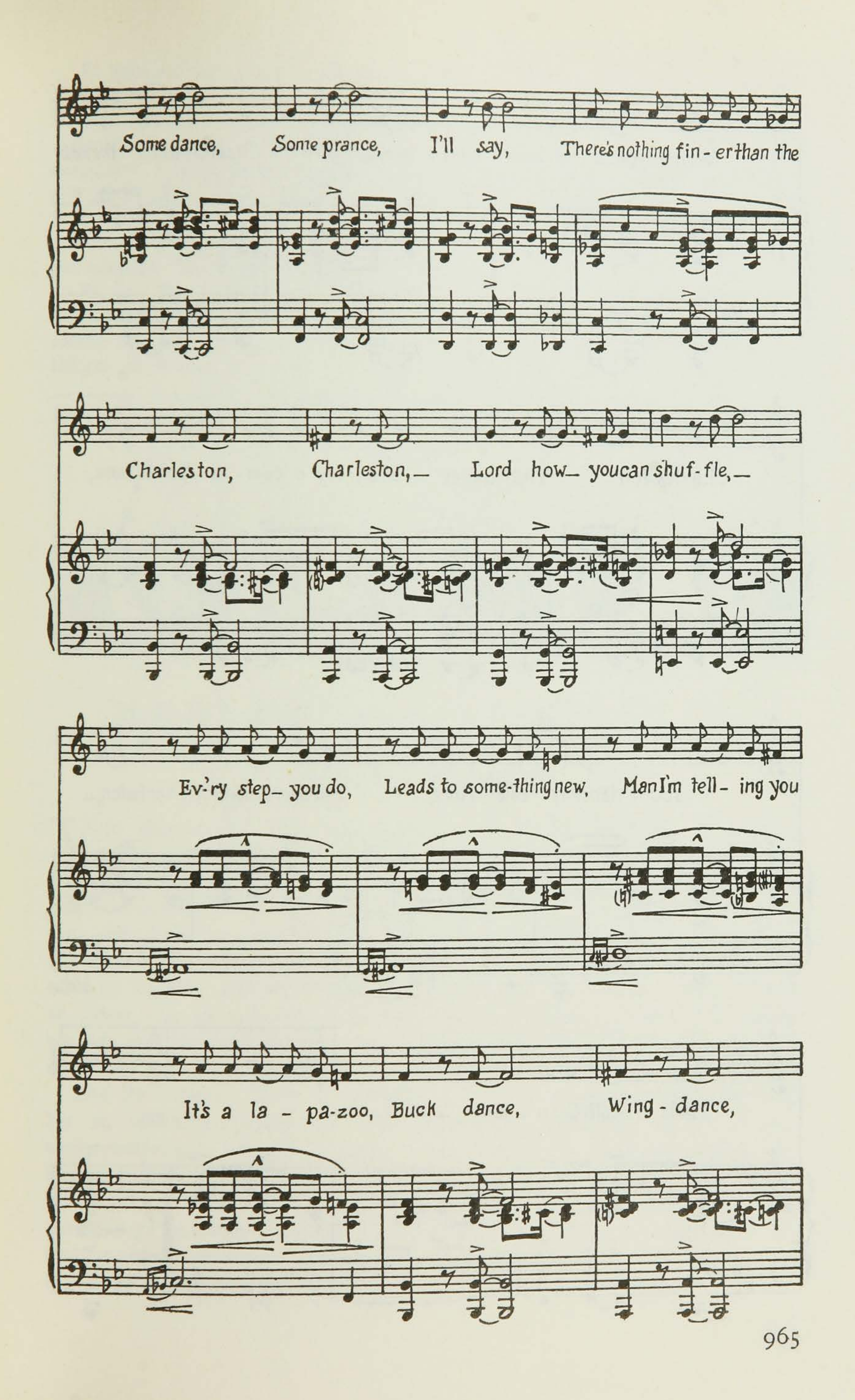
CHARLESTON

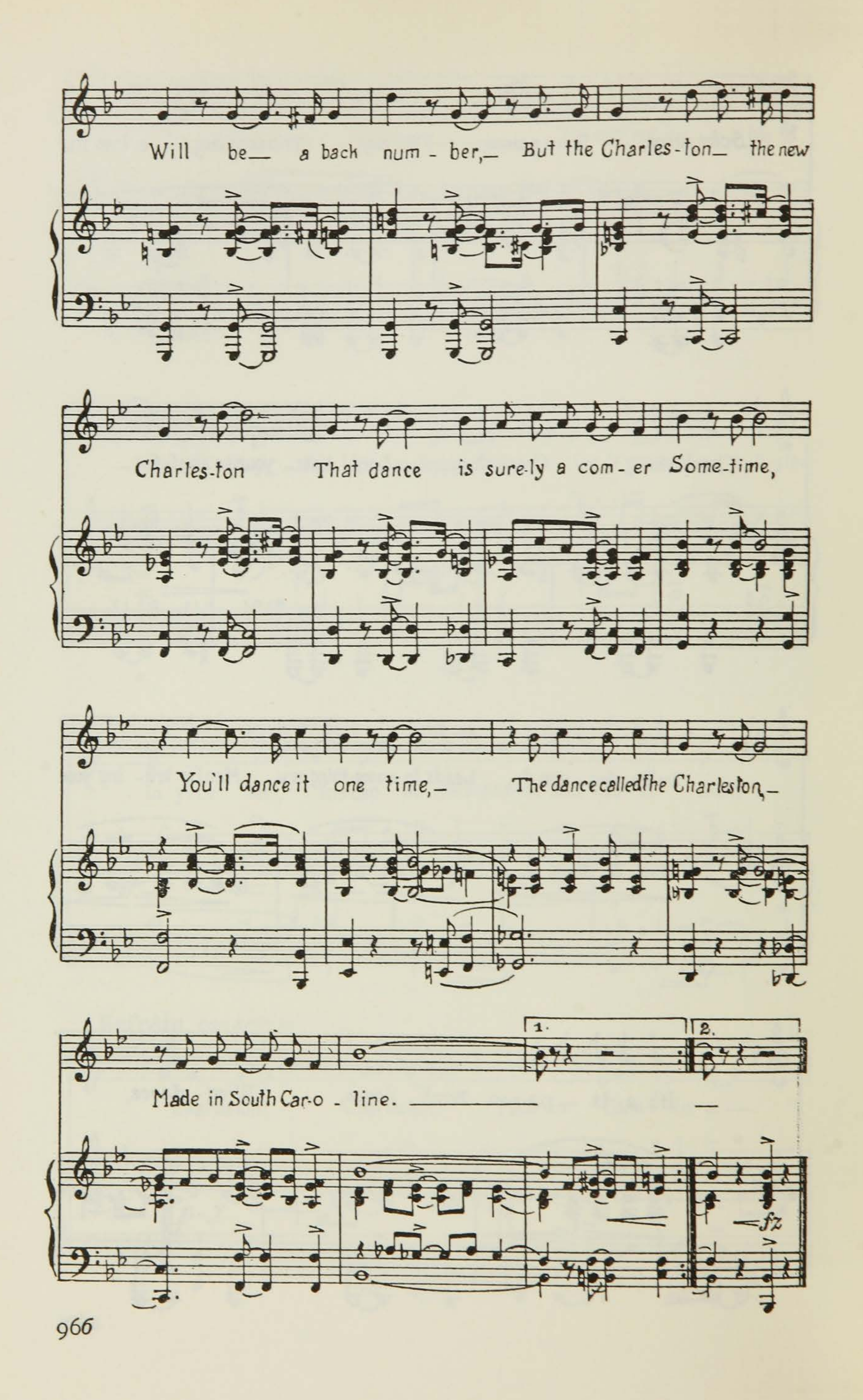
Words and music by CECIL MACK and JIMMY JOHNSON

Mit Genehmigung des Rondo-Verlages, Berlin.



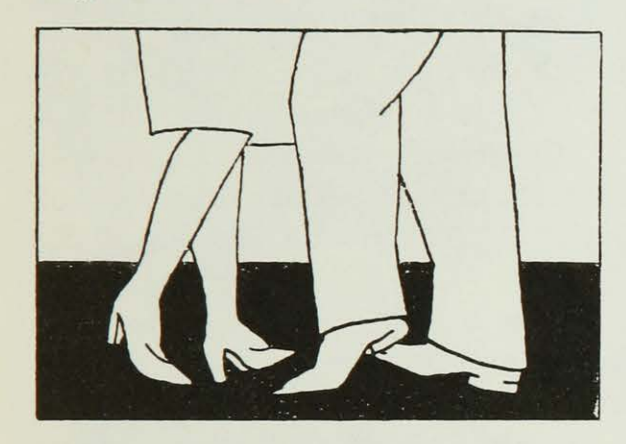

With a pe-cu - liar snap! You may not be a - ble to
buck or wing, Fox-trot, two step, or e-ven sing, If you ain't got re-li-gion,
in your feet, You can do this prance and do it neat.
Refrain con spirito
Charleston! Charleston! Made in Caro - lin-a,
p-f

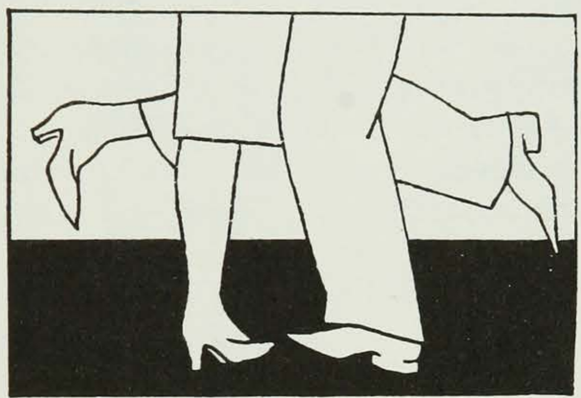

Some dance, Some prance, I'll say, There's nothing fin - er than the
Charleston, Charleston, Lord how you can shuf - fle,
Ev'ry step you do, Leads to some-thing new, Man I'm tell - ing you
It's a la - pa-zoo, Buck dance, Wing - dance,


Will be— a back num - ber,— But the Charles-ton— the new
Charles-ton That dance is sure-ly a com - er Some-time,
You'll dance it one time,— The dance called the Charleston,—
Made in South Car-o - line. ——
1.
2.
fz

Er paßt — und „paßt" (fit) ist ein gutes Wort, um es in dieser Verbindung zu gebrauchen — zur gegenwärtigen Tanzmode Amerikas. Der Bühnentanz ist zum größten Teil eine Art Gymnastik geworden. Eine der regelmäßigen „stunts" (Verrenkungen), die man überall sieht, wird z. B. von jungen Damen ausgeführt, welche beide Hände auf die Bühne legen, und sie dann abwechselnd mit beiden Beinen auswerfen. Es ist Anstrengung, aber kein Tanzen. Solche Schwünge stehen über der gewöhnlichen Ausführung, aber es gibt Charleston-Amateure, welche zwanzig Schritte in ihrem Repertoire haben, mit denen sie die kühnsten Wettbewerbe eingehen.

Es sind alle Anstrengungen gemacht worden, den Charleston in einen Gesellschaftstanz zu verwandeln, aber er wird enden, wo er begonnen hat, im Kabarett, sofern wir nicht dahin kommen, das Tanzen einer Nacht in zehn Minuten erledigen zu wollen.





HELLENISTISCHE LYRIK

Von

MAGNUS V. WEDDERKOP

Von Sappho bis Else Lasker-Schüler ist ein weiter Weg. Eigentlich sollte man erwarten, daß er in umgekehrter Richtung verlaufen wäre und daß „der Schrei", „die Gebärzustände des Gefühls" — der Expressionismus also das Uranfängliche sei, der strenge Kunststil aber und der hochorganisierte Vers das Letzte und Endgültige. Ist diese Meinung rückständig und irrig, so wäre dann also die neue Lyrik Vollendung und die griechische primitive Kinderei. Das Dilemma ist schwer zu lösen, um so schwerer, als wir von griechischer Lyrik mehr reden, als wir verantworten können, da sie bekanntlich bis auf ein paar Krümel nicht auf uns gekommen ist.

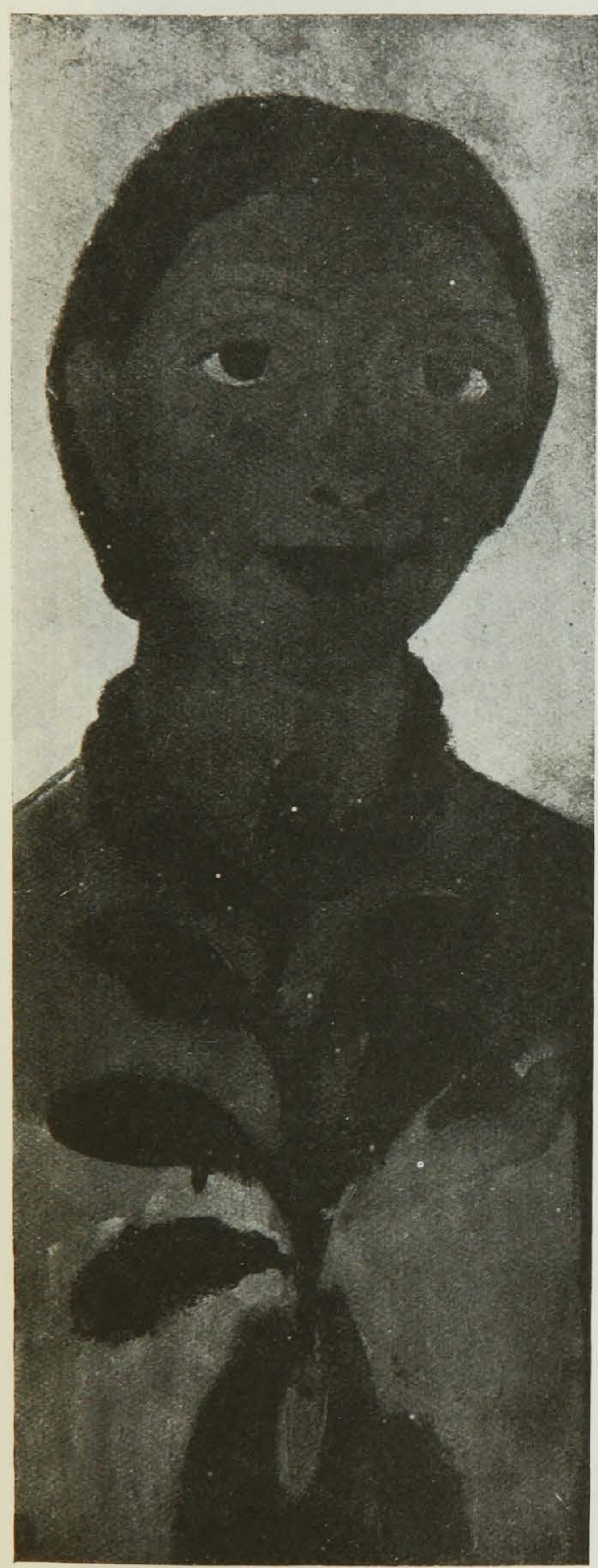
Die Philologen, deren Hauptaufgabe es zu sein scheint, nachzuweisen, bis zu welchem Grade wir vom klassischen Altertum nichts wissen, sind zweifelhaft, ob der Hellenismus — also literaturgeschichtlich gesprochen, die Epoche von Alexander bis Augustus — eigentliche Lyrik hervorgebracht und uns so in etwas für die untergegangene klassische entschädigt hat. Es fragt sich, was man unter Lyrik versteht, aber soviel ist immerhin sicher, daß die Epigramme der „Anthologie" sehr viele Elemente enthalten, die jeder als lyrisch gelten lassen muß.

Die „Anthologie“ ist eine in byzantinischer Zeit entstandene Sammlung von einigen 3000 Epigrammen, die sich über die Zeit von den Perserkriegen bis ins byzantinische Mittelalter verteilen, als die lebenszäheste aller griechischen Gedichtformen. Ursprünglich Epitaph und Weihinschrift, erreicht es durch Simonides seine klassische Höhe und taucht nach einer Karenzzeit im IV. Jahrhundert bald nach Alexander als literarisch zünftige Literaturgattung wieder auf, und zwar tritt hier zum ersten Male reine Buch- und Lesepoesie im Altertum in die Erscheinung, unserm Verständnis daher leichter zugänglich als die ältere Dichtung, die, für den Vortrag mit Musikbegleitung bestimmt, uns kaum mehr als ein Libretto sein kann. Übrigens war der Bruch mit der Vergangenheit bei den Epigrammdichtern nicht vollkommen, da ein Teil ihrer Produktion Rezitationsstücke für Trinkgesellschaften war.

Bei seinem Wiedererscheinen zeigt sich das Epigramm sogleich äußerst triebkräftig. Zahlreiche Talente, darunter die größten Dichter der Zeit, wetteifern in der Entwicklung einer Kunstform, die sich als überaus plastisch erweist und die verschiedenartigsten Elemente in sich aufnimmt, oft als kleine Elegie, als Idyll, als Trink- und Liebeslied und als Totenklage erscheint.

Das Inhaltliche ist es nicht, worauf es bei dieser Poesie ankommt. Ihre Motive sind nicht sehr wechselnd und für uns nicht neu. Den Dichtern wie auch ihrem Publikum lag es gleichermaßen nur an der neuen Wendung und Ausformung des alten Stoffes. Stil und Form sind für diese Künstler alles. Weil das Epigramm ein sehr kleines Gedicht ist, meist zwei oder drei, selten mehr als fünf Distichen umfassend, war äußerste Kürze und Gedrungenheit, aber zugleich auch feinste Ziselierung die Hauptsorge der Dichter. Rhythmus des Verses und des Gedankens sollen parallel gehen. Im Hexameter liegt in jeder Vershälfte meist ein großes klangvolles Wort, das zugleich Hauptträger des Sinnes ist. Der Pentameter besteht fast immer nur aus vier tonbeschwerten Worten. Welchen Grad lapidarer Kürze das Epigramm erreichen kann, — und darin verrät es seine Herkunft von der Inschrift —, davon kann man sich von unserer Sprache aus mit ihrer Spreu von Hilfszeitwörtern und Artikeln keinen Begriff machen. Im Griechischen werden die kompliziertesten Verbalbeziehungen in ein Wort zusammengedrängt, und zur Not kann der Epigrammdichter ohne jeden Artikel auskommen. Er verzichtet sogar fast ganz auf die zahllosen, sehr beliebten Partikelchen, die sozusagen die Lasuren des Griechischen bilden. Keine Dichtungsgattung ist so sehr wie die Epigramme aus dem Geist ihrer Sprache geboren.

Die schönsten sind die ältesten, diejenigen, die dem klassischen V. Jahrhundert zeitlich am nächsten stehen und sich noch mit seiner Tradition berühren. Theokrits großer Name ist von einer Schar von Dichtern umgeben, die in ihrer künstlerischen Persönlichkeit und ihrem Stil noch deutlich zu erkennen sind: Asklepiades vor allen, der elegante Erotiker, und der berühmte Bibliothekar von Alexandrien Kallimachos, der die überraschenden Pointen liebt und stets nur das ganz Neue,



Essen, Folkwang-Museum

Paula Modersohn



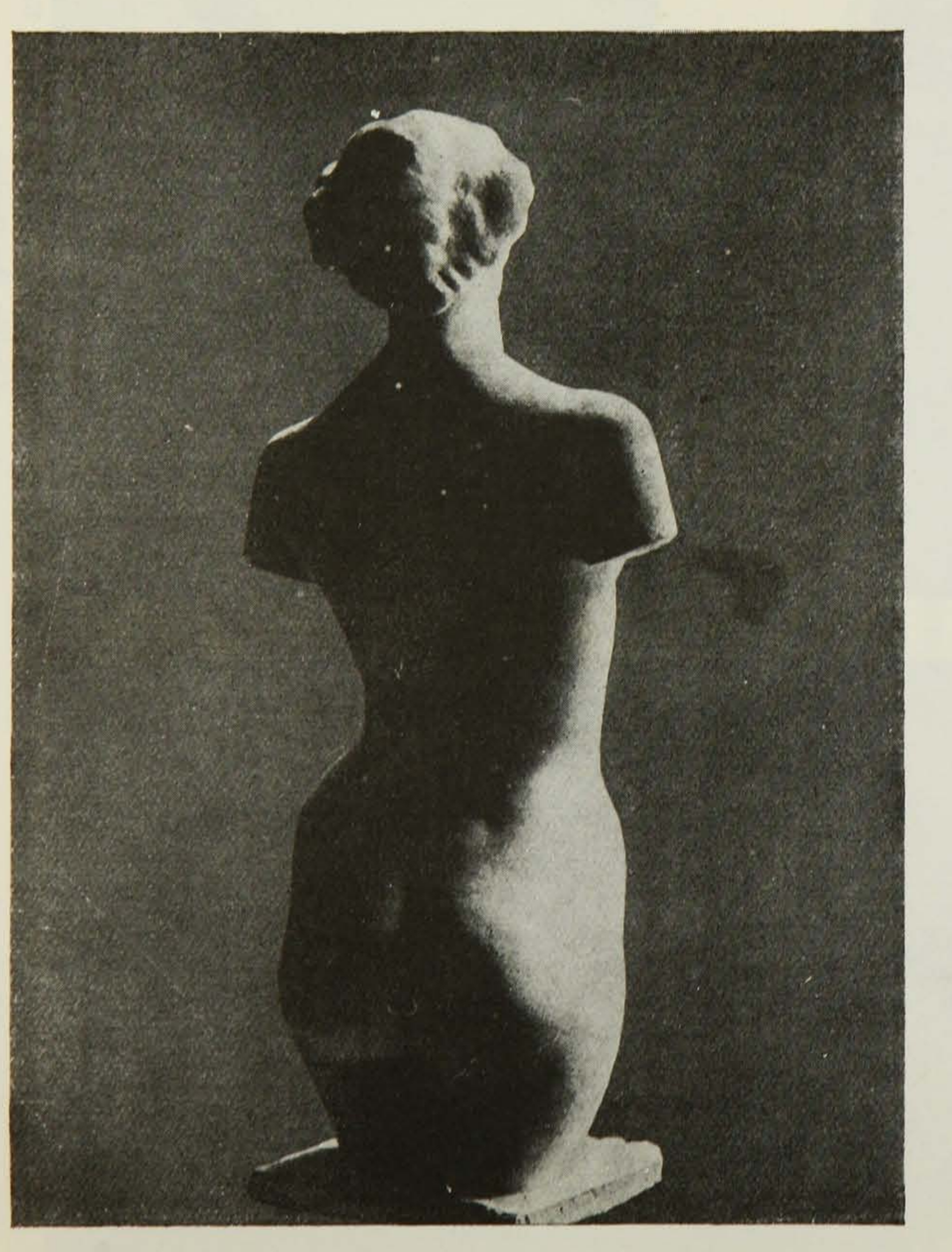
Berlin, Privatbesitz

Augusta von Zitzewitz



Düsseldorf, Slg. Kamlah

Ottilie Reyländer



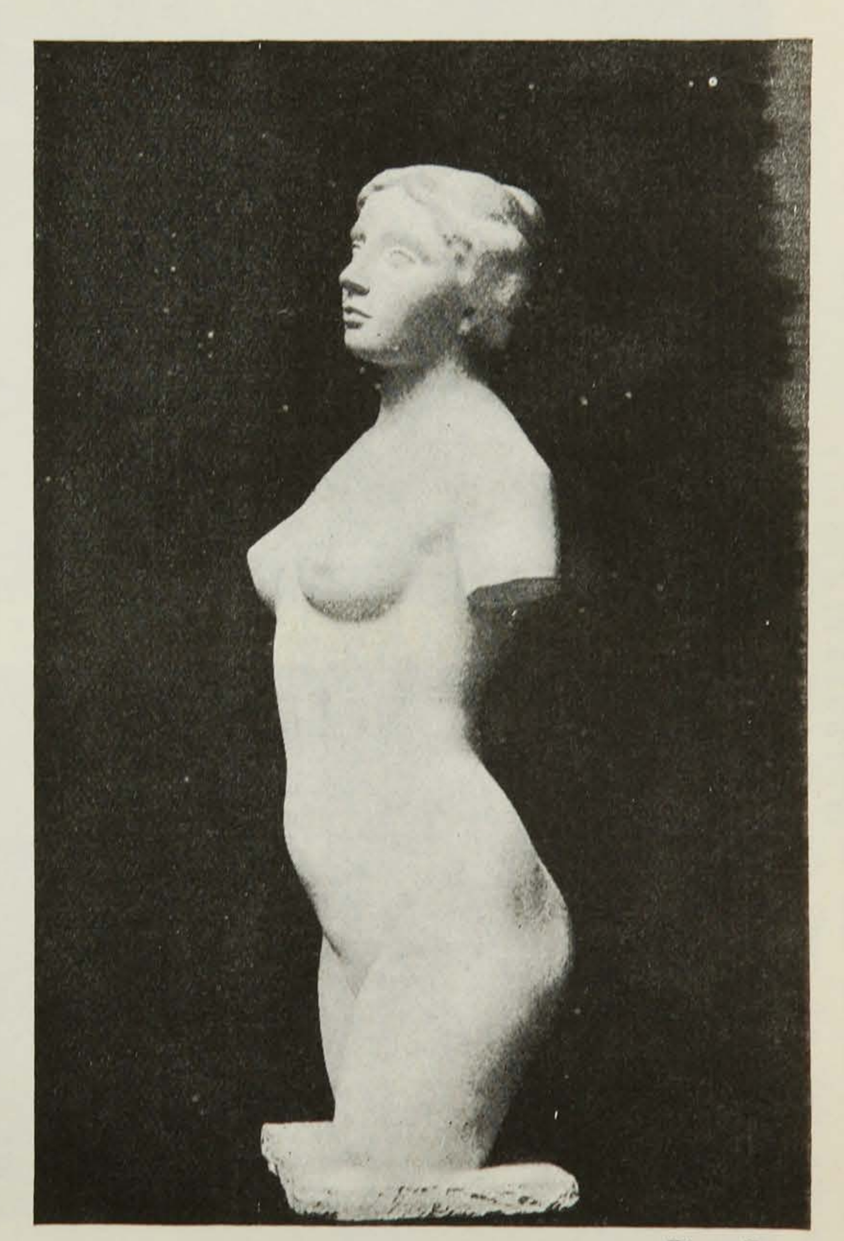
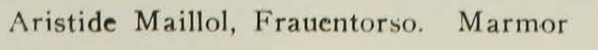
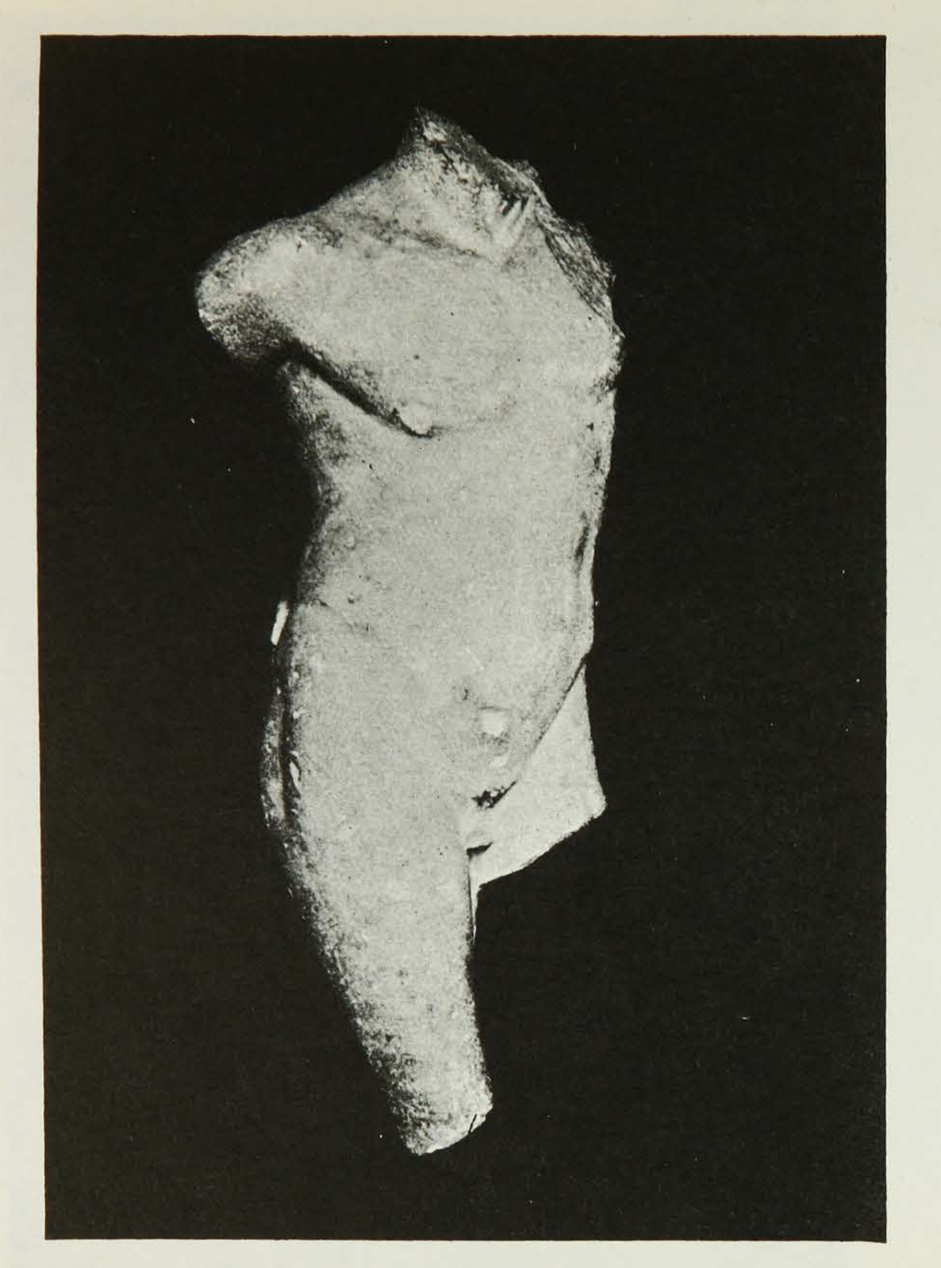


Photo Druet



Aristide Maillol, Frauentorso. Marmor



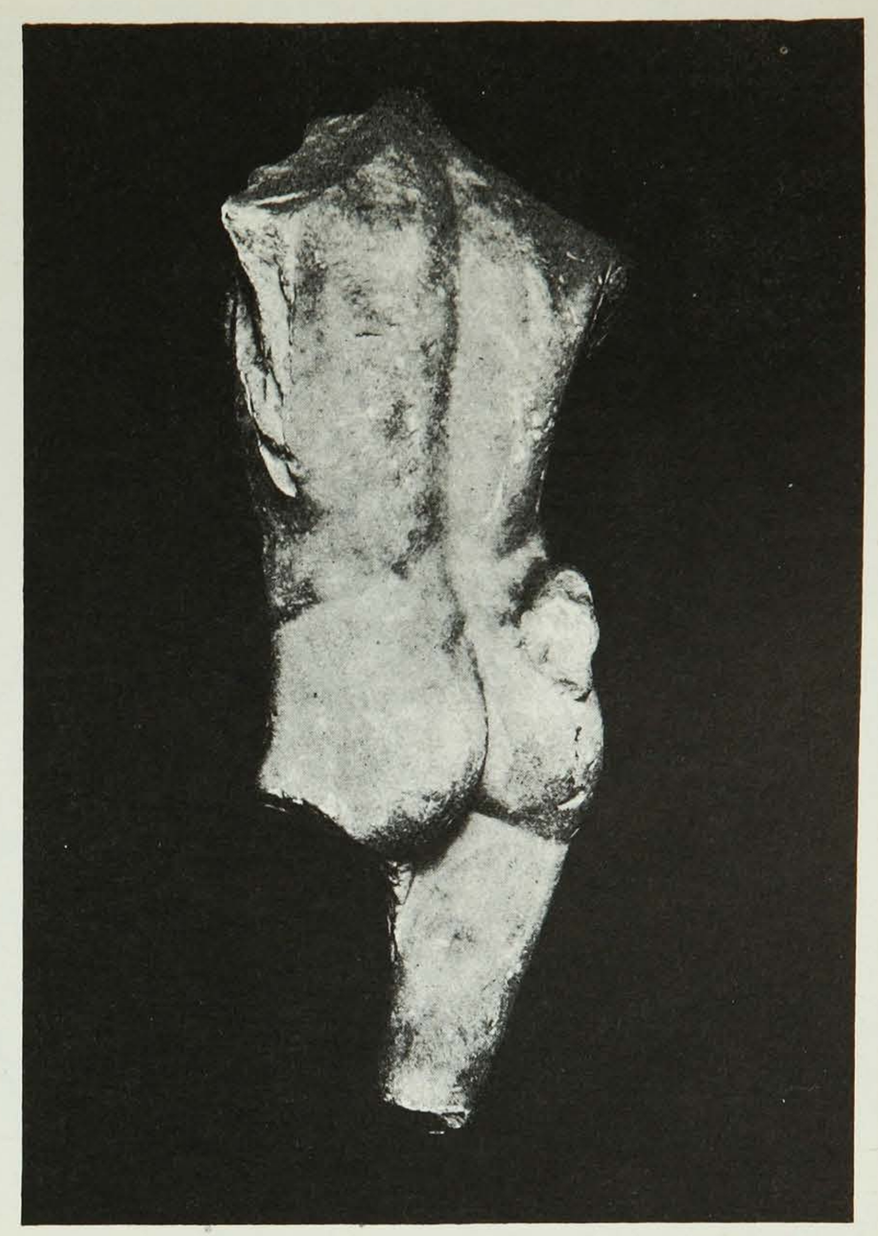


Photo Brummer, Paris

Griechischer Marmor-Torso, 2. Jahrh. Rheinischer Privatbesitz



Photo Bonney

Kostümentwurf von G. Barbier für die Follies Bergères



Photo Underwood Preß Service

Indischer Tempelwächter

Frische, niemals Gesagte sagt. Dann die Frauen: „Anyte, die nach einem antiken Kritiker „Lilien dichtete", und Nossis, „auf deren Schreibtafeln Eros das Wachs schmolz".

Nach dieser Glanzzeit des Epigramms folgt eine Entwicklung in absteigender Linie. Das Pathos wird pathetischer, die Eleganz gesuchter, Sinn und Form klingen seltener zu reiner Harmonie zusammen. Endlich wird auch das sprachliche Material geringer.

Am Schluß der eigentlich hellenistischen Zeit, unmittelbar ehe die Römer diese Kultur auf Jahrhunderte hinaus lahmlegten, tritt ein Dichter auf, der noch einmal die alte Kunst in Glorie aufleben läßt: Meleager. Er ist unter den Epigrammdichtern der erste, an dem man erkennt, daß die griechische Welt seit Alexander sich von Grund aus geändert hat. Die griechische Kultur hatte sich durch ihn und seine Nachfolger über die Welt gebreitet, aber auch die Welt ihrerseits hatte sehr stark auf Griechenland reagiert. Auf allen Gebieten begegnete man fremden Einflüssen, besonders aber der enge und strenge Charakter nationalgriechischer Kunst und Dichtung wird verwischt. Überall dringt fremdes Volkstum massenhaft ein: Ägypter, Semiten, Kleinasiaten. Meleager selbst war Syrer, und ein fremdes Element ist stark fühlbar in seiner Dichtung. Bei ihm ist das Epigramm ganz und gar lyrisches Gedicht geworden. Sein Stil liebt neue, höchst suggestive Wortzusammensetzungen, Wendungen, voll von Stimmung, und zeigt eine Innigkeit und Zartheit des Gefühls, die völlig ungriechisch anmutet, und wie die Vorwegnahme einer seelenvolleren, sentimentaleren Dichtung wirkt, wie sie später im Mittelalter auf christlichem Boden erwuchs. Das ist vollerblühter Hellenismus: Griechentum vermählt mit allem Sinnen- und Gefühlszauber Asiens, von Theokrit und Kallimachos himmelweit entfernt und vollends von Simonides — und doch so sehr hier der unvergleichlich reine Kontur jener älteren Dichtung verwischt ist, der Glanz griechischer Kunst liegt auf Meleagers Werk. Er ist immer noch elegant und auserlesen, und immer noch bleibt sein Phantasie- und Gefühlsüberschwang griechisch gebändigt.

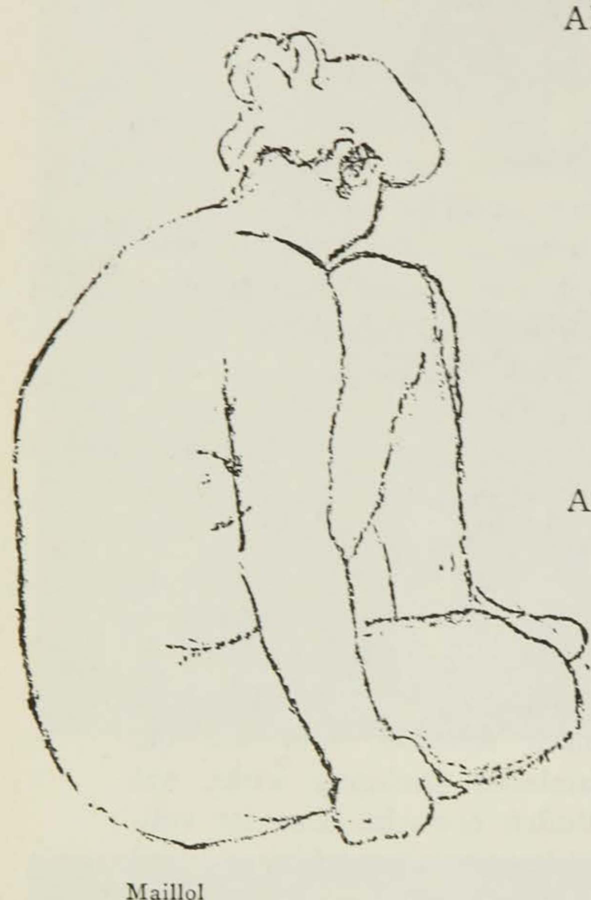
Es ist selbstverständlich, daß die Epigrammdichtung nicht übersetzbar ist. Man kann sie nur nachdichten, die alten Stoffe, Bilder, Gedanken, Gefühle in neuen originalen deutschen Fassungen wieder erstehen lassen: je selbständiger, frischer, persönlicher und also lebendiger, um so besser. Natürlich müssen „die Versmaße der Urschrift" dabei vermieden werden. Es steht ja nun wohl überall fest, daß es deutsche Hexameter und Pentameter nie geben kann, und es wird ewig ein Rätsel bleiben, weshalb Goethe das nicht sehen wollte.

Der Nachbildner muß zu Dichtungsformen greifen, die aus der deutschen Sprache herausgewachsen sind, wie das Epigramm aus der griechischen, eine Forderung, die Wilamowitz ganz allgemein schon vor langer Zeit gestellt hat. Alle anderen Übersetzungen haben nur den Wert von Eselsbrücken, Joh. Heinr. Voß und Donner inklusive.

PROBEN HELLENISTISCHER LYRIK

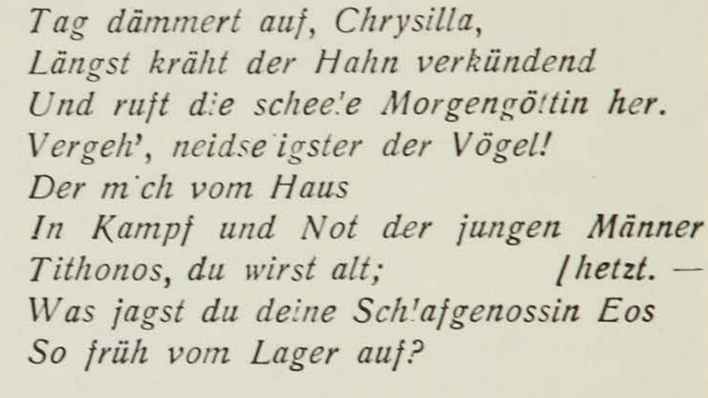
Deutsch von

EDUARD SAENGER



Maillol

ANTIPATROS AUS THESSALONIKE



Tag dämmert auf, Chrysilla,
Längst kräht der Hahn verkündend
Und ruft die scheele Morgengöttin her.
Vergeh', neidseligster der Vögel!
Der mich vom Haus
In Kampf und Not der jungen Männer
Tithonos, du wirst alt; [hetzt. —
Was jagst du deine Schlafgenossin Eos
So früh vom Lager auf?



ASKLEPIADES

Schneie, hagle, breite Finsternis,
Wirf Blitz und Donner,
Schütt' alle Purpurwolken wirr zur Erde!
Wenn du mich tötest, will ich ruh'n.
Läßt du mich leben, mag es schlimmer
Ich schwärme fort. [kommen,
Mich reißt der Übermächtige,
Dem einst auch du gehorchtest, Zeus,
Da du als goldner Regen
Eindrangst ins Erzgemach.

DIONYSIOS, DER SOPHIST

Du, die mit Rosen geht,
Bist schön wie Rosen.
Was bietest du zum Kauf?
Dich selber?
Oder Rosen?
Oder beides?

ASKLEPIADES

Süß ist dem Durstenden
Bei Sonnenglut ein Trank von Schnee.
Süß ist dem Schiffer
Bei Wintersturm ein Frühlingskranz zu schau'n.
Doch nichts ist süßer,
Als wenn zwei Liebende ein Mantel deckt,
Und beide Kypris loben.

NOSSIS

Süßer ist nichts als Liebe,
Und keine Wonne kommt ihr gleich.
Auch Honig widert meinem Mund.
Also spricht Nossis. Doch wen Kypris
Nie küßte, dem sind ihre Rosen fremd.

DIOSKORIDES

Kleo, die üppige, zog mich in ihr Netz,
Als sie die weiße Brust sich schlug
Auf deinem nächtigen Fest, Adonis.
Nur einmal diese Huld für mich!
Und wenn ich scheide,
Nimm ohne Weigern mich dahin
Auf deinem Zug!

ASKLEPIADES

Didyme hat mich hingerissen,
Die Blühende.
Weh' mir! Ich schmelze
Vor ihrem Glanz, wie Wachs am Feuer.
Ihr nennt sie schwarz: Schwarz sind auch
Doch brennt man sie zu Glut [Kohlen.
So leuchten sie wie Rosenkelche.

MAKEDONIOS

Dies Schiff, das keine Flut mehr netzt,
Sei dir geweiht, Herr über Meer und Land.
Dies Schiff, ein Flügel irrer Winde,
Trug oft mich Zitternden dem Hades nah.
Nun hab' ich alles abgeschworen:
Furcht, Hoffnung, Meer und Stürme,
Und meinen Fuß auf sich'res Land gesetzt.

KALLIMADOS

Man sagte mir dein Ende, Herakleitos,
Und meine Träne rann um dich.
Denn ich gedachte, wie wir beide
Oft im Gespräch den Tag versinken sah'n.
Jetzt liegst du, Freund der Ferne, längst in
Doch deine Nachtigallen leben: [Staub.
Der alles raubt, der Tod will sie nicht fangen.



Renée Sintenis

DIOGENES LAERTIOS

Bei Zeus nun wohnend,
Trinke, Sokrates.
Wahrlich, dich hieß der Gott
Den Weisen. Weisheit aber
Ist göttlich.
Du nahmst von den Athenern
Den Gifttrank willig;
Sie aber tranken ihn
Mit deinem Mund.

LEONIDAS

Hier ruht die alte Säuferin Maronis,
Ein ausgeleertes Faß.
Auf ihrem Grab steht aller Welt zum Zeichen
Ein Kelch aus Attika.
Sie stöhnt noch unterm Stein; doch nicht
Um Mann und Kinder, die da hungern;
Eins schmerzt sie nur: Der Kelch ist leer.

ANTIPATROS

Wo ist die Sonne deiner Schönheit,
Dorische Tochter, Korinth?
Wo sind die Kränze deiner Türme?
Wo deine Schätze goldener Zeit?
Wo sind die Schiffe der Gesegneten?
Wo deine Frauen vom Geschlecht
Des schlauen Sisyphos?
Wo deines Volks Zehntausende?
Kein Mal von dir, du Vielgeprüfte, blieb.
Alles verschlang der Malmer Krieg.
Nur wir, Jungfrauen der See,
Des Nereus Töchter,
Sind unberührt und singen,
Meerklagevögel, deine Trauer.

MELEAGROS

Schenk ein
Und sprich mir wieder, immer wieder
Von ihr: Heliodora!
Dein süßer Name sei
Mit lautrem Wein vermählt.
Den Kranz, der gestern
Feucht von Myrrhen war,
Leg' mir erinnernd um die Schläfe.
Sieh, wie die Rose weint,
Weil sie mein Mädchen
Nicht hier in meinen Armen schaut.

verkörpernde neue Anlagen sind kaum irgendwo noch in den letzten Jahrzehnten hinzugeschaffen worden; es handelt sich dabei meist um öden Eklektizismus.

Der Begriff Schloßpark bedeutet untrennbare Verbindung von Architektur und Gartenanlage. Der Stil, der das übersehen wollte oder vergessen hatte, der bis hart an die Bauwerke heran „Verschönerungen" im



Drexel

Sinne einer natürlich scheinenden Künstlichkeit herstellte, ist vorbei. Allgemein muß deshalb der Grundsatz absoluter Erhaltung noch vorhandener und möglichster Wiederherstellung beseitigter architektonischer Planungen in den Parks des 17. und 18. Jahrhunderts, mindestens in unmittelbarer Nähe der Schlösser gelten. Durchaus zu fordern ist die Beseitigung von Buschwerk, Blumen und nachträglich aufgestellten Bildwerken auf den

Terrassen um die Schlösser; denn all dies beeinträchtigt Grundriß und Aufbau der Gesamtanlage. Wiederherzustellen sind, wo es ohne besonderen Zwang und Aufwand geschehen kann, die vom Grundriß des Gebäudes ausstrahlenden oder dasselbe als Mittelpunkt einschließenden Parterres und Wegführungen.

Um ein gut bekanntes Beispiel zu nehmen: Auf dem oberen Parterre von Sanssouci vor der Gartenseite des den Hauptakzent bildenden, reichgegliederten, niedrigen Schlosses ist so viel von formal und farbig verfehltem Schmuckwerk — Fontänen, Vasen, Balustraden, Bildwerken, Beeten mit hohen leuchtenden Blumen — im Laufe des 19. Jahrhunderts versammelt worden, daß die Hauptsache unrettbar darin ertrinkt. Der das 19. Jahrhundert durchheulende horror vacui hat hier wahrhafte Orgien gefeiert, deren Folgen mit Konsequenz und Takt allmählich beseitigt werden müssen. (Vergl. die Fliegeraufnahme von Sanssouci im Bilderteil.)

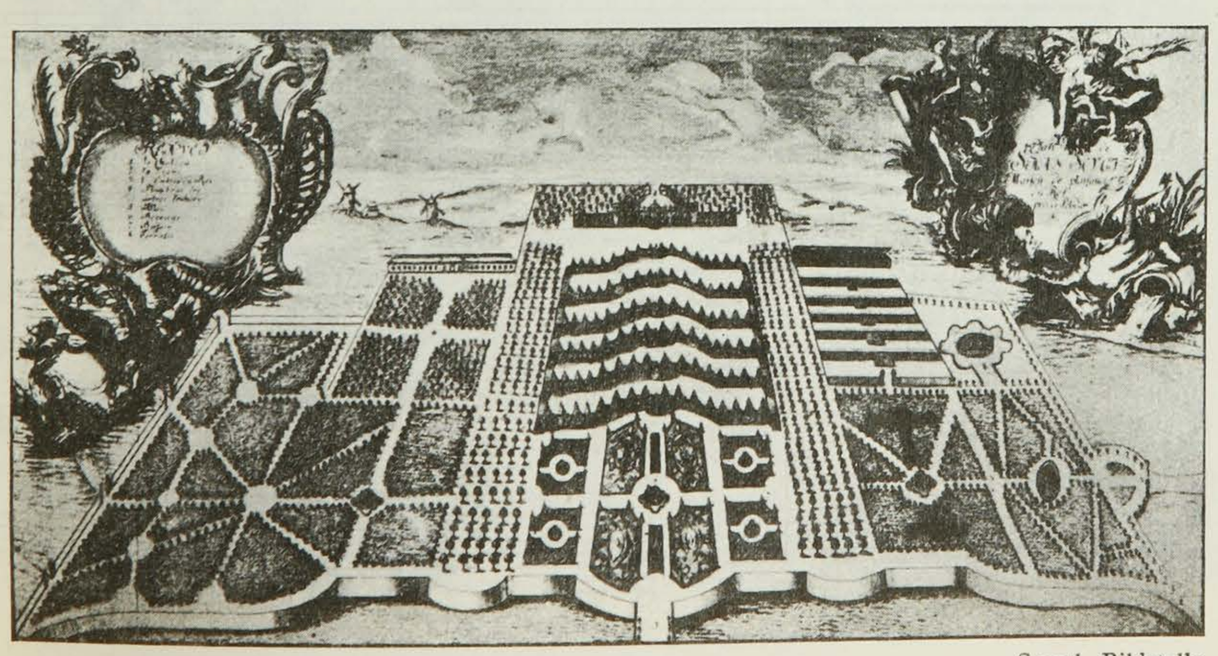
Eine besondere Feinheit des Rokoko liegt im starken Rhythmus der Verteilung dekorativer Elemente: hier Zusammenballung, dort Leere: Wirkung durch Gegensatz. Mit diesem beseitigt man zugleich die Wirkung. Ursprünglich war die oberste Terrasse als bekieste Fläche leer gelassen. Sie bot, nur an den Seiten begrenzt durch im Halbrund schließende Hecken mit figürlichem Schmuck davor, Raum für den sich auf ihr ergehenden Hof. (Vergl. den Stich von Trosberg im Bilderteil.)

Nicht auf ihren ursprünglichen Zustand zurückbringen läßt sich dagegen das ehemals blumengeschmückte Hauptparterre am Fuße der Terrassen in der Mittelachse des Schlosses, dessen Zentrum die große Fontäne bildet. Diese ganze Anlage ist durch Vergrößerung des Wasserbeckens, durch Aufstellung von Marmorbänken, durch Heranwachsen hoher Baumgruppen vollständig zerstört bzw. verändert worden. Ihre Wiederherstellung wäre schon deshalb verfehlt, weil sie in den nach oben durchgegangenen Hecken und der vollendeten Anglisierung nahe gelegener Parkteile neu und fremd wirken würde.

Wieder anders verhält es sich mit der Behandlung des Zwischengliedes zwischen unterer Parkfläche und Schloß, Friedrichs Vigne, den Terrassen, an deren Starrheit alle Nivellierungsversuche gescheitert sind. Die Höhe der die einzelnen Terrassenstufen schmückenden geschnittenen Büsche, deren Alter beiläufig kaum 50 Jahre beträgt, steht in keinem Verhältnis mehr zur architektonischen Gliederung der Anlage (Abbildung), um so weniger, als sie nicht durch Verwilderung wie die der Villa d'Este einen im Verfall liegenden neuen Reiz bekommen hat, sondern wie im 18. Jahrhundert gepflegt wird. Das Buschwerk von Taxus, Tuja, Buxus muß deshalb erneuert werden, ehe es als „Naturdenkmal“ „sakrosankt“ geworden ist. Es ist leider so, daß die prächtigsten Baumbestände unserer Wälder oft unmittelbar realisierbaren materiellen Interessen geopfert werden, während man über jeden aus einem Park herausgeschlagenen Baum zetert, mag auch sein Stehenbleiben eine Bauanlage verdecken oder die parkmäßige, d. h. auf gleichmäßigen reichen Astansatz gehende Entwicklung seiner Nachbarn und seiner selbst ausschließen. Zu einem Beispiel dieses falschen

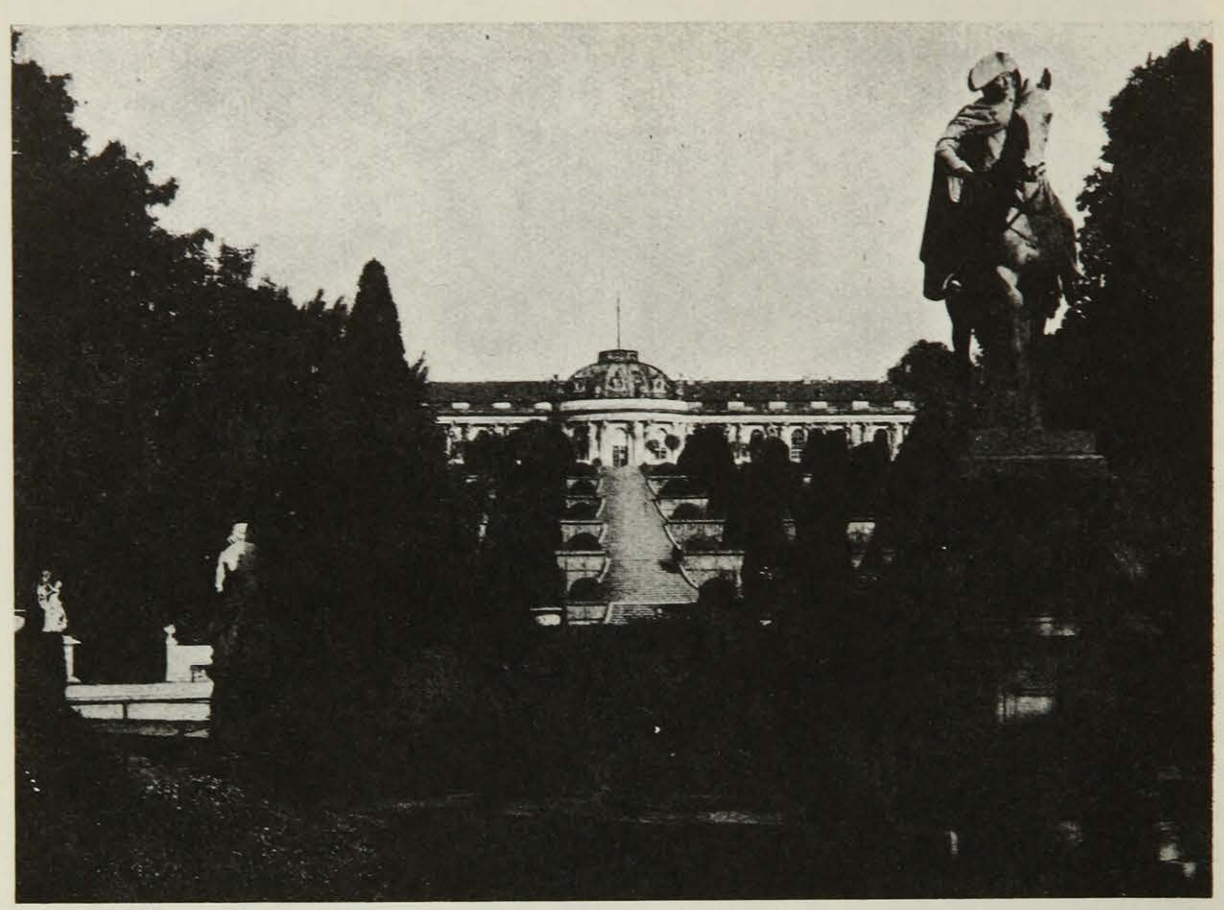
Mit Gen. d. Reichsarchivs, Potsdam

Fliegeraufnahme des Parks von Sanssouci



Staatl. Bildstelle

Plan von Sanssouci, Stich von Trosberg



Staatl. Bildstelle

Sanssouci, Schloß und Terrassen



Photo K. Gundermann, Würzburg

Hauptallee des Parks Veitshöchheim bei Würzburg



Photo K. Gundermann, Würzburg

Park von Veitshöchheim. Runder Gitterpavillon

Photos K. Gundermann

Aus dem Park von Veitshöchheim bei Würzburg

Konservierens ist der vom Fürsten Pückler angelegte Babelsberger Park geworden, dessen parkmäßiger Baumbestand nach Fällen einzelner jetzt noch vorhandener Überständer erledigt sein wird.

Ein besonderes Wort verdienen die Blumen. Mit diesen Lieblingen der Menschen wird trotz erfreulicher Zunahme der auf Einbürgerung von Staudengärten zielenden Bestrebungen ein schlimmer Götzendienst getrieben. Bei aller Vollendung in Form, Farbe, Geruch kann doch eine Blume nur in ihr konformer Umgebung wirken; und in Parks, die keine Blüten-, sondern Architektur- und Landschaftsgärten sind, wird sie der Hauptsache sich unterzuordnen haben.

Vor Schloß Sanssouci sind Blumen überhaupt fehl am Ort, weil es selbst *die* Blume ist. Aus dem gleichen Grunde kann man einzelne Bildwerke nicht aus Blumenbeeten herauswachsen lassen. Diese Forderung rechtfertigt nicht die Behauptung, die Pflege alter Parks im Sinne des ihnen eingeborenen Stils sei notwendig mit Blumenfeindlichkeit verbunden. Es gibt in jedem Park Stellen, wo Blumen, einzeln oder massiert, in Beeten, Reihen, Feldern gesetzt werden dürfen und müssen, auf Rasenflächen, Parterres, Rabatten, in ganzen Gartenteilen, wie im Paradiesgärtl von Sanssouci, das ein Blütengarten sein soll, oder, um im 18. Jahrhundert zu bleiben, auf den Flächen innerhalb der Hecken, wechselnd mit Obst, Gemüse und Baumschulen, etwa so, wie es in Veitshöchheim, einem der wenigen erhaltenen deutschen Rokokogärten, noch heute ist (Abb. 4—7). Gerade in jener Verschwiegenheit kommt der unausdeutbare Reiz einer Blumenanlage zu voller Geltung. Ebenso wichtig wie Ort und Anordnung der Blumen ist die Wahl ihrer Arten, ein Satz, gegen den immer wieder verstoßen wird. Selten nur werden die Farbtöne der Blumen auf die der Architektur, deren Fassung sie doch sein sollen, abgestimmt. Das Auge beleidigende, für die verständnislose Pflege alter Kultur bezeichnende Bepflanzungen machen sich breit. Schuld ist der Mangel an Ehrfurcht vor einer in unsere Zeit hineingewachsenen alten Anlage, am simpelsten Verständnis für das unbedingte Abhängigkeitsverhältnis von Form, Farbe und Raum. Wie wichtig und lohnend wäre es, die aus unzähligen Gartenbüchern und von gemalten oder gewirkten Blumenstücken uns bekannten Blumenarten vergangener Zeiten wieder zu ziehen und an die ihnen zukommenden Stellen zu bringen. Damit würde ein brachliegendes Feld praktischer Denkmalpflege bebaut werden. Kultivieren und Veredeln ausländischer Stauden, für alte Parks weniger wichtig als für moderne Ziergärten, kann auf einem in seiner Bedeutung durchaus nicht zu unterschätzenden benachbarten Felde vor sich gehen.

Neben Gliederung und Aufteilung der Flächen, ihrer Bepflanzung mit Bäumen, Sträuchern, Blumen haben noch zwei oft in unmittelbarem Zusammenhange miteinander stehende Elemente Anteil an der Gestaltung der Parks: Dekorative Bau- und Bildwerke und Wasser; dies als Graben, Kanal, Teich, See, Brunnen, Fontäne, Wasserfall, als natürlicher Lauf und als Wasserkunst; jene als Gartenhäuser unterschiedlichster Bestimmung, Form und Größe, als Laubengang, Grotte, künstliche Ruine, Parapluie,

Brücke, als einzeln stehende Plastik oder in ihrer Verbindung mit Architektur. Solche Anlagen bestimmen den Charakter eines Gartenstils und des einzelnen Parks und sollten mehr als bisher geschehen und wo immer nur möglich in ursprünglicher Planung und Fassung wieder erstehen. Unzählige Bau- und Bildwerke sind verfallen und beseitigt worden oder verkümmern an unsichtbarer und unzugänglicher Stelle, dem Tropfenfall preisgegeben, im Gebüsch, verschlammte Wasserläufe sind zugeschüttet worden, das Rohrwerk der Wasserkünste verdorben, auch da, wo es genug Wasser und ausreichende Mittel zur Instandhaltung der Anlage gegeben hätte.

Alles dies kann theoretisch nur mangelhaft erörtert werden. Uns lag daran, auf die durchaus nicht als selbstverständlich anerkannten und angewandten Grundsätze zur Pflege alter Parks hinzuweisen und zum Beobachten und zum Nachdenken anzuregen, eine Erörterung, die auch die Umgebung der Parks berücksichtigen muß. Bis zum Anschwellen der Stadt zu ihrer heutigen Unform gab es in Berlin selbst wertvolle Parks: Monbijou, noch barock, später anglisiert; Charlottenburg, ursprünglich barock, bald verfallen, unter Knobelsdorffs Leitung noch einmal hergestellt, später anglisiert und verkommen; Bellevue, im romantischen Geiste des ausgehenden 18. Jahrhunderts angelegt. Ehemals mit Ausblick auf freie Landschaft, auf Fluß, Wiese, Feld und Wald, sind diese Parks durch die um sie herum aufgeschossenen Straßenzüge erdrosselt worden. Aber inzwischen hat sich auch das Tempo des Wachsens der „zementenen Rose“ verlangsamt, ist sie selbst im Verblühen begriffen, so daß das Wenige, was sie nicht erdrückt und aufgesogen hat, gerettet werden könnte. In anderen Städten liegen die Verhältnisse ungleich günstiger, besonders da, wo wie in Potsdam Wasserflächen der Bebauung ein Ziel setzen. Zur Durchführung der Rettungsaktion gehört in erster Linie unbeugsamer Widerstand gegen weitere bauliche Nutzung der Uferlinien und der an die Parks stoßenden Flächen. Noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus konnte der großartige Plan einer Gestaltung der Potsdamer Landschaft zu einem einzigen Park teilweise verwirklicht werden. Ist es damit auch zu Ende, ist viel von der parkartigen Landschaft im Verlauf des Jahrhunderts wieder vernichtet worden, so sind uns doch Reste geblieben, die mit allen Mitteln geschützt werden müssen. Das gilt nicht nur für Potsdam.

Es fragt sich, welche Mittel das sind und wer sie anwenden soll. Solange ein wirksames Denkmalschutzgesetz, das dem Staat gegenüber dem Eigentum des Einzelnen und seinem Rechtsschutz die Möglichkeit ein- und durchzugreifen böte, fehlt, solange die zur Verwaltung der alten Parks berufenen Gärtner und Verwaltungsbeamten ohne historische Schulung und ohne wirkliche Kultur versagen und unter Berufung auf wirtschaftliche Nöte eine immer kurzsichtige materielle Politik treiben, könnte nur ein von der Allgemeinheit ausgehender Druck dem Steuer der Verwaltung allmählich richtigen Kurs geben. Um diesen auszulösen, müßte viel mehr als es geschieht, durch Führungen, Lichtbildervorträge und Films, durch

Verbreitung leicht lesbarer Bücher mit übersichtlichem Bildmaterial aufgeklärt und Interesse und Verständnis für die in den Parks schlummernden ideellen Werte geweckt werden.

Um auch einige verwaltungstechnische Einzelheiten zu streifen: notwendig ist die Entlastung der Pflege historischer Parks von rein wirtschaftlich betriebenen Einrichtungen, soweit sie nicht den Bedürfnissen der Parks selbst dienen, also durch Verkauf oder Verpachtung von Gärtnereien, Treibhäusern, Gemüse- und Obstgärten. Es ist also notwendig, endlich historisch und kulturell eingestellten Persönlichkeiten auf die Verwaltung der Parks Einfluß zu gewähren.

Der verbreiteten Meinung gegenüber, deutsche Parks verdienten solchen Aufwand nicht, sie kämen neben der wundervoll einheitlichen Kultur der französischen, neben dem mannigfachen Wechsel der Landschaft und dem formalen Reichtum der italienischen und spanischen, neben der Weite und Üppigkeit der englischen nicht in Betracht, ist dieser Appell allerdings wirkungslos.

Der Seher sagt von unserm Lande: „— Wo Flöte aus dem Weidicht tönt; aus Hainen Windharfen rauschen; wo der Traum noch webt —", und wir wissen, daß unsere Gärten Anteil an dieser Schönheit haben, daß für ihre richtige Erhaltung kein Preis zu hoch, keine Mühe zu groß sein kann.



Laboureur — Radierung

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

ADRIAN MOHR, Was ich in Island sah. Plaudereien vom Polarkreis. Berlin, Verlag Otto Uhlmann (Fr. Batsch).

Ein durch seine Bilder, besonders die farbigen, anschauliches Werk über Island, dessen Verfasser gut hingesehen und gut aufgepaßt hat, aber zwischen dem, was sachlich interessant ist, und dem, was ihn leider interessiert (schlechte Lyrik und irgendwelche Herren dort), nicht unterscheiden kann.

FRÄNZEL, Cheops-Pyramide.

Ein Versuch, die Abmessungen der großen Pyramide unmystisch nur auf Grund elementarmathematischer Daten zu erklären. Dabei spricht der Verfasser häufig von Zahlenspielerei, ohne von den Beziehungen zwischen Spiel und Kultgeheimnis etwas zu wissen, und findet einmal Seite 21, um die Spielerei der Alten mit dem Wert π zu kennzeichnen, die erstaunliche Formulierung „Die ganze Pyramide ist ver—π—t."

H. G. WELLS, Die Grundlinien der Weltgeschichte. Mit vielen Bildern und Karten. Aus dem Englischen. Berlin SW 68, Verlag für Sozialwissenschaft.

Dieses umfangreiche, dabei handliche Werk behandelt nicht Regierungszeiten, Stammbäume und Feldzüge, sondern Zeitalter, Rassen und Nationen. Weltgeschichte ist als ein Ganzes erfaßt und nicht als Summierung kollidierender Einzel-Staats-Geschichten. Vor allem kann man diese Weltgeschichte auch lesen, denn sie ist von gesundem Menschenverstand diktiert und nicht vom pathetischen Heroismus des zünftigen Kathederzivilisten, der bei jeder Militärmusik seinen Vortrag unterbricht.

HEINRICH BROCKHAUS, Die Kunst in den Athosklöstern. 2. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus-Verlag.

Nach dreißig Jahren erscheint die zweite um einen Anhang vermehrte, sonst unveränderte Auflage dieses grundlegenden Werkes, darin die Athosklöster in byzantinischer Zeit, die Kirchen- und Miniaturenmalereien und die Kunst der neueren Zeit klar und erschöpfend behandelt werden. In den Zusätzen und Berichtigungen zur zweiten Auflage ist besonders interessant der Nachweis, daß dem Thomas Morus zu seiner Utopia von 1516 das kleine Reich am Athos bis in geographische und politische Einzelheiten hinein als ungenanntes Vorbild gedient hat. Schon der Kaiser Manuel Palaiologos nannte 1393 die Athosklöster den verwirklichten Engelsstaat. — Wenn eine neue, dritte Auflage dieses Werkes vorbereitet wird, sollte der Verlag nicht versäumen, für ein umfangreicheres und vor allem farbiges Bildermaterial zu sorgen.

LÉON PICHON, The new Book-Illustration in France. London 1924, The Studio Ltd.

Sehr instruktiv, weil nicht nach einem Stilprinzip angelegt, sondern weil eine Anschauung gegeben wird von dem, was man von der neueren französischen Illustration erwarten kann. Von Kunstwert ist in diesem Band so gut wie nichts, sehr viel archaisierend Hergeholtes und sehr viel wüster Kitsch. Und trotzdem ist der Gesamteindruck nicht so hoffnungslos wie etwa beim Betrachten vieler neuerer deutscher sogenannter Luxusdruck-Illustrationen, wo verkrampfte Garnichtskönner Kunst vortäuschen, weil sie nicht einmal Kitscher sind, und den Text verekeln.

HANS v. HENTIG, Von dem Cäsarenwahnsinn. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 119.

Die auf Geschichtsdokumenten aufgebaute Diagnose für Tiberius lautet: Schizophrenie, erbliche Belastung durch verbrecherische und blutsverwandte Vorfahren. — Aber neben diesem medizinischen Schulwissen bleibt die Individuation eines nicht nur durch seine Umstände außerordentlichen Menschen.

HAARDT-DUBREUIL, Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Berlin, Vowinckel Verlag.

Die Leistung der Automobil-Citroen, die die Autos für die erste Durchquerung der Sahara konstruiert hat, ist technisch außerordentlich wichtig. Sportlich aber ist diese Sahara-Durchquerung im Automobil nicht so erschütternd. Wenn in der Einleitung zu diesem Buch nur angenommen wird, daß alle Hilfsmittel jahrelang durch die französische Regierung vorbereitet und bereitgestellt seien als Planierungen, Überbrükkungen, Tanks und Lebensmitteldepots, so wird diese Annahme heute durchaus bestätigt. Es ist also keineswegs eine individuelle Leistung der Firma Citroen oder der Expeditionsführer, sondern eine gemeinsame des Automobilbaues, der Chauffeure und vor allem der zu Unrecht anonym gebliebenen Helfer in der Wüste.

Dr. CARL WEULE, Vom Kerbstock zum Alphabet. Ersatzmittel und Vorstufen der Schrift. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Eine besonders instruktive Einführung in die Entstehung der Schrift in den verschiedenen Kulturkreisen, aus ihren Elementen heraus und so dargestellt, daß Ersatzmittel und Vorstufen der Schrift vollkommen deutlich werden. Wie die übrigen Arbeiten Weules in der Kosmosbücherei zu weitester Verbreitung bestimmt und geeignet.

Dolbin, Adolf Weißmann

JAMES FITZMAURICE-KELLY, Geschichte der spanischen Literatur. Übersetzt von Elisabeth Vischer. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Eine sehr gründliche, umfangreiche (650 Seiten starke) Literaturgeschichte, bis in die neueste Zeit reichend und nicht nur im Gegenstand, sondern, was mehr bedeutet, auch in der Gesinnung modern. So lebendig bei aller bibliographischen Genauigkeit geschrieben, daß selbst die frühere spanische Literatur uns interessiert.

WERNER VON DER SCHULENBURG, Malatesta. Der Roman eines Renaissancemenschen. Dachau b. München, Einhorn Verlag.

Eine saftig und handgreiflich geschriebene Geschichte, kein Renaissancekitsch — sondern eben eine gut lesbare Affäre, trotz der geschichtssentimentalen Belastung.

KARL OTTO ERDMANN, Die Kunst Recht zu behalten. Leipzig, H. Haessel.

Aufsätze über Methoden des Streitens und über Erkenntnis und kulturkritische Themen mit bemerkenswürdiger Flachheit und historischer Verständnislosigkeit bearbeitet, ohne Sinn für historisch bedingtes Denken und ohne Ahnung von irgendwelcher Symbolkraft und damit der Möglichkeit der mehrfachen Deutung nicht nur konkreter, sondern auch abstrakter Formulierungen.

CLARA NORDSTRÖM, Tomtelilla. München, Rösl & Cie.

Wie in einem nordischen Menschen von heute Jean Paulsche Gesinnung wirkt, ist das literarhistorische Problem. Das Thema möge man selbst herauslesen und sich an so viel einfachem Sein freuen und über so viel sprachliche Simplizität amüsieren.

DR. KAREL KRAMAR, Die russische Krisis, Geschichte und Kritik des Bolschewismus. München, Duncker & Humblot.

Ein sehr umfangreiches (689 Seiten), sehr gründliches, sehr instruktives und nicht sehr kluges Buch — wie sämtliche bisher erschienenen antibolschewistischen Veröffentlichungen. Dazu das Schlimmste, was es für einen Historiker gibt: Prognosen eines Kulturmedikus unter dem Niveau eines sachlichen Leitartikels, wenn etwa die Aufgaben der politischen Parteien im künftigen Rußland behandelt werden.

RUDOLF STAMMLER, Rechtsphilosophische Abhandlungen und Vorträge. I. Bd. Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise.

Rudolf Stammler hat seine verstreuten Aufsätze zu sammeln begonnen. Der erste Band beginnt mit dem Aufsatz „Über die Methode der geschichtlichen Rechtstheorie" aus dem Jahre 1888, mit dem Stammler die in der Romantik begründete Auffassung vom Recht durch Aufstellung eines neuen objektiven, philosophischen Rechts-Kritizismus, dessen Begründer er wurde, bekämpfte. Die übrigen Abhandlungen schließen sich sämtlich dieser Grundauffassung an. Zu erwähnen sind noch die in diesem Band abgedruckten Rezensionen, darunter die bedeutende Besprechung aus dem Jahre 1890 von Tönnius, die neue Soziologie begründendem Werk über „Gesellschaft und Gemeinschaft", weiter die „Theorie des Anarchismus".

ARTHUR ELOESSER, Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. Verlag S. Fischer, Berlin 1925.

Ein respektabler Beweis der literarischen Existenz des dem Kritiker nahen Schriftstellers aus seinem menschlich-bürgerlichen Sein. Die perspektivische Zeichnung, die auch die größere Gestalt am Horizont neben den überkommenen Figuren richtig einebnet, hier als den autobiographischen Repräsentanten der ihm unbezweifelbar bürgerlichen Welt, wird eines anderen Sache sein. Dieses Buch hebt den Lebendigen.

ALFONS GOLDSCHMIDT, Mexiko. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin 1925.

„Auch die Zuckerfelder sind wie Wälder, dicke Stämme darin wie Bambusstämme, so holzig außen, daß du die Saftigkeit nicht glaubst. Aber die Kinder, die Männer und Frauen, zerreißen und zerkauen schnell Rinde und Faserung, Saft tropft aus den Mündern, Kraft geht über direkt vom Feld ins Blut." — So ist das ganze Buch: in Anspruch nehmend durch fast peinigende Anschaulichkeit.

Epikon, eine Sammlung klassischer Romane. Herausgegeben von E. R. Reinhardt. Paul List Verlag, Leipzig.

1. STENDHAL, Rot und Schwarz. Deutsch von Otto Flake.

Die beste Übersetzung. Aber wozu die dämliche Symbolik des schwarz und rot karierten Einbandes!

2. IMMERMANN, Münchhausen.

Trotz des ehrenfesten Wassermannschen Nachwortes: so sehr uns Münchhausiaden gefallen, der Immermannsche Münchhausen ist in dem verdammtesten Bildungsdeutsch geschrieben und der Einband dieser Ausgabe rot und blau kariert.

3. MEREDITH, Der Egoist. Deutsch von Hans Reisiger.

Gut übersetzt und dem eigenen Verlag als Muster für einen anständigen Einband empfohlen.



Moronobu, Selbstbildnis
Aus: Jul. Kurth, Von Moronobu bis Hiroshige
(Jos. Altmann, Berlin)

JULIUS KURTH. Von Moronobu bis Hiroshige. Meisterwerke des japanischen Holzschnittes. Vierzig farbige Lichtdrucktafeln. Berlin, Josef Altmann.

Eine Mappe größten Formats mit ausgezeichneten farbigen Lichtdrucken. Von einem der besten Kenner mit großem Bedacht gewählte Beispiele der eigentlichen Blütezeit der japanischen Holzschneidekunst, beginnend mit den strengen, kraftvollen, noch handkolorierten Drucken Moronobus im siebzehnten Jahrhundert und endigend mit den technisch aufs höchste verfeinerten, gewissermaßen mit allen Schikanen hergestellten Arbeiten des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, der Utamaro, Sharaku, Hokusai, Hiroshige. Die Einleitung Kurths ist kurz, sachlich und fundiert. Wesentlich und wichtig ist der Bilderteil, der an der Hand wirklich zureichender Reproduktionen einen Überblick nach historischen, technischen und ästhetischen Gesichtspunkten über diesen volkstümlichen Zweig der ostasiatischen Kunst gibt. Es ist zwar allerhöchst modern, den Japanholzschnitt als Neuruppiner Bilderbogen abzutun und höchstens die Primitiven gelten zu lassen. Durchblättert man aber diese Mappe, so steht es außer Zweifel, daß die Brüder Goncourt, Toulouse-Lautrec, Vincent van Gogh, um nur diese zu nennen, urteilsfähigere Beobachter waren als die snobbistischen Kritiker unserer Tage. *C. F. R.*

E M I L S Z I T T Y A, *Selbstmörder.* C. Weller & Co., 1925, Leipzig.

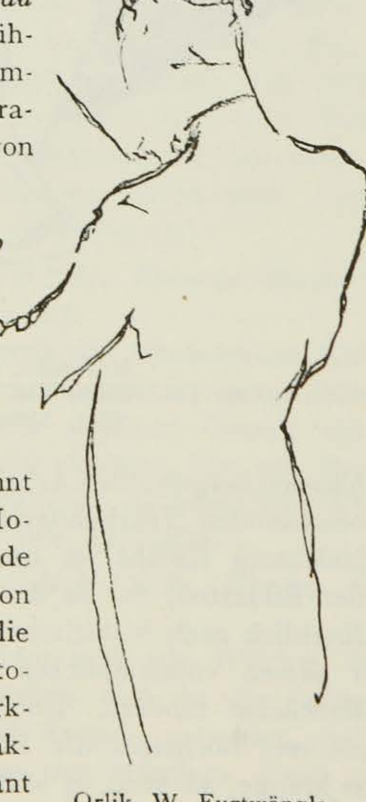
Dieses Buch, das nicht von einem Psychiater, sondern von einem Literaten geschrieben ist, will mit Aufmerksamkeit gelesen und aufgenommen sein. Es behandelt in klarer und umfassender Weise das Problem in seiner ganzen Ausdehnung. Recht nützlich sind die Abschweifungen, die Szittya ins Historische unternimmt, und die Konsequenzen, die er aus den Veränderungen der wirtschaftlichen und politischen Gesellschaftsordnung zieht, entbehren nicht des Interesses. Ferner ist bemerkenswert die Aufzählung der Fälle, oder besser die Erzählung, für die er sich der eigenen Briefe und Tagebücher der Selbstmörder bedient. Das Buch Szittyas ist auch interessant durch die Erwähnung vieler historisch berühmter Selbstmorde oder Selbstmordversuche (unter diesen der Napoleons) und verdient, wiederholen wir es, auch vom breiten, nicht spezialistischen Publikum gelesen zu werden. Der Bilderteil ist reich, die Bibliographie vollständig.

„Quaderni di Psichiatria", Genua.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Von Adolf *Weißmann* erscheint ein Buch *„Der Dirigent im zwanzigsten Jahrhundert"* mit vielen Illustrationen nach alten und neuen Bildnissen. Aus der Verlebendigung des Historischen ergeben sich die Grundlagen für die Gestalten der Gegenwart, aus scharfgesehenen Porträts kristallisiert sich der Typus. Die genaue Kenntnis des Handwerks ist ebenso ausgenutzt wie der Sinn für die Form, den Musiker befriedigend, den Laien aufklärend, kritisch, anregend und ein ästhetisches Vergnügen.

„Meisterlustspiele der Spanier" hat Ludwig *Fulda* übersetzt, dessen Einfühlungsvermögen und Formsicherheit seinen Übertragungen den Charakter von Originalen gibt. Von den hervorragendstenDichtern wählt er sechs Werke, die trotz ihrer hohen Qualität in Deutschland gar nicht oder wenig bekannt sind. Rojas, Tirso da Molina, Calderon und Lope de Vega, Moreto und Alarcon sind mit je einer Komödie vertreten. Nichts ist historischer Ballast; bühnenwirksam und als Zeitbild charakteristisch, klug und amüsant sind die Gestalten und Situationen.



Orlik, W. Furtwängler
Aus: A. Weißmann,
Der Dirigent im 20. Jahrh.

Zwei *„Kleine Propyläen-Bücher"* bringen deutsche Prosa. Die Serie ist bereichert durch eine Novelle von Arthur *Schnitzler*, *„Die Frau des Richters"*, eine Eheepisode aus dem 18. Jahrhundert, die Geschichte eines moralischen Schwächlings auf dem Hintergrunde eines Kleinstadt - Bildes. — Der Schweizer Dichter Jakob *Schaffner* hat ein Berliner Novellenbuch geschrieben *„Der Kreiselspieler"*, Berliner Gestalten und Schicksale. Er schöpft mit so sicherer Hand aus dem Leben, daß jeder seiner Menschen seine Vergangenheit und Zukunft in der kurzen Begegnung enthüllt, aus wenigen Sätzen sich ein Roman baut, aus fünfzehn wie zufällig ergriffenen Gestalten ein Stück aus dem Wesen Berlins.



Paul Kleinschmidt Radierung

MARGINALIEN

Das Berliner Mannequin.

Von *Polly Tieck.*

Der große Modesalon hat zur Vorführung eingeladen, und man geht hin. Ganz besonders geht man hin, wenn man Konkurrenz ist, wenn man selbst einen Modesalon hat, und sei's auch nur ein ganz kleiner, weißer, diskreter an der Peripherie der Stadt. Man konstatiert: Es ist alles ganz ordentlich hier, die Tischchen freundlich, wenn auch ohne große Liebe gedeckt, das Publikum so, wie es sich ein Modesalon nur wünschen kann: die Berliner Bürgerin zwischen 30 und 55, nicht sonderlich elegant, lüstern und solide zugleich, kurz, die ideale und aufs idealste zu beeinflussende Kundin. Da — ein leichtes Aufblicken durch Brillen, Pincenez, Lorgnetten und — ein Monokel: das erste Mannequin ist erschienen. Es trägt ein Modell, einen Traum, eine süße, geistreiche Sinfonie von Lanvin, von Jenny oder von Lelong. „Pas sur la bouche" heißt das Modell. Es hat ein ganz kleines, rundes Ausschnittchen vorn am Hals, das Ausschnittchen ist so klein, daß es gerade die runde, rosige Kehle sehen läßt. Hinten aber wird das Ausschnittchen zum Ausschnitt, zum Decolleté, das erst dort, wo auch der schönste Rücken aufhört es zu sein, mit einer großen Masche aus blauem Velourschiffon schließt. „Pas sur la bouche" — ein berechtigter und nicht zu strenger Name für dieses Modell! Der Blick schweift weiter abwärts von dem makellos schönen, rosigen und in der Mitte vorbildlich eingekerbten Rücken der Trägerin, über die Schenkel hinweg (denn auch von der leisesten Erinnerung an die Stelle, wo bei früheren Frauengenerationen die Hüften saßen, kann nicht mehr die Rede sein) zum Knie und

weiter zum wadenlosen, schmalgelenkigsten Bein, das aus der vier Meter weiten Glocke des schaumigen Rockes wie der gebrechlichste Stengel herauswächst. Wie reizend schön, wie ganz unserem Ideal entsprechend ist dieser Frauenkörper! Wie vorbildlich, wenn auch etwas outriert und für die Modebühne zurechtgeschnitten, diese Haltung mit dem hohlen, tief durchgedrückten Kreuz, dem vorgeschobenen, beinahe auf Dürersche Art getragenen Leib, dem seitlich gebogenen Hals und den langen, schmalen Händen, die ein Irgend-Etwas — ein Täschchen, ein Quästchen, ein Spiegelchen — in sich falten und ganz leicht: „sur l'estomac" getragen werden! Auch der Gang ist richtig, etwas wippend, etwas tänzerisch, bewegt in den Gelenken und ohne die geringste Bewegung der verlängerten Rückenpartie! Was also ist es, was diese Trägerin des holden Kleides: „Pas sur la bouche" — und was jene vielen anderen, die inzwischen erschienen und die ihre Modelle: „Te souviens-tu?", „Mon mari ne danse pas" und „Quand vous reverrai-je?" mit nicht geringerem Talente zeigen, — was ist es, was uns an ihnen allen so schmerzlich fehlt? Ich sehe in die Gesichter, denen das Rouge, das Beige, das Schwarz und das Blau von Coty, dem wir so viel verdanken, eine fast uniformierte Maske gegeben hat. Aber nicht die Maske allein ist's, die uns stört. Es ist jener Ausdruck der tödlichen Langeweile, jene Maske des Berufsmäßigen, jener Stempel des Abgebrühten, Kessen und Uninteressierten, das aus all den vielen Frauengesichtern, die in den letzten Wochen die Parade der Mode vollführten, spricht. Verachtung für die Frau von Welt, für die Kaufende, die es nicht nötig hat, sich zu verkaufen, Langeweile der Versuchung auch der verlockendsten Mode gegenüber, die ja für sie doch nie Wirklichkeit wird. Gewiß, es ist kein Vergnügen, vor einem Parterre kritisch musternder und nicht immer wohlwollender Frauenblicke die Reize einer neuen Mode und damit die eines vorbildlich gewachsenen Körpers zu zeigen. Aber die Situation wird nicht dadurch verbessert, daß auf Ihren Gesichtern, meine Damen, zu lesen ist, wie gleichgültig, unangenehm und abscheulich Ihnen diese Angelegenheit ist, und daß Sie es nur tun, um Ihr Geld damit zu verdienen. Geld verdienen, meine Damen, ist bekanntlich nie angenehm, aber je klüger man ist, eine um so bessere Miene macht man dazu. Schauen wir uns doch einen Augenblick Ihre Kolleginnen aus Paris an, Suzette de chez Jenny, Marion de chez Patou, und jenes große, namenlose Heer der vielen, vielen, denen dieser in Frankreich erfundene Beruf das Brot gibt. Sie sind immer freundlich; ich habe sie nie anders als lächeln gesehen. Ihre Gesichter sind unermüdlich in der Bewegtheit des Mundes, im lebhaften Blick des Auges, in der reizenden Spannung der Wangen, im Bezeigen jener eigentümlichen Liebenswürdigkeit, der „cortesia", in der uns die romanischen Völker so weit voraus sind. — — „Ich wünschte, dich von der Schönheit dieses Schnittes zu überzeugen" ... „Ich ahne, wie reizend gerade dir dieses Kleidchen stehen müßte" ... „Ich freue mich, dir den originellen Fall dieser Glocke zeigen zu dürfen" ..., das drücken die freundlichen, schmalen, zuvorkommenden Gesichtchen all der vielen kleinen Pariser Mannequins aus. Und ihre Herkunft ist meistens auch nur die Ackerstraße von Paris und ihre Schule keine sanftere als die zwischen der Friedrichstraße und dem Kurfürstendamm. Nur daß in diesem gesegneten Paris, in dieser Stadt der Frau, der Mode und der Liebe der Typus der „Nutte", mit dem wir als mit etwas Unvermeidlichem rechnen, etwas Unbekanntes ist. Dort ist auch noch das unbekannteste Mannequin, die kleinste Midinette eine Mimi oder eine Manon, und über allen Lehren und Geboten steht das Gebot der Grazie und der Liebenswürdigkeit.

Berliner Kunstausstellungen: Die Juryfreien.

Von *Emil Szittya.*

I.

Sicher gibt es fast auf jeder Kunstausstellung jemanden, dem man dadurch, daß man ihn unerwähnt läßt, unrecht tut. Aber es gehört Scharlatanei dazu, 1495 Bilder sichtend zu beurteilen. Auf der Juryfreien Kunstschau gibt es sicher manches Gute (der Preußische Staat hat sogar wegen des schönen Titels „Feuchtwarmes Felsensanssouci" ein Bild von Hollheim gekauft), aber man sieht den Zweck so einer Ausstellung wirklich nicht ein, weil sie den Ausstellern sicher noch nicht einmal nützlich ist.



Maria Avicrinou

II.

Als in Frankreich die juryfreien Ausstellungen begannen, galt es nicht nur, einigen jungen Malern zum Erfolg zu verhelfen, sondern neue Kunstgestalter schufen diese Ausstellungsform als Kampfmittel gegen veraltete Kunstausstellungen (nicht gegen wichtige Kunst), und in diesem Kampf begegnete man wirklich einigen Namen die für die Kunst wichtig wurden. Bei der Berliner Juryfreien wird man leider die Empfindung nicht los, daß solche Ausstellungen nur deshalb arrangiert werden, um Menschen, die anderswo nicht unterkommen können, eine Unterkunft zu verschaffen.

III.

Selbstredend gibt es auf dieser Ausstellung auch Maler mit Namen (sogar Dongen und Utrillo sind vertreten). Man sieht Bilder, die man schon oft sah und die man eventuell als interessant oder als eine Möglichkeit betrachtete, aber immer nur interessant zu sein und Möglichkeiten zu haben wird auf die Dauer langweilig.

IV.

Man hat die alte Malerei schon so von innen und außen beschrieben, daß es den Kunstkritikern bald an Themen mangeln wird, so daß es ganz gut wäre, wenn sich ein fleißiger Herr einmal daran machen möchte, auch die „langweilige Malerei" unter eine ästhetische Formel zu schablonisieren. Die 1495 auf der Juryfreien Ausstellung würden zu dieser Schablonisierung sehr viel Material bieten. Da findet man alle Stile und Richtungen der Malerei in einer Mittelmäßigkeit übertragen. Liebermannkopien, Chagallnachahmungen (Rothluff hat für sich selbst ausgestellt, aber es ist immer dasselbe Bild wie vor zehn Jahren). Einer schwärmt für Ensor, ein Maler mit tschechischem Namen begeistert sich für Chavannes (dessen Fresken in Paris überall fad geworden sind). Jemand will mit „Zigeunern" die Pechsteinsche Malerei wieder in Mode

bringen. Man hat sich an Picasso erinnert. Ein in Paris Lebender versucht es mit Raffael. Ein Leipziger setzt sich für Kokoschka ein. Sogar Hans Thoma wird von jemandem geliebt, aber besonders Treßler und Dix haben großen Sukzeß (ersterer mit eigenem und Dix mit Bildern von Versteher).

V.

Ich habe vor kurzem gelesen, daß es in Paris 40 000 Maler gibt. In Berlin gibt es sicher 10 000, und auf dieser Ausstellung sind 524 Künstler vertreten und haben sich alle die höchstmögliche Mühe gegeben, um einmal wenigstens mit Namen in der Presse erwähnt zu werden. Man bekommt Mitleid mit den armen Menschen; was wird aus denjenigen, die niemals dazu gelangen, einmal von dem Kritiker (der auch nur ein armes Menschenkind ist) bemerkt zu werden. Es wird allmählich unmöglich, die 10 000 Namen (von eventuell ganz guten Malern) sich zu merken, und was wird aus den armen Menschen, die dem grusligen Schicksale verfallen sind, daß sie unbedingt Maler werden wollen?

Warum stelle ich Baschwitz aus?

Von *Alfred Flechtheim.*

1. Weil er ein Dilettant ist, d. h. ein Amateur, und ein Amateur die Kunst oft viel lieber hat als Berufsleute. — Dilettantenschauspieler sind oft viel enragierter als Berufsschauspieler, die alle Abend auf der Bühne stehen müssen, einem Amateurboxer macht das Boxen meist viel mehr Spaß als zum Beispiel dem Dempsey, der sich noch immer drückt, oder dem Körner, der monatelang den Kampf mit Breitensträter verschob. Der Amateurkunsthändler ist viel tüchtiger als der mit einer Händlernummer. Der Lehrer Renoirs sagte dem Meister mal, damals, als er Akademieschüler war, ob er sich einrede, daß Malen ein Vergnügen sei. Dem Baschwitz ist Malen ein Vergnügen.

ARNO NADEL

Von Arno Nadel hat man seit Jahren viel und vielerlei gehört, ohne daß man von ihm eine Vorstellung gewonnen hätte. Nur wenige konnten ahnen, daß Nadel abseits vom Literaturbetrieb eines Tages als Dichter von unheimlicher Größe dastehen würde.

Drei Werke, die soeben bei *Felix Stössinger, Verlag und Antiquariat, Berlin* erschienen sind, bezeugen uns das. Das kleinste, aber wohl vollkommenste dieser Werke ist der Gedichtzyklus **»Tänze und Beschwörungen des weissagenden Dionysos«**, ein Luxusbändchen in 1000 numerierten Exemplaren. 18 Stücke enthält es, deren düstere Größe **Thomas Mann** sehr schön wiedergibt, wenn er von ihnen schreibt, daß er »beim Paukenrhythmus ihrer feierlichen Lebensleidenschaft Griechenland wahrhaft zu hören glaubte«. Was diese Gedichte im Leser hinterlassen, nennt **Gerhart Hauptmann** bewegt »festliche Augenblicke«.

Ganz anders zeigt sich Nadel in den sieben Szenen **»Der Sündenfall«**. Wie in den Tänzen die Visionen in griechischen Symbolen dargestellt sind, so hier in biblischen. Jede Szene ist eine Welt von Menschen, eine Welt von Ideen. *»Abraham oder: Die Entdeckung Gottes«* — ein Meisterwerk theologischer Dialektik. Und gleich darauf die himmlisch-rührende Szene *»Rahels Tod«*.

Nadels Hauptwerk ist **»Der Ton. Die Lehre von Gott und Leben«**, ein *religiöses Gedichtwerk*, riesig im Umfang (733 Seiten Dünndruckausgabe!), überragend in der Gegenwartsliteratur aller Nationen. Das aufschlußreiche *Begleitwort* ist als *Sonderdruck* kostenlos durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der Ton ist danach ein Offenbarungswerk höchsten Ranges — die Erneuerung der Religion außerhalb der Konfessionen.

Das Bild ungewohnter Vielseitigkeit erweitert sich durch Nadels Begabung als *Maler*, von der Juryfreien her nicht mehr unbekannt. *Graupes* Graphik-Auktion im November bringt eine schöne Pastellserie von ihm aus Sammlerbesitz auf den Markt.

2. Weil das Niveau der Baschwitzschen Bilder durchaus nicht schlechter ist als das Niveau vieler Berufsmaler.

3. Weil wir unendlich viele Berufsmaler haben, die von morgens früh bis abends spät vor ihren Leinwänden sitzen und malen, während der Generalkonsul Baschwitz von morgens bis abends in seiner Fabrik arbeitet und von 6—8 Uhr in seinem Atelier, und weil davon das große Elend unter den Künstlern kommt, deren Niveau das Mittelmaß nicht oder kaum überschreitet, daß sie in ihrem Künstlerwahn meinen, daß Kunsthändler, Sammler, Museen verpflichtet seien, ihnen die Sorge für das tägliche Brot abzunehmen, weder gehen sie einer lukrativen Beschäftigung nach, noch frönen sie in den Mußestunden ihrer Leidenschaft, wie dies ein vernünftiger Mensch tut. Wenn dies die allzuvielen Malweiber und Malmänner einsähen und tagsüber sich einer produktiven Beschäftigung hingäben, dann wäre ihnen viel wohler.

Die jüdischen Philosophen des Mittelalters waren im Zivilberuf Handwerker. Paul Morand, einer der besten französischen Dichter von heute, ist Beamter im Auswärtigen Amt. Robert Delaunay, ein bekannter französischer Maler von heute, ist Buchhalter bei seiner Frau, der Modistin Sonja Delaunay-Terk. — Und Rubens war Diplomat. — Viele solcher Beispiele wären zu nennen, und deshalb könnte die Baschwitzausstellung für die Berufsmaler, die nun gerade kein ganz besonderes Talent haben, ein lehrreiches Beispiel sein.

Der Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam, legt diesem Heft einen Prospekt über seine Neuerscheinungen im Jahre 1925 bei.

Die Impressionisten.

(Ausstellung bei Paul Cassirer.)

Von *Emil Szittya.*

I.

Man erzählt von Paul Cassirer, daß er von allen Berliner Kunsthändlern den besten Instinkt hat und immer genau weiß, wozu der deutsche Kunstmarkt prädestiniert ist. Mag sein, daß diese etwas boshafte Meinung wahr ist, aber ganz genau stimmt sie doch nicht. Cassirer hat viel dazu beigetragen, daß der deutsche Kunstmarkt in den letzten dreißig Jahren ziemlich umgekrempelt wurde, und daß man manchmal auch in Deutschland heute schon weiß, was wirkliche Kunst ist. Cassirers Tätigkeit für die französischen Impressionisten ist aus der deutschen Kunstgeschichte nicht auszuwischen. Wenn es sich um Impressionisten handelt, ist Cassirer immer in seinem Element, und die Ausstellung (die nicht vollständig ist, weil die Sammler die meisten ihrer Bilder nicht hergaben) gibt ein Bild darüber, wie er die deutschen Sammler zur guten Malerei erzog und was er damit für die deutsche Kunst schuf.

II.

Man hielt mit Unrecht den Impressionismus für traditionslos, weil seine Maler eine organische Entwicklungsstufe in der malerischen Kultur Frankreichs bilden, und ein Analytiker könnte sicher sogar in Manets Landschaften interessante Komplexe entdecken, deren Motive schon bei Fragonard vorhanden waren, und dieses sind die Entwicklungen in der Malerei: sich hineinstellen müssen oder

hineinstellen können ist es, was die Impressionisten zu den Malern des großen Formats machte. Möglich, daß diese Menschen in ihrem Privatleben manchmal etwas Tragisches hatten, aber wenn man sich eine Kollektion von französischen Impressionisten ansieht, dann hat man immer das Empfinden, daß sie alle doch nur die Maler der Freude waren und merkwürdig (gleichgültig, aus welcher Gegend sie kamen) organisch verwandt (nicht Nachahmer voneinander) sind. Manet verband sich mit seinem „Hafen in Bordeaux" mit allen Impressionisten, und Renoir reihte sich mit seinem Gemälde „Sorti du Conservatoire" in den Verwandtschaftskreis ein, und diese Maler durften miteinander verwandt sein, weil sie die Kultur der Selbstverständlichkeit hatten.

III.

Bei guten Malern fällt die Kritik immer weg und man hat nur das Recht der freudigen Registrierung. Und bei guten Malern fällt auch die Frage weg: „Wer war der Größere?" und man kann nur sich sagen, wer liegt mir mehr, aber man muß trotzdem bei jedem Bild, das so ein Impressionist malte, eine freudige, vom Besitzerwunsch erfüllte Randbemerkung machen. Degas „Tänzerinnen, Sandalen bindend" gehört viel mehr in das französische 18. Jahrhundert wie unter den ihm mit Unrecht oktroyierten japanischen Einfluß. Cézanne zeigt in „Die Dächer" und „Madame Cézanne", daß bei ihm die geschlossene Form, Konzentration auch möglich ist, nur wählt sich diese Bindungstätigkeit immer ein kleineres Format. Dagegen drängt die Expansivität Renoirs („Die beiden Frauen") immer nach einer großen Leinwand, und keine ist ihm groß genug. Man freut sich sehr an dem „Tilla Durieux"-Porträt und fragt sich: ist Renoir nur zum Porträt prädestiniert gewesen, weil manchmal bei ihm die Gestalten die Landschaften erdrücken (das ist bei den Franzosen selten, weil sie immer den Kontakt zwischen Landschaft und Gestalt finden)? Schade, daß es die Manet-Frauen nicht mehr gibt, es ist ein besonderer Typ, der diesen Maler wahrscheinlich manchmal zur Dekadenz isolieren mußte und ihn von allen mit ihm verwandten Malern neben Renoirs großes Format stellte. Bei Pissaros „Landschaft mit Brücke" fällt einem ein, daß dieser Maler wahrscheinlich der Meister von Utrillo war. Sisleys „Hafenlandschaft" mutet wie ein alter

---



Photo Galerie Flechtheim

Marie Laurencin, Kleines Mädchen



Schildknappe Karls des Großen vom Ulmer Münster (15. Jhrh.)

Lily Damita, der neue Star der Sascha Phoebus-Filme

Bodenseefischer

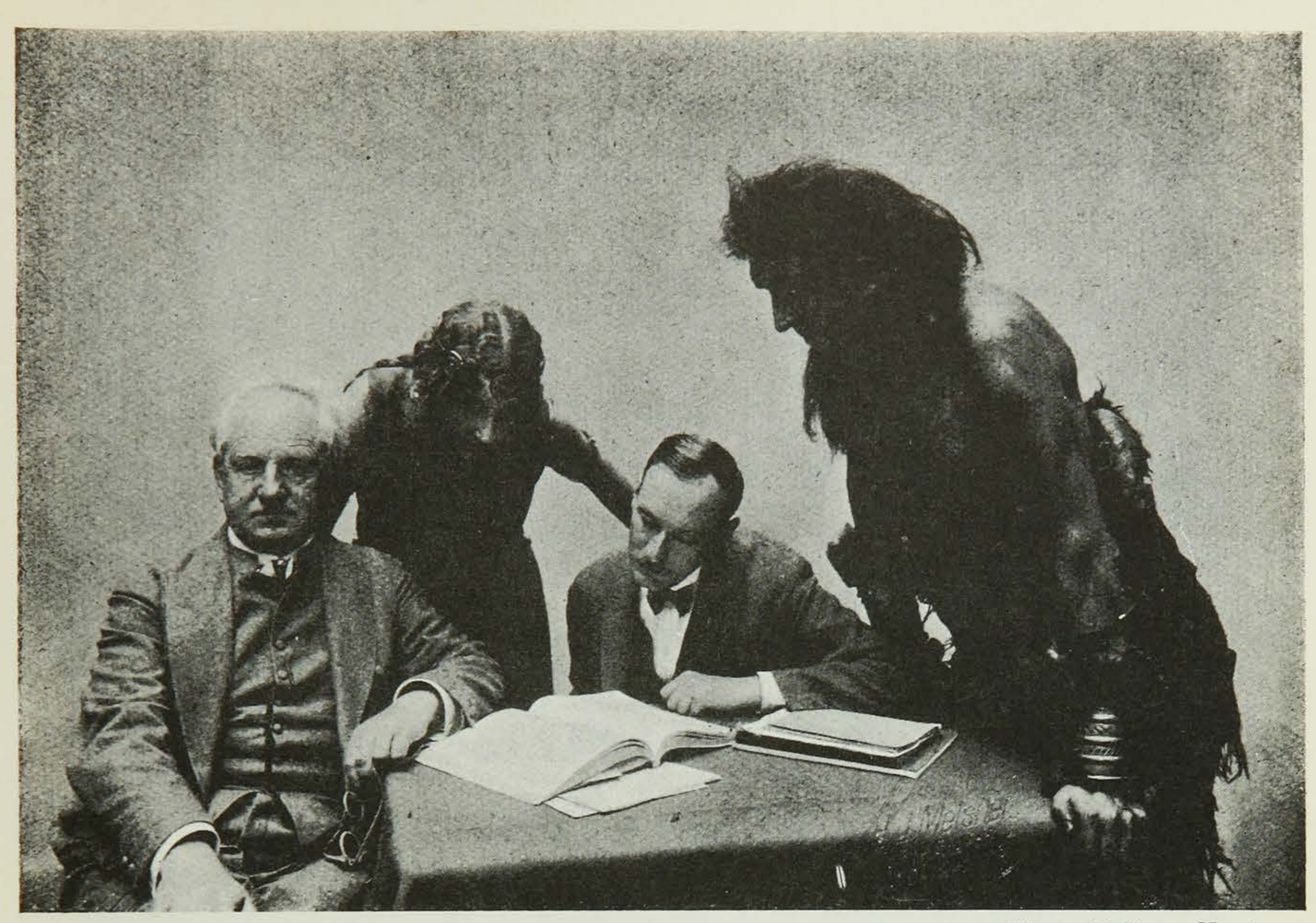
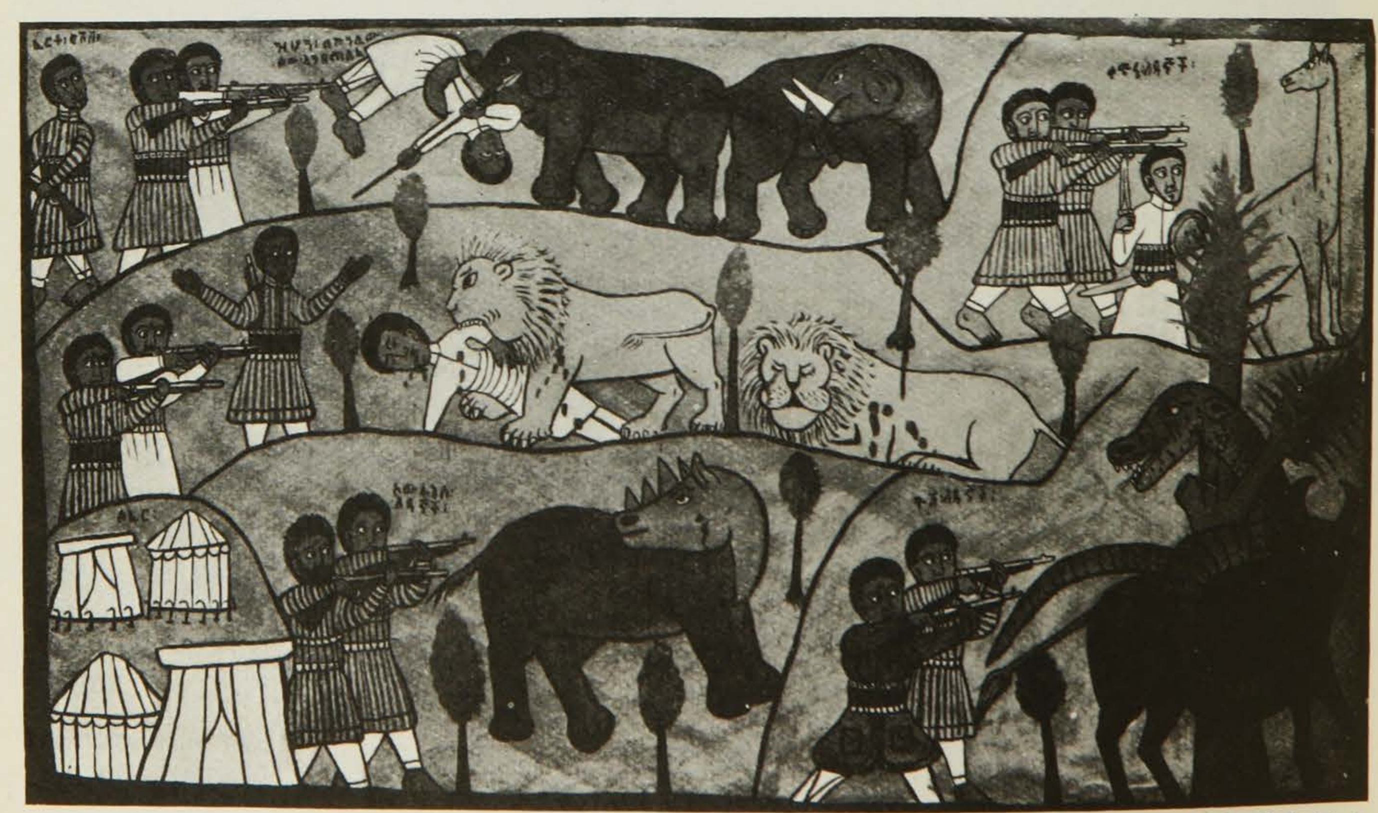


Photo Meißner, Hamburg

Gerhart Hauptmann bei den Proben zur Aufführung des „Veland“ in Hamburg

Photo Bonney

Der französische Finanzminister Caillaux läßt sich von der jungen amerikanischen Astrologin Belle Bart das Horoskop stellen



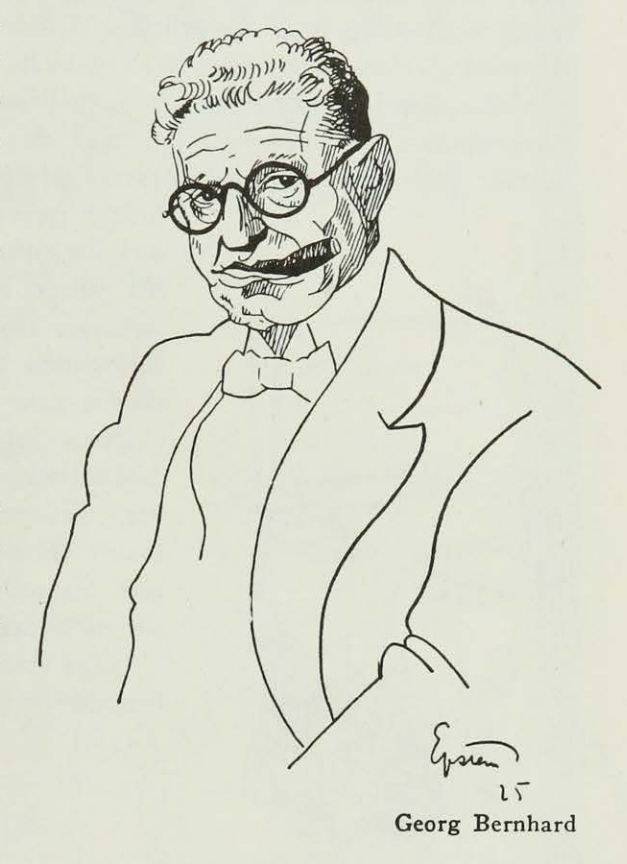
Photos Zander & Labisch

Moderne abessinische Kunst auf der Juryfreien Kunstausstellung, Berlin

Holländer an. Bei Daumier seufzt man immer: Warum durfte dieser „Michelangelo der Karikatur“ nicht Maler werden?

IV.

Die vor kurzem gezeigte Ausstellung in der „Akademie der Künste“ hätte noch etwas warten sollen. Ich weiß, daß Cassirer während seiner Kunstpropaganda viele alte Meister in Deutschland verkaufte, die eine bedeutende Ausstellung abgeben würden. Von der Cassirerschen Impressionisten-Ausstellung hätte die Akademie der Künste lernen müssen, wie man es machen sollte, und hier taucht auch die Frage auf: warum macht nicht einmal Cassirer eine Ausstellung alter Meister? Ich bin fest überzeugt, daß diese Ausstellung sehr schön werden würde.


Georg Bernhard

Wenn du ein Heidenkind kaufen willst, d. h. die Patenschaft über ein Heidenkind erwerben willst, das von deutschen Missionaren in fernen Heidenländern getauft wird, dann sende 21 R.-M. an untenstehende Adresse und schreibe den Namen dabei, den das Kind bekommen soll. Dafür erhältst du ein Quittungsbild als Andenken. Franziskus Xaverius-Missionsverein e. V. Aachen, Hirschgraben 39. Postscheckamt Köln 47 860.

Sächs. Volkszeitung.

Georg Bernhard, den wir unseren Lesern als Lyriker in machtvollen Gestaltungen haben vorstellen dürfen, feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Der Kindersammler.

Im Nachlasse des bekannten französischen Schauspielers und Schriftstellers Tristan Bernard fand man folgende nicht alltägliche Geschichte vor:

Es war einmal in Frankreich ein Mann, der sich der sonderbaren Leidenschaft des Kindersammelns ergeben hatte. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, sich alle Sorten von Kindern zu verschaffen, die man von Gesetzes wegen nur haben kann.

Seine erste Anschaffung war ein Adoptivkind. Nach französischem Rechte kann man nur dann ein Kind adoptieren, wenn man keine anderen Kinder hat. Dann schritt er zum natürlichen Kinde, dessen Beschaffung auch keine großen Schwierigkeiten bot. Das französische Gesetz hat aber zwei Stufen für außereheliche Kinder, nämlich das natürliche Kind, welches das Kind von zwei noch unverehelichten Personen ist, und das illegitime Kind, welches als Vater oder Mutter eine verheiratete Person aufweist, jedoch nicht von der legitimen Ehehälfte gezeugt wurde. Als Numero drei mußte also das illegitime Kind folgen. Als Medium hierzu diente die junge Frau eines alten Notars, die innerhalb der von der Natur anberaumten Zeit zum nicht geringen Erstaunen und Entsetzen ihres Gatten der Sammlung dieses neue Stück zuführte.

Nun folgte ein sehr seltenes Exemplar: l'enfant incestueux, das blutschänderische Kind, welches nur von Blutverwandten engster Linie gezeugt werden kann. Dank einer unverheirateten Schwester konnte der Sammler unter geringem Kostenaufwande auch dieses Stück seiner Sammlung sichern.

Das französische Gesetz, welches den Kindern eine besondere Sorgfalt zuzuwenden scheint, was ja in Anbetracht des Geburtenrückganges auch nicht zu verwundern ist, kennt auch das „enfant legitimé", das legitimierte Kind. Dies ist ein natürliches Kind, welches durch die Heirat seiner Eltern zum gesetzlichen wird. Es gelang dem überaus rührigen Sammler, eine junge Dame, der er die Ehe versprach, zu verführen, und nach Geburt des Kindes heiratete er sie ganz einfach. Hierdurch hatte er zwei Fliegen auf einen Schlag gefangen, nämlich das legitimierte Kind und nicht zu lange darauf auch das eheliche Kind.

Käthe Wilczynski

Er meinte hiermit seine Kollektion komplett zu haben, und mit väterlichem Stolze blickte er hinunter auf das friedlich miteinander spielende adoptive, natürliche, illegitime, blutschänderische, legitimierte und eheliche Kind.

Doch als er eines Tages einen alten Jugendfreund in das Geheimnis seiner Kollektion einweihte, mit dem stolzen Zusatze, daß die Kollektion vollständig komplett sei und kein Mensch auf der Welt je eine derartig rare Sammlung sein eigen nennen werde, rief der Jugendfreund: „Du Schlemihl! Du sagst, die Sammlung ist komplett? Ja, wo bleibt denn das posthume Kind?" Seit dieser Stunde war der Sammler wie vor den Kopf geschlagen. Was taugte die Sammlung, wenn sie nicht komplett war? Er traf die nötigen Vorbereitungen, um dem letzten Stücke den Eintritt in die Kollektion zu sichern, und als die Geburt des Kindes nur noch die Frage von einigen Tagen war, hängte er sich auf. — Die Kollektion war nunmehr komplett.

Eingesandt v. Paul Lâszlô (Paris).

Grabinschriften.

Hier ruht der Tapfre Beni
Hinterlassen hat er weni
An Maßkrug und a Kruzifix
Sunst nix.

*

Vom Ehemann der Ehefrau!

Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist eines Denkmals wert,
Ihr sei es hier von mir geweiht,
Und wer die Tugend ehrt,
Auch in dem einfachen Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.

*

Hier in dieser Gruben
liegen zwei Müllerbuben,
geboren am Chiemsee,
gestorben an Bauchweh.

*

Hinter diesen Gittern
Ruht Herr Andreas Klaus.
Er trank manchen Bittern —

und weiter unten, von Efeu fast überwuchert:

Kelch des Leidens aus. —

*

Hier liegt
Fräulein Johanna Gelber,
Jungfrau und Störnäherin
gest. 17. Nov. 1894 versehen mit den
k. k. Sterbsakramenten.

*

Die Oder war mein Sterbebette
Um 11 Uhr war die Stunde da
Vergebens rief ich rette! rette!
Weil keiner mich ertrinken sah.
So schlief ich denn in Not und Pein
So nach und nach im Wasser ein.

*

„Hier ruht in Gott
Der Kapitelbot.
O Herr!
Sei ihm gnädig wie er es wär,
Wenn er wär Gott
Und Du der Kapitelbot."

(Der betreffende Kapitelbot [das ist ein Bote eines Kirchenbezirkes] hat schon zu Lebzeiten angeordnet, daß diese Inschrift, die anfangs von kirchlicher Seite aus bekämpft wurde, auf seinem Grabdenkmal angebracht wird.)

Münchener Neueste Nachrichten.

Die Novelle „Im Gefängnis“ von Boris Ssawinkow, dem bekannten russischen Revolutionär (siehe Querschnitt November 1924), wurde vom Verfasser in der Tat im Gefängnis geschrieben, unmittelbar bevor er seinem Leben selbst ein Ende machte.

Theaterprogrammatisches.

Wozu? — so tönt die Frage. Wozu? Ringsum trommelt das Propaganda-Tam-Tam der Scharen buntscheckiger Zeitschriften auf den erschütterten Nerven bedauernswerter Zeitgenossen. Im Hintergrund verpuffen — meist still und leise — pleitene Redaktionen, aber im Vordergrund rücken verdoppelte Verstärkungen mit Donnergetöse heran. — — Also wiederum ...?

Unsere Antwort? Ja! — Trotz alledem!

In medias res: Die Gesellschaft ist in voller Auflösung. Möge diese nun Untergang des Abendlandes oder Umwandlung in eine neue Kulturform bedeuten; fest steht für jeden Fall: es ist nicht gut um uns bestellt. Auch jenseits aller ökonomischen Schwierigkeiten ist das Leben in dieser Zeit der Zerrissenheit, der Unwürdigkeit und der Unheiligkeit wenig erfreulich. Kaum gibt es noch im privaten Leben Höhepunkte seelischen Erlebens. Wo aber wird die Gesamtheit durch solches Erleben noch verbunden und emporgerissen?

Die Aufgabe ist, in der allgemeinen Auflösung aller Institutionen und Begriffe die Mittelpunkte zu suchen, um die sich die zentrifugalen Kräfte aufs neue zu einem kohärenten Komplex zusammenfinden könnten. Die bildenden Künste merkten zuerst, um was es ging, und machten die absonderlichsten Purzelbäume. Das Theater jedoch, Querschnitt des geistigen Seins, war so verblüfft, daß es sich in sein Schneckenhaus zurückzog, unberührt immer kümmerlicher fortvegetierte. Draußen stand die Menge, verwundert über jene Instinktlosigkeit, die während des Siechtums des Absolutismus noch unbekümmert höfisches Theater und während des Siechtums des Mittelstandes noch unbekümmert kleinbourgeoises Theater propagierte. So wanderten denn die im Stich gelassenen Enttäuschten flugs anderen Toren zu. Das Kino nahm seinen ungeheuren Aufschwung, mußte aber bald seine Vormachtstellung dem Sport überlassen, und der genierte sich dann keineswegs, alles andere knock-out zu schlagen.

Was ist zu tun? Das Schneckenhaus muß zertrümmert werden! Von den Augen die Scheuklappen! Aus den Ohren die Wattebäusche! Man höre den Rhythmus der Zeit, man erfasse ihr Tempo! Man fühle sich ein in die Bedürfnisse der heraufdämmernden Schichten! Man biete Schach jenem Sport. Man werde sich seines eigenen Wertes bewußt. Man bedenke, daß die Bühne eine Kultstätte sein könnte. Und daß keineswegs der Zustand unserer Zeit ein notwendiger ist, in der der Durchschnittsmensch von heute aus der Bequemlichkeit des Traditionsgefühles heraus sich mitunter noch auf einen Parkettsitz verirrt oder als Nr. 13 271 von der Theatergemeinde dorthin verschickt wird. Man besinne sich, daß der einzelne „Cid" das Interesse einer Weltstadt vom Premierminister bis zur Kinderamme faszinierte.

Wie weit die Annäherung an jene Idealpostulate unter den soziologischen Möglichkeiten des heutigen Mitteleuropa möglich sein wird, bleibt dahingestellt. Fest steht aber, daß die geforderte Einstellung auf den lebendigen Fluß der Gegenwart — — —.

Das sind die Bestrebungen, welchen diese Blätter gewidmet sind. Sie wollen das große, unabhängige Theaterforum schaffen, auf welchem die im obigen Sinne wahrhaft schöpferisch eingestellten Stimmen gesammelt und der Umwelt verkündet werden. Wir rufen alle Gutgläubigen zur Mitarbeit auf.

Wir beginnen, beginnen auch Sie! *(Aus „Die Première")*.

G ä n s e l e b e r n a c h E l s a H e r z o g. In Randform. Fünf bis sechs gewöhnliche Gänselebern werden gewiegt mit Trüffeln, etwas geweichter und geriebener Semmel, zwei Eidottern (das Weiße zu Schnee) und mit etwas Gänsefett oder Speck vermischt. Zuletzt kommen einige Stücke Stopfleber in die Masse, die in eine Randform gefüllt wird, nachdem alles gut verarbeitet ist. Die Form wird etwa eine Stunde im Wasserbad gekocht. Inzwischen werden Champignons mit Sahne, Butter, Salz und Paprika gedünstet, werden in Scheiben geschnittene Stopflebern in Gänseschmalz geschmort. (Nicht gebraten.) Auf eine runde Schüssel wird der Pastenrand gestürzt, in die Mitte werden die Champignons geschüttet und außen herum die Stopfleberscheiben arrangiert, die man mit Trüffelscheiben belegen kann.

K a r t o f f e l s a l a t i n H a l b t r a u e r. Man kocht Kartoffeln zum Salat und schneidet sie in feine Scheiben. Erkaltet werden sie mit Mayonnaise gemischt und in die Salatschüssel gelegt. Darüber reibt man eine frische abgekochte Trüffel, die eine schwarze Schicht bilden muß.

B o w i d l t a s c h e n. ½ Pfd. Mehl und drei ganze Eier werden mit dem Messer auf dem Hackbrett zusammen vermengt, dann mit den Händen lange geknetet, etwas Salz wird hinzugefügt. Der Teig muß glatt sein, er wird in zwei bis drei Teile geteilt. Die Teile, die nicht genommen werden, stellt man unter einen warmen Topf. Der Teig wird ausgewalkt, bis er dünn ist, Vierecke werden ausgeradelt, auf jedes Viereck etwas Pflaumenmus gehäuft, der Teig darübergeschlagen, so daß ein Dreieck entsteht. Die Taschen werden in mil-

dem, siedendem Salzwasser gekocht, bis sie obenauf schwimmen. Man legt sie auf ein Sieb, schreckt sie mit kaltem Wasser ab, tut sie auf eine Schüssel und gießt braune Butter darüber. Dazu werden Walnüsse gereicht, die mit Zucker vermischt sind.

(Aus dem „Neuen Kochbuch“ von Julie Elias im Verlage Ullstein.)

Prinzenbeine in Gips.

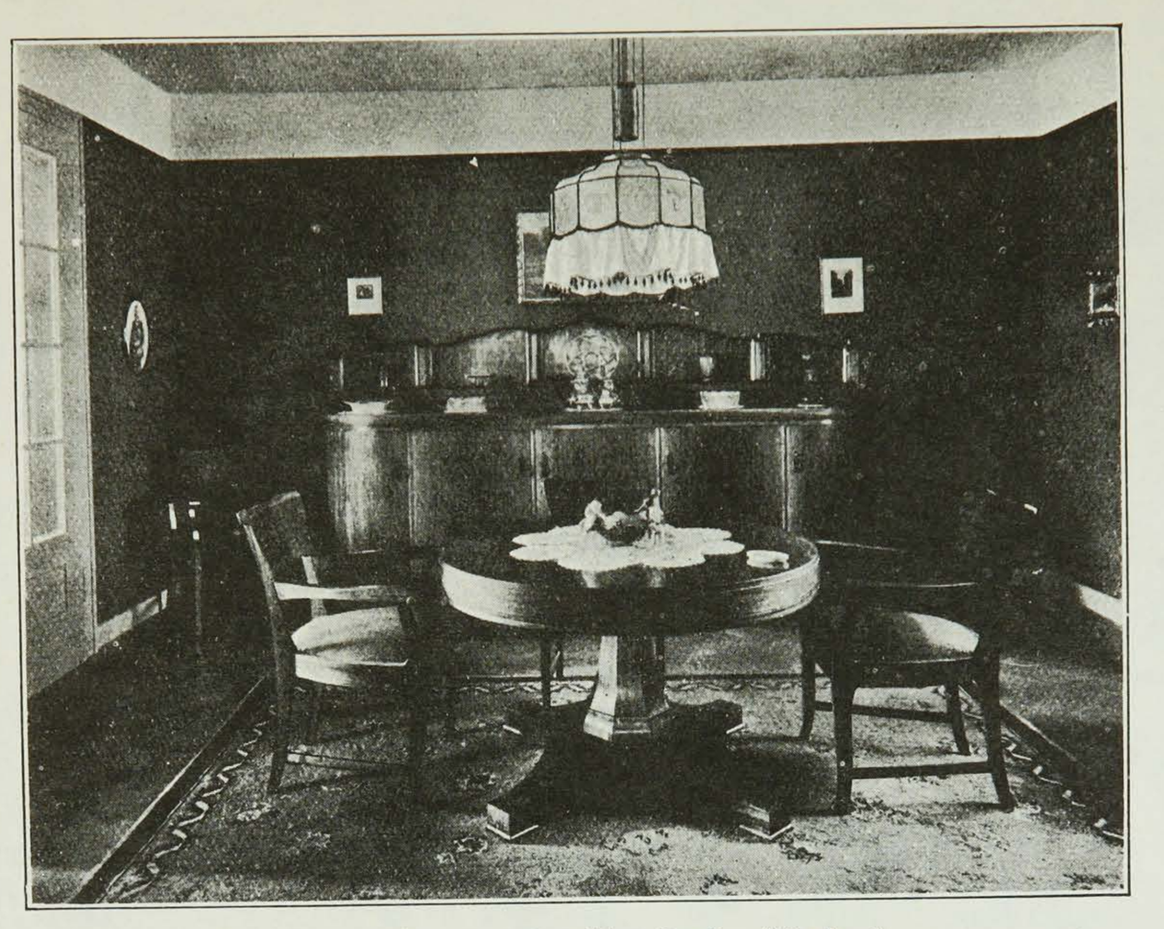
Ein großer Förderer der Kunst war Prinz Luitpold von Bayern. Fast täglich besuchte er seine lieben Maler und Bildhauer, unter welchen ihm viele geradezu freundschaftlich nahe standen. In den Bildhauersälen der Akademie hielt er sich am liebsten auf, oft stundenlang. Ihm Näherstehenden saß und stand er sogar Modell und Akt zu seinen Porträts in ganzer Figur. Er war sehr stolz auf seinen kräftigen Körperbau, namentlich auf seine starken muskulösen Beine. Als ein junger Bildhauer sich mit seinen engen Beziehungen zum Prinzen brüstete, fragte ihn Bildhauer Paene: „Hat er Ihnen seine Beine schon geschenkt?“ „Wieso, warum?“ fragte dieser. „Nee, nee, dann werden Sie noch nicht Professor,“ sagte Paene, „so lange er einem seine Beine nicht schenkt, ist es nichts.“ Prinz Luitpold schenkte nämlich seinen Bevorzugten Gipsabgüsse derselben. *M. N. N.*

Das Heine-Denkmal am Rhein.

Von *Alfred Klaar.*

Die Düsseldorfer sind heinestolz —
Sie schafften auch schon Steine, Holz
Und wollten einen Heine bau'n;
Da hob sich manche Schweinehand,
Tät ihnen Arm' und Beine hau'n,
Bis der geplante Heine schwand —
Nun freut sich jeder Schweinehund
An dem gelung'nen Heineschwund.

(Vor dreißig Jahren erschienen in einer böhmischen Zeitung.)



Werkstätten Bernard Stadler A.-G. / Paderborn

Aus „Für Dich“

Photo Graudenz

Beatrice Garga und Hans Gerdt in „Patience“
(Entwürfe von Ernst Klein)

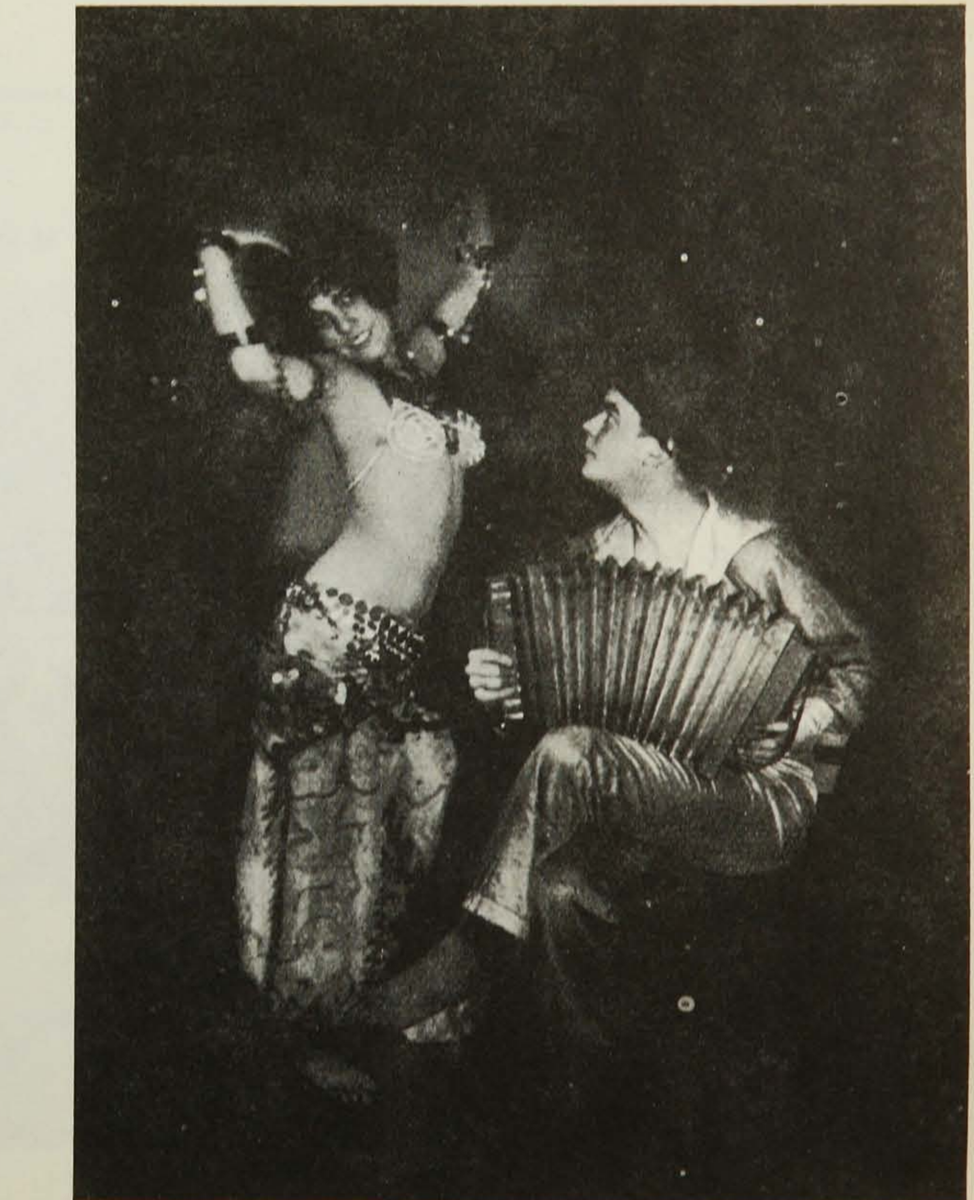


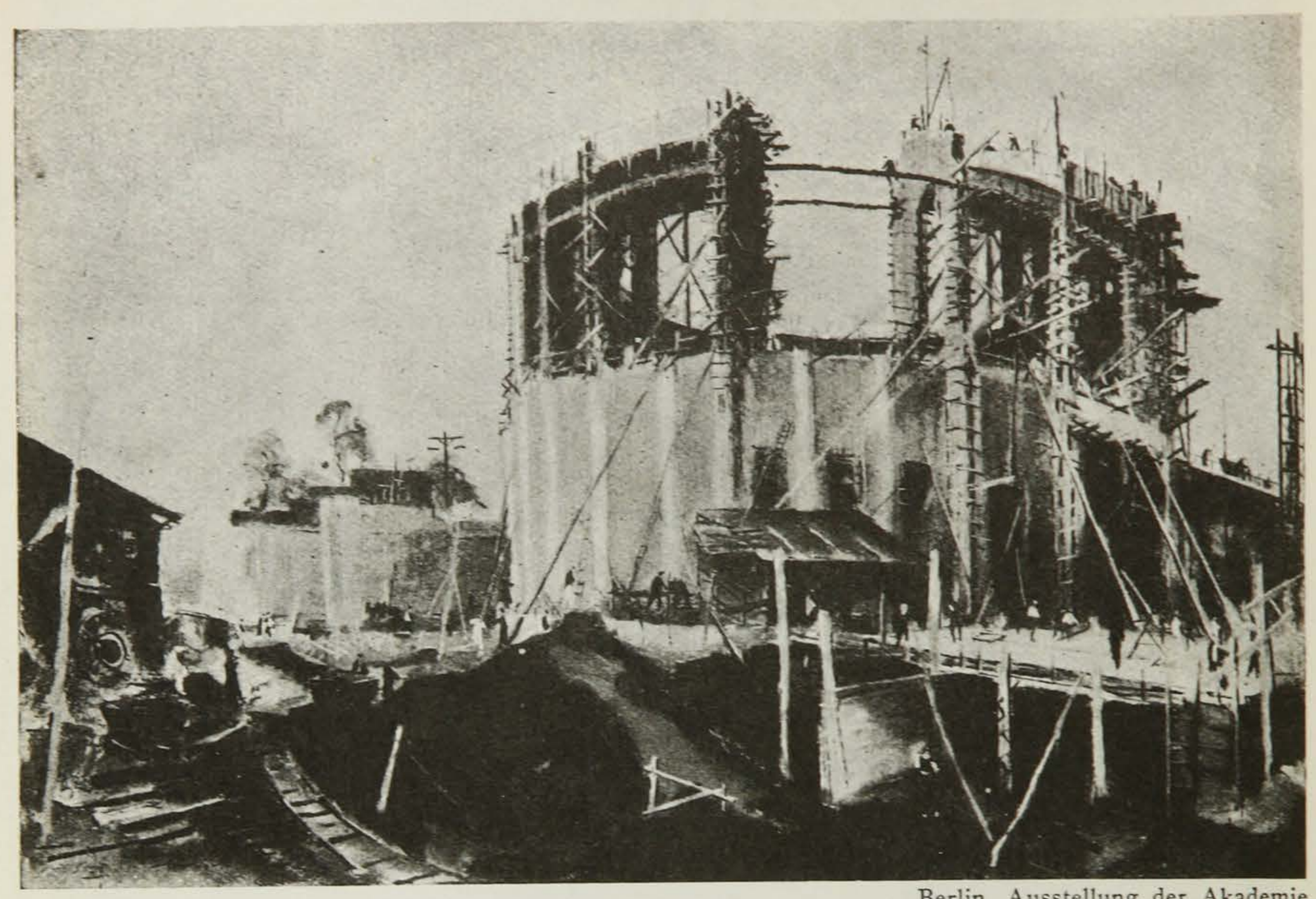
Photo Rieß

Die Haremstänzerin Zora und Horst Klee
in „Matrosenliebe“

Degas, Tänzerin. Pastell

Photo Bonney

Spazierstock mit Lippenstift und Puderdose



Berlin, Ausstellung der Akademie

Richard Geßner, Das Planetarium in Düsseldorf im Bau (Aquarell)

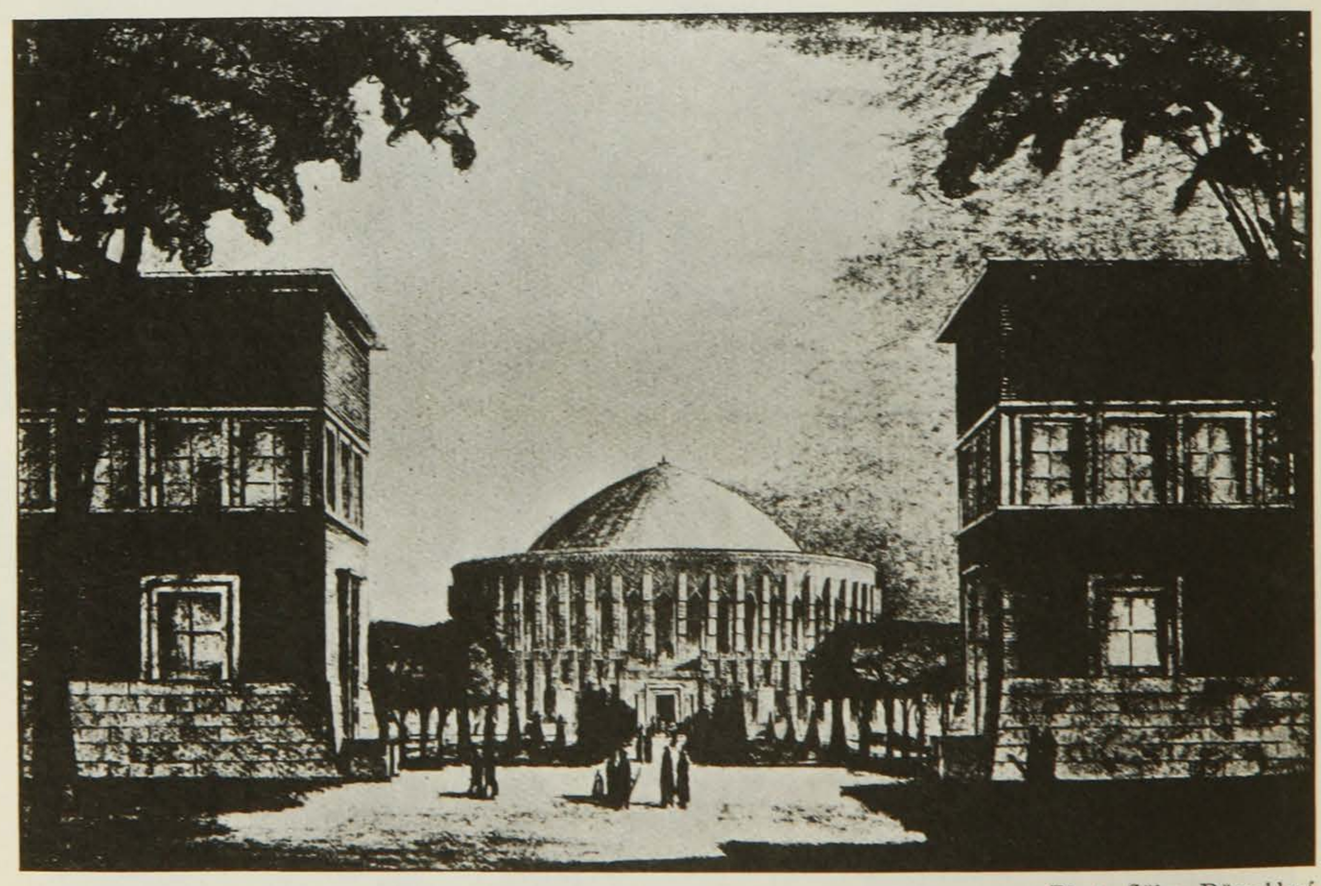


Photo Söhn, Düsseldorf

Wilhelm Kreis, Entwurf für das Planetarium der „Gesolei“ in Düsseldorf


„gegenüber“
KÖLNISCH-WASSER
SEIFE
»KÖLNISCH«
WASSER-SEIFE

Um- oder Aufbau — das ist hier die Frage!

Erik Charell contra Morgan — Bendow.

„Lieber Morgan, lieber Bendow, da Sie selbst in Ihrer Rechtfertigung in der ‚B. Z. am Mittag' schreiben, daß Sie zwischen den Bildern meiner Revue ununterbrochen sich umziehen und wie ‚zwei Flöhe herumspringen' müssen, habe ich nicht Gelegenheit, Ihrer im Großen Schauspielhause habhaft zu werden. Ich bitte daher die ‚B. Z.', so liebenswürdig zu sein, Ihnen auf diesem Wege meinen offenen Brief zu übermitteln.

Sie schreiben, daß Sie statt Rollen weiße Blätter erhielten. Mir scheint in diesem Fall Ihr Gedächtnis ein ebenso weißes Blatt zu sein: denn zur selben Zeit, als Sie die angeblich unbeschriebenen Blätter erhielten, wurde der Text eben dieser Blätter bereits in Deutschland und Amerika durch Copyright geschützt. Wenn ich Sie darüber hinaus anregte, die von mir vorgesehenen Dialoge durch eigene Scherze zu unterbrechen, so war das eine Konzession an Ihre Erfolgs-Möglichkeiten. Da ich von vornherein an diese Erfolge glaubte, verzichtete ich gern auf eine Ausstellung von Brillanten, Straußfedern und echten Chinchilla-Vorhängen, um mir Ihre teuren Kräfte leisten zu können.

Sie waren für mich nicht die ‚herumspringenden Flöhe', sondern die Achsen (Bitte an den Setzer: dem Leser hier kein O für ein A vorzumachen) der Revue, denn: In der Tat sind Sie die vorwärtstreibenden und tragenden Kräfte, die nicht — wie Sie glauben machen wollen — den Umbau der Revue verdecken, sondern umgekehrt deren Aufbau bewirken. Also nicht Umbau-, sondern Aufbau-Komiker.

Darf ich den unbeschriebenen Blättern Ihres Gedächtnisses noch weiter nachhelfen? Ich möchte Sie daran erinnern, daß Ihr Artikel ‚Umbau-Komiker' in einer kleinmütigen Anwandlung von Premieren-Fieber bereits v o r der Erstaufführung für den ‚Q u e r s c h n i t t' geschrieben wurde. Inzwischen hat sich ja Ihre übergroße Bescheidenheit durch das Urteil von Publikum und Presse merklich verloren — was ich bei der Prolongation Ihrer Verträge deutlich zu fühlen bekommen habe." *B. Z.*

Wie heißt „Nepp" auf Chinesisch?

Eine Postkarte an Paul Morgan.

Als Besucher der Vorstellung am 10. hörte ich von Ihnen oder Hn. Bendow im 3. Bild die Frage aufwerfen: „Wie heißt ‚Nepp' auf Chinesisch?" Ich kann Ihnen das leider auch nicht sagen, wohl aber, wie dieser Begriff sinnfällig im Großen Schauspielhaus in Erscheinung tritt — nämlich am Büfett im 2. Rang zwischen Zugang 9 und 10. Da kostet ein Glas Bier, das ich hinterher in gleicher Größe bei Aschinger für 20 Pf. getrunken habe, 40 Pf., die man ja auch noch bezahlen würde, wenn man dafür volles Maß erhielte. Der Inhalt des angebotenen Glases bestand aber aus einem Drittel Bier und zwei Dritteln Schaum. Ich wies natürlich ein solches Glas ab, es wurde w o r t l o s zurückgenommen. Andere Besucher waren leider zu schüchtern, es ebenso zu machen. Vielleicht machen Sie mal — wenn angängig — die Probe!

Mit vorzüglicher Hochachtung *W. W.*

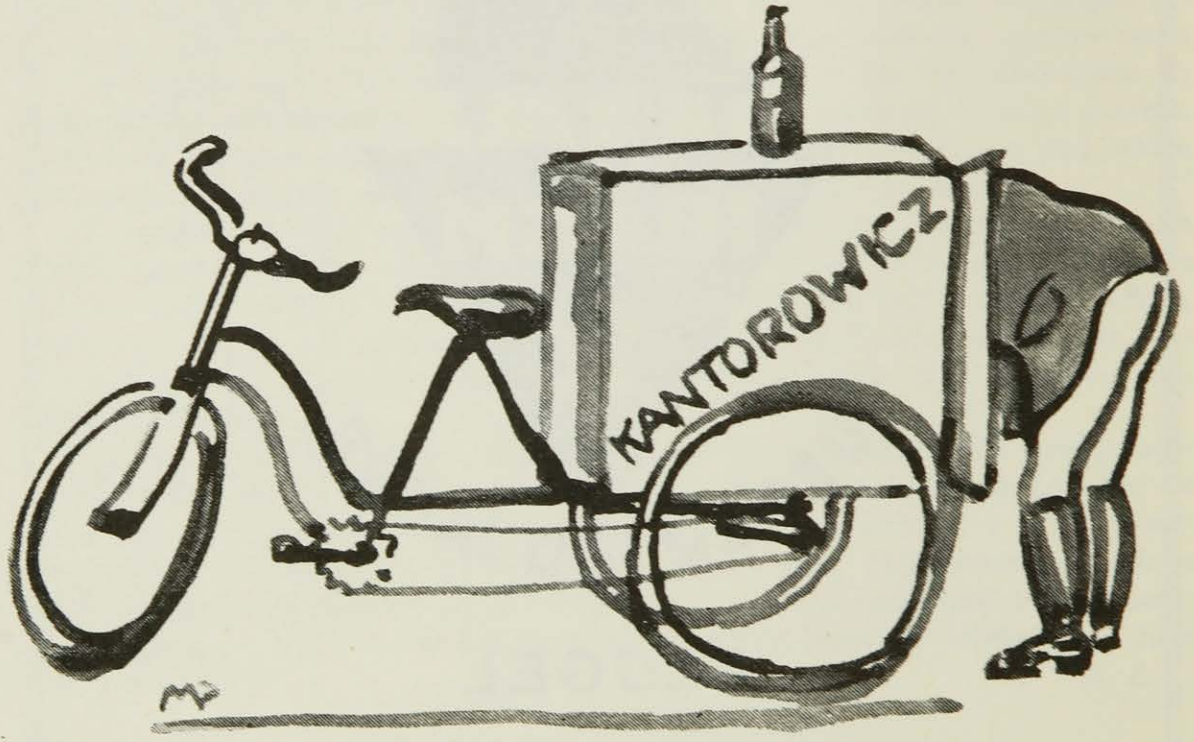
Das im Oktoberheft des Querschnitts abgebildete **Corinth-Porträt** ist von der **Galerie Wiltschek,** Neue Wilhelmstr. 9-11, aufgenommen.


IBACH
UEBER 130 JAHRE
FLÜGEL
PIANINOS
EINBAUINSTRUMENTE
(WELTE-MIGNON · PIANOLA · IBACHIOLA)
MAN VERLANGE KATALOG UND PREISLISTE „Q“ VOM STAMMHAUSE
IBACH IN BARMEN

Gruß an Berlin.

Von *Jakob Schaffner.*

Diese Erzählungen*) wollen eine Art von Dank sein für eine Gastfreundschaft, die mir das Gemeinwesen Berlin durch gute und schlechte Jahre gewährt hat. Es hat sie zwar auch Schiebern und Hochstaplern gewährt, denn wir leben in der Zeit der Freizügigkeit, und da ich meine Steuern bezahlt habe, so wäre ich nach dem landläufigen Ermessen hierdurch des Dankes quitt. Obendrein ist das, was Berlin mir geschenkt hat und gewesen ist, so ziemlich ohne ausgesprochene Absicht der Berliner zustande gekommen. Aber darauf kommt es nicht an. Ein Dichter ist ein sonderbares Lebewesen. Zuerst findet er etwas, wo keiner sonst etwas fände, und was keiner sonst brauchen kann, und dann



M. Pretzfelder

kann er's nicht bei sich behalten, ja, er schenkt es geputzt und verbessert zurück, und dann dankt er noch. Ein paar kräftige Hungerjahre befinden sich auch unter den Begabungen. Gut, wir haben sie alle in Ungesundheit überstanden. Keine Ehre weiter ihrem Andenken. Im übrigen bestehen wir aus dem, was wir mitgebracht haben, und aus dem, was sich hinzugefunden hat. In diesem Fall ist zu sagen und zu bekennen, daß in dem Hinzugekommenen Berlin mir von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist. Hier habe ich meine wichtigsten menschlichen Erlebnisse gefunden, meine Schule durchgemacht, meine Stoffe und Gestalten angetroffen, meine paar Ideen aufgebaut, den Kreis von bedeutenden Menschen kennengelernt, mit dem ich lebe, und fortwährend ein allgemeines echtes starkes Menschenschicksal um mich gefühlt, ohne dessen unmittelbaren Druck kein Künstler wird. Was ich meiner Heimat schulde, steht auf einem andern Blatt. Aber von dem, was mir Berlin ist, will dies Buch einen schwachen Begriff geben. Es will zugleich anläßlich meines fünfzigsten Geburtstages ein Gruß an Berlin und die Berliner sein.

---

*) „Der Kreiselspieler“, Berliner Gestalten und Schicksale, im Propyläen-Verlage.

Meditationen.

a) Von *Alfred Brust.*

Ein Mücklein fällt aufs Blatt...
Ein Mücklein fällt aufs Blatt.
Ihm nahm die Glut der Kerze einen Flügel.
Mein Finger drückt. Es ist ein Staub.
Und niemand weiß: Woher, wohin,
wozu, warum, weshalb und was?
Und was aus ihm geworden ist?
Ging eine Seele? Ward ihr leicht?
Klang wo ein Ton? Lief wo ein Hauch?
War was zu kurz? Hat es gereicht?
Gott spricht: Vielleicht?
Und seine weißen Engel sprechen auch.

Deutsche Allgem. Zeitung (Liter. Beilage).

b) Von *Elvirus.*

Ein Dichter fiel vom Zaun.
Sein Geist war arm, und schläfrig seine Seele.
Sein Genius drückt. Und mahnte ihn,
daß er die Zeit ja nicht verfehle.
Er dichtete — ihm wurde leicht —
ein Nichts! — Woher, wohin?
Kein Klang, kein Sinn. —
War was zu kurz? Hat's nicht gereicht??
Vielleicht, vielleicht!!
Er wüßte nicht, wozu, warum. —
Und was daraus geworden ist?
Die Leser sagten —: allerhand!
Die weißen Engel blieben stumm.

Berichtigung: Das in Heft 10 unter „Eingegangene Bücher" genannte Werk J. P. Hebel: „Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes" ist nicht, wie irrtümlich angegeben, im Verlag von Franz A. Pfeiffer, München, sondern im Mauritius-Verlag, Berlin, erschienen.

Hauptmanns „Veland“ in Hamburg.

Der Name der neuen Tragödie Hauptmanns weist bereits auf den Boden hin, auf den er sich hier begibt; neuschöpfend, neugestaltend greift er in den Born uralten dichterischen Volksgutes. — — —

Die Tragödie beginnt dort, wo Veland am Höhepunkt seiner Qualen ist. In großartiger Steigerung bis zum packenden Schlußakt entrollt sich Szene um Szene. Es ist der rächende Veland allein, den der Dichter, mehr teuflisches als göttliches Wesen mischend, vor unser Auge stellt. Besiegter einst, wird er in seiner unbeirrt grausamen Konsequenz zum Sieger.

Die kraftvoll klangvolle Sprache Hauptmanns in diesem Dichtwerk zu rühmen, erübrigt sich fast; Klarheit und Schönheit formten dies Werk. Der Dichter geht freilich weiter, als die Wirklichkeit der Bühne immer gehen kann, doch hier waltete geschickt die Hand des Regisseurs, Dichtung und Wahrheit einander anzupassen. Das Bühnenbild, das die Schroffheit des Velandsholmes fast kubistisch streng betonte, wurde in dem Höhlengewölbe des Schmiedes zu einem magisch-zaubervollen Raum. In ihn stellte Otto Werther einen Veland hinein. Diese Schöpfung war Erlebnis. Die Bödwild Erika Beilkes stand, soweit sich neben der stets im Mittelpunkt sich bewegenden Gestalt Velands eine zweite behaupten konnte, als ebenbürtige, scharf profilierte Leistung zur Seite. Der Erfolg nahm am Schlusse begeisterte Formen an. So hat der Dichter unserer Bühne und ihren Anhängern ein höchst wertvolles Festgeschenk gespendet!

Deutsche Tageszeitung.

Wagner hatte aus der Völundarquida der Edda mit seiner bekannten Willkür ein Musikdrama von Wieland, dem Menschenflügelschmiede, machen wollen, das ein Torso blieb. Hat Hauptmann sein Wieland-Werk innerlich vollendet? — —

Der „Wieland" Lienhards läutert sich im Leide und erhebt sich über die Erde, weil er tüchtig ward für die Höhen. Der „Veland" Hauptmanns überwindet sich nicht. Er vollzieht sein menschlich-unmenschliches Rachewerk. Das Evangelium der Liebe lebt auf Erden nur in den Herzen sanftmütiger Schwärmer. Nur im Überweltlichen sucht der Mensch die Erfüllung seiner tiefsten Sehnsüchte.

Ob Hauptmann diese Idee als Ziel seiner Dichtung sah, weiß ich nicht. Vielleicht ist sie ihm ein notwendiges Selbstbekenntniswerk der eigenen Härtung gegen das Dasein. Wer ihm vor etwa 15 Jahren begegnete auf einer der ersten Stationen seiner großen Vortragsrundreise durch die deutschen Lande, der hatte das Empfinden, als hätte dieses Dichterhaupt etwas von der tiefen Stille des deutschen Bergwaldes, etwas, was aus des Lebens dämmerigen Niederungen hinauftrachtet nach den hohen Einsamkeiten sonnengoldbeleuchteter Bergspitzen. Man fühlte, daß ein scheuer Seelenspürer vor der Öffentlichkeit Qualen litt, daß er sich am liebsten aus den überhell erstrahlenden, prunkenden Sälen hinweggeschlichen hätte in die Kühle herber Asketenzellen zur Ausfechtung ihn bedrängender seelischer Erschütterungen. Wer ihn aber schon nach kurzem wiedersah, der traf einen ganz anderen, einen kühlen Überwinder seelischer Hemmungen, einen, der sich ganz in der Gewalt hat, der sehr wohl weiß, was Weltansehen bedeutet, der in hoheitvoller Selbstbewußtheit leutselige Miene zum törichten Lebenskomödienspiele des Allzumenschlichen um ihn herum zu machen weiß ... *Deutsche Zeitung.*

Onkel Reichspräsident.

Von *Vera v. Rieben.*

Als unser Jüngster geboren war, beschlossen wir Eltern, einen echten deutschen Mann aus ihm zu machen. Wir trugen ihn in das Eßzimmer unserer Villa in Saarow am Scharmützelsee, und zeigten ihm auf Bildern an der Wand die Großen unseres Volkes. An der einen Seite hing Bismarck, dazwischen ein paar Tierstücke, und ihm vis-à-vis der Sieger von Tannenberg, „unser Hindenburg". So nahm ihn Bübchen täglich in sich auf und wurde sein größter Verehrer. Bald hatte er „Onkel Hinneburg", wie er ihn in seiner Kindersprache nannte, ganz in sein Herz geschlossen und in solchem kleinen Gehäuse, wo es so mollig warm, und goldig flimmert, muß selbst dem Großen recht behaglich zu Mute sein. —

Als unser Horst vier Jahre alt war, nahm er mit dem Ernst und Verständnis eines Erwachsenen an der Wahl des Reichspräsidenten teil. Überallhin ging er mit, und seine Strümpfchen sind bei den Regengüssen den ganzen Tag nicht trocken geworden. Das Kind war so unruhig wie wir — wie wird es enden? Als aber der Sieg bekannt wurde, gab es einen Jubel sondergleichen. Unser Horst war wie aus dem Häuschen — so feierte er! Alles was er wünschte — und er wünschte alles, Süßes, Saures, Obst, Spielsachen, mußten wir ihm kaufen. Zu Tisch gingen wir ins Restaurant, und was verlangte da unser kleiner Patriot? Ein ganzes Glas von dem edlen Saft, der ihm sonst nur schluckweis gestattet wird — ein ganzes Glas echten Bieres! Das schwenkend, rief er, es lebe „Onkel Hinneburg".

Jüngst saß ich, etwas erschlagen von den Anstrengungen des Tages, müde in einem Lehnstuhl. Wir Erwachsenen hatten eben uns daran erinnert, daß unser Hindenburg nun bald 78 Jahre alt wird. Da kam mein Kleiner zu mir. „Mutti, du bist schon recht alt," sagte er zu mir, „du wirst bald sterben. Dann gehe ich zu Onkel Hinneburg und sage: Onkel Hinneburg, meine Mutti ist gestorben, jetzt bleibe ich bei dir" — (und mit jubelnder Stimme) wir beide leben ewig!

Deutsche Ztg.



Margo Lion und Marcellus Schiffer

Margo Lion bringt: Die fleißige Leserin.*)

Von *Marcellus Schiffer.*

Es war mal eine Dame,
die trank nicht, noch sie aß,
weil diese feine Dame
sämtliche Zeitschriften las!
Mit Witzen, Rätseln, Bildern,
Annonceteil, Roman!
Man kann das gar nicht schildern,
weil man's nicht schildern kann!:
Die Illustrirte Zeitung!
Der Querschnitt! Magazin!
Die Praktische Berlinerin!
Die Dame ohne — ihn!
Ich stick, ich strick, ich koche!
Uhu! Kladderadatsch!
Und jede Woche — Woche!
Und tausend Worte Quatsch!
Fortsetzung folgt!

Sie las sie hintereinander,
Sie las von hinten durch,
Sie las sie durcheinander!
Sie las sie durch und durch!
Sie las ohn' Unterbrechen,
Sie las den ganzen Fraß!
Sie las bis zum Erbrechen!
Sie saß und saß und las:
Die Illustrirte Zeitung!
Der Querschnitt! Magazin!
Die Praktische Berlinerin!
Die Dame ohne — ihn!
Ich stick, ich strick, ich koche!
Uhu! Kladderadatsch!
Und jede Woche — Woche!
Und tausend Worte Quatsch!
Fortsetzung folgt!

Und als sie dicke Bände
gesammelt schon im Haus,
da klebt sie alle Wände
mit Fortsetzungen aus!
Vom ersten Morgenschimmer
bis in die Nacht hinab,
rast sie durch alle Zimmer
und las die Wände ab:
Der Querschnitt durch die Dame,
Die Illustrirte Berlinerin!
Die Praktische in Wochen!
Der Uhu ohne — ihn!
Ich turn, ich schwimm, ich hopse!
Den ganzen Kladderadatsch!
Und tausend Worte Zeitschrift
Und jede Woche Quatsch!
Schluß!

Die Siegesallee soll renoviert werden.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß die preußische Bau- und Finanzdirektion sich demnächst der Denkmäler in der Siegesallee annehmen wird. Der bauliche Zustand der Marmoranlagen sei im Laufe der Jahre durch Senkungen der Untermauerung wie durch Witterungseinflüsse mangelhaft geworden.

Die Berliner Öffentlichkeit wird bei dieser Nachricht die Frage aufwerfen, ob man nicht die Gelegenheit benutzen sollte, die soldatische Aufreihung dieser 32 Fürstendenkmäler, die von Künstlern und Kunstfreunden ganz Deutschlands seit Jahrzehnten als wenig glücklich empfunden wird, nach und nach zu lockern. Es ließe sich vorstellen, daß manche dieser Bildnerarbeiten aus der Eintönigkeit des Marmoraufmarsches gelöst und ein wenig abseits in die Büsche des Tiergartens verteilt, bessere Figur machen würden als heute.

Es ist bemerkenswert und ohne Frage bezeichnend für unsere gegenwärtigen Zustände, daß die Berliner „Denkmalsfreudigkeit", die durch einige geschichtliche Ereignisse eine erhebliche Dämpfung erfuhr, wieder „aufzublühen" scheint. Die „Kunstchronik" gibt ein in der Berliner Künstlerschaft verbreitetes Gerücht wieder, die Stadtverwaltung der Reichshauptstadt beabsichtige, „die Straße

Unter den Linden mit Statuen Hugo Lederers und mit solchen ihm nahestehender Künstler zu schmücken". Für die „Europa auf dem Stier" Lederers sei der Pariser Platz in Aussicht genommen; weitere Bildwerke sollten, wie man im Rathaus plane, an den Schnittpunkten der Linden und ihrer Querstraßen Platz finden. Wir können uns kaum denken, daß die Nachricht in dieser Gestalt zutrifft und geben sie nur mit Vorbehalt wieder. Die Erfahrungen gerade der jüngsten Zeiten lehren jedoch, daß die Berliner Kunstpflege mitunter recht wunderlichen Gedanken nachhängt; es wird darum gut sein, auf alle Fälle frühzeitig vor derartigen phantastischen Projekten zu warnen. *Voss. Ztg.*

Kein Kalb im Schrebergarten!

Ich, *Walter Lindgens, Kunstmaler in Paris,* habe dieser Tage bei einem kurzen Aufenthalt in Deutschland die letzten Hefte Ihres Querschnitts in die Hände bekommen, und habe dabei festgestellt, daß Sie mich in Heft 6 mit einem Gedicht über sächsische Schrebergärten und Radieschen, im Heft 9 mit einem Kalbe in Verbindung bringen.

Ich möchte Sie wissen lassen, daß ich, Walter Lindgens, mit der Einsendung des Gedichtes „Hymne an das Leben", von Dr. Erich Kästner aus Leipzig, nichts zu tun habe und nicht mit fremden Kälbern in fremder Leute Schrebergärten pflüge, ich auch nie in irgendwelcher Beziehung mit einer Overstolzenbar gewesen bin.

Der Verlag B. G. Teubner,

Leipzig-Berlin, legt diesem Heft einen reich illustrierten Prospekt bei über sein Verlagswerk: *Dr. R. Hamann, Die Deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus.*

Der Biograph.

(Aus: R. C. Muschler „Richard Strauß".)

Wo ich auf die Thematik, die Instrumentation eingehe, ist das nichts anderes als ein Hinweis auf das, was man sich selbst erobern muß, um die Erstberechtigung zu erwerben, überhaupt mitreden zu können. Kein Laie wagt es, über die Relativitäts- oder Pendulationstheorie zu urteilen, jeder aber glaubt, über Richard Strauß eine Meinung äußern zu dürfen. — Ich habe mich bemüht, zu zeigen, was dazu gehört, einem Musiker wie Richard Strauß überhaupt folgen zu können . . .

Dieses Aufwachsen im starken bayerischen Bezirk gab ihm noch ein anderes: das Tatmenschentum und den realen Blick, den ihm die zum Vorwurf zu machen suchen, die zu klein sind, in die Höhe seiner Leistungen zu blinzeln . . .

Moltke wählte einmal mitten in einer entscheidenden Schlacht von zwei Zigarren, die ihm Bismarck bot und deren eine ein verletztes Deckblatt hatte, mit sicherem Griff die unverletzte und gewann die Schlacht. Täte Strauß ein Gleiches, es würde ihm als amerikanische Reklame angerechnet . . .

Strauß ist nicht von außen zu fassen. Er sieht die Herzklänge und stimmt sie zum Werk . . .

Von der Knabenzeit an war er unzugänglich, wenn es sich um seine Kunst drehte. Er schrieb Lieder. Aber er lebte nur dem Melodischen . . .

Im übrigen ist im Tristan die Erotik auch nicht verkennbar . . .

Man arbeite die „Elektra" durch. Immer wieder. Das Erotische ist hier zu weißen Glühungen aufgepeitscht. Aber wie ist alles gelöst, wie ist das Elemen-

tarste der Seele bloßgelegt und wie sind die Aufkreischungen Notwendigkeiten, um das rein Menschliche herauszuläutern ...

Der in seinen Werken Heimatende findet ihn selber Seite für Seite in allen seinen Arbeiten. Strauß lebt in der Musik. Deshalb ist er auch die ursprünglichste Musikernatur seit Beethoven ...

Strauß' Abfall von Brahms war für ihn eine Innenangelegenheit, aus der erst die Brahmsgegner eine Wichtigkeit machten.

Reger verfängt sich im Illustrativen, etwas stark ansprechend Persönliches meldet sich kaum jemals. Die immer jung gebliebene Potenz des „Don-Quichote"-Erschaffers tritt bei Reger nur auf kurze Strecken und immer da ein, wo er sich von einem andern leiten läßt.

Hirnlos ist der Einwurf von Perversität ...

Oskar Wildes Salome enthält Schwülen, birgt Degenerationen ...

Aber in der „Frau ohne Schatten" ist das einmal erreichte Intime vorzüglich erhalten ...

Man wirft ihm oft eine Art von vergewaltigender Kraft vor, die er an Werken der Klassiker verbricht ...

Aber das war das herrlich Junge an diesem Strauß, daß er sich den Teufel um die prophetischen Unken kümmerte, sondern schrieb, was ihm Gott eingab und es dann den Menschen servierte ...

Auf den Vorwurf der Kakophonie etwas näher einzugehen, verbietet der Ernst des Buches ...

EINGEGANGENE BÜCHER*)

KURTZAHN, E. TRISTAN: *Die Runen als Heilszeichen und Schicksalslose.* Bad Oldesloe, Uranus-Verlag.

LAMBERT, RUDOLF: *Die okkulten Tatsachen und die neuesten Medienentlarvungen.* Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsges.



A. v. Zitzewitz

LAMPL, FRITZ: *Sklaven der Freiheit. Novellen und Märchen.* Heidelberg, Hermann Meister.

LASSEN, JOHN: *Herren und Sklaven.* Roman aus dem amerikanischen Arbeiterleben. Leipzig-Plagwitz, Verlag „Die Wölfe".

LESSING, THEODOR: *Haarmann.* Berlin, Verlag Die Schmiede.

DER LEUCHTER. *Jahrbuch der Schule der Weisheit.* Der 6. Band 1925. Darmstadt, Otto Reichl.

LEWINSOHN, RICHARD (MORUS): *Die Umschichtung der europäischen Vermögen.* Berlin, S. Fischer.

LIEBMANN, KURT: *Das kosmische Werk.* Dessau, Dion-Verlag Liebmann & Mette.

LONDON, JACK: *König Alkohol.* Autobiogr. Roman. Berlin, Gyldendalscher Verlag.

LORIA, ACHILLE: *Theorie der reinen Wirtschaft.* München, Duncker & Humblot.

LUDWIG, EMIL: *Genie und Charakter.* Zwanzig männliche Bildnisse. Berlin, Ernst Rowohlt.

MARCUS, HERBERT: *Schiller-Bibliographie.* Berlin, S. Martin Fränkel.

MASARYK, T. G.: *Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914—1918.* Berlin, Erich Reiß.

MAETERLINCK, MAURICE: *Das Leben der Bienen.* Jena, Eugen Diederichs.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

MAUTHNER, FRITZ: *Die drei Bilder der Welt.* Ein sprachkritischer Versuch. Erlangen, Verlag der philosophischen Akademie.

MEINECKE, FRIEDRICH: *Die Idee der Staatsräson.* München, R. Oldenburg.

MEREDITH, GEORGE: *Der Egoist.* Roman. Deutsch von Hans Reisiger. (Epikon-Romane.) Leipzig, Paul List.

METZ, JOSEFA: *Kasperle auf Reisen. Mit Bildern von Eva Herrmann.* Geschrieben von Marta Meisel-Kallmann. München, Verlag d. Münchener Drucke.

MEYER, EDUARD: *Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien.* Berlin, Karl Curtius.

MEYER, HANS: *Geschichte der alten Philosophie.* (Philosophische Handbibliothek Bd. X.) München, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G.

MOLO, WALTER VON: *Bobenmatz.* Roman. München, Albert Langen.

MOMBERT, ALFRED: *Ataïr.* Gedicht-Werk. Leipzig, Insel-Verlag.

MÜLLER, KARL ALEXANDER VON: *Karl Sand.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

UM FERDINAND OSSENDOWSKI. *Zur Authentizität. Prüfer und Zeugen. Nachwort.* Frankfurt a. M., Frankf. Societäts-Druckerei.

PAQUET, ALFONS: *Amerika. Hymnen / Gedichte.* Leipzig-Plagwitz, Verlag „Die Wölfe".

PEUCKERT, WILL-ERICH: *Noack oder Die Hungerleider.* Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.

PIRANDELLO: *Sechs Personen suchen einen Autor.* Deutsch von Hans Feist. Berlin, Alf. Häger.



O. Moll

PIRANDELLO: *Heinrich der Vierte.* Trauerspiel in drei Akten. Deutsch von Hans Feist. Berlin, Alf. Häger.

RABUS, JAKOB: *Rom.* München, Verl. d. Münch. Drucke.

RADIGUET: *Das Fest.* Roman. * *Der Teufel im Leib.* Roman. Berlin, Verl. Die Schmiede.

RANK, OTTO: *Der Doppelgänger.* Leipzig, Internat. Psychoanalyt. Verlag.

RANK, OTTO: *Der Künstler und and. Beiträge zur Psychoanalyse des künstl. Schaffens.* 4. Aufl. Leipzig, Internat. Psychoanalyt. Verlag.

REIMANN, HANS: *Sächsische Miniaturen.* Bd. 1 u. 2. * *Dr. Geenij. In memoriam Friedrich August von Sachsen.* * *Mein Kabarettbuch* * *Das Paukerbuch.* Hannover, Paul Steegemann.

REISCHACH, HUGO FREIHERR VON: *Unter drei Kaisern.* Berlin, Verlag für Kulturpolitik.

RÖMER, SIEGBERT: *Neues von Palmström. Morgensterniana.* Leipzig, Dr. Rabinowitz.

ROSENSTOCK, EUGEN: *Soziologie. I. Die Kräfte der Gemeinschaft.* Berlin, Walter de Gruyter & Co.

RUESCH, ARNOLD: *Die Freiheit des Willens.* Darmstadt, Otto Reichl.

SACHER-MASOCH, MARFA VON: *Mascha.* Roman. * *„Würde zu geben den Verschmähten ...“* Roman. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz.

SALTEN, FELIX: *Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt.* Berlin, Paul Zsolnay.

SRBIK, HEINRICH RITTER VON METTERNICH: *Der Staatsmann und der Mensch.* Band I. München, F. Bruckmann A.-G.

SCHMIDT, CARL: *Pistis Sophia. Ein gnostisches Originalwerk des III. Jahrh., aus dem Koptischen übersetzt.* Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.

SCHNABEL, FRANZ: *1789 bis 1919. Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit.* Leipzig, B. G. Teubner.

SCHÖNHERR, JOHANNES: *Herz der Zeit.* Verse. Leipzig, Verlag „Die Wölfe“.

SCHRAMM, ALBERT: *Bucheinbände aller Zeiten und Völker.* Leipzig, Leipz. Buchbinderei A.-G.

SCHULZE-SOELDE, WALTER: *Das Gesetz der Schönheit.* Darmstadt, Otto Reichl.

SCHWARZENBERG, FRIEDRICH FÜRST VON: *Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes.* Hrsg. v. Eduard Castle. Wien, Rikola-Verlag.

SCHWITTERS, KURT, KÄTE STEINITZ, TH. VAN DOESBURG: *Die Scheuche.* Märchen. Hannover, Apossverlag.

SOMMER, ROBERT: *Tierpsychologie.* Leipzig, Quelle & Meyer.

SOYKA, JOSEF: *Albin Egger-Lienz. Leben und Werke.* Wien, Carl Konegen.

STAMMLER, RUDOLF: *Rechtsphilosophische Abhandlungen und Vorträge. I. Band. 1888—1913.* Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise.



Türkischer Lastträger mit Tabakballen für die REEMTSMA-CIGARETTEN

Die REEMTSMA A-G. ist die größte deutsche Herstellerin von Qualitäts Cigaretten. Sie kauft die hochwertigen Tabake unter Ausschluß des Zwischenhandels im Orient direkt von den Bauern und manipuliert sie in eigenen Depots.

VERLAG DER BREMER PRESSE MÜNCHEN

Neuerscheinungen Weihnachten 1925

HARTMAN VON AUE

DER ARME HEINRICH

Besorgt von Rudolf Borchardt

In Pappband M 6.– / Vorzugsausgabe in 200 numerierten Exempl. auf Büttenpapier M 15.–

HEINRICH VON MORUNGEN

Herausgegeben von Carl von Kraus / In Pappband M 6.–

DEUTSCHE DENKREDEN

Besorgt von Rudolf Borchardt
In Pappband M 16.– / In Ganzleinen M 20.–

GOETHE / FAUST

Der Tragödie I. Teil / II. Teil / Textdurchsicht von Max Hecker / In Pappband M 11.– / In Ganzleinen M 14.– / In Ganzleder M 36.–

HUGO VON HOFMANNSTHAL

VERSUCH ÜBER VICTOR HUGO

In Pappband M 6.–

HUGO VON HOFMANNSTHAL

DER TURM

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen
Erste Buchausgabe, auf der Handpresse in 250 numerierten und vom Autor signierten Exemplaren gedruckt / Kartoniert M 40.–

VERLAG DER BREMER PRESSE MÜNCHEN

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 12

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

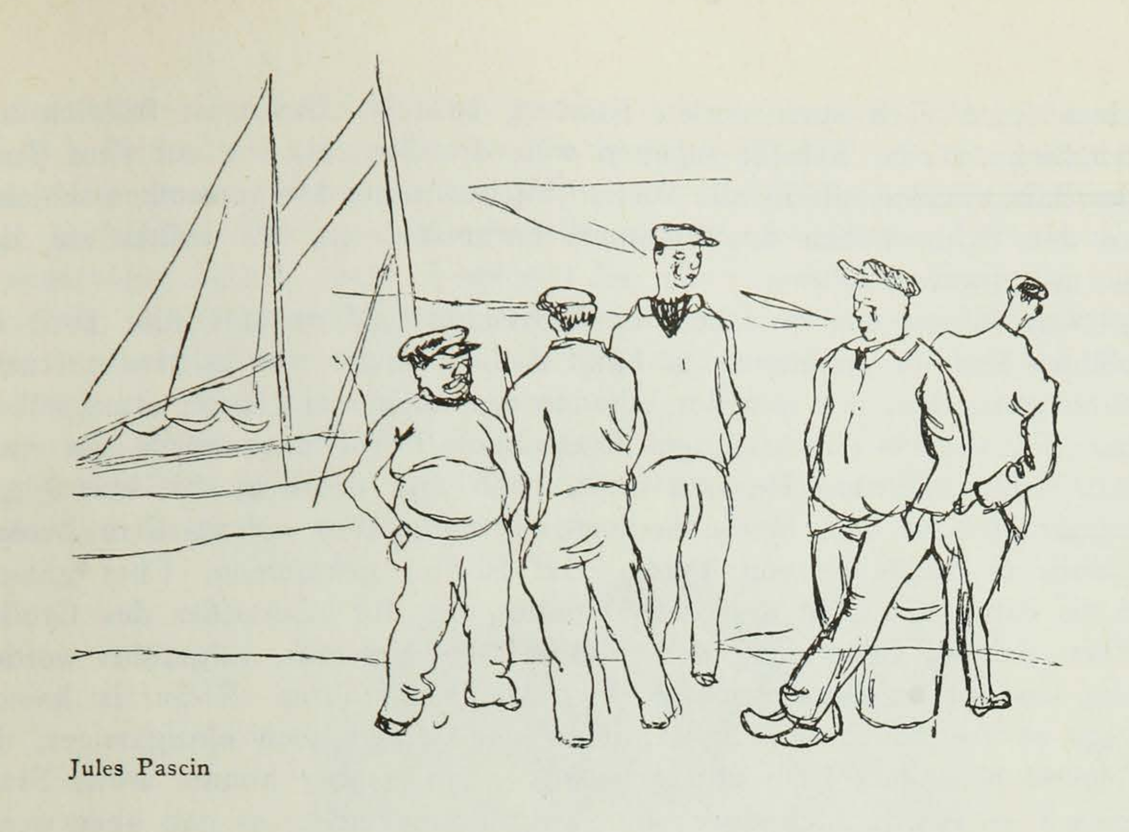
*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Max Pechstein

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien


Busch
Das schönste Geschenk ein
Busch Multinett
Busch-Theatergläser und Feldstecher, die Erzeugnisse des erlesenen Geschmacks und der vorzüglichen Optik
In allen optischen Fachgeschäften zu haben
EMIL BUSCH A:G. OPTISCHE INDUSTRIE, RATHENOW



Jules Pascin

AN DER KÜSTE PHÖNIZIENS

Von
THEODOR DÄUBLER

Vor Sonnenaufgang ging es los. Das Meer war noch nicht zur Ruhe gekommen: von seinen Schaumkämmen aus schienen sich ferne, weiße Ketten — die Dörfer auf den vielen Rücken des Libanons — zu den Schneefeldern um des Gebirges Gipfeln schlingen zu wollen. Unter Pinien fuhren wir durch, bei Dattelpalmenhainen, Orangen- und Zitronengärten sauste das Auto vorbei. Beyruth, das antike Berytos, eine Stadt der Rechtsgelehrten und ihrer in spätem Altertum berühmten Hochschule, lag hinter uns. Nun kamen wir durch einen Strich, wo soeben hellergrünende Maulbeerbäume vorherrschen: hier wird ziemlich viel schöne Seide gewonnen; auch die Spinnereien erblickten wir auf der Fahrt, die Küste entlang. Blau, um sich darein zu verlieben, war das Meer geworden, und wie prachtvoll der Himmel! Ganz wolkenlos prangte der schneebedeckte Libanon über der blauesten Klarheit seiner glücklichsten Gefilde. — Doch allmählich wurde die Gegend öder: nun, mir konnte sie durch die Abwechslung, die sie bot, nur einen Gefallen tun!

Wie weiße Riffe auf See aussehn, stieg Saida vor meinen Blicken empor: das alte Sidon. Zuerst, bevor wir einfuhren, besuchte ich die Höhlen der phönizischen Totenstadt: es ist von dort eigentlich alles weggeschleppt worden: wenige gespenstige Figuren sind in den Fels gemeißelt, doch schwer unterscheidbar zurückgeblieben. Nahe bei der Stadt ist die Gegend wieder wunderbar fruchtbar: schöne, darunter neue, doch auf morgenländische Art gebaute Häuser mit beinah gotischen Gängen, schmücken die Hügel und fernere veilchenblau schimmernde Berge. Die Burg im Meer, das Schloß zu Häupten der Stadt habe ich, in Begleitung

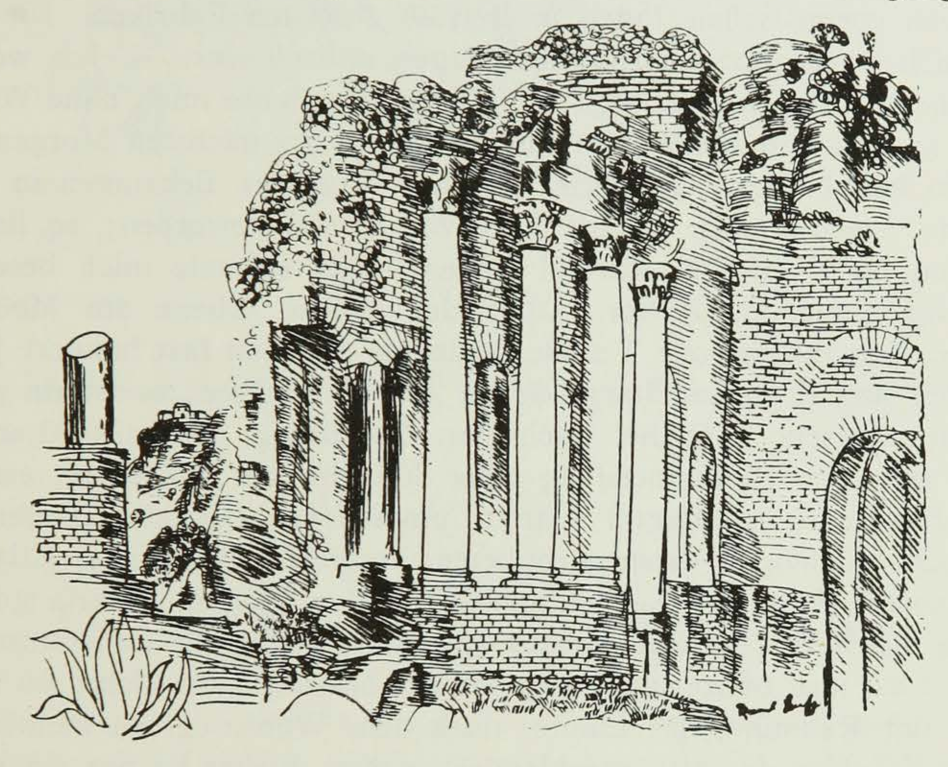
eines französisch sprechenden Knaben, besucht. Saida ist fröhlich und friedlich. Weiße Schiffe segelten weit draußen, als ich auf dem Turm des Sarazenenkastells in alle Weiten blickte: weite Morgenwolken schienen an den Schneehöhen des Libanons herumzuzerren, als wollten sie, daß sie mitschweben sollten.

Nun fuhren wir zwischen winderfrischtem Meer und vom Duft erblühter Kräuter erfülltem lila Land dahin: wieder war es also unfruchtbarer geworden. Als nun der Libanon nur noch recht ferne, drum scheinbar bloß wie ein durchsichtiger Riesenkristall erblickbar wurde, der ebenfalls schneebedeckte Hermon aber, hoch und deutlich, mit kräftig gekrümmter Nase dem Meere zu hervorsprang, waren wir aus dem Bereich Sidons in die Nähe von Tyros, jetzt El-Sur, gekommen. Über glitschrigen Sand, vielleicht den des Dammes, der für Alexander des Großen Heer, bei der Belagerung der größten Phönizierstadt, aufgeführt worden war, sind wir in die einstmalige Inselstadt eingefahren. El-Sur ist keineswegs so freundlich wie Saida; doch seine Lage noch einzigartiger, die Gegend besonders herb und großartig. Ein Araber konnte etwas Französisch — führte mich durch die Ausgrabungsfelder; es gab aber wenig mehr zu betrachten: bei einem Brunnen lagen antike, wohl römische, Säulenschäfte herum, unter der Urbs hatte ja die Mutterstadt Karthagos nochmals geblüht. Dann zeigte man mir noch die schöne Kreuzfahrerkirche: doch ist sie beinahe eine Ruine.

Nun ging es der Grenze zu: Unterwegs hielten wir über einem recht erhöhten Kap. Die Aussicht war zauberhaft: zwischen Tamarisken und Oleandergebüsch, das herzhaft rot blühte, blickte ich auf das wogende Meer, das gold-violette Land, an dessen Strand man dereinst die Purpurschnecke in größter Menge gefunden hat: es ist heute recht kahl, doch auch voll von duftenden Kräutern. Tyros' Schimmern konnte man noch, hinter heranflimmernden Wellenkränzen, fern und winzig erblicken. Des Libanons Schneehöhen schienen nun wirklich zwischen Himmel und Gebirge blau und leicht übers Meer erhoben, dahinzufliegen. Duftiger als Gewölk muteten sie mich an. Herrisch hatte sich dafür der hohe Hermon ins Gebiet zwischen Syrien und Palästina gestellt. Ihn, den Quellenberg des Jordans, begrüßte ich an den Pforten des Gelobten Landes. Bald erreichten wir den französischen Grenzort. Eigentlich sind es bloß ein paar weiße Häuschen, bezaubernde Bäume und ein prachtvoll sprudelndes Wasser. Also sozusagen eine Oase zwischen Einöde und Meer! Hier, unter Pinien, Aleppokiefern und Eukalyptusbäumen mit ihren Schleppen im Wind, nahm ich erst mein Mittagsmahl ein. Es ist ganz herrlich dort, bei schäumenden Wogen, wehenden Wedeln der Dattelpalmen, knisternden Fächern der Dumpalme und zerzausten, riesengroßen Blättern schöner Bananenpflanzen. Das Seewasser spritzte über junge Bäumchen, voll von Jaffa-Apfelsinen, Mandarinen und Zitronen bis zum besternten Myrtengeheck, hinter dem ich gemütlich aß und dann rauchte. Welche Freude am Süß- und Salzwasser! Im Sommer soll es hier ganz besonders freudig zugehen, denn da kommen täglich viele

Autos durch: wohlhabende Familien aus Alexandria, aus Kairo, suchen nämlich die hochgelegenen Sommerfrischen des Libanon, im Auto reisend, auf. Hier an der Grenze sollen sich dann auch Musikanten aufhalten; und in kühlen Stunden wird munter getanzt. Im Herbst kehren alle Wandervögel zurück nach Ägypten. So gibt es Leben vom Mai bis Oktobter. Glücklicherweise ist noch nichts verdorben worden; vorläufig steht keine häßliche Baracke, kein protzig ausgestatteter Gasthof da.

Noch ein Viertelstündchen abwechslungsreicher Aussicht vom Auto aus, dann fuhren wir unter einer modernen, doch einfachen Halle der englischen Zollbehörde in Palästina ein. Des gepriesenen Bodens Namen steht auf Englisch, Hebräisch und Arabisch über dem Eingang aufge-



Raoul Dufy

schrieben. Ebenso wie bei den Franzosen, hat man uns alle Formalitäten der Grenzüberschreitung sofort erledigt.

Als es wieder losging, kamen wir in weitem Kreis um das Meer in ein beackerteres Gebiet. Akko stand uns bevor: schon schimmerten seine Minarets über den gischtenden Fluten. In lila Weite umschlingt noch ferner der Karmel des Golfes innerste Bucht: Haifa liegt an ihn gelehnt. Die Ebene sah immer reicher bestellt aus: großen, hochbeladenen Karawanen sind wir begegnet: prachtvolle Kamele, von malerischen Menschen geführt, bringen unaufhörlich Korn aus dem Binnenland in die Seestädte. Dann erblickte ich die römische Wasserleitung — mir war es, als wäre ich in der Campagna —, sie hat uns, bis wir in der berühmten Stadt angelangt waren, begleitet. Akko ist, obschon eine Bahn hinfährt, noch unverfälscht; sein morgenländisches Aussehen ist stark geblieben. Kräftigen Menschen bin ich in den, von festungsartigen Bauten eingefaßten, engen Gassen aus alter Kriegszeit begegnet.

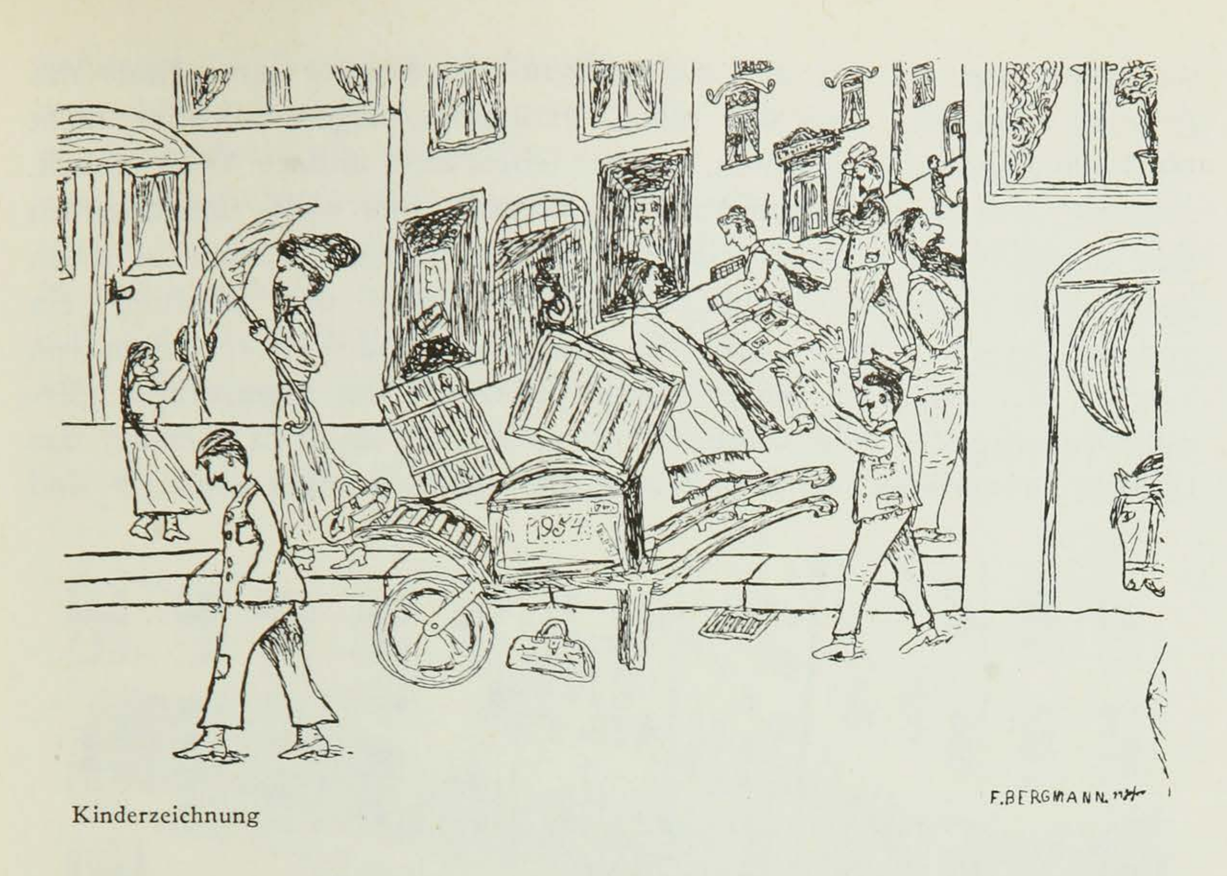
Wir haben vor der großen Djezzar-Moschee haltgemacht: ich mußte mir — weil keine Pantoffeln aufgetrieben werden konnten — Schuhe und Strümpfe ausziehen, um mir den weitzügigen, geweihten Hof, dann das Innere des Heiligtums, mit seiner wohlgeschwungenen Kuppel, ansehen zu können. Die Moschee ist kein Kunstwerk; doch die Anlage, mit ihren hochstämmigen Palmen, fließendem Wasser, lieblich duftendem und buntem Blumenschmuck, sehr reizvoll. Ähnlich wie in Ägypten, könnte man von einem Gebetgarten, den Säulengänge umschließen, sprechen.

Von Akko, dem vielumstrittenen, drum rühmlichen, fuhren wir ohne Landstraße den Strand entlang, bloß über weichen und nassen Sand, in die größere Handelsstadt Haifa. Zwischen Palmen qualmen dort Essen einiger von europäischen Juden in Betrieb gesetzten Fabriken. Die Stadt nimmt sich überhaupt nicht sehr morgenländisch aus. — Ich war am Ziel meiner Autoreise angelangt: der Chauffeur hatte mich ohne Wankelmut gut an Ort und Stelle gebracht; er sollte am nächsten Morgen nach Jerusalem heimfahren, ich wollte ein paar Tage bei Bekannten in Haifa zubringen. Doch es war gerade kurz vor Abend geworden; so ließ ich mich denn noch auf den Karmel fahren. Hier erfreute mich besonders der goldig blühende Ginster. Über der grünen Ebene am Meer, wo sich eine württembergische Templergemeinde seit nun fast hundert Jahren angesiedelt hat, liegt das Stammkloster der Karmeliter: es ist ein großer Bau, den römische Mönche, nach der Zerstörung des mittelalterlichen Klosters und der Niedermetzlung aller Mönche bis auf einen, errichtet haben. Ein schön gepflegter Garten umgibt es. Überall im Berg befinden sich Höhlen, in denen Propheten, besonders lange aber Elias, gewohnt haben. Heute ist das heilige Gebiet der Jungfrau Maria geweiht. Vor dem Kloster steht auf hohem Kap der wichtigste Leuchtturm Palästinas; doch jetzt brennt darin nur ein gar bescheidenes Licht; am letzten Tag vor der Räumung des Landes nach dem Weltkrieg hat nämlich der türkische Wächter das alte, strahlende zerstört. Bisher ist nur ein kleines wieder eingefügt worden.

Erst als die Sonne in erhabener Klarheit und Ruhe über dem zornigen Meer untergegangen war, begab ich mich nach Haifa, wo ich noch einen guten Teil der herrlichsten Sternennacht auf einer Terrasse in Gesellschaft zugebracht habe.



F. Marchand



Kinderzeichnung

DIE WIRKLICHKEIT ALS KONVENTION

Von

ERICH GUTKIND

Der Stolz, mit dem der europäische „weiße Mann“ auf die „Gelben und Farbigen“, auf die „Wilden und Primitiven“ herabsieht, schwindet dahin wie Schnee vor der Sonne. Und das überlegene Lächeln des Erwachsenen über das Kind ist einem sehr nachdenklichen Zug gewichen. Wir sehen heut, daß die „Naturvölker“ nicht „wild und primitiv“ sind, sondern besser „Primär-Völker“ genannt werden sollten, gegenüber unserer Sekundär-Welt, und der Erwachsene weiß, daß kindlich keineswegs kindisch bedeutet. Die selbstzufriedene, moderne Kultur mit ihrem Trumpfen auf Technik sieht sich zu der bescheidenen Einsicht gedrängt, daß sie unter zahlreichen Möglichkeiten eben nur eine ist, und was man leichtfertig als ein „Nicht-Können“ ansah, enthüllt sich dem geschärften Blick oft als ein „Nicht-Wollen“. Es muß immer wieder auf die überwältigende Persönlichkeit Adolf Bastians hingewiesen werden, dessen noch gar nicht zu übersehende Erweiterung des menschlichen Geistes-Horizontes vielleicht deutlicher, als aus seinen verwirrend überladenen Werken, aufstrahlen wird, wenn in kurzem sein Hauptwerk, das Berliner Völkerkunde-Museum, in neuer Aufstellung, aus seiner Verborgenheit gezogen sein wird. Für den Visionbegabten müßte eine Wanderung durch seine Säle völlig umstürzende Wirkungen ausüben. Und eine ähnliche Empfindung hatte,

wer im Sommer 1914 auf der „Bugra“ in Leipzig das „Haus des Kindes“ besuchte. Das war nicht ein kleines, enges, lallendes, nicht bloß ein unentfaltetes Reich, es war eben eine andere Wirklichkeit. Jetzt zeigte sich deutlich und mit der Gewalt einer völlig umwertenden Erschütterung, daß ebenso wie im Leben der Völker, so auch im Leben des einzelnen neben der Linie der „Entwicklung“ und „Reifung“ ein anderer Prozeß parallel läuft, ein Absterben und Verlorengehen von Werten, die vielleicht viel erhabener sind als die sogenannten „Errungenschaften“. Alle diese Wesen leben in anderen Ebenen des Daseins in anderen Wirklichkeiten, die nicht weniger wirklich sind

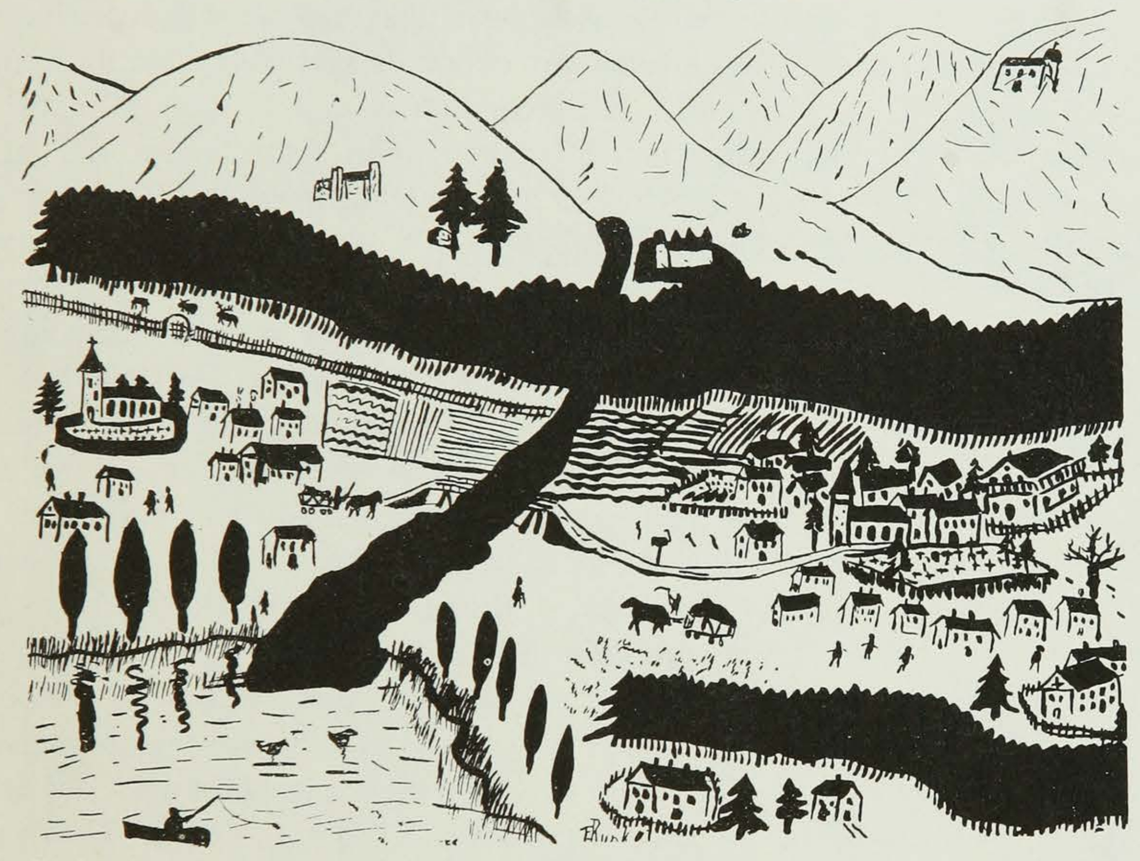


Kinderzeichnung

als jener schließlich bloß konventionelle Wirklichkeitsbegriff der erwachsenen und modernen technisierten Seele. Wir gelangen zu einer Relativitätstheorie der Wirklichkeitsvorstellungen, vor der die „unsere“ sich eben als e i n e und dazu als eine höchst eingeengte erweist.

So stehen wir heute vor einer Entdeckung von vielleicht größerer Tragweite, als manche der epochalen Leistungen der eben hinter uns liegenden naturwissenschaftlichen Jahrzehnte. Ganz wie dort universale Einsichten sich auf schmaler, spezialwissenschaftlicher Grundlage erhoben, so wurzelt auch die neue Erkenntnis auf schmaler Basis, diesmal der der Psychiatrie. Schon wer vor Jahren die Hygiene-Ausstellung in Dresden durchwanderte, bemerkte in dem Pavillon Rußlands Photographien aus dortigen Irrenanstalten, die nichts von jenen Schreckens-

kammern mit Zwangsjacke und Wasserbad an sich hatten, sondern sehr menschliche Methoden aufzeigten. Es war die russische Auffassung der Geisteskrankheit als einer „heiligen“ Krankheit. Solch bemerkenswerten Verzicht darauf, seine Patienten nur als „Verrückte“ zu sehen, finden wir bei dem Heidelberger Psychiater Prinzhorn, dessen hoher Menschenkenntnis, gepaart mit sublimer philosophischer Kultur wir eine tiefe bedeutsame Einsicht verdanken. Prinzhorn geht aus von seinen Beobachtungen über die sogenannte „Schizophrenie“, auch als „Dementia Präcox“ bezeichnet. Diese Krankheit ist freilich für den Kenner nicht neu. Wohl aber jene noch ganz unübersehbaren Per-



Kinderzeichnung

spektiven, die Prinzhorn aus seiner Erforschung dieses Zustandes ableitet. Was ist Schizophrenie? Man kann sagen, eine starke Entfremdung zur umgebenden Wirklichkeit. Die Scheidung zwischen wirklich und unwirklich scheint aufgehoben, alles „scheint dem Ich unterstellt“, das alle Dinge nur auf sich bezieht, und in sich selbst verkrampft bleibt. „Autismus“ ist der Fachausdruck für solche in sich selbst zusammengebrochene Haltung der Seele. Hier sind wir noch auf altbekanntem Gebiet. Neu ist aber die Entdeckung, die Prinzhorn machte, indem er die schizophrenen Anstaltsinsassen nun eben nicht nur, wie üblich, als Verrückte, als Patienten oder gar als unschädlich zu Machende ansah, sondern das Tun dieser Kranken ganz unbefangen als ein Phänomen wie alle anderen Phänomene der Welt auffaßte. Zu diesem

Zweck legte er eine umfassende Sammlung von Zeichnungen, Malereien und Plastiken an, die von seinen Patienten ohne alle äußere Beeinflussung in großer Anzahl angefertigt wurden. Es ist schwer, den erschütternden Eindruck zu schildern, der von dieser Sammlung ausgeht. Man wird manche Ausstellungsräume und Kunstsalons, ja manche Museumssäle durchwandern können, um auch nur hin und wieder solch tief aufregendes Erlebnis zu haben. Und zwar zeigt sich ein Doppeltes: Hier ist nicht nur ganz große Kunst, sondern eine Kunst, die sich in beinahe völliger Übereinstimmung mit der Kunst unserer Tage befindet, vor allem mit der großen expressionistischen Revolution, und zugleich, ganz wie unsere zeitgenössische Kunst, tief verwandt mit der Kunst der Primitiven, Exoten und der ebenfalls erst jüngst entdeckten Kunst des Kindes. Man sieht Heiligenmaler wie aus alten Miniaturbüchern oder von byzantinischen Mosaiken, man sieht Dinge, die anmuten wie die Erzeugnisse der Südsee, und wieder herrliche Rousseaus, Chagalls und schauerliche Visionen von Grünewaldscher Gestaltungskraft. Jetzt nähern wir uns dem Zentrum der großen Einsicht Prinzhorns, die wir uns aber völlig verbauen würden, wenn wir etwa voreilig ausriefen: „also ist die ganze moderne Kunst nichts als krankhafte Entartung". Mit Recht warnt Prinzhorn hier vor Schlagworten und sagt, daß es ein völlig kurzsichtiges und hoffnungsloses Beginnen sei, wenn man etwa darauf rechnen wollte, die neue Kunst als perversen Auswuchs baldigst verschwinden zu sehen. Nein, diese Kunst ist nur ein Symptom einer tiefgreifenden Revolutionierung unseres Welt- und Lebensbildes. Freilich entlarvt die Schizophrenie unsere Zeit, aber wichtiger ist, daß unsere Zeit die Schizophrenie entlarvt und ein wirkliches Geheimnis aufgedeckt hat. Nämlich: in dem schizophrenen Kranken vollzieht sich gleichsam privat, vereinzelt (und nur darum vorläufig krankhaft, weil eben isoliert) ein Vorgang, der im Großen in unserer Zeitepoche eingesetzt hat, der „Zerfall des traditionellen Weltgefühls".

So wie wir aus der Psychoanalyse Freuds wissen von der „verdrängten" Sexualwelt, verdrängt durch die Kulturwelt, aber immer wieder stürmisch hervorbrechend und schwere Störungen hervorrufend, wenn sie verdrängt bleibt, ganz so geht es hier. Im „schizoiden Typus" bricht sich eine verdrängte Welt vulkanisch Bahn, und zwar ist es hier eine mystische Vorwelt, die völlig anderen Gesetzen und Bindungen folgt. Schon bei Einsteins großer Entdeckung sahen wir den Zusammenbruch des alten, handfesten physikalischen Weltbildes. Hier sind wir Zeugen einer noch ungleich größeren Katastrophe. Jene Bindung aller Eindrücke, Gegenstände, Erlebnisse, Gedanken um uns und in uns, die wir die „Wirklichkeit" nennen, ist n i c h t die einzige Wirk-



George Groß, Porträt Max Herrmann-Neiße



Galerie Flechtheim

Theo Champion, Prater



Berliner Sezession

Robert Genin, Junger Russe

Oskar Kokoschka

Photographie von Rojahn, München. 1925



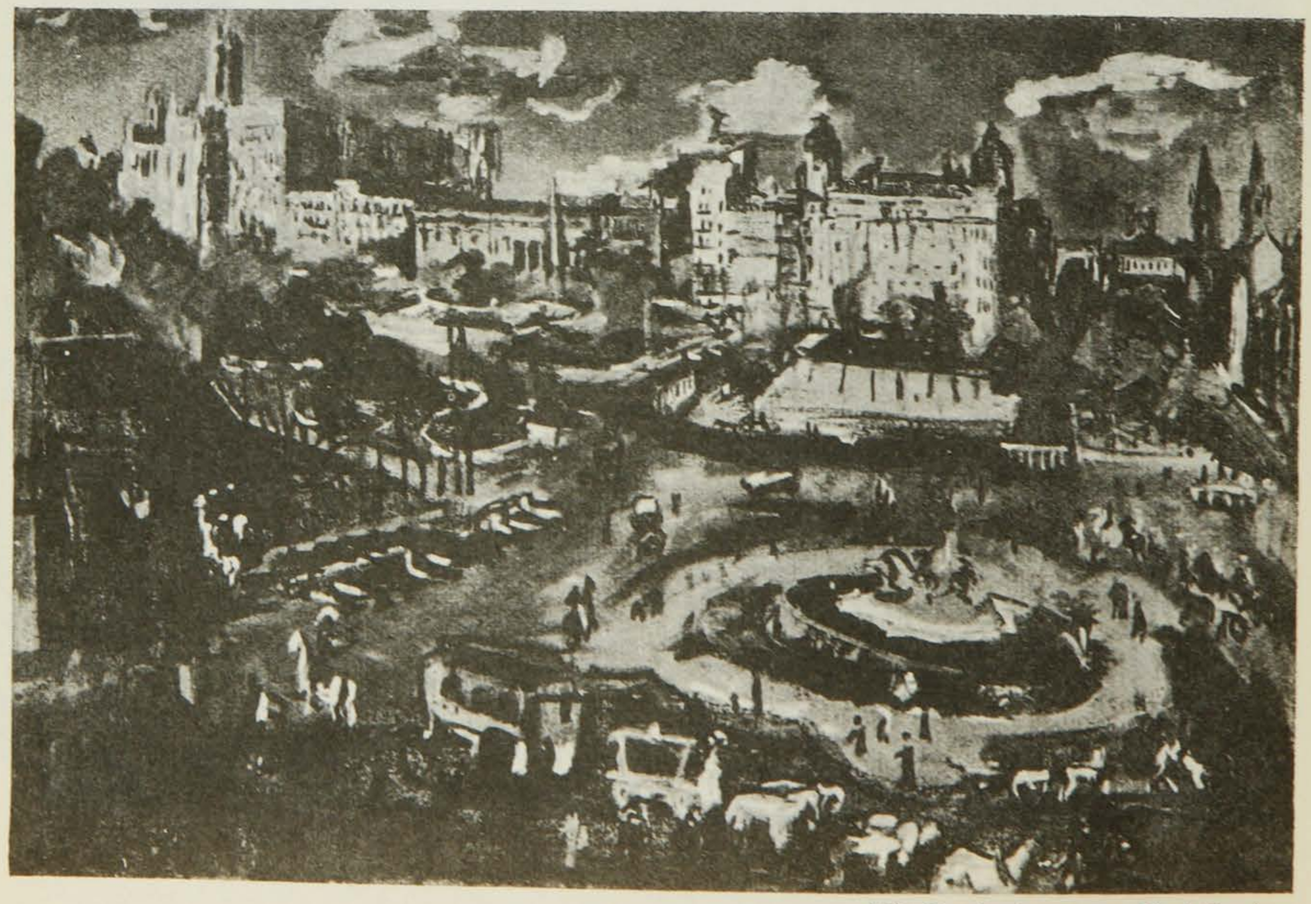
Städtische Kunstsammlung, Chemnitz

Selbstbildnis. 1922



Der Strand von Biarritz

Ausstellung bei Paul Cassirer

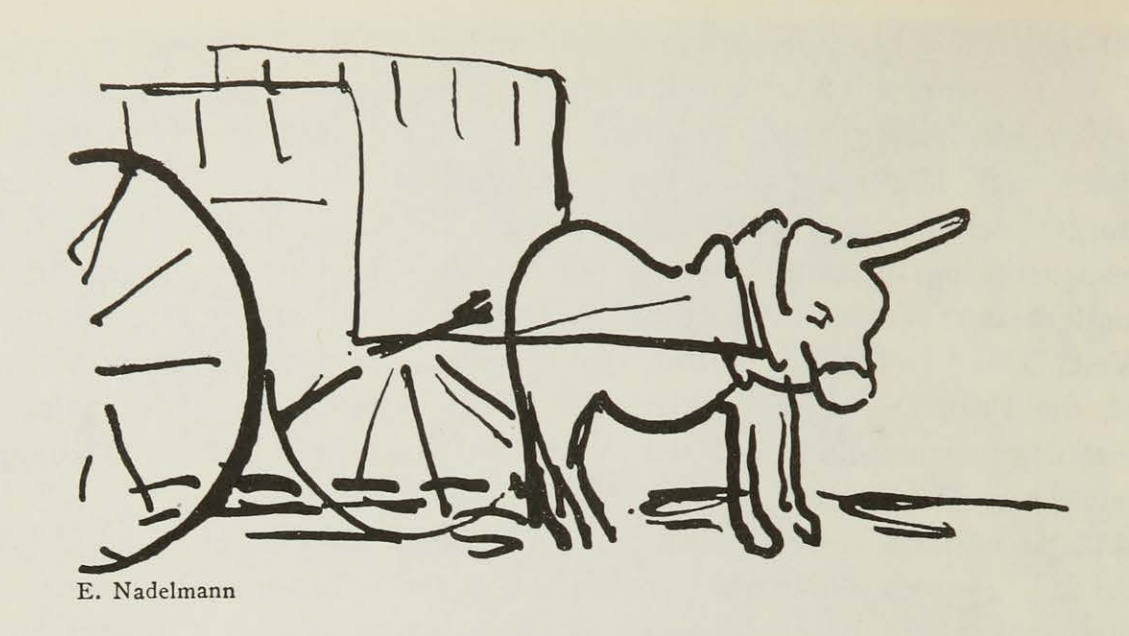


Madrid, Puerta del Sol

Mit Genehmigung von Paul Cassirer

lichkeit. Es gibt ganz andere Bindungen all dieser Elemente, und was in dem vereinzelten schizophrenen Kranken unter Zerstörung einer Seelenwelt hervorbricht und ihn zum „Verrückten“ stempelt, ist zugleich das Hervorleuchten einer versunkenen Urwelt, die vielleicht morgen schon keine versunkene mehr sein wird. Jene unheimliche, gespenstische, bizarre Welt ist nicht bloß kranke Fieberphantasie, sondern der Widerschein einer anderen, von uns bisher ungekannten Welt. Das ist eine Erkenntnis, deren Bedeutung gar nicht zu ermessen ist, die Prinzhorn hier durch wechselseitige Beleuchtung der Schizophrenie, unserer Zeit und der Welt des Primitiven und des Kindes deutlich gemacht hat.

Meist handelt es sich bei diesen „Kranken“ um ganz einfache Leute, die sich entweder niemals künstlerisch betätigt haben, oder allenfalls durchschnittliche bescheidene Begabungen aufweisen. Aus diesen Menschen bricht plötzlich jene phantastische Urwelt hervor, „wo sich noch Religiöses und Erotisches mischt“. Die Hemmungen, die wir kurzweg „die reale Welt“ zu nennen pflegen, sind bei diesen Menschen in Fortfall gekommen. Aber was brachte sie in Fortfall? Was bewog sie, sich „autistisch“ in eine bloße Innenwelt zu verkriechen? Vielleicht beruht diese „autistische“ Entwertung der Umwelt darauf, daß die „Umwelt zum Ekel wurde“, und so hätten wir in der Schizophrenie eine Art Reaktion gegen die Überbetonung der sogenannten Tatsachenwelt und gegen die übermäßige Zurückdrängung der mystischen Urwelt. Bei allen diesen Menschen muß der Durchbruch noch notwendig pathologisch bleiben, weil sie nur vereinzelte Inseln in der noch feststehenden Welt der Realität, heut noch als der allgemein gültigen, sind. Aber die Frage liegt nah, wie lange das noch sein wird, und ob nicht morgen jener Durchbruch, der erst bei einzelnen erfolgt ist, und sie in die Irrenanstalt warf, nun bei sehr vielen stattfinden kann. Und das ist vielleicht die wahre Bedeutung des Expressionismus und jener Umwertung, die, wie Prinzhorn bemerkt, in allen möglichen Berufen und Gewohnheiten sich ankündigt. Denn auch die Schöpfer all der Wunderwerke, die man in seiner Sammlung sieht, sind ja ganz gewöhnliche Durchschnittsmenschen gewesen. Für den schizoiden Typus haben die Dinge draußen „ihren Eigenwert eingebüßt, und werden nur für den eigenen seelischen Haushalt verwendet, werden dienende Objekte für seelische Regungen“. Zu warnen ist freilich vor allen Schlagworten und voreiligen, gar zu simplen Theorien. Noch bleibt alles der Forschung vorbehalten. Vielleicht, so meint Prinzhorn, „wird dann unser mattes Ignoramus von einer zukunftsfroheren, lebensvolleren Generation in ein instinktsicheres sic volumus gewandelt, das alle skeptische Erkenntnis übertönt“.


E. Nadelmann

EIN LIEBHABER WIRD UMGEBRACHT

Von

RAMON GOMEZ DE LA SERNA

Es kam das Liebesdrama dieses Sommers. Die Zeitungsjungen verkauften es unter entsetzlichem Geschrei.

„Das Verbrechen in Madrid Moderno [1]). Ein Richter tötet Gattin und Geliebten!"

Die Notwendigkeit, die ganze Überschrift in einem Atem auszuschreien, machte den Geliebten von des Richters Gattin ein wenig zum Geliebten des Richters selbst.

Die Zeitungsjungen fanden nicht einmal Zeit, ihre Blätter zu falten; man riß sie ihnen offen aus den Händen. „Wenn wir mehr Zeitungen gehabt hätten, so hätten wir noch mehr verkauft", sagten sie atemlos, wenn ihnen nur noch zwei oder drei Blätter blieben.

An diesem trüben, niederdrückend schwülen, störrischen Sommertag hatten alle auf das Verbrechen geradezu gewartet.

Schon am Nachmittag war der Qualm der Fabrikschornsteine so tief, so niedergedrückt, in so breiter, horizontaler Lage geblieben, daß die Fabriken Schiffe schienen, die den Weg zurückgelegt hatten, den der Rauch markierte. Vielleicht ist die Art, wie sich der Qualm verteilt, das, was den Tag anzeigt, an dem ein Verbrechen begangen wird, denn dieser Tiefdruck, diese schwere, ruhige Luft verursacht in dem Täter die Hirnhautentzündung des Verbrechens.

Die Zeitungsjungen verteilten ihre Abendblätter wie lange, an dem Zipfel angefaßte Bettücher. Vor den Portierlogen und vor den Ladentüren bildeten sich Gruppen um jede Person herum, die eine Zeitung in der Hand hielt.

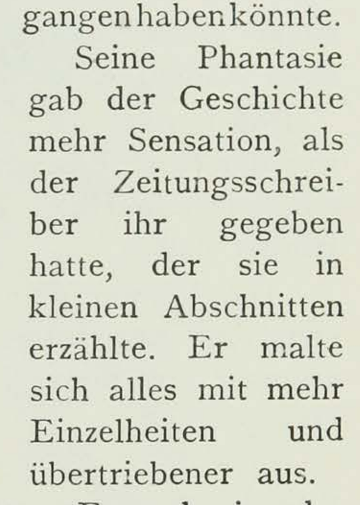
---

[1]) Stadtteil von Madrid. (Anm. d. Ü.)

Durch die Fenster der unteren Stockwerke sah man, wie das Zeitungsblatt die Lampen verdunkelte, und an den oberen Stockwerken lehnten sich die Dienstmädchen aus den Fenstern und riefen dem eiligen Zeitungsjungen zu, einen Augenblick zu warten. Und wenn er wirklich haltmachte, dann strömten von allen Seiten die Menschen zu ihm hin, um ihm die aufgefalteten Zeitungen zu entreißen und sie wie eine Siegesfahne im Triumph nach Haus zu tragen. An solchen ereignisvollen Tagen, die wie die Tage sind, an denen das große Los in der Lotterie bekannt wird [2]), scheinen die Zeitungen wirklich mit dem Blut des Verbrechens, des Attentats oder der Krise bedruckt zu sein.

Rodrigo schritt gerade über die Plaza de Olavide, als er der Zeitungsjungen außergewöhnlich lautes Rufen hörte. „Feuersbrunst? Attentat?“ fragte er sich, um seine Gewißheit schwankend zu machen, seine Gewißheit über das Verbrechen, die eine Frucht seines unaufhörlichen, sorgenvollen Grübelns war, das ihn eben klar hatte erkennen lassen, daß an diesem Sommertage einzig und allein ein Liebesdrama sich hatte abspielen können. „Es ist ganz sicher,“ gestand er sich dann selbst ein, „ein Gatte wird den Geliebten seiner Frau erschossen haben. Diese Hitze gibt ja dem Ehebruch einen Ernst, der einem Furcht einflößen kann.“

Er suchte einen Jungen, kaufte eine Zeitung und setzte sich auf eine Terrasse, um begierig und erregt das Blatt zu lesen, als habe er den Bericht eines Verbrechens vor sich, das der Gatte Christinas an ihm selbst begangen haben könnte.



Imre Goth

Seine Phantasie gab der Geschichte mehr Sensation, als der Zeitungsschreiber ihr gegeben hatte, der sie in kleinen Abschnitten erzählte. Er malte sich alles mit mehr Einzelheiten und übertriebener aus.

Er sah in der schattigen Straße von Madrid Moderno, mit seinen zahlreichen Erkerchen aus Holz, jenes Häuschen, dessen Reize in den Sommernächten ihren Gipfelpunkt erreichten. Da sollte einer sagen, er hätte Cristina nicht von Herzen gern dorthin

[2]) Der Tag, an dem das Resultat der Weihnachtslotterie bekannt wird, ist in Spanien ein inoffizieller Festtag. (Anm. d. Ü.)

gebracht, wo die Hitze, die im Zentrum von Madrid unerträglich war, gelindert wurde. In dem besten Stadtviertel dieses Villenvorortes hätte sie mit ihrer Madrider vornehmen Bescheidenheit glücklich leben können, ja, das Glück ihrer Zweieinsamkeit hätte wie ein übertriebener Reichtum zu der Armut des Mittelstandes einen trefflichen Kontrast gebildet.

Er sah jene Häuschen mit ihren Erkern und ungeheuer großen Fenstern; die Erker waren aus dem Holz von Schenktischen und hatten ihre Farben schon eingebüßt: sei es, daß der Regen sie verwaschen hatte, sei es, daß die Besitzer die Schuld hatten, die immer die Gewohnheit haben, das Holzwerk der Erker, die fast zur ebenen Erde liegen, abzuwaschen, als wären es Kutschen.

„Sie hatten die möblierte Villa vom vergangenen April an auf sechs Monate gemietet.“ Rodrigo sah die Möbel in dem Häuschen stehen: eine Uhr, die unvermeidlich nachging, eine Kommode voll unnützer Sachen, einige große Muscheln, einen ebensolchen Henkelkrug, ein Nadelkissen ohne Nadeln, einen Handleuchter...

Rodrigo sah all die Bilder hängen, mit denen der Eisenbahner — das war der erste Besitzer dieser Villa — die Wand verziert hatte: Blondinen mit gelöstem Haar, Bärenjagden in Wäldern, deren Bäume anstatt Äste Hörner hatten.

„Der Richter, Don Antonio Funer, hatte sich vor mehr als Jahresfrist von Doña Ana, seiner Ehefrau, getrennt, und seitdem hatte sich diese zusammen mit ihrer Schwester Maria einem leichtsinnigen Lebenswandel hingegeben.“

Dann folgte die Erzählung des Begebnisses, wie die leichtsinnige Gattin Don Julián Margarote, einen jungen Arzt, im Kino kennenlernte. Dann kam das Weitere, nach klassischem Muster, dann das Hohelied des Ehebruchs, und endlich die verschwiegen vorbereitete Rache des Ehemannes, der für eine Zeit von der Bildfläche verschwunden war und inzwischen nachgedacht hatte, wie er von der Waffe, die ihm das Gesetz gab, Gebrauch machen sollte.

Rodrigo belästigte es, daß Ana, ein üppiges, blühendes und noch junges Weib, die in gewisser Weise Cristina glich, und die Mut genug besessen hatte, jenen unerträglichen Richter zu verlassen, in dem ganzen langen Bericht stets Doña Ana genannt wurde. Rodrigo verglich unwillkürlich diese Geschichte mit einer anderen, die immer möglich war, und es störte ihn nicht wenig, daß man seiner stolzen, lächelnden Cristina, die so gar nichts von dem reuigen, stupiden Charakter einer „Doña“ an sich hatte, diesen Kosenamen geben könnte. Es hätte in dem Bericht, wenn von „Doña Ana“ die Rede war, die „reizende Ana“ heißen müssen. Die Photographie, die das illustrierte Abendblatt von ihr brachte, war fabelhaft. Ana hatte sich dieses Bild unzweifelhaft bei Beginn ihres Verhältnisses mit dem Geliebten machen lassen, als dieser sie um ein solches bat, und sie die Wahrnehmung machen mußte, daß sie auf allen Bildern, die sie besaß, traurig, schmutzig, leichenähnlich aussah, da sie

Nach diesem infamem Wart-ein-Weilchen schoß der Gatte los und schoß mit der Zielsicherheit, mit der nur Ehemänner schießen, denn die sind immer die besten Pistolenschützen.

„Doña Ana“ — hieß es in allen Zeitungen — „brach blutüberströmt zusammen, und der Aussage der Sachverständigen zufolge war sie sofort tot, denn eine der Kugeln hatte ihr Herz gestreift. Don Julián wandte sich in seiner Verzweiflung nach dem großen Fenster, auf das sich der Gatte stützte, und ohne ihm Zeit zu lassen, herabzuspringen, versetzte er ihm einen Stoß, der ihn in den Garten warf, während er selbst diesen Augenblick benutzte, um in der Richtung nach dem freien Felde zu entfliehen und so sich der Verfolgung zu entziehen.



Carl Hofer

„Die ganze Nachbarschaft von Madrid Moderne, die wegen der Hitze stets bei offenem Fenster schlief, stürzte sofort auf die Balkone, als sie den Knall der Schüsse hörte. Sogleich lief alles zur Villa Don Juliáns, die am meisten den Eindruck von Nichtnormalem machte. Als man in das Haus drang, fand man einen Herrn, der sagte, er sei der Ehemann von Doña Ana; diese, gab er an, habe er getötet, weil er sie in flagranti beim Ehebruch ertappte.“

„Die Szene war sehr peinlich, bis die Behörden kamen, die offenbar sehr lange dazu brauchten. Das ganze Publikum, das sich am Tatort um den schweigsamen Ehemann versammelte, schien das Ereignis auszukosten; es war tatsächlich ein Skandal, die Lage zu sehen, in der die unglückselige Doña Ana liegengeblieben war. Niemand wagte indessen, den Leichnam zu berühren, oder wenigstens zur Bedeckung der Scham ein Kissen darüber zu werfen.“

Rodrigo blieb nachdenklich über das Zeitungsblatt gebeugt und grübelte über diese entehrende, unreparierbare Szene nach, die in seinem eigenen Fall ähnlich hätte werden können; ja, er sah Cristina schon in ihrem schwarzen Hemdchen, in dem sie ein kleines Mädchen schien, das Trauer um ihren Papa trug, auf dem Boden liegen, für immer ohne Atem, unfähig, je sich wieder zu erheben, tot, wie ein Rock, den man auf den Boden warf...

Rodrigo kaufte noch eine Zeitung mehr, die letzte Abendzeitung, die erschien, in der Hoffnung, neue Einzelheiten zu erfahren, doch er fand nur neue Photographien, unter anderen die des Zimmers, in dem die Tat geschah. Auf dem Bilde sah man die Standuhr mit Gewichten, das eine aufgezogen, das andere im Abgrund baumelnd, viele Gemälde an den Wänden, von Leuten, die der Vergangenheit angehörten und über das Verbrechen erschreckt sein dürften, den Waschtisch, der dem Zimmer eine besondere Wirklichkeit verlieh; der Waschtisch hatte drei gewundene Füße, und aus seinen Seifenschalen erkannte man die ganze Alltäglichkeit, die in dem Leben ihrer Benutzer gelegen hatte; der Waschtisch war vielleicht eine der echtesten, aufrichtigsten Einzelheiten, die jenem intimen Verhältnis den Charakter des Tatsächlichen verlieh.

Die zuletzt gekaufte Zeitung fügte die eine neue, erregende und interessante Einzelheit hinzu, daß gerade der vorhergegangene Tag der Namenstag des Opfers war. „Vielleicht war es dieser Umstand, der die Sehnsucht in Herrn Funer wachrief, der sich schon seit gestern durch die Erinnerung an den Festtag, der in den früheren Jahren stets zu den glücklichsten Tagen seines Lebens zählte, in größter Verzweiflung befand.“

Rodrigo warf in seinem Kummer, daß auch er ein Geliebter war, der zur Verfügung eines gespensterhaften Gatten stand, die Zeitungen nervös unter den Tisch und verließ das Café. Die schwüle Nacht, die als Nacht nach diesem Tage die Nacht nach dem Verbrechen war, war so voll und angefüllt von Mikroben wie die letztvergangene Nacht, die das Verbrechen im Hirn des Täters schuf. Cristinas Gatte, dessen Silhouette er in dem beleuchteten Rahmen eines Fensters oder eines Hausflurs zu sehen vermeinte, könnte sich ein Abendblatt kaufen und, von dem anderen Gatten angesteckt, die Tat begehen, die er schon lange plante.

Rodrigo dachte über die Psychologie dieser Verbrechen nach. „Nein — grübelte er weiter — wenn einmal so ein Verbrechen geschehen ist, dann folgt nicht gleich ein zweites ... Eine Ruhezeit tritt ein ... Sie würden sich lächerlich machen, wenn zu viele auf einmal geschähen; die öffentliche Meinung würde sich der Barbarei bewußt werden ... Sie mußten sich gleichmäßig auf das Jahr verteilen ... Nur allerdings würde der andere denken, daß jetzt die Reihe an ihm war, aber bis er es ausführte, würde viel Zeit vergehen, wenigstens der ganze Sommer.“

So machte sich Rodrigo neue Hoffnungen, gewann seinen Mut wieder und begab sich nach Cristinas Wohnung.

Es war etwas später geworden als gewöhnlich, und sie selbst öffnete ihm die Tür. Er küßte sie mit größerer Leidenschaft als an anderen Tagen.

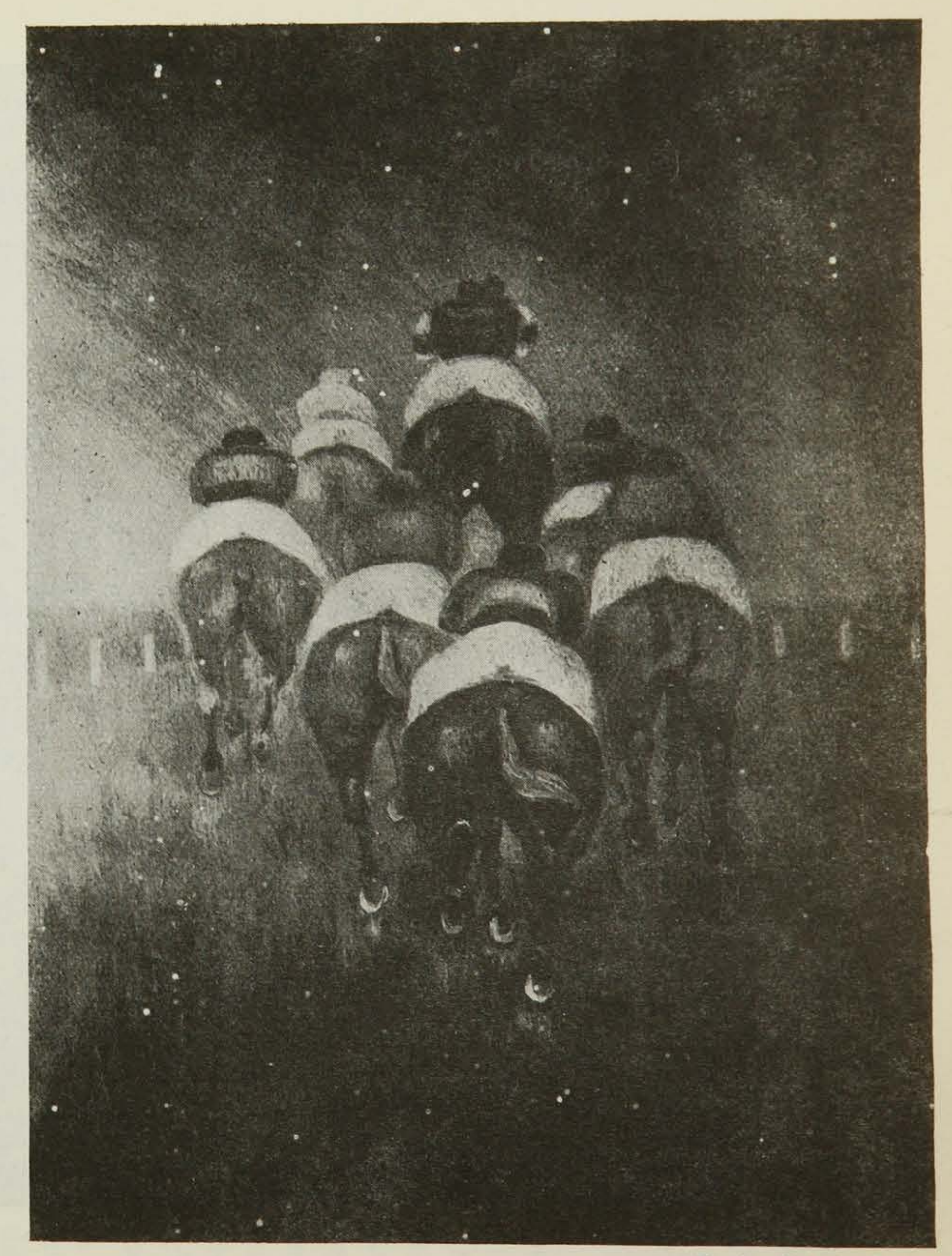


Ausstellung alter Meister in der Galerie Flechtheim, Düsseldorf

Vittore Crivelli, Madonna mit Kind und fünf Heilige

Modena, Estensische Sammlung

dell'Abbate, Das trojanische Pferd



Paris, Galerie Simon

Elie Lascaux, Pferderennen



Propyläen-Kunstgeschichte

Isis. Holzrelief von einem ägyptischen Sarge

Photo Waléry, Paris

Die Goode-Sisters in Biarritz



Photo Germaine Krull

Kuanyin. Eisenstatuette der Tang-Zeit
Slg. H. Vecht, Amsterdam



Jaap Gidding, Schnee
Ausstellung bei Huize van Hasselt, Rotterdam

Ausstellung Würthle, Wien
Victor Tischler, Südliche Landschaft

Ihm war, als ob auch sie in Gefahr geschwebt hätte. „Und der Deine? Ist er nicht auch gekommen, um dich zu töten?“ hätte er sie gern gefragt.

„Hast du gelesen?“ fragte er nur.

„Ja ... die arme Frau“, war ihre Antwort, und aus ihrem Ton erkannte er, daß Cristina nicht weiter von der Sache sprechen wollte. Wenn sie auch mutig war, sie wollte nicht erzittern.

Rodrigo war zumute, als wenn diese die letzte Nacht wäre; die Küsse, die er Cristina gab, waren wie Abschiedsküsse.

„An diesen Tagen,“ sagte er zu ihr, „wo alles in die Sommerfrische geht, ist mir, als ob alle Menschen abreisen, als ob auch du abreisen wolltest. Mir ist, als ob du in ein fernes, fernes Bad gingst, um anderen Männern als Witwe zu erscheinen ...“

„Aber Sie wissen doch, daß ich nicht verreise ... Daß es mich reizt, einmal Madrid im August zu sehen ... Daß ich an Ihrer Seite hier in dem schummerigen Salon die Dämmerungen aller Sommernächte verleben will ...“

Die Stunde des Nachtmahls war schon vorüber. Durch die Straße lief das Schweigen jener Ruhestunde, in der die Menschen sich noch im Speisezimmer ihrer Häuser befanden und kühles Wasser schlürften, während sich die Dienstmädchen in Wasserträger verwandelten und große Krüge auf den Schultern schleppten ...

Die beiden waren einsilbig und nachdenklich geworden und wußten nicht, in welcher Stunde sie sich befanden. Vermutlich dachten sie beide an dasselbe und sahen den Schattenriß eines Mannes, der an der Straßenecke an einer Laterne lehnte; sie sahen den Mann, an den sie nicht denken wollten und den sie fürchteten. Der drehte sich die letzte Zigarette vor dem Mord mit einstudierten, lässigen Bewegungen. Er trug den breiten Kordoveserhut der Ehemänner, die töten, und hatte ihn tief in die Stirn gedrückt, um unauffälliger nach dem Balkon zu spähen, in dessen Hintergrund die beiden saßen.

Er machte ein Zeichen, das ihnen eine Todesdrohung schien; aber sie wurden aus ihrer Angst erlöst, als sie bemerkten, daß er nur einer Frau, die über ihnen wohnte, Zeichen machte, damit sie zu ihm herunterkam.

„Wer, glaubst du, daß es war?“ fragte Rodrigo. „Du schautest so angstvoll zu ihm hin ...“

„Niemand ... Ich sah ihn nicht ... Ich dachte an etwas anderes“, antwortete Cristina.

Die Hitze warf Dinge und Wesen durcheinander. Es war die schwüle Stunde, in der das Weh des großen moralischen Rheumatismus unerträglich wird, in der ein Mensch, dem etwas fehlt, das Fehlende noch bitterer vermißt; die Stunde, in der alle Beschwerden aufeinanderstürmen.

Man fühlte, daß die Straße etwas Revolutionäres atmete, daß ein Aufstand sich vorbereitete und bewaffnete. *(Deutsch von Oswald Jahns.)*

*

Aus dem Roman „Die weiße und schwarze Witwe“, der im Propyläen-Verlag erscheinen wird.



Aus den „Handzeichnungen E. T. A. Hoffmanns"
(Propyläen-Verlag)

ZWEI GEDICHTE

Von

GOTTFRIED BENN

I

THEOGONIEEN

Theogonieen —
von den Dingen der Welt
ziehn Melancholieen
an der Sterne Zelt,
weben Götter und Drachen,
singen Brände und Baal,
sinnvoll zu machen
Knechtschaft und Qual.

Fährt Er mit leuchtender Barke
über das Himmelsmeer,
ist Er der Widder, der Starke,
von Sonnen und Monden schwer,
naht Er sich in Gewittern,
als der die Felsen verschiebt
und von den Bösen, den Bittern
die Kühe den Priestern gibt. —

Ach, um Fluten, um Elche
rankt sich die Traurigkeit:
sie fahren; Stürme; welche
tauchen, das Land ist weit,
da: ihrem Möventume
stäubt sich ein Körnchen schwer,
und ER macht aus der Krume
eine Insel auf dem Meer.

Wie mußten sie alle leiden,
um so zum Traum zu fliehn,
und sein des Kummers Weiden
wie hier die Algonkin!
Auch anderen Tieren, Steinen
vertrauten sie ihren Tod
und gingen hin zu weinen
die Völker, weiß und rot.



Aus den „Handzeichnungen E. T. A. Hoffmanns" (Propyläen-Verlag)

REVUE ODER THEATER

Von

WALTER BENJAMIN u. BERNHARD REICH

Ein Brief des Lord A..... an den Lord B..... Abfassungszeit: das Jahr der Erstaufführung von Shakespeares Hamlet.

Lieber Freund!

Ich habe neulich das Theaterstück „Hamlet" von William Shakespeare, das hier von den vornehmen Kreisen sehr beachtet wird, angesehen und nahm mir vor, Dir einiges darüber mitzuteilen. Den Inhalt brauche ich Dir nicht zu erzählen, denn wir haben vor Jahren zusammen auch ein Stück „Hamlet" gesehen, aber es war nicht von Shakespeare. An dieses erinnerte ich mich neulich in vielen Szenen. Die jungen Dichter von heute machen es sich sehr gerne bequem. Sie haben keinen Ehrgeiz nach neuen Stoffen und plündern, was ihnen unter die Finger kommt. William Shakespeare, der diesen neuen „Hamlet" zusammenstellte, ist besonders berüchtigt. In seiner Jugend war er ein Wilddieb und jetzt bestiehlt er seine Kollegen in solchem Grade, daß, wie Du Dich erinnerst, ein Pamphlet gegen ihn herauskam, in dem er klipp und klar eine Krähe genannt wurde. Diese Dichter halten nichts von Originalität, aber die Nachwelt wird ihnen das ankreiden, denn nur ein Originaldichter kann die Unsterblichkeit erringen. (Bemerkungen des Theaterdirektors X, in dessen Besitz sich dieser Brief befindet: Diese Ansicht kann ich nicht teilen. Das Publikum will nur immer dasselbe haben, und das Theater lebt von den Varianten. Die exemplarischen Typen sichern die entscheidenden Wendungen der theatralischen Epochen. Ein guter Film hält sich durch die überraschende Abwandlung; je strenger die Schablone, desto besser. Und für die Revue übernehmen wir die New-Yorker Schlager nach Berlin und Paris.) Diese Jungen halten auch nichts von der Form, die uns die griechischen Stücke vorgemacht haben, wie sie bei der Wiedergeburt durch die schwarze Magie jetzt überall billig zu haben sind. In

Spanien, wo auch so lässig gedichtet wird, läßt man sich das nicht länger gefallen. Don Alonso Lopez Pinciano sagt, das Theater sei wie eine Landkarte; Valladolid nur einen Finger breit von Toledo; kaum habe man einen Menschen gesehen, der sechzehn Jahre ist, so stehe er schon wieder mit sechzig auf der Bühne. (Lope de Vega bemerkt allerdings: Ich mache in 24 Stunden meine Stücke fertig. Ich kann mich nur nach dem Geschmack des Publikums richten, der, wie überall, von den Frauen regiert wird.) Eigentlich sind das alles ja keine Stücke, sondern nur zwei oder drei handlungführende Hauptszenen; um diese sind dann eine Reihe von Einlageszenen gruppiert, in denen sich der Pomp des Theaters, soweit wir hier solchen erwarten können, entfaltet. Im übrigen treibt in ihnen der Schauspieler sein Wesen, und der Dichter ist abgesetzt. (Wenn man „Hamlet" vor 300 Jahren für eine Revue gehalten hat, so kann man unsere Revue nach 300 Jahren als Trauerspiele ansehen.) Urteile Du selbst! Hamlet ist aufgefordert zur Rache. Jeder erwartet nun von ihm eine Tat, die diesem Verlangen entspricht. Aber William Shakespeare? Zuerst unterhält sich der alte Schwätzer Polonius mit einem Diener, der noch alberner ist als er selbst, und beide machen nur Clownspäße. In der nächsten Szene parodieren unsere beiden besten Komiker das Zeremoniell des englischen Hofes. Dann kommt die übliche Staatsaktion mit Gesandten, die lange Papierrollen tragen als Briefe. Nun hält eine angeblich komische Abhandlung über den Wahnsinn das Stück auf. Mit Hamlets Auftritt geht es auch nicht weiter. Hamlet spielt auf mehrere Arten Wahnsinn, und Shakespeare kramt dazu Gemeinplätze aus Montaigne aus. Und dann kommen die Schauspieler. Einer von ihnen hält eine pathetische Rede, die gar keine Beziehung zum Stücke hat. Aber die Parodie, die auf einen unserer besten Heldendarsteller der alten Schule gemünzt ist, hat gefallen. Wie auch das endlich beklatscht und vorbei war, kriegt Hamlet endlich einen Zipfel von Handlung zu fassen und besinnt sich darauf, seinen Vater zu rächen. Ich muß zwar vorurteillos gestehen, daß die Varietät dieser Auftritte, wo jeder Schauspieler isoliert seine Wirkung tut, dieses ununterbrochene Heranrollen von neuen Szenen, in denen immer etwas vorkommt, mich auf angenehme Art zerstreut hat, — ich nannte es eine Revue der Leidenschaften. Aber diese Wirkungen werden unzweifelhaft mit den Schauspielern erlöschen, denen sie zugedacht sind. (Das sind sehr befremdliche Ansichten. Ich habe beim „Hamlet" die größte Mühe gehabt, den Schauspielern die tiefe Psychologie ihrer Rollen begreiflich zu machen, und wir haben uns darüber gestritten, ob Hamlet wirklich verliebt, Ophelia eine Jungfrau, Polonius ein Narr oder ein Weiser war, denn jede Szene gibt eine andere Auskunft. Aber vielleicht hat Lord A . . . . . recht, und man hat in dem zweiten Akt vier Hauptszenen für einen Schauspieler, zuerst muß er einen Wahnsinnigen, dann einen Tiefsinnigen spielen, er deklamiert eine Rede, er ist leidenschaftlich. Der Verwandlungskünstler wird hier das Vorbild des Schauspielers.)

Der fette Burbadge spielte den Hamlet. Natürlich hatte er wieder eine Glanznummer eingelegt: „Sein oder Nicht-Sein". Shakespeare hat sich nicht angestrengt. Er wiederholt nur sein Schema. Man erinnert sich sofort an Macbeths Arie „Wärs abgetan, wenn es getan", und an Othellos „Gefiel es Gott", das damals Furore machte und auf der Straße von den Leierkastenmännern wiederholt vorgetragen wurde. Das Beste an diesem Stück ist die Szene auf dem Kirchhof, wenn Hamlet mit dem Schädel des Spaßmachers in der Hand über die Vergänglichkeit des Lebens spricht. Der Auftritt lohnt den Abend.

Das nächste Mal lade ich einige Freunde allein zu dieser Einlage in meine Loge. Übrigens gehen die Vornehmen, wie man mir sagt, nur zu dieser Szene.



Yvonne George



Little Tich

Photo Manuel

Die Hoffmann-Girls



Photo Graudenz

Die russische Tänzerin Tatjana Barbakoff

Wide World Photo

Junger Orang-Utan im Londoner Zoo

Photo Bonney

Die 62jährige amerikanische Schauspielerin Edna Wallace-Hopper bei dem Pariser Verjüngungs-Spezialisten Dr. Jaworski

Wide World Photo

Die 17jährige australische Tänzerin Blanche Satchell



Photo Baronin Rothschild, Wien

Oberbereiter Herold und Neapolitano Salva

Zum Gastspiel der Wiener Spanischen Reitschule in Berlin



Kürassiere in der Schwemme

Das ist ein Vorteil dieser lockeren Form, daß man kommt und geht, wann man will, ohne den Zusammenhang zu verlieren. Im übrigen gibt es in diesem Stück, wie überhaupt bei uns in England, viel Bewegung auf der Bühne. Fortwährend tritt von vorne, von oben oder von unten jemand auf. Das ist sehr anstrengend zu verfolgen, weil ohne Pausen gespielt wird, man hat nicht Zeit, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen indessen nachzukommen. Das Theater steht noch sehr tief. Das Publikum ist schlecht und ungebildet, und die Stücke sind auch danach, üble Phantasien, wie in Six-pence-Romanen. Es ist an der Zeit, daß sich die Bühne wandelt, und wenn sie schon den Griechen nicht nacheifern will, von den Italienern lernt, wie man an einem würdigen Sujet, am Orpheus z. B. die Künste des Theaters zeigt, indem man Massen der schönsten Frauen paradieren läßt, Luftakte ausführt, Feuerwerke abbrennt, kurz, die Maschinerie zum vielbewunderten Akteur macht. Die dürftigen Geldmittel sind schuld, daß man sich keinen Prunk und keine schönen Bilder erlaubt. Im Grunde ist es langweilig, nur die Einzelleistungen der Schauspieler zu bewundern. (Dies Spiel ohne Pausen ist eine gute Idee. Es muß überall was los sein. Wenn der Plüschvorhang fällt, darf das Publikum sich nicht selbst überlassen bleiben. Es wird gelähmt, sowie es keine Beschäftigung findet. Das Büfett allein kann es nicht schaffen. Kinoreklame auf dem Vorhang ist viel zu wenig. Im Foyer muß es weitergehen. Die Phantasie, die an den Darbietungen der Bühne ermüdet, muß die Gelegenheit haben, sich bei den Promenadenkonzerten des Foyer günstig zu beeinflussen und im Tanz mit geeigneten Partnern zu kräftigen. Die Phantasie, die sich allen Anstrengungen gewachsen zeigt, darf während des Zwischenaktes nicht dem gefährlichen Zustand des Müßigganges überlassen bleiben. Sie muß die Gelegenheit haben, sich an neuen Darbietungen — Jongleure, Illusionisten, Feuerfresser, in geheimen Kabinetts, bei separatem Entree — anzuregen und womöglich ihre Form zu verbessern. Die Aufmerksamkeit des Publikums muß massiert werden, damit sie für den nächsten Akt frisch bleibt. Das Publikum muß sich während der Aufführung auf den Zwischenakt und während des Zwischenaktes auf die Aufführung freuen.)

Brief des Matrosen A . . . . . an den Matrosen B . . . . .

Abfassungszeit dieses Briefes ist gleichfalls das Jahr der Erstaufführung des „Hamlet".

Mein teurer Freund!

Ich gehe jeden Abend ins Theater! Gestern war ich in einem, wo es Anschläge mit der Inschrift gab: Achtung! Du wirst Dein Leben vergessen! Zum ersten Male: „Hamlet, Prinz von Dänemark". 20 Bilder! Viele spielten wenigstens in Dänemark und nicht, wie die meisten anderen Stücke, in Italien oder Rom. Ich bin schon mit den ersten Szenen zufrieden, wenn die Schauspieler exotische Trachten anhaben. Mir hat Schorsch von Semarkand und Teheran erzählt. Erst neulich war eine Frau bei uns zu Hause wegen Hexerei angeklagt. Ich weiß nicht, ob sie verbrannt worden ist. Aber ich glaube an Hexen und böse Geister. Gestern sprach ein Geist unter der Erde. Es war schauerlicher als vorher, wo man ihn sah. Die Schauspieler jagten vor Angst von einer Stelle zur anderen, wenn sie ihn hörten; was dabei langes gesprochen wurde, habe ich nicht immer verstanden, denn sie sprachen sehr schnell, als ob ihnen der Teufel auf den Fersen wäre, in zwei Stunden war das ganze Stück aus. Von den richtigen Menschen war am schönsten ein Schauspieler, der besser und wilder sprach als seine Kollegen. Er sagte ein Stück aus der griechischen Geschichte. Alle applaudierten, auch die auf der Bühne. Dann wurde eine Bühne auf der Bühne

geschwind aufgebaut, und die Schauspieler von vorher machten lange ein stummes Theater. Der Minister wurde von dem Prinzen selbst umgebracht. Danach kam ein Aufstand gegen den Hof. Wenn der Verfasser selber die Meuterei der Matrosen vor sechs Monaten mitgemacht hätte, wäre es besser herausgekommen. Er kennt mehr das Hofleben. Dann wurde Hamlet nach England eskortiert. Eine Prinzessin wurde wahnsinnig, aber man merkte, daß sie von einem jungen Mann gespielt wurde, trotzdem machte er es sehr natürlich, ich habe achtgegeben. Sodann gab es ein Gefecht zwischen dem Prinzen und seinem Feind. Sie waren brave Fechter und machten es so natürlich, daß wir im Parterre auf den Ausgang gewettet haben. Die Prinzessin von vorher wurde begraben, ein Grab wurde ausgeschaufelt, so daß ordentlich Totenschädel und Knochen herumflogen. Zuletzt, bevor die Musik kam, gab es ein allgemeines Gemetzel; die Königin wurde vergiftet, der Prinz erstach seinen Feind, der Feind erstach den Prinzen. Aber der König wurde erstochen, dann wurde ihm der giftige Wein in die Gurgel gegossen, und dann wurde er noch erwürgt. Es ging gut aus. Es kam ein ausländischer Prinz mit Musik, der Hamlet begraben ließ. An dem ganzen Stück fehlen die Clownspäße, der Minister macht oft dergleichen Späße, aber nicht ordentlich genug. Ich wünschte, der Totengräber hätte mit den Totenschädeln Ball gespielt. Ja, das Theater läßt nach. Ich habe denselben Schauspieler in „Zwei Gentlemen aus Verona" gesehen, da führte er einen Hund an der Leine, hatte ein Stöckchen in der Hand und sprach zu seinen weiten Schuhen, die waren sein Vater und seine Mutter. Übrigens ist es erfreulich, daß es keine Pausen gibt. Man kommt jeden Augenblick in eine andere Gegend, wie es in unserem aufgeregten Zeitalter, da wir mit der Welt soviel Verbindungen bekommen haben, sich gehört. Ich hoffe, bald ein Stück aus Frankreich oder aus dem Mohrenlande zu sehen, das ist auch eine hübsche Gegend. Auf der Bühne ist es sehr belebt, ist einer fortgegangen, so kommt von einer anderen Seite plötzlich ein neuer. Es gibt keinen Aufenthalt. Und man fühlt, wie nahe eigentlich Dänemark an England ist und wie eines auf das andere wirkt. Das Publikum ist sehr lärmend, die Vornehmen kommen zu spät, daher verstehen sie nichts und schwätzen den ganzen Abend. (Es scheint, daß das Shakespearische Theater, die Ansprüche, die ein Matrose Alt-Englands an das Leben zu stellen gewohnt war, einigermaßen befriedigen konnte. Es ist unzweifelhaft, daß ein Aufenthalt in fremden Zonen anregender ist als die exotischen Trachten der Schauspieler, ebenso unzweifelhaft ist es, daß das Theater dieses Defizit durch die Kürze des Zeitraumes, in dem man diese verschiedenen Gegenden sehen konnte, ausglich. Dieses ewige Hineinrollen von neuen Szenen, dieses Zerschneiden von Szenenreihen durch andere vermittelten den Eindruck eines ungewöhnlich bewegten Lebenslaufes. Die Einrichtung dieser Bühne, Nebeneinanderstellen von Szenen, kräftigte eine philosophische Betrachtungsweise, indem auf die Ereignisse in Alexandria prompt die Entscheidungen in Rom reagierten und sich so die Welt als eine Anzahl wechselseitig aufeinander wirkender Kraftfelder plastisch und überschaubar darstellte. Es scheint, daß das gegenwärtige Theater den Ansprüchen eines Zeitalters nicht gewachsen ist, in dem noch die Zeit, aber nicht mehr die Distanz eine Rolle spielt, die Gefahr, aber nicht mehr Geld auf der Straße zu finden ist. Das Theater ist ein Theater der vergangenen Epochen geblieben, es entspricht in der Planheit der Kleinstaaterei, in den Problemen der Seelenzergliederung dem Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, in seinem Theaterbau, der Kammerspieldiele, der Beschränktheit seiner Insassen, in seinen

dünnen und sich langsam realisierenden Beziehungen einer Zeit, in der die Postkutsche das modernste der Verkehrsmittel war. Es rechnet mit dem Spießer und nicht mit dem Bourgeois, es ist unbrauchbar geworden, als der Einzug der Massen in die großen Städte begann. Die Revue kommt dem Abwechslungsbedürfnis des Großbourgeois entgegen, mehr in der Zahl als in der Art und Einrichtung ihrer Darbietungen. Sie wird bald den Vorrat ihrer Einfälle erschöpfen; seitdem sie den Frauenkörper bis zur absoluten Nacktheit entkleidet, hat sie keine andere Variation mehr zur Verfügung als die Quantität, es werden bald mehr Girls als Theaterbesucher sein. Zwischen der Revue und den Phantasiekräften der Bewohner der großen Städte steht wehrend der Kordon der Bildungstrabanten, unter ihnen der Dichter, den Blick auf die Unsterblichkeit des Pantheon gerichtet. Die Revue hat es nicht nötig, im scheuen Bogen um das von dem Dichter besetzte Gebiet herumzugehen, sie mag ganz frech eindringen! Die feierliche Kontinuität der Akte, die uns nichts erspart, aber nur kleine Territorien bestreicht, können wir uns nicht leisten. Die einzelnen Szenen müssen reizend, überraschend und appetitlich beisammenstehen. Heiteres neben Ernstem! Die Virtuosität der Schauspieler neben Theateringenieuren! Sie wird das Wembley der Theaterkunst sein.)



Caden

DREI DEUTSCHE DICHTER IN PARIS

Von

ANDRÉ GERMAIN

Fritz von Unruh, Carl Sternheim, Rainer-Maria Rilke: in weniger als einem Jahr sah sie Paris vorüberziehen, und der Europäer in uns freute sich dieser wiedergewonnenen Freiheit, dieses zurückgekehrten Hauches . . .

Und welcher Kontrast! Unruh, der schöne romantische Held, der Prophet gewordene Offizier, der zum Tribun erblühte Junker, der mit der Sicherheit eines Halbgottes einherschreitet und sein Lächeln vor sich hersendet wie eine Botschaft. Sternheim, der intelligente Jude, der von Paradoxen und Spöttereien funkelt und Ideen und Traditionen zernagt, wie die Ratte die hölzernen Idole eines Tempels. Rilke, ein Freund des Halblichtes und ein Dichter.

Wahrlich, ein dreifaches Deutschland brachten uns diese drei Männer: der eine, aus zugleich disziplinierter und rebellischer Rasse, wirft eines Tages seinen Helm fort, um seine Haare allen Winden preiszugeben, Kant und der Pastor halten ihn nicht mehr im Zügel, und er stürzt sich in eine sentimentale Orgie sexuellen Wahnsinns, doch ohne Phantasie und Vorstellungskraft. Diesem Revolutionär voller Schwung, gefährlich und stark vor einer Masse, doch schwach und gequält sich selbst gegenüber, dessen sich Kommunisten wie Nationalisten bemächtigen könnten, um ein wunderbares Werkzeug aus ihm zu machen, steht der fast allzu bewußte jüdische Individualist entgegen, den seine verneinende Kraft und seine ererbten Verärgerungen zur Revolution treiben, der aber wählen will und nicht weiß, welche er vorziehen soll. Im Grunde durch seine Feinheit Heine näher als Liebknecht, liegen ihm Pfeile mehr als Maschinengewehre, während der andere, mit seinem idealisierten Dantongesicht, trunkener Dichter und romantische Bestie, Studenten toll machen, Arbeiter bewaffnen, Paläste in die Luft sprengen könnte.

Wie weit er von seinen beiden revolutionären Landsleuten entfernt ist, dieser Rilke, den Hölderlin und Novalis gegrüßt hätten!

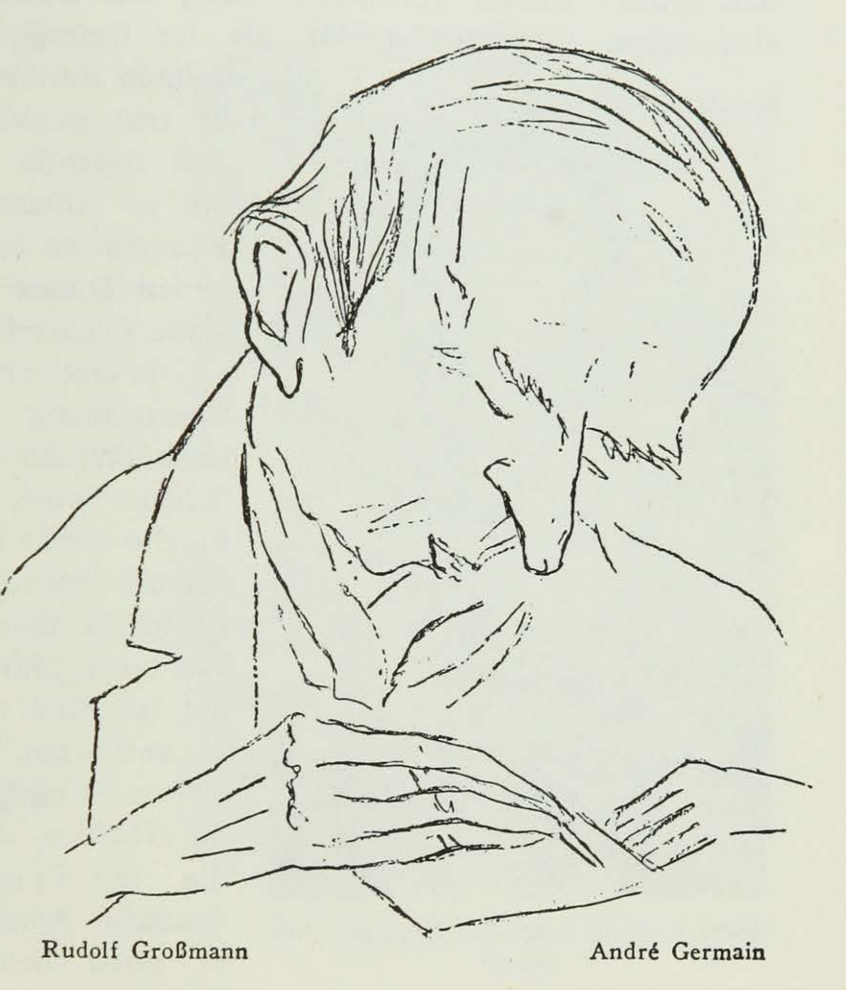
Unruh, Prophet und Bär.

Ehre, wem Ehre gebührt. Wir wollen zuerst von Unruh sprechen, der als erster und mit großem Getöse nach Paris kam, als Fürst der deutschen Jugend und, wie er sich selber bezeichnet: als „Botschafter des Friedens" . . .

Kaum in seine Frankfurter Einsamkeit zurückgekehrt, hat dieser unser Gast seine Eindrücke in einem Buche niedergelegt, das unter dem Titel: „Flügel der Nike" erschienen ist und durch die Kühnheit seiner Indiskretion, durch die Heftigkeit seines Lyrismus und auch durch seinen abwechselnd brutalen und prophetischen Ton, der zugleich an Léon Daudet und an Swedenborg gemahnt, in Erstaunen setzt. . . .

Warum stellt eine Begegnung mit Madame de Noailles die höchste Probe dar, die jeder große deutsche Schriftsteller, der nach Paris kommt, sucht, fürchtet und hofft? Vielleicht, weil diese einzigartige Frau zu ihrem dichterischen Ruhm den Wildbach ihrer gesprochenen Bilder fügt und die Faszination ihrer immer flammenden Unterhaltung, weil sie die einzige ist seit Madame de Staël, die den Anprall europäischen Genies herausfordert und aushält, ihnen Zug um Zug, Kühnheit um Kühnheit, Blitz um Blitz zurückgibt. Ja, sie hätte, des bin ich sicher, Goethe entsetzt und Napoleon gebändigt...

Unruh, der sich mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit bei den ihm zu Ehren gegebenen Abendessen jedes Gerichtes entsinnt, das ihm gereicht wurde, spricht hauptsächlich von einer seltsamen Spargelschlemmerei...



Rudolf Großmann André Germain

Madame de Noailles sagte sogar eines jener entzückenden Worte, deren Geheimnis sie allein besitzt und die bewirken, daß jeder wahre Dichter von ihr ein Geschenk erhält, das unvergeßlich ist. Sie sprach Unruh von ihrer Kindheit und rief aus: „... die ich am Ufer eines Sees geboren bin, das heißt im Angesicht von zwei Himmeln...“ Ich entsinne mich, daß unser Besucher am nächsten Tage noch ganz berauscht von diesem Bilde war, aber um so mehr verüble ich es ihm, daß er ihm die unheilvollsten Ausschmückungen hinzufügte: „Ihr Einstein sagte mir, ich hätte die schönsten Augen der Welt...“

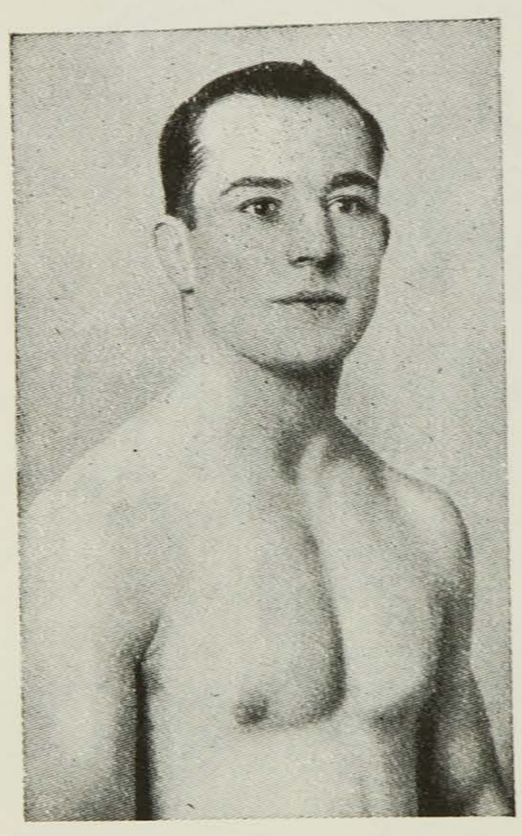
Das Diner endete in einer Atmosphäre eleganter Fröhlichkeit . . .

Nach und nach beginnen die verschiedenen Elemente sich zu ordnen . . . Und Unruh, schweigsamer Riese, eine Art den germanischen Wäldern entrissener Arminius, schmückt mit seiner gefesselten Kraft die Zerstreuungen des Hofes von Byzanz und willigt durch sein Lächeln in alles, was diese Théodora will.

Alles schien gerettet . . . da ereignete sich der Theatercoup. Der Kerkermeister Jacques, der junge französische Freund, der Unruh keinen

Augenblick allein läßt, legt die Hand auf Unruhs Arm, und ohne des schönen, empörten Blickes zu achten, der ihn einen Augenblick zerschmettert, entführt er seinen Freund durch die beiden Salons hindurch bis zu einem Schlafzimmer, wo er ihn — niemand wird je wissen warum — mit Luc Durtain einschloß . . .

Eine Stunde, beinahe zwei Stunden vergehen. Das Unerhörte der Situation hat Madame de Noailles beinahe gebändigt, und sie erhofft mit Geduld die Wiederkunft des verflüchtigten Propheten. Endlich, da Mitternacht schlägt, erhebt sich die verratene Dichterin und gibt, ohne daß Unruh wieder erschienen wäre, das Zeichen zum Aufbruch. Wir sind schon alle im Korridor, als der Gefangene endlich aus dem geweihten Raume tritt. War es Intuition? Er tritt gerade rechtzeitig heraus, um zwei reizende Frauen zu kreuzen, die, wie es scheint, auf einem Mondstrahl anlangen zu einer Zeit, da der „Metro" seinen Dienst eingestellt hat. Sie sind beide Dichterinnen.


André Germain, belgischer Leichtgewichtsmeister

Die eine, schmal und biegsam bis zur Übertreibung . . ., die andere — noch faszinierender — hat durch ihre königlichen Beine, ihre wie unter einem Fluche leicht gebeugten Schultern, den außerordentlichen bleichen Glanz ihres Gesichtes unter goldenem Haar etwas von einer Märchenprinzessin, die geeignet ist, eine deutsche Einbildungskraft zu verführen. Unruh bleibt geblendet stehen — und, die fortgehende Madame de Noailles, das erschütterte Fest und die in Frage gestellte französisch-deutsche Annäherung vergessend, fragt er mich begeistert: „Wer ist diese Frau?"

Ein mystischer Abend im Sacré-cœur beendete die fünf wohlgefüllten Tage des „Botschafters des Friedens" . . .

Und nun plötzlich, ohne daß irgend etwas die Katastrophe hätte voraussehen lassen können, senken sich die „Flügel der Nike" auf uns hernieder. Und unter der Aufmachung des „Engels", wie Madame de Noailles sagte, erscheint ein Bär aus dem Teutoburger Walde, krallenbewehrt, und wo er nicht zerreißt, wirft er die unerwartetsten Pflastersteine.

Die Böswilligkeit dieses Buches ist es zunächst, die am meisten überrascht. Diese Frauen, die ich ihm voll Vertrauen zugeführt hatte, wie behandelt er sie! Den einen wirft er körperliche Mängel vor — und wo er keine findet, erfindet er sie —, an den anderen rügt er moralische Unvollkommenheiten.

Nur zwei Frauen, Madame Clauzel und Madame Soupault, bleiben von seinen Pranken unversehrt . . .

Die übrigen Damen, die er für seine Exaltationen nicht verwenden kann (denn seine sonstigen heiligen Gespräche finden entweder von Meister zu Jünger statt, zwischen ihm und „Jacques", oder mit fünf geheimnisvollen „Verdunkriegern"), erhalten alle kraftvolle Prankenhiebe, die einen ins Auge, die anderen ins Herz.

Ich will nicht auf ein paar Verleumdungen eingehen, die wirklich zu schlechten Geschmackes sind — behauptet er doch, von einer von ihnen im Verlauf des Festes zwischen zwei Türen angefallen und beinahe vergewaltigt worden zu sein —, sondern will versuchen, zu erklären, wie Unruhs Bösartigkeit sich mit seiner Friedensverkündung vereinen läßt. Dies Problem stimmte mich lange traurig und nachdenklich, bis ich begriff, daß der Kontrast, der uns hier auffällt, nicht merkwürdiger ist als die Antithese, die die Grundlage seines Werkes bildet. „Werk des Friedens und der Liebe" erklärt er in seinen Unterhaltungen, die es ständig erläutern. Aber nimmt man das Werk selbst, so sieht man, daß darin das Stärkste und Beständigste, das ihm die klarsten Visionen, die männlichste Schönheit und zuweilen fast geniale Erfindungen leiht, die raffinierte und geschlechtliche Sucht nach Grausamkeit ist, mit einem Wort: der Sadismus . . .


André Germain bricht in den brandenburgischen Urwäldern zur Jagd auf

Die „Flügel der Nike" fallen uns durch zwei weitere Merkmale auf: die Unmäßigkeit der Lyrik und die Vorherrschaft des Mystizismus.

Der Lyrismus entstellt und übertreibt alles: die Gebärden der episodischen Gestalten, die immerfort seufzen, erschauern, die Arme gen Himmel heben, sich umarmen und zu Boden sinken . . .

Das erstmalige Auftreten des Mystizismus in diesem Buche wiegt weit schwerer als die lyrischen Überschwenglichkeiten, die eines Tages wieder ausgeglichen werden mögen. Unruh erscheint hier einfach als Religionsstifter. Natürlich nicht im Sinne Christi — dem er den Mut hat sich gleichzustellen —, nicht einmal im Sinne eines Sokrates, eines heiligen Franz von Assisi, eines Gandhi, die die höchsten religiösen Anschauungen ihrer Zeit verkörpern. Nein, Unruh hat nichts von ihrer

klaren Ruhe, ihrer Güte, ihrem Ernst, ihrer Tiefe. Aber in seiner Verzückung, seiner Selbsttrunkenheit, seinem humanitären Predigen und seinem Fanatismus hat er etwas von einem Rousseau, der Tolstoi gelesen hat und sich anschickt, ein Apostel Paulus zu werden . . .

Carl Sternheim.

Die an die Notwendigkeit einer geistigen Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland glauben, können den Besuch des großen dramatischen Autors Carl Sternheim in Paris nur beklagen. Überall hat er verletzt, und das Beiwort „Boche", das seit zwei Jahren an Kraft verloren hatte, blühte aufs neue unter seinen Schritten auf.

Und dabei hat Sternheims Persönlichkeit nichts Deutsches. Ebensowenig wie die übrigen Schriftsteller, Journalisten und Schauspieler, die augenblicklich jenseits des Rheins Mode sind. (Die einzige Ausnahme ist Unruh, und wie greift man ihn an.) Und wollte ich die Sternheimsche Methode anwenden, so würde ich in einem Interview über die heutige deutsche Literatur antworten: „Deutsche? Kenne ich nicht! Es gibt vom Rhein bis zur Weichsel ein jüdisches Land, das rückständige Geographen Deutschland nennen. Nur die verknöcherten Offiziere, die Hungers sterbenden Bürger und die proletarische Masse sind autochthon."

Also die Fehler und Vorzüge Sternheims sind solcher Art, daß sie die arische Sippe reizen und Pogrome vorbereiten. Und zugleich, fiele er eines Tages unter dem Dolchstoß der deutschen Nationalisten, würde sein Tod die Mehrzahl der Franzosen befriedigen, die von seiner Existenz wußten. Aber da ich mir zur Regel gemacht habe, das an der Oberfläche Liegende zu dulden, bin ich dazu gelangt, zu erkennen, daß seine Intelligenz nicht ohne Kraft ist, noch sein Charakter ohne geheime Güte. Sein Lächeln, seine Gesten, die Sicherheit seines beweglichen Körpers und seiner angriffslustigen Gedanken, alles das verzeiht man, wenn man hinter der Herausforderung Lebhaftigkeit und einen wirklichen Mut entdeckt. Seine Argumente, oft durch Paradoxe verfälscht oder auf bedauernswerte Art durch Anekdoten erheitert, sind es wert, um ihrer selbst willen beachtet zu werden. Sie geben dem zu denken, der sich über den Ärger hinwegsetzt. Und schließlich erfüllt Sternheim die gefährliche Mission, die er sich zuwies, ganz gut: einen jeden zu wecken und die Menschen zu zwingen, die Verantwortung für das zu übernehmen, was sie sagen oder denken.

Von den deutschen — oder angeblich deutschen — Schriftstellern der Jetztzeit ist er zugleich der berühmteste und der begabteste. In einer anderen Region und auf ihren heiligen Inseln leben Stephan George und Rainer-Maria Rilke, authentische Christen und große Dichter. Sie gehören jenem ewigen Germanien an, das eines Tages wieder aufleben wird. Aber handelt es sich um das moderne Berlin und die jüdische Reaktion, die in Deutschland der Bewegung Proust—Morand—Cocteau entspricht, so ist Sternheim ohne Zweifel König.

Allzu wenige seiner Werke — „Napoleon", den „Europe" brachte,

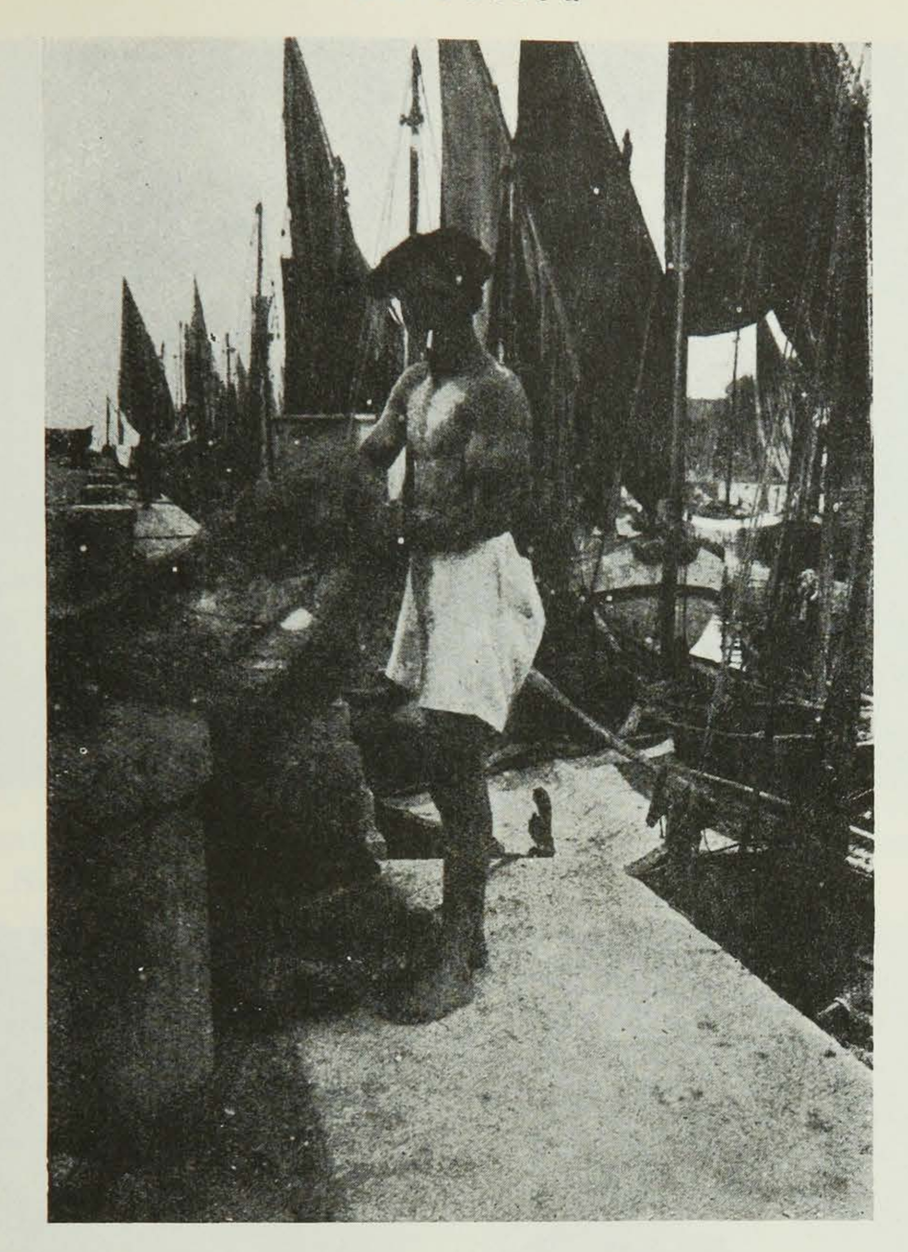
Loulou Albert-Lazard, Rainer Maria Rilke. Oelgemälde

Photo Manuel

Jo Davidson, Gertrude Stein. Marmor. New York, Metropolitan Museum

Mole und Fischerhafen

Heimkehr der Segelboote



Fischer im Hafen



Segelbemaler bei der Arbeit

Samaritaner beim Gebet auf dem Berge Gerizim
Aus W. Weisl, Der Kampf um das Heilige Land (Vlg. Ullstein)



Gino Severini, Neapolitanische Blumenverkäuferin
Sammlung Léonce Rosenberg, Paris

„Busekow", den die Revue de Genève veröffentlichte — sind bisher bei uns bekannt. Bitten wir die französische Gesandtschaft in Berlin, seinen Paß nicht mehr zu visieren, aber unsere Zeitschriften und Verleger mögen seinen Helden willig den Zutritt gestatten.

Rainer-Maria Rilke.

Unruh war mit großem Apparat nach Paris gekommen, pomphaft angemeldet, und hatte das unerschöpfliche Lächeln eines Herrschers angelegt, der seine Untertanen grüßt. Sternheim kam im Sportanzug, ein Dichter, dessen Florett vor Ungeduld zittert, ruhmreiche Faust, begierig, sich mit fremdem Ruhm zu messen. Der eine wollte unterordnen, der andere reizen. Aber hier ist einer, der weder Botschaft bringt noch Zorn: der Dichter Rilke.

Er ist einfach hier, von dem Zuge hergetragen, wie ein Blatt von dem Winde. Er ist hier, weil die Stadt für ihn lebt, weil er Schatten und Bilder wiederfinden, den Weg einer alten Frau kreuzen, mit einer kranken Katze sprechen muß, weil es ihm Notwendigkeit ist, wieder an jener Mauer entlangzugehen, deren Macht und deren Geheimnisse er kennt. Konnte er die Katzen und die alten Frauen nicht anderwärts streicheln? Nein . . .

Man hat ihm ein kleines Schloß zur Verfügung gestellt, das vom Schicksal für Dichter bestimmt ist, in dem auch Jouve gelebt hat. Er konnte alles annehmen, ohne sich untreu zu werden; er ist wie ein wacher Schatten, der zwischen den schlafenden Menschen, ihren Häusern, ihren Lügen, ihren Ländern hindurchwandelt.

Am dritten Tage endlich sah ich ihn in einem Orte, der ihm zugehörte, wo Atmosphäre und Gegenstände seine scheuen Gedanken ersetzten, zu Worten wurden, wie er sie gesprochen hätte. Es war in der Tiefe eines sehr langen Hofes, inmitten von Gärten, die Racine gekannt hat, wo kein Lärm der Zeit, keine Stimme der Erde mehr hingelangt . . . Die seltsame Herrin des Hauses, zugleich hütender Drache und Fee, war ganz Milde infolge seines Kommens. An dem schlichten Tisch, bei den Kleinen-Mädchen-Gerichten und schlanken Vasen, waren mehrere Plätze leer. Und es war gut so. Breton und Kragon, die beiden Bösewichte, die beiden surrealistischen Revolutionäre, hätten uns einfach gestört. Aber der wenigst Böse unter den Dadaisten, Philippe Soupault, und ein junges finnisches Mädchen, in ihren Träumen verloren, störten die Geister nicht.

Und immer werde ich Rilke so wiedersehen, wie er mir in diesem erinnerungsreichen Hause erschien, nicht mit den nichtigen Mitgästen beschäftigt, sondern mit den Gespenstern, die mit kleinen Schritten schreiten, oder mit jenem Vogel, den man für ihn befreite, und der, traurig flatternd, sich zu seinen Füßen niederließ.

(Deutsch von Eduard von Stietencron)

ETWAS CEYLON IM QUERSCHNITT

Von

DR. F. M. TRAUTZ

Dieser Tage erscheint im Georg Müller-Verlag, München, ein Buch über Ceylon von Dr. F. M. Trautz vom Berliner Museum für Völkerkunde. Der Verfasser hat uns aus seiner Bildermappe einige Photos und aus seinem Tagebuch folgende Zeilen zur Verfügung gestellt.

... Mühsam keuchte der Napier-Wagen auf der nassen Straße nach Nuwara Eliya vorwärts. Die Sonne war längst untergegangen; es war stockdunkel und durch dampfende Nässe leuchteten die Scheinwerfer in den gespenstischen Wald. Überall bewegte sich etwas. Schattenfiguren tanzten vorüber, wie sie kein Schattentheater grotesker zeichnen kann. Behaglich hüllte man sich in seinen Mantel. Merkliche Kühle erfrischte. Zwischen den Wölkchen einer Zigarette tauchten Bilder vom indischen Festland auf; die königliche Gestalt einer Inderin, prachtvoll in farbige Seide gehüllt mit wenigem erlesenem Schmuck. — Nein, nein, keine Tänzerin! Im Gegenteil, sie trug ein Buch in der Hand und — ließ sich von uns die Zunge zeigen, fühlte den Puls und hatte an einer medizinischen Akademie promoviert. Gottlob, wir waren nicht pestverdächtig! —

Heftig schwankt der Wagen. Wir fahren aus dem Dunkel auf; ein zweites Auto steht neben uns; eine schwarze Gestalt beugt sich herüber und bittet um ein Streichholz für die Pfeife. Es ist ½11 Uhr nachts und noch eine halbe Stunde bis Nuwara Eliya. Der tropisch nächtliche Störer verschwindet im Dunkel. Bald darauf saßen wir am gemütlichen Kaminfeuer in einem wahrhaft behaglichen Hotel und vertilgten ohne weitere Erlebnisse ein spätes, angenehmes Diner.

Eine fabelhafte Insel: Mittags Tropenhut, abends Wintermantel; morgens Langusten zum Frühstück neben allen englischen nahrhaften Alltäglichkeiten, mittags beim Anstieg auf Ceylons höchste Berge kühlende Kokosmilch aus der Thermosflasche. Gegenden so menschenleer, so jungfräulich anmutend, so unendlich friedlich, trotz aller Wildheit so bezähmt. Da oben so erfrischend kühl und komfortabel nüchtern. Sind sie wirklich von der Weltgeschichte vergessen worden? Ist der Adamspik, der scharfe, deutlich sichtbare Zacken, den wir gen Abend erblicken, die Himmelfahrtsstelle des Buddha, nur ein Wahrzeichen friedlichster Religiosität für die paradiesische Insel? Nein, nein, auch hier der furchtbare ewige historische Krieg: Ströme von Blut, höchster Aufschwung, tiefstes Elend! Die äußersten Extreme einer tragischen Kulturmission haben dem friedlichen heutigen Ceylon tiefe, unverwischbare Furchen im Laufe einer über 2000jährigen Geschichte in sein geistiges Antlitz gegraben.

Seltsame Mission der Inseln: Die Museen der Menschheitskultur, im Guten wie im Bösen, zu sein. Den südlichen, den Buddhismus des kleinen Fahrzeugs — doch wohl die ältere Form dieser Religion — und die heiligen Schriften des Pali-Kanons verdankt die heutige Welt der trotz aller vom Festland herüberschlagenden Kriegswellen die hohen Güter sicher hütenden Insel, dem — selbst edelsteinreichen — Juwel am Rande des indischen Wunderkontinents.



Jules Pascin

SOFORTIGE ANTWORT ODER FÜNFUNDZWANZIG PROMINENTE

Von

GERTRUDE STEIN

Was ist der Unterschied, ob zwei hintereinander gehen oder ob einer hinter dem anderen geht? Einer ging hinter dem anderen. Sie gingen hintereinander. Sie gingen einer hinter dem anderen.

Könige, Grafen und Chinesen.

Eine Wiederauferstehung.

Ich will fünfundzwanzig Prominente auswählen und ihre Photographien, Handschriften und Karriere betrachten, und dann will ich mich ernsthaft mit der Frage der Synthese befassen.

Hier sind die Fünfundzwanzig.

Der Erste ist an einiges gewöhnt. Er ist nützlich und brauchbar, hat einen klaren Verstand und besitzt den notwendigen Kontakt zwischen Rousseau und dem Genuß. Es ist ein Genuß, zu lesen.

Der Zweite, und in diesem Fall wurde auf Integrität kein Wert gelegt, in diesem Fall gab es keine Alternative.

Der Dritte alterniert zwischen Bergen und Bergsteigen. Er durchlebt eine angstvolle Zeit, und es gelingt ihm absolut nicht, den Grund dafür einzusehen, daß es regnet. Manchmal regnet es nicht. Manchmal regnet es überhaupt nicht, und manchmal mangelt dem Regen die essentielle Eigenschaft der Verteilung. Dies war die Ursache mannigfachen Unheils.

Der Vierte, der Vierte ist ganz ernsthaft ein Bahnbrecher. Er ist verankert, wir sprechen hier weder von Anker noch vom Tauchen, er ist schnell bereit, nachdenklich zu werden. Er besitzt Energie und Töchter. Wie oft träumen wir von Töchtern. Wie oft. Also wie oft schon.

Von dem Fünften spricht man jeden Tag.

Der Sechste schwankt. Schwankt er, wo man Wert darauf legt, festzustehen? Schwankt er da, oder will er uns nur necken? Wir wissen, was wir zeigen. Eine kleine Viertelstunde vor acht. Ich hoffe, Sie werden ihn an seinen Platz führen. Er braucht keine Höflichkeit. Nein, und das sagt er Ihnen auch. Nein.

Der Siebente, der Siebente spürt Spuren von Schrecken. Das klingt weder nach Reichtum noch nach Weisheit, und das lag auch gar nicht in seiner Absicht. Seine Absichten waren gut. So viel muß man von ihm schon sagen. Er kann ein König sein oder eine Königin oder eine Gräfin oder eine Katharine Susanne. Den Namen kennen wir. Es war immer der gleiche. Zur gleichen Zeit zeigen alle Menschen Veränderungen. Das werden wir schon machen.

Der achte Prominente ist das ganze Jahr hindurch jeden Tag nichts als prominent. Kommt dir das etwa komisch vor. Er ist prominent und eminent, und persönlich ist er streng. Er ist nicht liebenswürdig. Wie kann ein liebenswürdiges Baby Worte aussprechen! Wie können sie überragend sein! Wir wissen, weshalb wir Grund haben, deshalb ergründen wir.

Der Neunte. Das neunzehnte Jahrhundert ist älter als das achtzehnte. Wieviel älter? Ein Jahrhundert älter. Oder noch älter als ein Jahrhundert älter. Das neunzehnte Jahrhundert ist ein Jahrhundert älter, ist noch älter als ein Jahrhundert älter als das achtzehnte.

Der Zehnte hat den Wunsch, die Philippinen zu annektieren.

Der Elfte. Wieviel Tage hat der September jetzt mehr als früher? Diese Frage wurde aufgeworfen durch die Frage, die jener prominente Mann stellte, welcher der Gegenstand der Erklärung ist, daß man Worte sprechen kann.

Der Zwölfte ist ganz bescheidentlich eine Königin. Was hast du gesagt? Wut ist so ausdrucksvoll und sie auch.

Der Dreizehnte ist ganz augenscheinlich verliebt. Er hat Parfüms erfunden und Porträts, und er vereinigt Kraft mit Ausdauer. Ich sage euch, gestern war er herzlich willkommen. Und heute auch. Heute ist er auch herzlich willkommen. Wir sagen nicht, daß es wundervoll ist, angepumpt zu werden.

Der Vierzehnte bringt es fertig, absolut zügellos zu sein. Er wäscht Land und Meer, wäscht sie, daß sie rein sind, wäscht sie, daß sie fein sind, seine Tochter verdient ihre Mutter und die Schwester den Bruder. Er selbst bezeugt das selbst und fährt im Extrazug. Ein Zug aus lauter Eisenbahnwaggons. Ob es wohl bald keine Züge aus Eisenbahnwaggons mehr geben wird? Ob es wohl sehr bald keine Zügel mehr geben wird?

Der Fünfzehnte ist ein unwiderstehlicher Fußgänger. Er hat viel Auswahl. Er wählt sich selbst, und dann wählt er seinen Bruder, und dann geht er wieder zurück. Träume sind Schäume. Ich bin heute so zärtlich.

Der Siebzehnte. Warum kann es natürlich nur der sein, der findet, daß es Kraft gibt, wenn man Betten gegen Betten vertauscht und Butter gegen Butter. Tauscht Butter gegen Butter. Tauscht mehr Betten gegen Betten.

Der Siebzehnte hat genug, und das übrige hat er da, wo es keine eßbaren Pilze mehr gibt. Weißt du, wie man eßbare Pilze erkennen kann? Hast du von all den verschiedenen Arten gehört, wie man sie erkennen kann?

Der Achtzehnte ist befriedigt und beunruhigt.

Auf den Neunzehnten regnet es heftig herunter. Regen ist nützlich in Europa



George Grosz, Litho — Aus: Heinrich Mann, Kobes (Propyläen-Verlag)

und unnötig, wo man ein Berieselungssystem hat. Verstehst du mich? Und warum wiederholst du immer, was du sagst? Ich wiederhole gern, was ich sage.

Der Zwanzigste ist derjenige, der sich unwiderruflich an der Stelle festgesetzt hat, die als Lageplan des Gebäudes festgesetzt war. Hat man da gebaut? Nein, natürlich nicht, da er es ja schon selbst getan hat. Ich verstehe. Er kam als Erster. Ja, er kam als Erster, und dann blieb er da, und das war ja schließlich auch ganz natürlich, daß er das tat.

Der Einundzwanzigste hat wieder geheiratet. Kein Mensch wollte zu der Hochzeit gehen, absolut kein Mensch, und er sagte: Ich verheirate mich, und sie fragten, mit wem denn, und er sagte: Ich weiß schon, was ihr glaubt — und sie sagten: Wie kannst du glauben, daß du wieder heiraten wirst? Von was für einer Hochzeitsfeierlichkeit sprichst du denn? Ich spreche von der Hochzeitsfeierlichkeit. Nein, wirklich.

Der Zweiundzwanzigste. Alle augenblicklich Anwesenden und alle, die augenblicklich anwesend sind, alle Anwesenden mögen bitte antworten, daß sie augenblicklich anwesend sind. Und was sagen sie alle? Alle, die anwesend sind, sagen es. In diesem Augenblicke waren wir beinahe Bahnbrecher. Und warum spricht man so viel von dir? Weil man, wenn man von mir spricht, mich meint.

Der dreiundzwanzigste Prominente ist in jeder Sprache außerordentlich hübsch. „Wie geht's?" ist auch ein Standpunkt. Er ist leicht beleidigt und glaubt an Beziehungen. Ich beziehe mich auf Sie und auf Sie und auf Sie. Ich beziehe mich immer auf Sie. Ich beziehe mich auf Sie, und ich beziehe Sie auf ihn, und ich beziehe sie auf Sie, und sie beziehen sich auf Sie. Verstehen Sie, weshalb? Verstehen sie, weshalb sie es nicht nötig haben, zu kommen und zu gehen, sich zu setzen, wieder aufzustehen und herumzulaufen?

Der Vierundzwanzigste hat sie dahin gestellt. Wo hat er sie hingestellt? Also, was denkst du dir eigentlich dabei, wenn du sie hinstellst? wurde er gefragt, und er antwortete: Ich stellte sie hin, und sie waren gleichmäßig entfernt von den verschiedenen Stellen in ihrer Nähe. Und auf diese Weise also versuchst du dir ein Kapital zu schaffen? sagten sie. Jawohl, sagte er, und man kann wohl sagen, das ist das Resultat des Einflusses der spanischen Sprache. O ja, antworteten sie; sie verstanden ihn zwar nicht ganz, aber er war wirklich im Recht. Er war ganz unzweifelhaft im Recht.

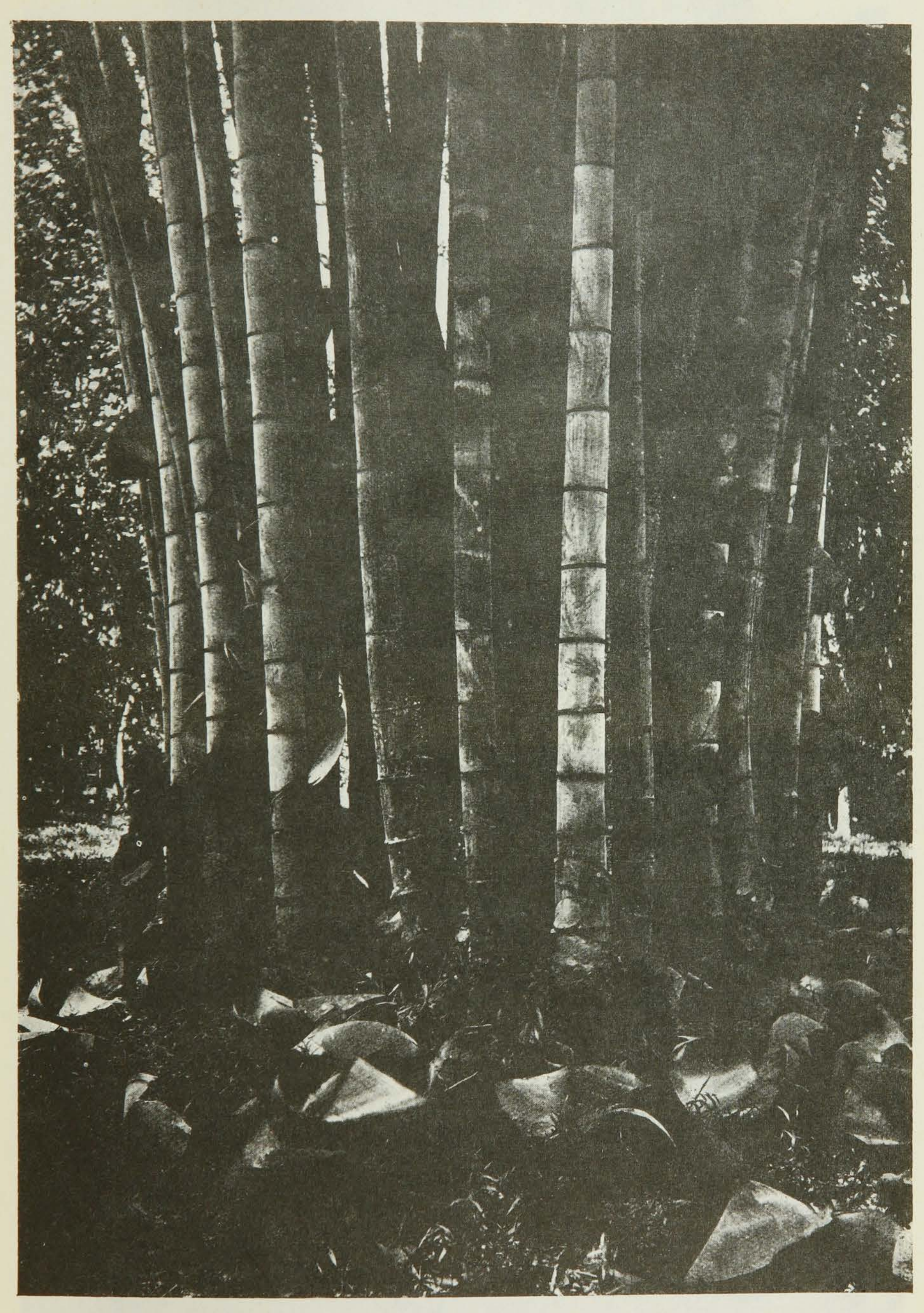
Der Fünfundzwanzigste mißt das, was er getan hat, an dem, was er tun wird, und hat die Absicht, zu reagieren. Actio und reactio sind gleichwertig und möglich, und wir wollen uns nicht weiter anstrengen. Auf diese Weise schaffen wir uns Hoffnung und Vergnügen. Und das, sagen wir, ist es, was uns alle heutzutage miteinander verbindet.

DAS UNMUSIKALISCHE ENGLAND

Von

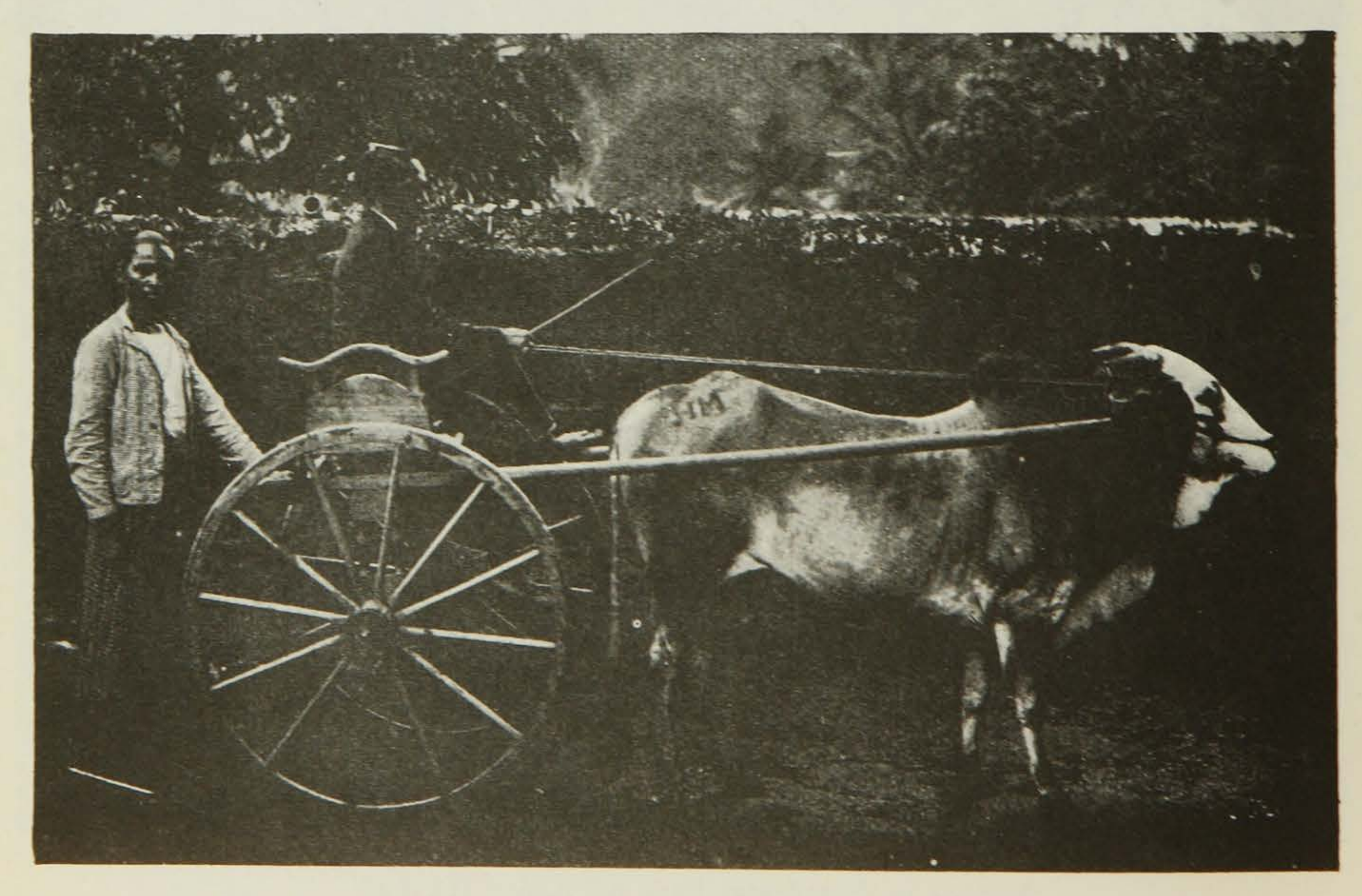
ANTON MAYER

Es gibt eine Anzahl von Schlagworten, von Gemeinplätzen, die immer wiederholt, schließlich einer großen Anzahl von Menschen vollkommen wahr erscheinen, ohne in der Tat berechtigt zu sein. Der Deutsche, der seiner Meinung nach das Musikverständnis für die übrige Welt gleich mitgepachtet hat, pflegt England mit mitleidig-verächtlichem Achselzucken als „das Land ohne Musik" zu bezeichnen — natürlich ohne in der Regel die geringste Kenntnis von englischer Musik oder englischem Musikverständnis zu besitzen. Er ruht auf den Lorbeeren der deutschen Musik von Bach — die vorbachische Zeit pflegt er zu vermeiden — bis Richard Strauß — soweit nicht Schubert in Form des Dreimäderlhauses oder die Nationalkomponisten Fall und Léhar bevorzugt werden; von der großen Zeit der klassischen englischen Musik, von Byrd und Purcell, von dem musikalischen Reichtum der Maskenspiele des 16. und 17. Jahrhunderts haben sie nie etwas gehört. Sie wissen auch nicht, wie lebendig die musikalischen Grundlagen jener längst vergangenen Tage in England sind, obwohl viele Deutsche Gelegenheit gehabt haben, durch die in Berlin und anderen Städten gegebenen Konzerte der „English



Bambus im Peradeniya-Park bei Kandy (Ceylon)

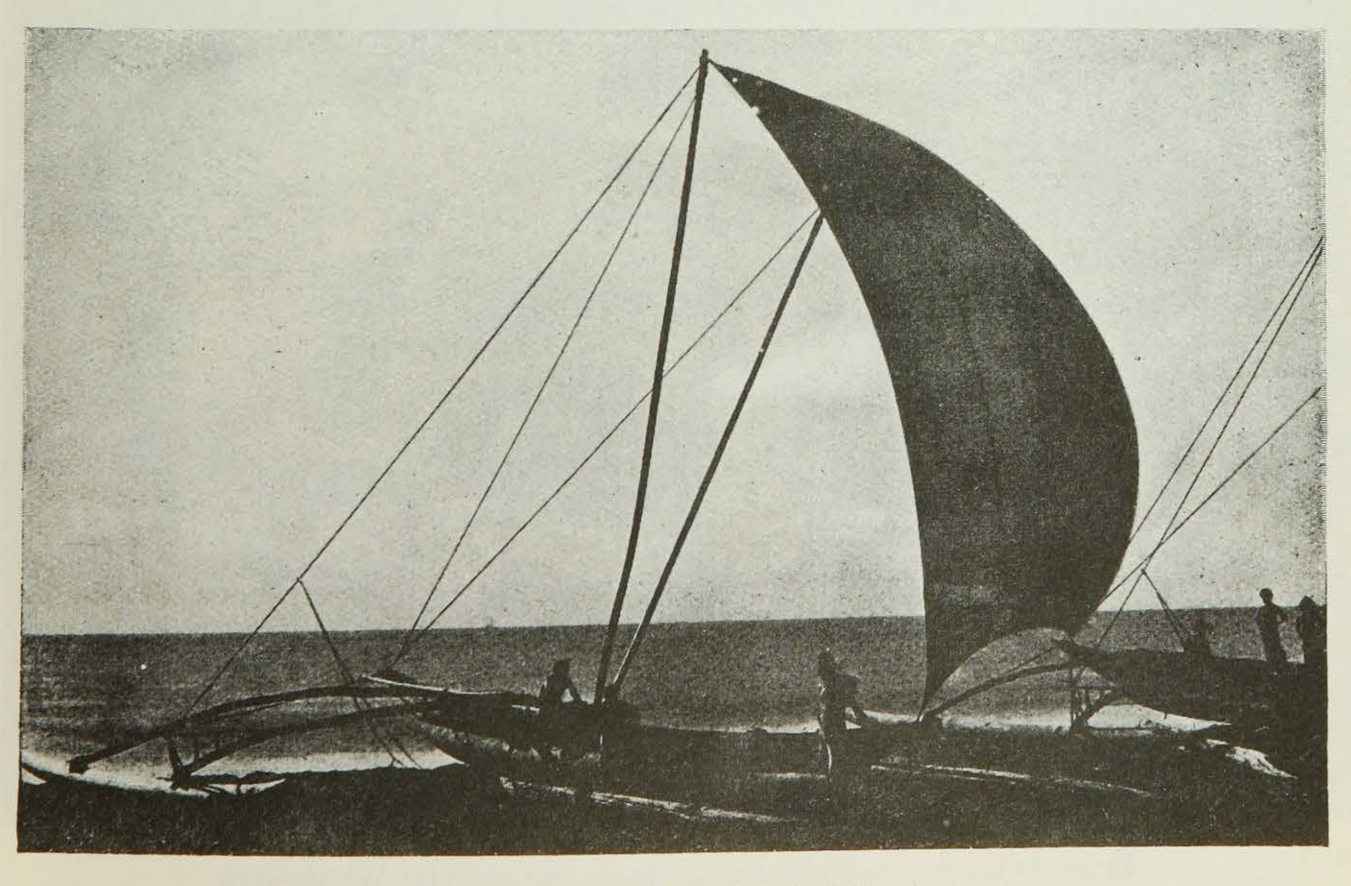
Der schöne See von Kandy mit der Palmeninsel



Singalesen mit sog. „Hackerey“, bespannt mit einem Nellore-Büffel



Tamil-Mädchen auf Ceylon



Fischerboote am Strande bei Colombo

Kakteenfenster im Wohnzimmer des Architekten F. A. Breuhaus, München

Ernst Aufseeser, Schaufenster in einem Düsseldorfer Wettbewerb

September gehört hatte. Immerhin — es handelte sich zwar um Engländer, aber doch um Musiker, also war es nur erklärlich, daß sie Mozart verstanden (obgleich man für die meisten deutschen Mozartaufführungen den Satz leider umkehren könnte: er ist ein Sänger, es ist also klar, daß er Mozart nicht versteht.) Aber das Publikum? Es setzt sich in diesem Theater in der Hauptsache aus kleinen Geschäftsleuten und Handwerkern zusammen — wie würden diese sich Mozart gegenüber verhalten? Um es gleich zu sagen: sie haben die Prüfung glänzend bestanden. Es kam niemand zu spät, und — trotz Raucherlaubnis —: niemand rauchte. Es war totenstill während der Vorstellungen, wenn nicht, immer am richtigen Platz, ein sehr anständiges und fröhliches Gelächter einsetzte. Ergriffenheit machte sich in jener gewissen Bewegung bemerkbar, die im Theater sogleich zu spüren ist, und zwar an Stellen, die musikalisch ergreifend sind, wie z. B. in der Zauberflöte nach dem Zwiegesang Papagenos und Paminas, dessen banale Schlußworte in Dents Umdichtung sehr viel mozartischer lauten:

„Nur der Freundschaft Harmonie	„Let them dance and let them sing
Mildert die Beschwerden,	Friendship follows after,
Ohne diese Sympathie	So to every man we bring
Ist kein Glück auf Erden.“	Music, friendship, laughter —“

Nach diesen Worten also blieb es sekundenlang vollkommen still, und erst dann brach ein minutenlanger Beifall aus, der deutlich genug zeigt, daß die unmusikalischen Engländer die musikalische Schönheit der Stelle ebensogut verstanden hatten, wie die in eben dieser Schönheit ausgedrückte tiefe Bedeutung für die Philosophie des ganzen Werkes. Nicht anders war es im „Don Juan“ und im „Figaro“ — die braven greengrocers der Waterloo Road und umliegenden Stadtteile zeigten sehr deutlich, daß das Land ohne Musik eine ganze Menge recht guter Musikalität aufzuweisen hat. So fragte uns, als wir nach der Vorstellung vor dem Theater standen, ein junger Bursche in unverfälschtem Cockney, ob denn nicht auch bald „Cosi fan tutti“ gegeben würde, — das würde er so gern einmal sehen. Ausnahme? Gut — aber ich weiß nicht einmal mit Sicherheit, ob mir dasselbe im alten „Kulturlande der Musik“ passieren würde.

Das musikalische Leben Englands bietet den besten Grund und Boden zu kräftigstem Gedeihen. Eine ganz besondere Förderungsstätte für musikalische Gemüter sind die Universitäten, Cambridge vielleicht noch mehr als Oxford. Ich hörte im Cambridger „Amateur dramatic Club“ eine Aufführung des alten Märchens „The rose and the ring“ mit einer von einem Studenten komponierten und dirigierten, sehr beachtlichen und vom Studentenorchester vorzüglich gespielten Musik. In den Londoner Konzerten ist die Neuaufführung einer bedeutenden Komposition fast ein noch größeres Ereignis als in den Berliner Sälen; und manches, zu dem unsere musikalischen Kreise noch bewundernd aufblicken, hat man drüben schon nach seinem wahren Werte erkannt und ad acta gelegt. Für den Näherzuschauenden hat sich das „Land ohne Musik“ als eine recht klangerfüllte Gegend entpuppt.



Charles Hug

DAS GOLDENE RAD

Von

MARTIN KESSEL

Mich ruft ein Gewimmel, ein Straßengetöse,
Ich stürz auf die Plätze, sie sind ja mein Garten.
„Achtung!“ Plakat, das reißt mich zur Größe.
„Radrennbahn! Die Klassiker starten!“

Und schaukelnden Himmels über der Schranke,
Den Kurven in sonnengewaltigem Wahn,
Hier bietet sich nichts, nur der eine Gedanke:
Sawall, Sawall, ich brenne, ich kranke
Für dich, Matador der Olympia-Bahn.

Nun hat sich der Mensch der Maschine verpflichtet,
Nun hat er auf immer ihr Wage zu halten,
Sie aber errafft ihn, um schneller zu schalten,
Und schafft er es nicht — so ist er gerichtet.

Jetzt treten sie an, die Strecke zu fressen,
Hundert Kilometer, hundert Kilometer.
Jetzt sitzen sie auf, vom Ziel schon besessen,
Ein Schuß, und die Kräfte werden gemessen.
An der Spitze steht er! An der Spitze steht er!

Räder, reißt ihn, kurbelt, Räder,
Kurbelt, ihr meine irdischen Sterne!
Öffnet, öffnet, jauchzendes Geäder,
Öffnet die Bahn ihm, öffnet die Ferne!
Ein Fest um die Leistung, in der wir verrückt sind;
Was tot war, belebt sich; was Stein ist, muß singen.
Horch, wenn zwei Kämpfer zum Angriff gebückt sind,
Sich vorwärts zu jagen, sich niederzuringen,
Horch, wie die Kurven dann schwingend entzückt sind!

Da rollt er und bohrt hinterm Rücken des einen,
Da pfeilt er sich riesig in Kampfposition,
Nebeneinander, Gewühl in den Beinen,
Zieht er, ein Ruck noch, umheult von den Seinen,
Vorbei und in lachender Tollwut davon.

Zum Tanz der Arena, durchs Gift der Retorte,
So orgeln sie drauf, die gehetzten Gewalten;
Dem Volk, wie einst an geheiligter Pforte
Von Ängsten gepeinigt, schwinden die Worte,
Und es beugt sich, im Aufschrei die Hände zu falten.

Unendlich im Schädel und spät aus dem Grunde
Drehn sich die Räder zum leuchtenden Wunder,
Wir alle, geschleudert von Runde zu Runde,
Lobpreisen den Sieg und am Sieg die Sekunde.
„Radrennbahn!“ Und die Sonne sinkt unter.

HENRY FORD

Von

FRIEDRICH KOCH-WAWRA

Ein Mann, für den Amerika Gummi kaut, hatte mir in New York folgenden Brief mitgegeben:

Mein lieber Henry! Überbringer dieses ist ein smarter Deutscher, der fließend Englisch spricht und bis jetzt in der Reklameabteilung der Holland-Amerika-Linie gearbeitet hat. Sehen Sie zu, ob Sie ihn in Ihrem advertising departement unterbringen können. Ich denke, er wird Ihnen von gutem Nutzen sein. Sollte sich das bewahrheiten, so würde sich sehr freuen

Ihr alter
Sidney Rubberstick.

Mit diesem Brief und dem Doktordiplom der Universität Münster in der Tasche kam ich eines Morgens nach Detroit, ging zu Henry Ford und wurde von dem Großen in der Tat privatim empfangen.

Aber er fragte weder nach meinem Vorleben, noch nach Erfolgen in der Branche. Kurz und schlicht war die Begrüßung. „Glad to meet ye, Mr. Koch. Anyhow, würde mich freuen, Sie heute abend bei mir zu sehen. Vermute, Sie sind ein guter Tänzer. Seien Sie um sieben Uhr wieder hier! Familie und die eingeladenen Mädchen werden sich freuen. Good bye!"

Ich stand schneller, als ich gekommen war, wieder draußen auf der Dearborn Avenue. Und ich dachte: Von diesem Menschen werde ich im ganzen Leben keine Anstellung bekommen. Ich werde einmal bei ihm tanzen, Ice-cream und Soda trinken, wenn's hoch kommt, eine Dame zum Gesang begleiten. That's all . . .

Darum ging ich sogleich zu einem anderen Bekannten in Detroit, jenem Schulfreund aus der Obertertia, dessen Eltern die Sache nicht mit Geld abmachen konnten und den Sohn ozeanwärts wiesen: Zu Billy Bergheiser, der heute in der Woodward Avenue eine Training school betreibt und die Erziehung zum handfesten Gentleman übernimmt. (Werde ein Mann und übergib uns dein Training zum 100prozentigen sportsman! N. B. Wir haben auch eine Damenabteilung!)

Doch Billy, der sich langsam von seinem Staunen erholte, war anderer Ansicht. „Biste von Sinnen, Fritze? I tell you, wenn Mister Ford dich einlädt, wirste ein gemachter Mann. Zieh deinen Smoking an, fix dein Eisernes Kreuz an die Brust und spiel ihm Sachen von Léhar! Ich garantiere dir für einen white-collar-job *) von mindestens 100 Dollars in the week."

Doch es kam alles anders. — — — —

Das Fest bei Fords ist das schönste Kreuz auf dem Kirchhof meiner Ideale. Wenn Goethe als Fünfundzwanzigjähriger nach Amerika gegangen und auf einem solchen Hausball gelandet wäre, so hätte ihn das Reich nie wieder gesehen. Und Amerika hätte heute den sublimsten Rekord: The best poem all over the world!!!

Verliebt, begeistert und angenehm veralkoholisiert (Geheimsodas) hörte ich zum Abschied die Worte des Henry Ford:

„Well, Ihre Adresse habe ich. Ich werde morgen gleich Sorge tragen, daß Sie von der Personalabteilung zur Vorstellung aufgefordert werden. Ihr Weg fängt unten an, Gentleman. 'm sorry, aber das ist mein Prinzip. Wie könnten Sie Reklame machen für Dinge, deren gewaltiges Geheimnis Sie nicht kennen? Ich werde ein wachsames Auge auf Sie halten. Sind Sie wirklich der rechte Mann, so soll's an mir nicht fehlen. Wünsche Ihnen das Beste! Good bye!"

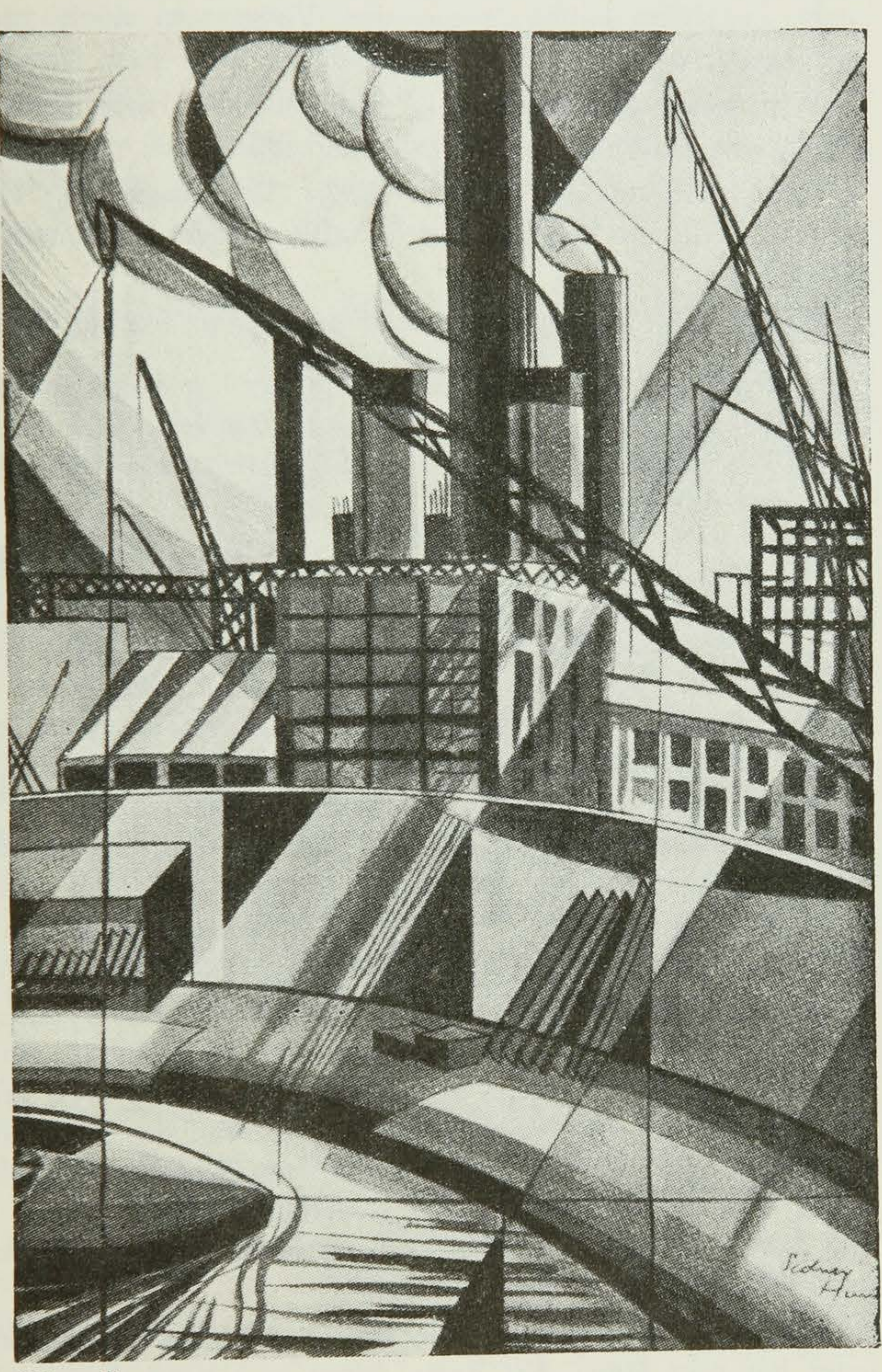
Tief schaute ich im Taxicab in „the eyes of love". In kristallener Klarheit lag sie vor mir, die Seele Amerikas; wie ein weites, schönes Land.

Als der Sturm vorüber war und ich solo weiterfuhr, fand ich in der rechten Rocktasche ein zerknittertes Stück Papier. Einen Hundert-Dollar-Schein . . . Yes, so war's: Ihre Adresse hatte sie verweigert, den Sturm honoriert. (Ich habe das Geld der Ruhrhilfe überwiesen.)

---

*) „Stehkragenposten" im Gegensatz zum Handarbeiter.

Wenn jemand in den Fordfabriken Beschäftigung wünscht, so bekommt er zunächst eine Nummer. Sagen wir 67 429. Nach wenigen Tagen erhält 67 429 eine Zustellung, Ladung, Vorladung. Daraufhin wird 67 429 vom Fordarzt Numero soviel untersucht. Herz, Lunge, Kniereflexe, saubere Nägel, mal Lues gehabt? Vater? Mutter? Und ob efficient für Klasse 1 (schwer), 2 (mittel), 3 (leicht) oder 4 (Morituri te salutant, Ford Caesar!). Dann füllt 67 429 einen Fragebogen aus, wobei es zu eröffnen gilt, daß 67 429 keinen anarchistischen Tendenzen huldigt, die Prinzipien der Ehe und der Moral anerkennt, kein Trinker ist, die staatliche und fordliche Ordnung nicht per vim zu stürzen für wertvoll hält und sich endlich verpflichtet, in der Fordschen Abendschule subito Englisch zu pauken, sofern er dieses Idiom nicht bereits beherrscht. Latein wird nicht verlangt bei Ford. Dagegen bekommt 67 429 eine Karte auf die Abendkurse „Hygiene der Ehe", „Jesus Christus und die Arbeit" usw., wird des weiteren auf die Fordbibelstunden und die Ford Consum Society hingewiesen und kann schließlich am nächsten Morgen unter Vorarbeiter E 14 im Departement 23 b an die Arbeit gehen.



Sidney Hunt

In den ersten Wochen mag 67 429 noch eigene Gedanken haben, dann aber beginnt jener Prozeß in seinen Gehirnzellen, wobei durch Umlagerung der Atome die sich nun entwickelnde Fordseuche angebahnt wird. Man erklärt 67 429 allabendlich, daß er heute wieder 87 Handgriffe mehr gegriffen habe als gestern. Vorgestern noch 7408, gestern 7412 und heute, o heute: 7499! Nazdar!

Wir seynd Nummern von geringem Gut, wir dienen unserem allergnädigsten Herrn Ford mit Leib und Blut!

Es war einmal ein großer König. Der trank eilig einen Schluck und sagte: „Daß mir jeder in der Bataille seinen Mann steht! Si non, je me fâche.“

In der Riesenklempnerei von Detroit steht's angeschlagen:

> *Men! I want you to do your very best according to the utmost efficiency! Henry Ford. (Männer! Ich will, daß ihr euer Bestes hergebt in steter Proportion zum äußersten Zweckmäßigkeitskoeffizienten! Henry Ford!)*

Ich habe den Zweckmäßigkeitskoeffizienten in bitterer Fron für acht Dollars täglich am Leibe erfahren. Alle 15 Sekunden kam auf einem eisernen Band ein Stück Blech angewalzt. Diesem glühenden Stück Blech hatte ich mit einem weichen Hammer einen Schlag zu versetzen und es in gebogenem Zustand in die neue Transportbahn zu schieben, auf daß es weiterwalze zu dem Arbeiter 13 497, einem Menschen, der im Frieden Leutnant beim französischen Infanterieregiment 152 in Nancy gewesen und nicht davon abzubringen war, daß der deutsche Offizier ein Filou sei. Denn einst, in 1913, habe ihn ein Kapitän von den deutschen 99ern im Spiel um 250 Franken gewurzt. In Chateau-Salins an der Lothringer Grenze. Und die Ortspolizei habe nicht einschreiten wollen.

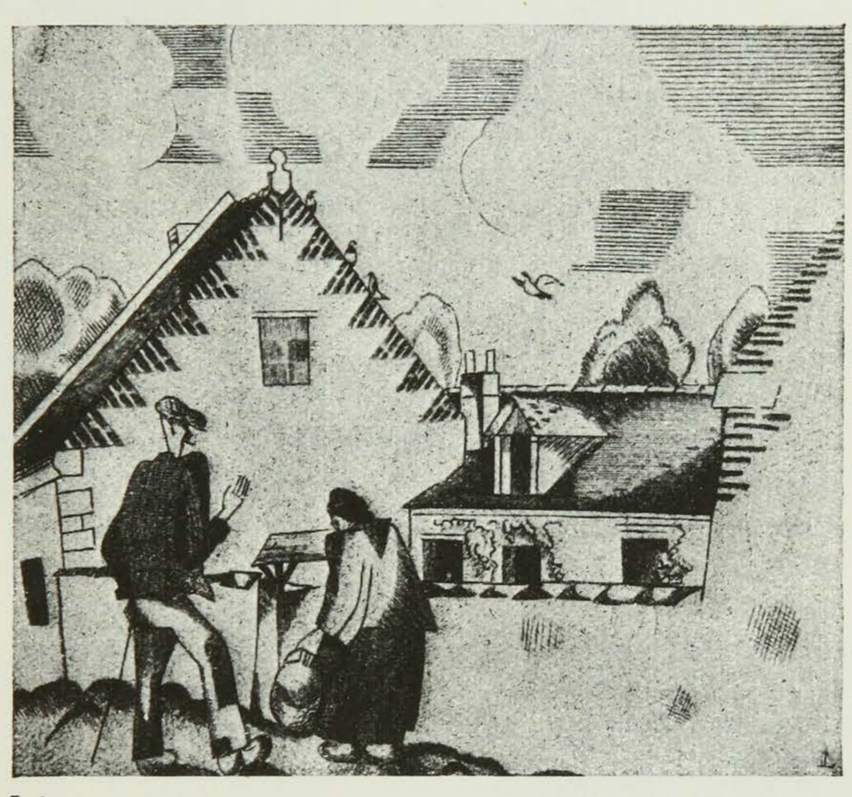
Da aber sonst nichts gegen den Deutschen einzuwenden war, lud mich Raymond Larousse eines Sonntags zum Mittagessen ein. Das war sehr lehrreich für mich. Denn Raymond, der sich gerade mit einer 100prozentigen Gladys oder Evelyne verheiratet und das Problem der amerikanischen Frau auf die treffliche Weise französischer Kolonialoffiziere gelöst hatte, wohnte in der Henry-Ford-Arbeiter-Stadt...

Einmal machte der Henry Ford in schwarzer Magie. Das war, als jemand zu ihm kam und also sprach:

„Mister Ford, ich sehe, wie Ihr 67 428 Arbeiter glücklich macht. Ein jeder hat sein Haus, hat Frau, Bibel und Kind, hat Freikino und Hund und hochgradig nahrhaftes Essen. Doch jedes Haus in Eurer monotonen Arbeiterstadt ist genau dem anderen gleich, jedes Zimmer, jede Frau, jedes Hirn gleicht den anderen 67 427 aufs Haar. Alle lesen dasselbe, reden dasselbe und verkünden Euer Lob mit den gleichen Schlagworten. Warum nahmt Ihr dem Menschen sein Höchstes, Edelstes: seinen Stil, seine Persönlichkeit? Warum schlagt Ihr der Geschichte ins Gesicht und setzt an deren Stelle Euern Willen?“

Da sprach der Ford: „Von diesen Dingen verstehe ich nichts. Mag sein, daß Ihr in Europa an Eurer Tradition, oder wie Ihr das nennt, Gentleman, an Eurer Geschichte hängt und das ehrwürdige Alte dem praktischen Neuen vorzieht. Ich aber, das wißt Ihr, bin ein Mann, der keinen Rat beiseite schiebt, sondern alles erprobt. Ich werde also meinen Chefarchitekten rufen und ihm auftragen, ein europäisches Haus zu bauen, genau im alten Stil, und daneben ein modernes, praktisches. Und dann werde ich selbst — ich selbst, Gentleman — ein paar Tage darin wohnen und feststellen, welches das bessere ist. Sollte mich freuen, wenn Euer Rat zu etwas führen würde. Good morning!"

Der Mensch ging, und Ford ließ den Second Chief Architect rufen, John Schmalzenberger von Darmstädter Eltern.


Laboureur

Der baute in 27 Tagen 5 Stunden zwei Behausungen nebeneinander. A. Eine praktische à la Ford, mit drei Einheitszimmern, Einheitsklosett und -eisschrank und Einheitsahorn im Vorgärtchen, Modell C 1922. Alles gemäß Tailorsystem mit 18 Workers zu drei Schichten in wie gesagt 27,19 Tagen.

B. Ein „Old Style House" à la Schmalzenberger im Provinzstil. Besançon, Dijon. Doch auch in Holland hätte das Haus stehen können, oder in Wilna oder im Taunus oder in Wurzen. Es war ein zweistöckiges Anwesen mit Mülleimern, Kellerlöchern und „allem Zubehör". Ein Postrat a. D., ein Lehrer, ein Heizer und ein Meister mit summa 14 Kindern wurden in das Haus gesetzt. Im Parterre hing ein dicker Mann mit Gummikragen und geflickter Hose im Fenster, gestützt auf seine fleischigen Unterarme. Das war der Hauswirt. Da kam eines Morgens Heinrich Ford, sah das eine und das andere Haus und beschloß, in jedem einen Tag zu wohnen.

Doch das Haus mit den Mülleimern war ganz traurig. Wie eine Prinzessin unter Bettelkindern, wie ein Bettelkind unter Prinzen, wie edler Java unter kastrierten Bohnen. Denn nicht anders wie der Dukaten im

Kupferlande, wie der Kölnische Weißgroschen unter glänzenden Batzen konnte das Haus mit den 14 Kindern seinen Wertmesser nicht finden. Ford aber sprach:

„Geschichte hin, Geschichte her! Ich sehe zwei Häuser, zwei Typen, zwei Welten. Das Haus der Alten Welt und meins. Niemand kann sagen, ich sei nicht geneigt, jede Anregung zu prüfen. All right, Gentleman, ich habe geprüft, und ich sehe, daß meins das bessere ist."

Eines Morgens avancierte ich zum Assistent-Manager der Personalabteilung. Die Fabrikdetektive hatten Henry Ford erzählt, daß ich viele Sprachen spräche, ja sogar incredibile dictu Jiddisch in hebräischen Lettern zu schreiben verstünde. Nun verdiente ich 14 Dollars täglich. Und schlug mich herum mit streitbaren Menschen, mit Jambouillon und Waldseemüller, mit Wojchiekowski und Salamandersohn, Carrera und van Daverscheet, von Dörnberg und Falini. Und guckte tief in bittere Zwistigkeiten.

„Herr Managerleben, sellen Se leben bis in hündert Jöhr. Der Balmachomer, der bekowete, hot mer nebbich geschlugen. Äuf de Backe." „Der Jud, der Falott, is nit wert, daß mer ihm a Votzen haut." Sie flogen beide, der Goldlack Mendel und der k. k. Arbeiter 6593. Ukas von Ford: Schlagende Parteien sind auf sechs Monate zu relegieren.

Allmählich wurde es langweilig im großen Detroit. Der Mai war gekommen, der Ford, der Falott, lud mich nicht mehr ein. Und eine Auflehnung gegen den großen Heinrich schlug fehl. Einmal hatte ich's versucht. Ich dachte: Non serviam! Und wenn die ganze Welt voller Fords wäre, ich werde dennoch wandern, zu Fuß den Lake St. Mary entlang hinüber ins grüne, „nasse" Kanada, über goldene Äcker und schieferblaue Wiesen. Doch es ging nicht. Die amerikanischen Landstraßen, Wege und Pfade sind übersät mit Fords, und schwarze Autoschlangenlinien ziehen sich an Sonntagen durch das amerikanische Land.

Einmal sah ich auf einem Acker einen mit Feldfrüchten beladenen Ford. Daneben fuhr der Farmer in einem anderen Ford. An einer Wegkreuzung gesellte sich ein dritter Ford zu den beiden. Den fuhr Jonny, des Farmers Sohn, der aus der Schule kam. Plötzlich sagte der Junge: „O look, over there I see Ma coming on!" Und in der Tat kam dort drüben Mammi angefahren, in ihrem Ford. So hat heute jeder seinen Ford, oder besser, jeder Ford hat seinen Insassen.

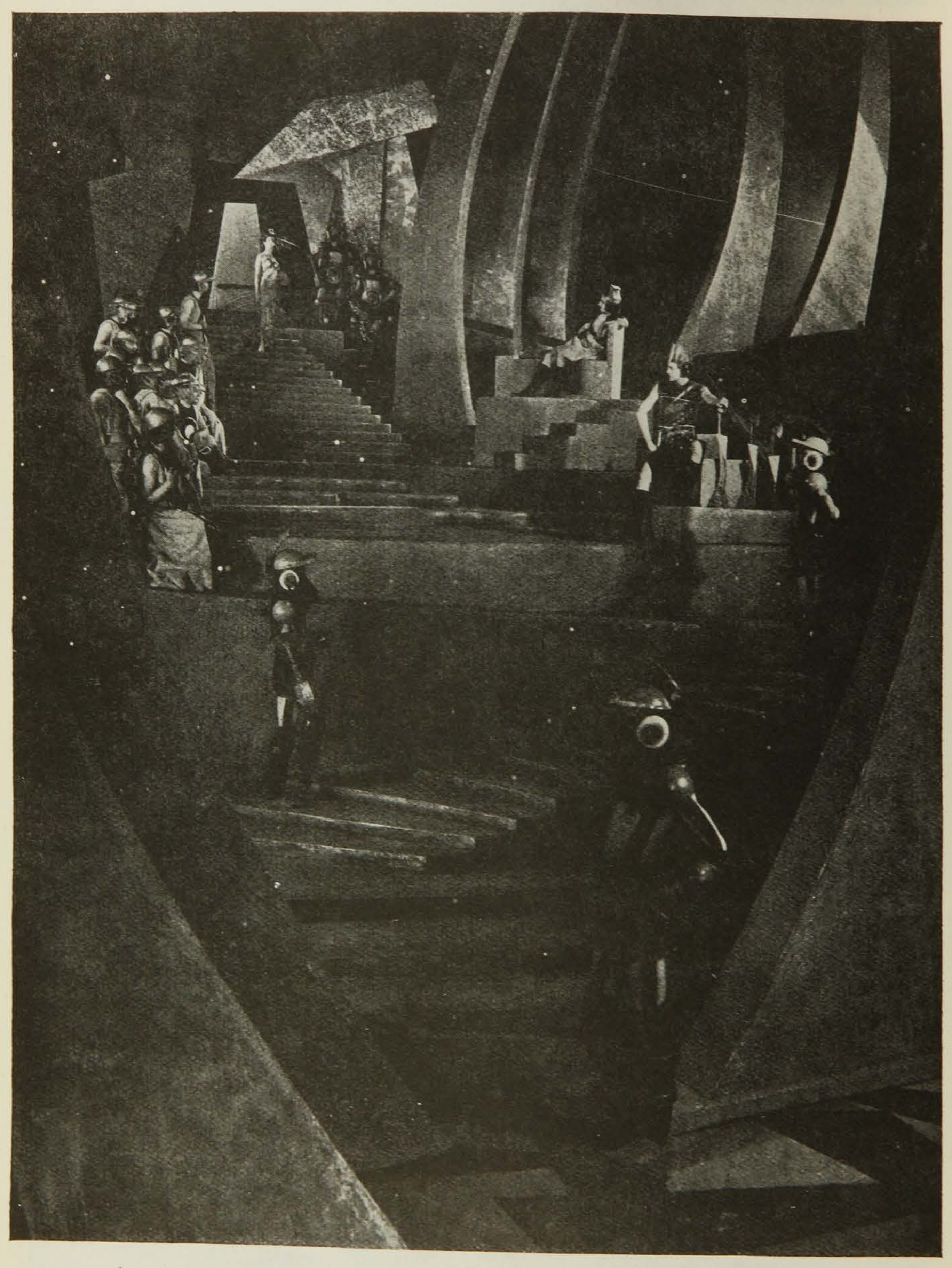
Denn das letzte Pferd hat längst das Zeitliche gesegnet. Henry Ford hat es auf dem Gewissen ...

Eines Morgens nahm ich meinen Hut vom Nagel, sagte meinem Chef, dem Manager Joe Freudenstein aus Stendal, Good bye, trug ihm auf, den großen Ford zu grüßen und eilte in wenigen Stunden im Red-Wing-Expreß von hinnen, arizonawärts. Auf einer kleinen Station stieg ich aus, kaufte mir für 80 Dollars Pferd und Ausrüstung, schnallte den „Gurt mit einigen harten Dollars" fester und ritt der untergehenden Sonne nach. Im abgekürzten Trab.



Paul Gruson, Kinderkopf

Ewald Mataré, Pferd (Holz)



Aus dem russischen Großfilm „Aelita“ nach dem gleichnamigen Roman von Alexey Tolstoj



Aus dem russischen Großfilm „Aelita“ nach dem gleichnamigen Roman von Alexey Tolstoj



Adolf Strübe, Detail eines Denkmals für Gefallene in Eilenburg

Berlin, Galerie Flechtheim

Kurt Edzard, Boxer. Bronze



Elimatar. Schachtafeln der Gesundheit. Straßburg 1533. (Auktion Graupe, Berlin)

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von Alexander Beßmertny.

Bücher.

Die allgemeine Lage des Büchermarktes ist so zu beurteilen, daß hervorragend gute Stücke immer teurer werden, das häufiger vorkommende Material dagegen erheblich billiger wird und sich den Friedenspreisen nähert. Insbesondere hat sich die Einstellung der deutschen Bibliophilen insofern sehr geändert, als sie heute ebenso wie die französischen und englischen Sammler kostbare Werke nur in Einbänden der Entstehungszeit und nur in gut erhaltenem Zustand bevorzugen. Noch die viel gerühmte Bibliothek des Frankfurter Sammlers Magnus war aus zum größten Teil abscheulichen Exemplaren zusammengesetzt. Eine große Rolle spielt bei der Preisgestaltung auch die Sammelmode, die von der Reformations- und Barockliteratur nichts wissen will. Daher wurde bei Graupe die ‚moderne' und ‚unmoderne' Literatur dieser Mode entsprechend auch verschieden bezahlt. Lutherdrucke kosteten 10—20 M. und nur wenige Seltenheiten mehr, wie ein päpstliches Breve von 1523 (130 M.). Murners Schelmenzunft brachte 1100 M., Drucke von Hans Sachs 20—30 M. Von Büchern des 18. und 19. Jahrhunderts wurden bei Graupe bezahlt: 1700 M. für das von Kleist und Müller herausgegebene Journal „Phöbus" von 1808; für die „Schöne Nacht" von I. C. Rost von 1754, ein in Kupfer gestochenes Buch von 14 Seiten Umfang, das eins der wenigen anständig gedruckten, unanständigen deutschen Bücher ist, 220 M.; für H. L. Wagners „Gesammelte Schauspiele", eine der seltensten Veröffentlichungen der Sturm- und Drangzeit, mit 19 Dramen, deren Sondertitel zum großen Teil früher datiert sind als der Haupttitel, darunter „Die Königskrönung" und H. C. L. Wagners „Abschied von den Musen", zahlte man 1050 M. Interessant sind die Preise, die für die berühmte Fürstenausgabe des Wieland (Göschen 1794—1802) bezahlt wurden. Bei Graupe brachte ein schönes Exemplar auf Velinpapier in reich verzierten Kalblederbänden der Zeit, aber ohne die Nachtragsbände, 2300 M. Dagegen blieb ein vollständiges Exemplar bei Hirsch in München, das mit 750 M. angesetzt war, unverkauft, weil es in geschmacklose moderne Halblederbände gebunden war und eher nach einer Sammlung von „Über Land und Meer" aussah. Wie sehr heute die Sammler Wert auf gute Einbände legen, zeigte sich gerade bei Hirsch in München, wo zwei einzelne Bände der eben genannten Ausgabe des Wieland in einem hervorragenden zeitgenössischen grünen Saffianband mit reicher Innen- und Außenverzierung allein 450 M. brachten. Auch bei Hirsch wurde ältere deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts schlecht bezahlt. Aus der klassischen Zeit brachte

Görres „Rheinischer Merkur" 620 M.; das Faustfragment von 1790 2100 M., der Götz von Berlichingen in der kleinen, auf Goethes und Mercks Kosten gedruckten Erstausgabe 4150 M., Kleists Phöbus 2050 M. Unverkauft blieb Lessings Totenmaske. Lessings „Alte Jungfer" von 1749 brachte 2000 M., die Kleinigkeiten von 1751 1550 M. Die 26 Bände des deutschen Museums von Boie und Dohm mit Erstdrucken von Lenz, Klinger, Goethe und Bürger wurden mit 235 M. verkauft, Runges „Hinterlassene Schriften" für 130 M., Charlotte v. Steins Übersetzung der „Zwei Emilien" für 980 M. Von diesem Werk existieren übrigens auch Exemplare, die auf dem Titelblatt Schiller als Autor nennen. Außer den Preisen für diese wirklich großen Seltenheiten waren die Preise im allgemeinen niedrig.

Mit gutem Erfolg hat Hans Götz in Hamburg einige Auktionen abgehalten. Bei einer der letzten erzielte er für die Vorzugsausgabe des „Pan" 4700 M. Bei Graupe brachte ein Exemplar der Künstlerausgabe, das aus dem Besitz von Meyer-Graefe stammt und dann in die Sammlung des Barons Schey übergegangen ist, 3800 M., nachdem ein Berliner Händler vor einigen Wochen freihändig ein solches Exemplar für 9000 M. verkauft hatte. Bei der Versteigerung der Bibliothek Schey am 10. Oktober wurden für illustrierte Werke in guten Einbänden sehr gute Preise gezahlt. Zum Beispiel:

Kehler, Voltaire in Alt-Maroquin 11 500 M.
Gesner, Redouté, P. J. Les Liliacées. 8 Bde. 1802—1816 in rotem Maroquin der Zeit 11 200 M.
Ariosto, Orlando Furioso. 4 Bde. 1500 M.
La Fontaine, 2 Bde. mit 80 Kupfern, Amsterdam 1762, in dunkelrotem Maroquin, signiert von Derôme. 4100 M.
Doves Press, Paradise lost. 2 Bde. London 1902—1905. Druck auf Pergament 4100 M.
Doves Press, Auserlesene Lieder, Balladen, Gedichte. 1916. Druck auf Pergament 3700 M.
Bremer Presse, Hofmannsthal, Wege und Begegnungen. Mit Holzschnitten, in Maroquin, Erstdruck 310 M.
Goethe, vollständige Ausgabe letzter Hand. 55 Bde. 1827—1834, Gr.-8°, 570 M.
Delacroix, Goethe, Faust. Paris 1828. 830 M.
Kugler-Menzel, Leipzig 1840. 600 M. (sehr teuer).
Hyperion, Ausgabe auf Japan 1500 M.
Hofmannthal, Der Kaiser und die Hexe. 1. Ausgabe auf Inselbütten, numeriertes Exemplar 250 M.

Entsprechend waren die Preise bei der Versteigerung der Bibliothek Ludwig Schwarz durch Paul Graupe. Hier wurden gezahlt:

42 zeilige Gutenberg-Bibel, Mainz 1450—1453, Faksimile der Insel, 1913—1914. 455 M.
Balzac, Deutsche Ausgabe. 21 Bde. Inselverlag 1908—11, Orig.-Saffian, 215 M.
George, Die Fibel. 1. Ausgabe. 70 M.
Bremer Presse, Fichte, Reden an die deutsche Nation. Münch. 1922. 11. Druck. 155 M.
Goethe, Werke. Propyläen-Ausgabe, München 1909—14. Druck auf van Gelder, Saffianbände, numeriertes Exemplar 900 M.

Autographen.

Am 3. November wurde das restliche Lager des berühmten Auktionsinstituts für Autographen und Kunstblätter, K. E. Henrici in Berlin, versteigert. Die Preise waren außerordentlich niedrig. Man konnte eigenhändige kürzere Gedichte und Albumblätter von Goethe für rund 250 M. bekommen, eine eigenhändige Federzeichnung Goethes für 300 M., einen 3½ Seiten langen eigenhändigen Brief Heines für 55 M. und ein eigenhändiges Gedicht für 580 M. Zwei Kleistbriefe brachten je etwas über 250 M., und 22 eigenhändige, unterschriebene Briefe und 34 Postkarten Strindbergs an seinen Übersetzer Emil Schering kosteten nur 160 Mark.

Im Verhältnis zu den außerordentlich hohen Preisen, die vor allem für Autographen aus dem angelsächsischen Kulturkreise gezahlt werden, scheinen die

auf deutschen Auktionen vorkommenden Stücke, so wichtig sie für uns auch sein mögen, doch nur in Ausnahmefällen internationale Bedeutung zu haben oder sie müssen einen nationalen Schatz darstellen.

Hierher gehören auch Bücher mit eigenhändigen Widmungen, von denen ein Exemplar von Goethes Gedichten mit einer eigenhändigen Widmung des Dichters an Hermine Herzlieb vom 22. Mai 1817 bei der Gottfried-Eißler-Auktion in Wien über 6000 M. brachte und in den Besitz von Dr. Kippenberg überging.

Von allgemeinerem inhaltlichem Interesse sind zwei Briefe, die bei Henrici verkauft wurden. Der eine ist von Goethes Mutter, der andere von seiner Frau. Die Frau Rat schreibt, nachdem Goethe am 11. Juni 1777 zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Rat ernannt worden war: „Wir haben uns freylich über die neue Ehrenstelle von unserm Sohn gefreut, das könnt Ihr leicht glauben. — Gott erhalte ihn nur gesund und vergnügt. Amen." Ferner empfiehlt Frau Rat ihrem Vetter, Adolf Melber, mit dem Hinweis: „. . . da unser Sohn vielleicht geschäftehalber nicht immer um ihn seyn könnte, so tut Ihr, was Ihr könt und vermögt, um Herrn Melbert seinen Aufenthalt angenehm zu machen: besonders ist Er ein Meister im Schlittschuhlaufen und möchte sich darin gern sehen lassen. Das wird sich schon machen lassen, denke ich." — In einem Brief von Goethes Frau, Christiane, dem Kammerdiener Geist diktiert, an ihren Freund Nicolaus Meyer vom 7. Februar 1803 heißt es: „Der Herr Geheime Rat war selbigen Tag sehr vergnügt, so wie Sie ihn immer kennen und ich und der Oberforstmstr. v. Stein haben Ihre Gesundheit getrunken. Auch haben Sie mir sehr große Freude mit dem Häubchen gemacht, wofür ich Ihnen den besten Dank sage. Mein einziges Vergnügen ist jetzt Schlittenfahren, welches ich täglich thue und da wir sehr schöne Pferde haben: so mache ich mir ein großes Fest damit . . ."



Auktion Hoepli, Mailand: Hyginus, Poeticon Astronomicon. Venedig 1488

„Unsern lieben Geheimen Rat beurteilen Sie ganz recht wenn Sie überzeugt sind daß er zu den Kotzebuischen Ausfällen schweigen wird was für Zeit und Kräfte hätt er verloren, wenn er seit dreyßig Jahren von allen ungeschickten was man über ihn gedruckt hat, hätte Notiz nehmen wollen. Er arbeitet vielmehr diesen Winter manches das Ihnen, sowie allen Freunden gewiß Freude machen wird es geht bey ihm, wie Sie wissen, immer vorwärts ohne daß er sich viel umsieht . . ."

Interessant ist, was Goethes Schwiegertochter Ottilie an den Kanzler von Müller über das Buch der Bettina v. Arnim „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" schreibt: „Ich bin überzeugt Sie sind so entzückt wie ich von der Bettina ihrem Buch und wenn Sie viel Poesie und viel excentrisches abstreichen, dächte ich doch müßten Sie finden, daß die 2 Frau Rath Goethe [Frau Aja und Ottilie] über Vieles überein gedacht. War das wirklich die Meinung der Frau Rath, so

dächte ich sie müßte im Himmel mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen sein, ein so würdiges Mitglied ihrer Familie nicht auf Erden in mir begrüßen zu können. Das Buch war recht Wasser auf meine Mühle, alle Räder drehen sich seitdem geschwinder." — —

Graphik.

Vor allem wird heute Corinths Graphik bedeutend besser bezahlt als früher. Graupe erzielte für eine Handzeichnung aus dem Jahre 1900 „Frauenraub" 300 M. Ein Blatt der „Tragikomödien" wurde im Dezember 1924 mit 100 M., am 1. September 1925 mit 200 M. bezahlt; ein Blatt „Kauernder Akt" brachte im Dezember 1924 20 M., am 1. September dieses Jahres 35 M. Das Gesamtergebnis dieser Auktion belief sich ungefähr auf 90 000 M. Nicht so erfolgreich war die Graphik-Auktion bei Perl und seltsamerweise auch die bei Amsler & Ruthardt, bei der besonders gute Stücke angeboten wurden.

Bevorstehende Auktionen.

Von den bevorstehenden Auktionen ist die wichtigste die am 14. Dezember bei Graupe stattfindende Versteigerung von Miniaturen und Manuskripten und 150 Inkunabeln. Darunter: Der Ulmer Aesop von 1476, die Ars Moriandi von 1495, Barlaam und Josaphat, Augsburg 1575, ein Blockbuch der Biblia Pauperum von ca. 1460, einige höchst seltene spanische und französische Frühdrucke, Rüxners Turnierbuch und schließlich eine sehr umfangreiche Serie der Dürerschen Holzschnitt- und Kupferstichfolgen. Am 15. Dezember versteigert Graupe eine Sammlung französischer illustrierter Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts, am 16. und 17. Dezember eine bekannte Sammlung alter Berliner Ansichten und Tassen mit Berliner Ansichten.

Auktions-Kalender:

1. XII. *Amsterdam,* A. Mak: Alte Gemälde, Antiquitäten, Möbel.

1. XII. *Berlin,* Rudolf Lepke: Porzellan der Blütezeit von Meißen und Berlin. Kat. 1944.

1./3. XII. *Frankfurt a. M.,* Hugo Helbing: Nachlaß Ferd. Meyer: Frühes Meißen, ostasiatisches Porzellan, Fayencen, Gläser, Zinn, Silberdosen, Uhren, Möbel, Gemälde.

1. XII. *München,* Hugo Helbing: Gemälde moderner Meister.

5. XII. *München,* Horst Stobbe: Bibliothek Oskar Siegl: Moderne Buchkunst.

8. XII. *Köln,* Math. Lempertz: Nachl. Prof. Wedewer, Wiesbaden. 2. Teil.

9. XII. *Berlin,* Rud. Lepke: Gemälde alter Meister. Kat. 1946.

8./9. XII. *Berlin,* Paul Cassirer und Hugo Helbing: Antiquitäten, alte Möbel und Bilder aus adeligem Besitz. Porzellansammlg. Buckhardt, Berlin.

14. XII. *Berlin,* Paul Graupe: Inkunabeln mit Holzschnitten, Holzschnittbücher des 16. Jahrhunderts.

14./16. XII. *Wien,* Auktionshaus Glückselig: Mobiliar, Porzellan, a. Schweizer u. Wiener Privatbesitz.

15. XII. *Berlin,* Paul Graupe: Illustr. französische Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts.

15. XII. *München,* Hugo Helbing: Gemälde moderner Meister der „Galerie Baum".

Mitte XII. *Aachen,* Ant. Creutzer vorm. M. Lempertz: Sammlung aus Aachener und mitteldeutschem Besitz, Gemälde, Handzeichnungen, Stiche, Fayencen, Porzellane und antike Möbel.

16./17. XII. *Berlin,* Paul Graupe: Das alte Berlin. Eine bekannte Sammlg. Berliner Ansichten. Tassen mit Berliner Ansichten.

Febr. 1926. *Köln,* Math. Lempertz: Die nachgelassene Münzensammlung des Herrn von Vleuten, Bonn.

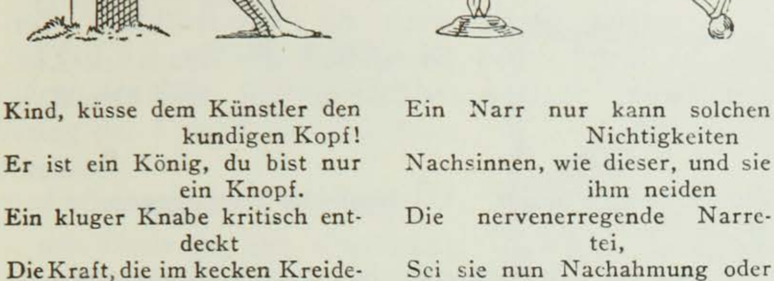
Mitte Febr. *Berlin,* Paul Graupe: Luxus- und Pressendrucke.

Ende Febr. *Berlin,* Paul Graupe: Sammlung Egon Zerner, Frankfurt a. M., Daumier, Gavarni, Goya.

März 1926. *Berlin,* Paul Graupe: Kunstbibliothek Egon Zerner.

März 1926. *Wien,* Auktionshaus Glückselig, gemeinsam mit I. C. Waura: Sammlg. Dr. M Strauß: Bilder und Miniaturen.

April 1926. *Amsterdam,* Anton W. M. Mensing (Fred Muller & Cie.): Sammlung Castiglioni, Wien. 2. Teil.


Kind, küsse dem Künstler den kundigen Kopf!
Er ist ein König, du bist nur ein Knopf.
Ein kluger Knabe kritisch entdeckt
Die Kraft, die im kecken Kreidestrich steckt.

Ein Narr nur kann solchen Nichtigkeiten
Nachsinnen, wie dieser, und sie ihm neiden
Die nervenerregende Narretei,
Sei sie nun Nachahmung oder noch neu.

Der zänkische Zulu zornig zupackt,
Er zaudert nicht. Zwar ist er ziemlich nackt;
Und dennoch er ungepanzert zerschmettert
Den Zahnbewehrten, der zittert und zetert.

Aus: Lustiges Bilder-A-B-C nach dem Urdruck gezeichnet von Erinou. Verse vom Herausgeber Karl Hobrecker, Verlag Winckelmann & Söhne, Berlin.

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

DETLEV FREIHERR VON HADELN, Venezianische Zeichnungen des Quattrocentos. Berlin 1925, Verlag Paul Cassirer.

Schon als Vereinigung bisher unübersichtlichen Einzelmaterials ist dieses Werk dokumentarisch grundlegend. Als Quattrocentisten sind stilkritisch richtig auch solche Künstler aufgeführt, die bis ins 16. Jahrhundert hinein gelebt haben. Von Bellini werden nur Beispiele gebracht, da seine Skizzenbücher bereits publiziert sind, während die Gelegenheit benutzt wurde, die Handzeichnungen Carpaccios, die allerdings ein Drittel des Bilderraums beanspruchen, zu vereinigen. Die einwandfreie Lichtdrucktechnik der Reproduktionen ersetzt hier wirklich das Studium der Originale.

STEFAN ZWEIG, Der Kampf mit dem Dämon. Insel-Verlag, Leipzig.

Mit der Methode des Vergleichs rückt Zweig Hölderlin, Kleist und Nietzsche in das Licht seines eigenen durchstrahlenden Geistes, um die Baumeister der Welt ihrrem schöpferischen Typ nach geordnet zu schildern. Sein Urteil hat die Sachlichkeit, die dem vorgeordneten Schicksal der Helden entspricht. Was ihm gelingt, ist nichts weniger als eine Ordnung der Geschichte nach der Zusammengehörigkeit ihrer Gestalter.

THÉOPHIL GAUTIER, Gesammelte Werke. Avalun-Verlag. Hellerau b. Dresden. Illustriert von K. K. Schultheiss, deutsch von Alastuir und Gabriele Betz. Die vertauschten Paare, dictatura, Avatar.

Eigenwillig übersetzt, ist hier gesammelt, was heute noch gern und gut lesbar von „Théo" ist, dessen immer lobende Kritiken bekannter waren als seine erst der letzten Generation wertvoll gewordenen Erzählungen; hier gut illustriert, entzückend von Hegner gedruckt und mit bestem Geschmack gebunden. Das richtige Geschenk zum Wünschen und Geben.

JACK LONDON, König Alkohol. Gyldendalscher Verlag, Berlin.

Diese Aufzeichnungen vom Untergekriegtwerden durch den Sprit und vom Herrwerden über das Saufen sind unmittelbar bildhaft und primitiv überzeugend, trotzdem die durchgeführte Metapher „König" für die Macht des Rauschmittels schwächer ist, als ein Autor vom Range Londons auch im Autobiographisch-Sentimentalen sein dürfte.

Die Reden Gotamo Buddhas. Piper & Co. Verlag, München.

Es ist das Glück des deutschen Volkes, daß mit der ersten umfassenden Übertragung von E. K. Neumann gleich auch die unverrückbare Verdeutschung gegeben wurde, die heute schon Bestandteil der deutschen Literatur ist, wie Schlegel und Tiecks Shakespeare-Übersetzung, und einmal so deutsch sein wird, wie Luthers Bibel.

A. PHILIPPSON, Das fernste Italien. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig.

Ein guter Führer durch das dem Italienreisenden regelmäßig unbekannt bleibende Italien südlich Neapels im Sporn des „Stiefels", und mehr als ein Führer: eine dankenswerte Anregung, dorthin zu kommen.

ALBERT SOERGEL, Dichtung und Dichter der Zeit. Im Banne des Expressionismus. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Ein groteskes Gefühl für unsere Zeit, selbst schon Geschichtsobjekt geworden zu sein. Ein Buch, unentbehrlich als Nachschlagewerk, mit glücklicher Auswahl dokumentarisch illustriert und fast mit zuviel Wohlwollen für das Seiende geschrieben.

ERNST BUSCHOR, Griechische Vasenmalerei. Piper & Co. Verlag, München.

Dies grundlegende Buch gibt außer der Freude am Gegenstand in den Bildern das intime, nicht architektonisch vergrößerte Leben der Griechen. Hier merkt man nichts von „edler Einfalt und stiller Größe", dafür von Winkelmann unbelästigt alles von der griechischen Fähigkeit zu außerordentlichem Ausdruck.

FRANZ M. FELDHAUS, Leonardo, der Techniker und Erfinder. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Die unbegreifliche Genialität Leonardos, schon die Begabung eines unerhörten Fachmannes weit überholend, wird hier deutlich, wo nur der Techniker und Erfinder reproduziert wird; ein Buch deshalb nicht nur für Techniker.

RUDOLF BORCHARDT. Ausgewählte Werke. Berlin, Ernst Rowohlt.

Vom Worte besessen und deshalb ein gewalttätiger und gewaltiger Stilist, mit der Haltung eines gepanzerten Vakuums. Es ist nichts „dahinter", kein Charakter und kein Wille als der zu scheinen, etwas zu sein (was er nie war): eine fixsternhafte Gestalt, bestimmt kein Gegenspieler zu George. Sein Entäußertsein vom Eigenen und seine Sprechfertigkeit in allen Jacken haben ihn zum Übersetzer vorausbestimmt. Kein Prophet, aber ein großer Verführer.

PETER ALTENBERG, Der Nachlaß. S. Fischer Verlag, Berlin.

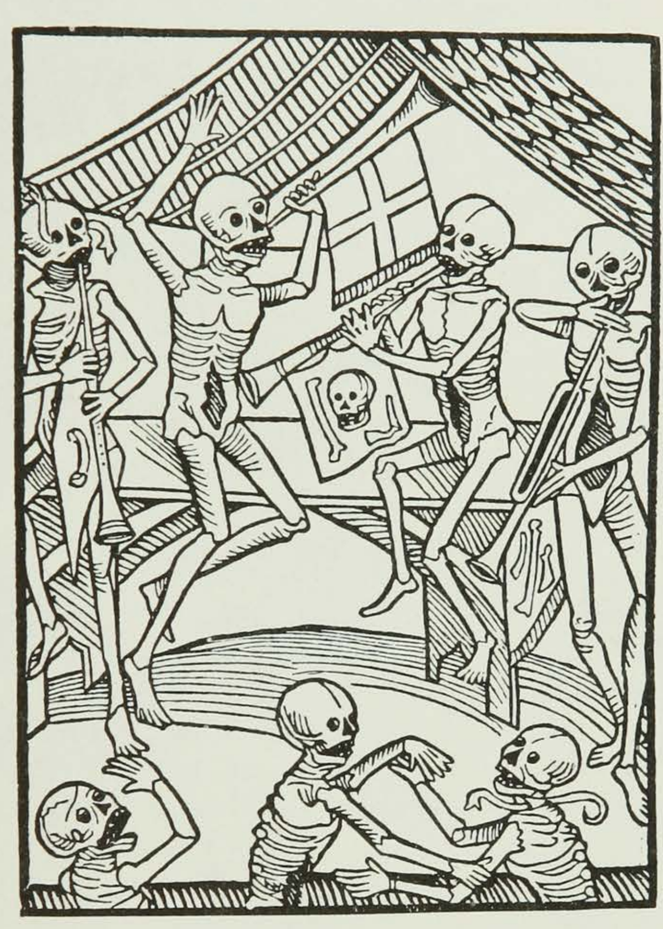
Der Rest ist wie das Ganze: Altklug, genialisch, blöd, halbfalsch und ganz richtig, eigentlich in Mengen genossen unerträglich, ein Gehäuf, in dem doch alles zu finden ist, was man nur bei P. A. suchen kann.

ANATOLE FRANCE. Die Vormittage der Villa Said. Gespräche, gesammelt von Paul Gsell, deutsch von Hans Jacob, mit einem Vorwort von Heinrich Mann. Berlin, I. M. Spaeth-Verlag.

Der bekannte französische Literaturkundige Gsell hat hier die interessantesten Gespräche gesammelt, die Anatole France mit seinem Freunde geführt hat. Der dokumentarische Wert dieses Buches besteht darin, daß der Vertreter einer Kultur, die noch „Schlösser und Basalte“ hat, sich über die Dinge, die für diese Kultur und für ihn wichtig sind, fast spielerisch, aber mit Anspruch auf Autoritätsgeltung äußert.

FRITZ VON UNRUH. *Flügel der Nike.* Frankfurt a. M., Verlag der Frankfurter Societätsdruckerei.

Der Anspruch des beflügelten Titels ist der Gestaltung umgekehrt proportional. Was bleibt, ist Zeitungsjournalistik, und zwar recht ordentliche, wenn man an die Menge der schlechten denkt. Aber ein Dichter oder ein Schriftsteller von großem Format — dazu fehlt es Unruh an Sprachkraft und an eindeutiger Durchschlagskraft, an vieldeutiger Symbolik und an durchleuchtender Idee, an Erzählenkönnen und an vielem anderen. Nicht der Stimmaufwand, der Verbraucch an Schallwellen macht den Dichter — auch nicht etwa das stille Verhalten auf der anderen côté, sondern daß man etwas ist, was Unruh eben nicht ist. Seine eigenen untransponiert vorgebrachten Angelegenheiten sind, sanft gesagt, peinlich. Nicht daß er Minderwertigkeitsgefühle hat, nehmen wir ihm übel, sondern daß er nichts mit ihnen anzufangen weiß. (Siehe im Textteil André Germain „Drei deutsche Dichter in Paris“.)



Totentanz. Mainz, um 1490

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Der große Propyläen-Goethe ist um den 33. Band vermehrt worden. Er umfaßt die Arbeiten und Lebenszeugnisse des Dichters aus dem Jahre 1820, und zwar Gedichte, Briefe, Tagebücher, Schriften zur Literatur, zur bildenden Kunst und Naturwissenschaft, darunter die wichtigen Arbeiten zur Geologie und Mineralogie sowie die berühmte Studie über den Zwischenkieferknochen.

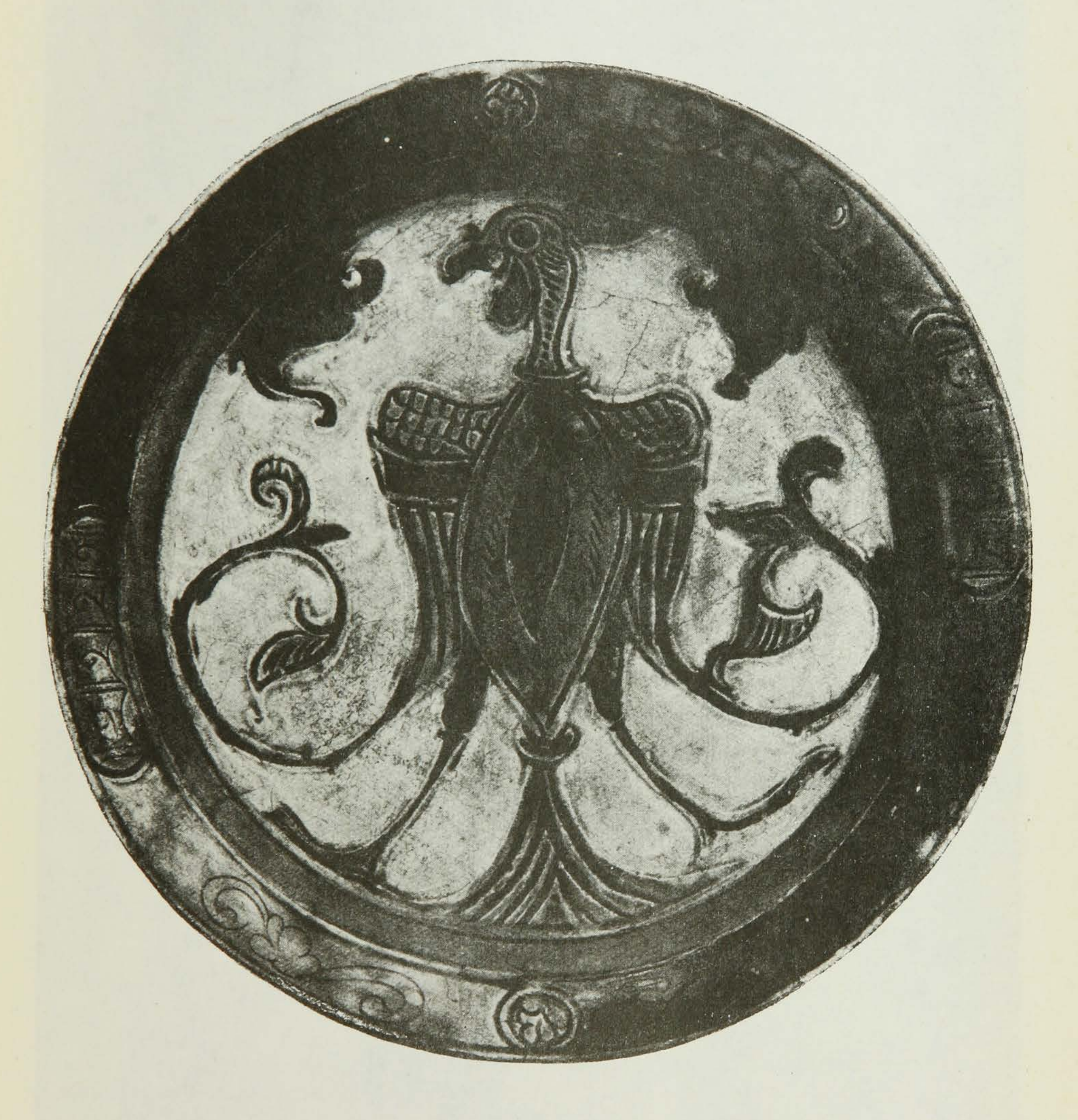
Von der Ausgabe von Turgenjews sämtlichen Werken, besorgt von Kurt Wildhagen, ist der zehnte Band herausgekommen. Er bringt die erste Abteilung

der Komödien, ferner einen Teil der literarischen und kritischen Schriften. Die beiden folgenden Bände, mit denen die Ausgabe abschließt, werden die übrigen dramatischen und kritischen Werke enthalten; mit ihnen wird die einzige vollständige Ausgabe der Werke Turgenjews in deutscher Sprache vorliegen.

In sehr ausgesprochenem Sinne zeitgenössisch ist die in stattlichem Quartformat soeben erschienene satirische Novelle Heinrich Manns „Kobes", eine phantastische Groteske, in deren Mittelpunkt die typische Gestalt eines modernen Konzernhäuptlings und dessen symbolisches Schicksal steht. Der Band, in dem Heinrich Mann seine Qualitäten aufs glänzendste bewährt, erhält noch einen besonderen Wert durch die zehn Lithos, die George Groß in kongenialer Laune und Einfühlung beigesteuert hat.

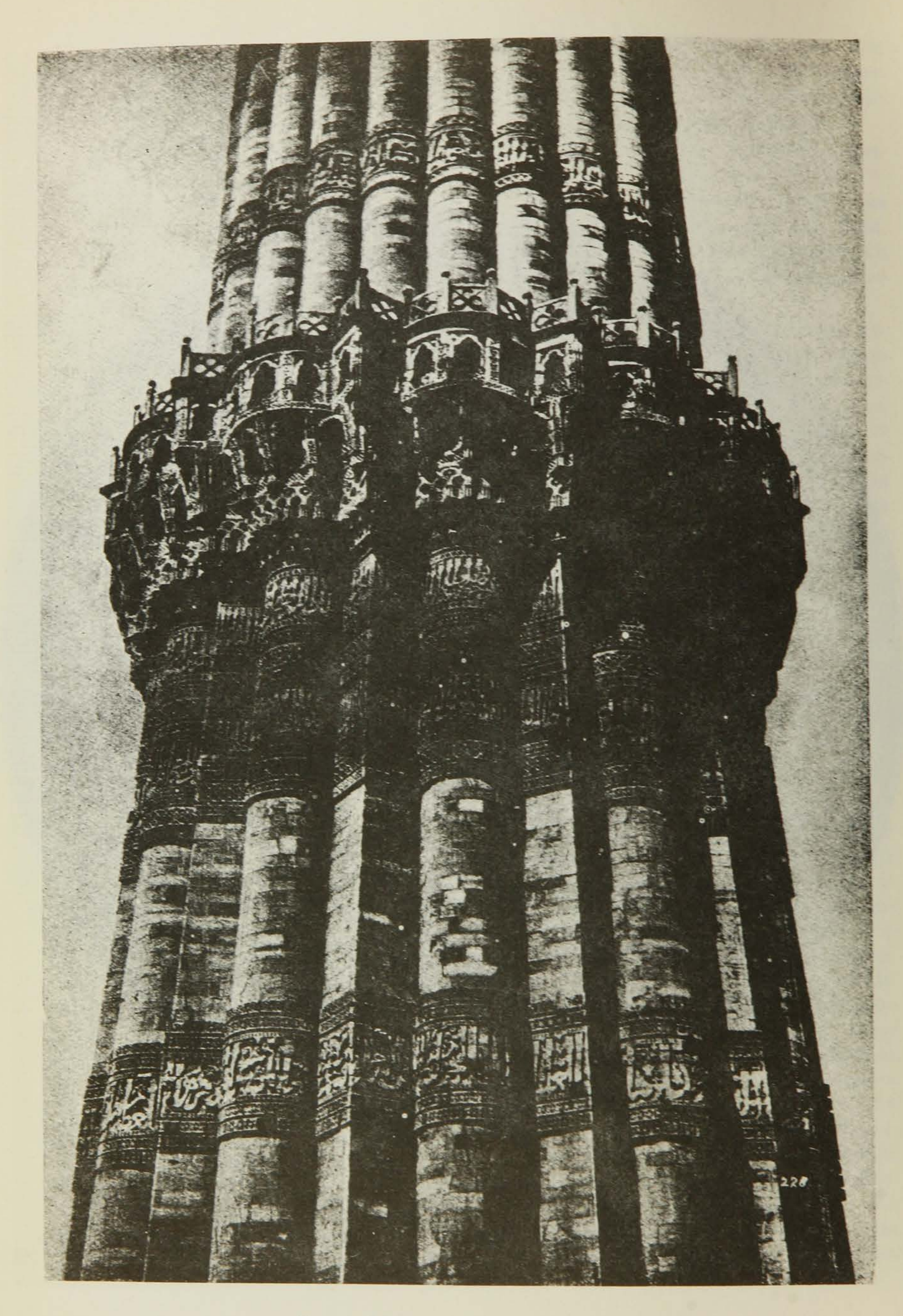
Eine freudige Überraschung wird der großen Hoffmann-Gemeinde das Erscheinen des stattlichen Halblederbandes (Format 45:35 cm) mit 50 Zeichnungen des Dichters bedeuten. Diese Handzeichnungen E. T. A. Hoffmanns (darunter auch farbige Blätter) sind bisher nur unzureichend, zum großen Teil noch gar nicht reproduziert und werden hier in der Größe und in den Farben der Originale in Lichtdruck wiedergegeben. Als Hauptbestandteil umfassen sie das Sammelalbum von Hoffmanns Freund und Verleger Hitzig, das später in den Besitz des Kunsthistorikers Franz Kugler und des Dichters Paul Heyse gelangte und jetzt dem Rechtsanwalt Walter Steffen gehört. Ferner die zahlenmäßig weit bescheidenere Gruppe der heute noch im Weinhaus Lutter & Wegner vorhandenen Blätter. Wir finden darunter realistische und eindringliche Porträts, wie das des Dichters Zacharias Werner, Blüchers, des dicken Bamberger Verlegers Kunz, des kleinen Fritz Hitzig; ferner eine ganze Reihe von Entwürfen für Theaterdekorationen, wie zum Kleistschen „Käthchen von Heilbronn", „Verbrechen und Strafe", Cherubinis „Wasserträger". Das Skurrile, Groteske, ja Gespenstische in Hoffmanns poetischem Schaffen zeigt sich bei den Zeichnungen in der Freude an der Karikatur, der Fratze, dem Zerrbild. Den Abbildungen ist eine Einleitung des bekannten Hoffmann-Forschers Hans von Müller vorangestellt.

Von der großen Propyläen-Kunstgeschichte liegt ein weiterer Band vor, und zwar „Die Kunst des Islam", bearbeitet von Professor Dr. Heinrich Glück und Professor Dr. Ernst Diez, beide an der Universität Wien. Über 500 Abbildungen, darunter zahlreiche farbige und Kupfertiefdrucktafeln, geben eine außerordentlich klare und reiche Anschauung von dieser eigenartigen, sich räumlich von Spanien bis Indien erstreckenden Kunst. Den Beginn macht ein kurzer Überblick über die Kunst der Achämeniden, Parther, Sasaniden, die Voraussetzungen und Vorbilder, an die die islamische Entwicklung anknüpft. Daran schließt sich die Geschichte der beiden großen Kunstgebiete der Architektur und des Kunstgewerbes, da es eine Malerei im europäischen Sinne im Islam nicht gegeben hat. Wir verfolgen die Ausbreitung des islamischen Baugedankens in Ägypten, Syrien, Arabien, Mesopotamien und der Türkei, dann die letzten Ausläufer im Westen, die maurische Kunst Nordafrikas und Spaniens und schließlich den Siegeszug nach dem Osten mit seiner reichen Blüte in den persischen Ländern und Indien. Ein breiter Raum ist mit Recht dem Kunstgewerbe — den Teppichen und Stoffen, der Keramik, dem Metallgerät und den Schnitzereien in Holz, Elfenbein und Stein — eingeräumt. Den Abschluß macht die Miniatur- oder Buchmalerei, wo allein die Darstellung des Figürlichen, das in der europäischen Kunstentwicklung die Hauptrolle spielt, dem Bilderverbot Mohammeds zum Trotz zu Worte kommt.

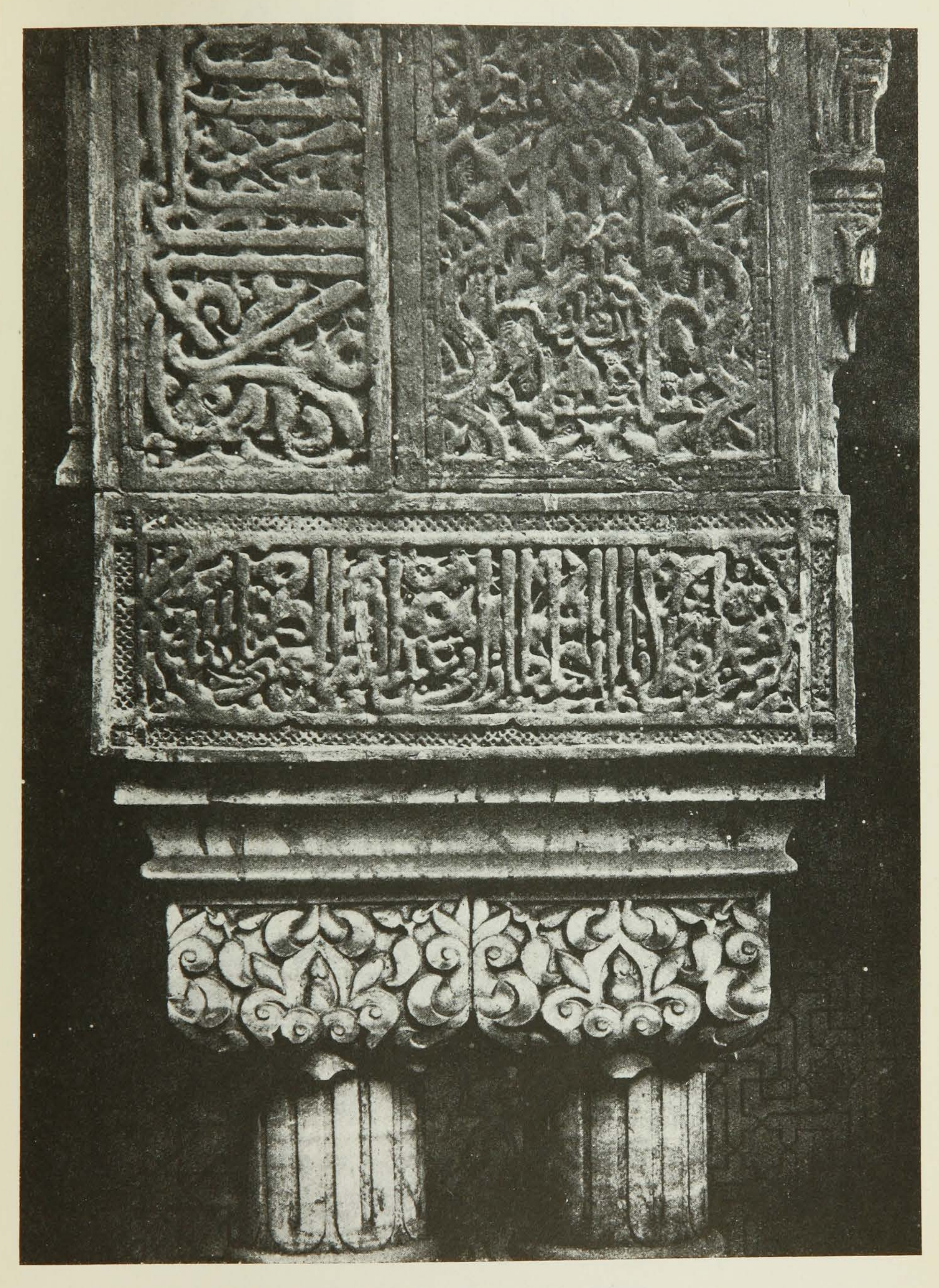


Sog. Ghabri-Schüssel. Aus Persien

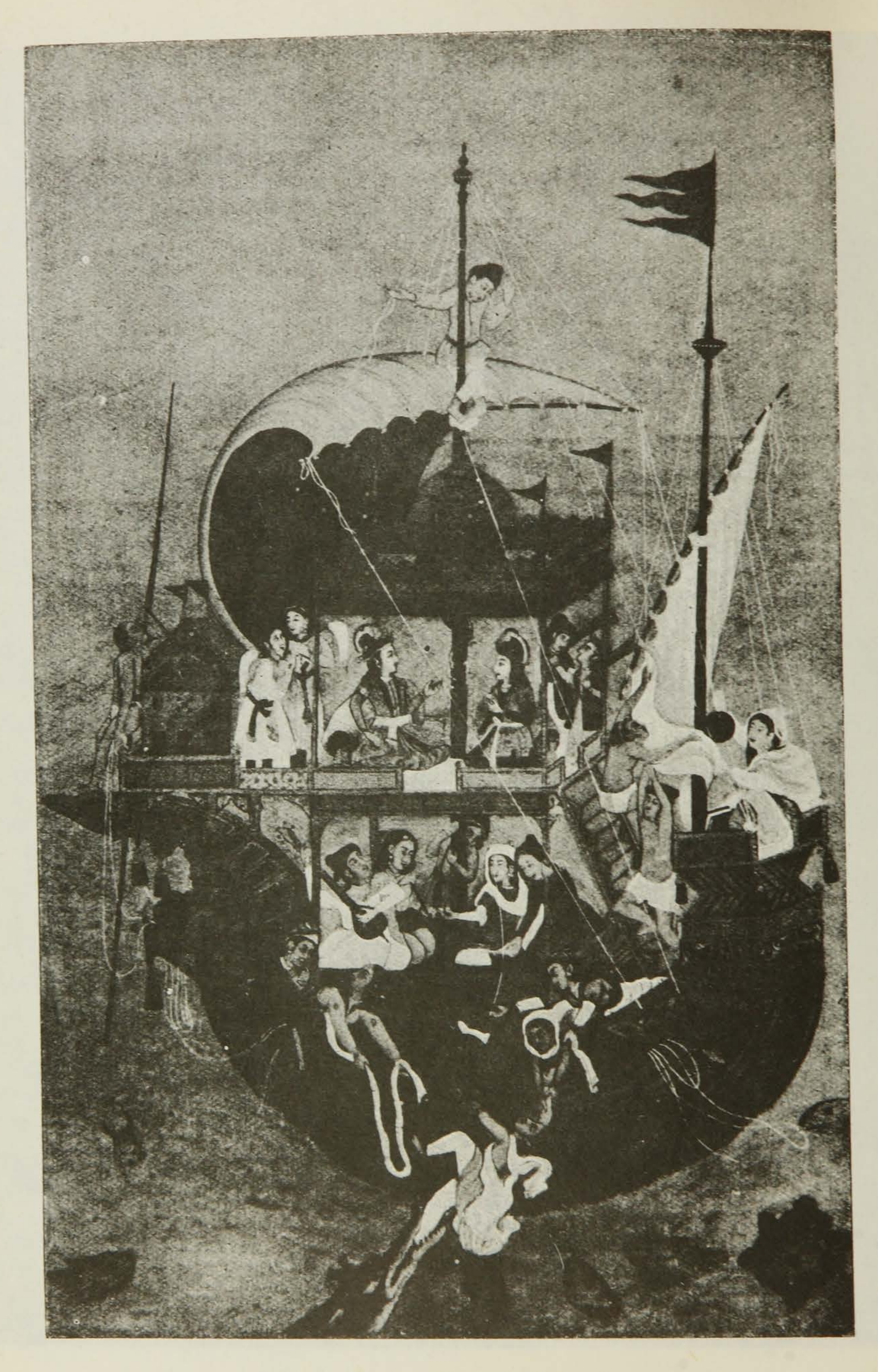
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte: Glück-Diez, Die Kunst des Islam



Kuttub Minar in Delhi (Teilansicht)



Detail aus dem Löwenhof der Alhambra, Granada



Indische Miniatur des 16. Jahrhunderts
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte: Glück-Diez, Die Kunst des Islam



Pietro Leone Ghezzi   Slg. Otto Sohn-Rethel

MARGINALIEN

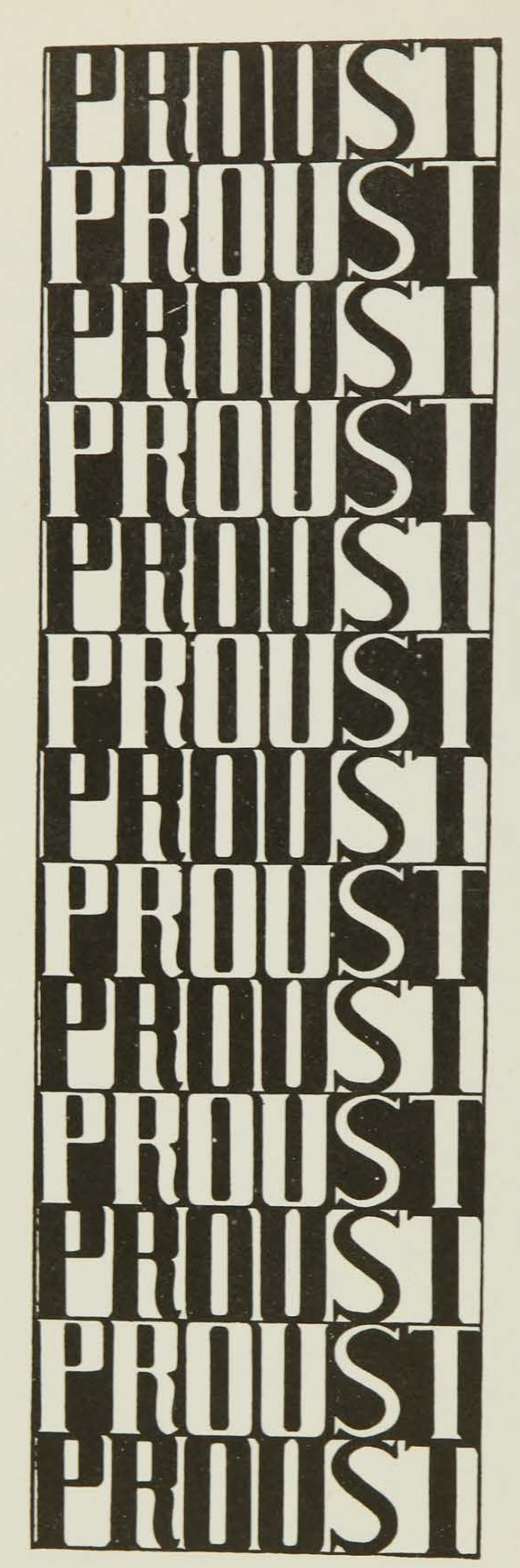
Rifleute.

Die Rifkabylen wollen noch immer nicht nachgeben, und das wird niemand überraschen, der jemals mit Angehörigen dieses durch Mut und Verschlagenheit sich gleichermaßen auszeichnenden Volksstammes in Berührung gekommen ist. Wer vor fünfzehn oder zwanzig Jahren in Paris wohnte und die Boulevard-Restaurants besuchte, mußte jederzeit eines Überfalls seitens der bis dahin vorgedrungenen Nomadenstämme gewärtig sein. Ausgerüstet mit echt orientalischen Teppichen, wie sie in den Fabriken von Lille und Roubaix zu Zehntausenden für den Preis von wenigen Franken das Stück für den Export hergestellt wurden, pflegten sich nämlich die Söhne Afrikas an Arglose heranzuschleichen und diese nicht selten bei dem Handel bis auf das Hemd auszuplündern.

Einst hatte sich beim Abendessen im Restaurant Pschorr mir ein Herr angeschlossen, der alsbald meinen Mißmut durch die Gier erregte, mit der er den Hors d'œuvre zusprach, die dort für den Preis von 50 Centimes à discretion verabreicht werden. Alle Versuche der Kellner, ihm in einem Augenblick der Unaufmerksamkeit das Rolltischchen mit den Vorspeisen überraschend zu entführen, hatte er erfolgreich abgewiesen, indem er grunzend erklärte, er sei noch lange nicht fertig. Als der Genießer endlich seufzend feststellte, er sei jetzt satt und könne überhaupt nichts anderes mehr essen, hatte ich hastig vorgeschlagen, den Kaffee in einem anderen Stadtviertel einzunehmen.

Kaum saßen wir auf der Terrasse meines Lieblingslokales auf Montmatre vor unserer demi-tasse, als, wie aus dem Erdboden gestampft, die herkulische Gestalt eines befezten Kabylen am Eingang auftauchte, der mit dem scharfen Blick des Wüstensohnes sofort in meinem Begleiter den weitgereisten Fremdling erkannte. Nach mohammedanischer Sitte mit der Hand zum Gruß nacheinander Herz, Mund und Stirne berührend, breitete er auf dem Tischchen ein buntes Deckchen aus. Auf die Frage nach dem Preise erwiderte der Sohn der Wüste, sich nochmals mit edlem Anstand verneigend, in rauhen Kehltönen:

„Auf Befehl meines Scheiks muß ich, o Roumi, in politischen Angelegenheiten meines Stammes nach dem Rif zurückkehren und bin infolge einer augenblick-



Mit größter Spannung erwartet, erschien soeben das Werk des großen europäischen Dichters

MARCEL **PROUST**

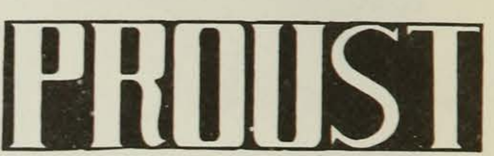
AUF DEN SPUREN DER VERLORENEN ZEIT

DER WEG ZU SWANN

in deutscher Übersetzung von
RUDOLF SCHOTTLAENDER

★

ERNST ROBERT CURTIUS über



„In Frankreich wie in den anderen Ländern zerbrach sich die ganze Kritikerschaft den Kopf über die Frage: Welche Wirkung wird der Weltkrieg auf die Literatur haben? Die größte Überraschung der Nachkriegsliteratur in Frankreich kam tatsächlich von

MARCEL **PROUST**

Wer das Geniale sucht, der wird es in der Sphäre des französischen Romans nur bei Proust finden. Solange wir Proust folgen, sind wir eingeschaltet in den unendlichen Strom des Geistigen, der keine Stockung und keinen Tod kennt."

★

Mit dem Werk »Der Weg zu Swann« eröffnet Proust die Reihe der Romane, mit denen er die verlorene Zeit seines eigenen Lebens aus den Tiefen seiner Erinnerung emporzaubert. Beginnend mit den Ängsten und Kümmernissen des zarten, leidenschaftlichen Knaben führt es uns zu einer Reihe von Gestalten, worin Phänomene wie Neurasthenie, Snobismus, Parvenütum klassische Bildhaftigkeit gewinnen. Er findet wieder den Weg in seine erste Pubertät, die von der scheu-phantastischen Leidenschaft zu Swanns und Odettes Tochter Gilberte erfüllt ist.

★

2 Bände in Pappe M 12.–, Ganzleinen M 15.–

★

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch den

VERLAG
DIE SCHMIEDE
BERLIN W 35

Verlangen Sie Sonderprospekt über

PROUST

lichen Verlegenheit leider gezwungen, mich dieses Meisterstückes unseres heimischen Kunstgewerbes, das mir mein bei Allah weilender Großvater hinterlassen hat, für den lächerlichen Betrag von nur 100 Franken zu entäußern, um den morgen von Marseille abgehenden Dampfer nicht zu versäumen."

Staunend hatte ich, wie auch die übrigen Gäste, den Preis gehört, beschloß aber, mit den Gepflogenheiten morgenländischer Händler nicht unvertraut, mich in den Handel nicht einzumischen. Nach hartnäckigem Feilschen gelang es meinem Begleiter, die offenbare Notlage des Braunen ausnutzend, den Gegenstand als sinniges Geschenk für die traute Gattin daheim um den Preis von 65 Franken zu erstehen. Mit einem Lächeln, das sein prachtvolles Gebiß entblößte, ließ der Kabyle das Geld in der Tasche seines faltigen Beinkleides verschwinden, um unmittelbar darauf blitzschnell zwei weitere Decken gleicher Art unter dem Kittel hervorzuziehen, die er alsbald mir, und zwar für nur 70 Franken das Paar, anbot. Unwillig lehnte ich ab, machte aber schließlich, nur um meinen Tischgenossen zu necken, ein Gebot von 5 Franken für beide Decken. Tiefgekränkt wandte mir der stolze Maure schweigend den Rücken, erschien jedoch wenige Augenblicke später nochmals und legte, als ich seiner nicht mehr achtete, die beiden Decken mit einer resignierten Geste auf meinen Schoß, nicht ohne den Namen Mohammeds anzurufen, der es seinen Gläubigen zur Pflicht gemacht hat, ein hartes Geschick mit Ergebung zu tragen. Ärgerlich bezahlte ich den Betrag, nicht einen Augenblick daran zweifelnd, daß der Muselmann an dem Schund, für den ich keine Verwendung hatte, noch mindestens fünfzig vom Hundert verdiente.

Als mein Begleiter, endlich begreifend, wie arg er geprellt war, mit zitternder Hand nach dem nächsten Sodawasser-Syphon tastete (Aschbecher, die sich im allgemeinen auch vorzüglich als Wurfgeschosse eignen, gab es in den Pariser Cafés nicht), war der Kabyle bereits lautlos, wie er gekommen, draußen im Dunkel der Nacht verschwunden. *E. v. Selow.*

Telegramm der Interparlamentarischen Union aus Bremen.

Hinter uns die Insel Wight,
Wind und Wogen *weit und breit,*
Geht's auch rauf und geht's auch runter,
Wir sind *alle wohl und munter,*
Vorwärts eilet unser Denken,
Möcht das Herz auch heimwärts lenken. *Interparlament.*

„Anja und Esther" und ein Gesunder.

Herrn KLAUS MANN,
der Schule zu früh Entlaufenen,
Hamburg, Kammerspiele, Besenbinderhof.

Junger Mann!

Wollen Sie der Literatur einen Gefallen tun? Dann gehen Sie gefälligst noch einmal in die Schule, werden Sie erst trocken hinter den Ohren, anstatt einen solchen Dreck in die Öffentlichkeit zu setzen. Sie verunglimpfen den Namen Ihres Vaters. Das sind Lausbubenstreiche, für die Sie *geohrfeigt* werden müssen, Herr V. Ziegel, der Leiter „der ersten literarischen Bühne", desgleichen, daß er solchen perversen Bockmist zur Aufführung bringt. Schämen sich Fräulein Wedekind und Ihre Schwester denn gar nicht, solchen Unflat in den Mund zu nehmen? Mundwasser her! Sie sind ein Schwerverbrecher am deutschen Volke!!

Ein Gesunder! *(Eingesandt von Klaus Mann.)*

Das Hemd.

Deren gibt es viele-solche und andre.
Da ist das leinene, oben gezackte, unten zu lange,
Das schrecklich-prosaische Hemd. Es ist jenes,
Welches der auch-so-gezackten, auch-viel-zu-langen Hose
Übereinandergebundenen Schlitz in einem
Widerlich-neckischen Zipfel verläßt. Oh es ist furchtbar,
Das leinen-sich-bauschende Hemd, dieser Panzer der Tugend!
Denn daß es Tugend in sich schließt, hoffe ich sehr —
Es ist seine einz'ge Entschuld'gung!

Solche und andre!
Da ist das kleine, das feine,
Das ganz-ganz-kurze Hemdchen, ein Spitzengewebe,
Ein Etwas, gefertigt aus Nichts. Über kleine Brüstchen
Keck-sich-spannend hängt's lustig-verwegen an schmal-schmälsten
Achselspangen, immer bereit, herabzufallen. Oh, es ist reizend,
Das bunte Fähnchen der Sünde!

Solche und andre!
Da war jenes ganz gewisse,
Das die span'sche Isabella sonder Wechsel eigensinnig
Tragen wollte bis die Mauren ihre Stadt verlassen.
Um Toledos willen mußte dieses Hemde bis es gelblich wurde,
Isabellens frommen Leib bekleiden.
Das war das histor'sche, das polit'sche Hemd.

Solche und andre!
Die Königin Marie-Antoinette
Saß nackend eine Stund' vor ihrem Bette,
Weil das Hemd, das allzu-komplizierte,
Durch so vieler Hände antichambrierte.
So wollte es die Etikette des Grand-Levers.
Das war das aller-königlichste Hemd.

Solche und andre!
Viele hundert Jahre saß das
Weiblich-sächliche Hemd auf seinem Thron,
Um letzten Endes gestürzt zu werden —
Ist es nicht tragisch?
Von der flotten, knabenhaft-schlanken,
Von der schmiegsam-präzisen, von der emanzipierten
Der ganz-in-sich-selbst-geschlossenen Kombination!

Miris.

Die im Novemberheft abgebildeten Radierungen von **Paul Kleinschmidt** sind im **Euphorion-Verlag,** Berlin, erschienen, der die Genehmigung zur Wiedergabe nachträglich erteilte.

Der reichhaltige Katalog der Neuerscheinungen 1925 des **S. Fischer-Verlag, Berlin,** liegt diesem Hefte bei.

Thomas Manns Zauberberg.

Es gibt noch Menschen, die zu Fuß um die Welt laufen, und es werden besonders im Norden mit Regelmäßigkeit und in Gemütlichkeit liebevolle Handarbeiten gemacht, und es gibt noch Romane, die zwei Bände stark sind und in denen der Held sich angenehm püttjerisch und klein bei klein entwickelt. Geduldig gesprochen ist dieser Roman eine ungeheure Leistung: wer bringt es fertig, mit so wenig Farbe und mit Lübeck als Großstimmung so viel zu sagen?

Solche Romane schreibt man sonst nicht mehr, Romane von solcher Breite, die sich aus bewährten Elementen wie Keller oder Storm zusammensetzen. Wäre er 1900 erschienen, würde man ihn als ein Zeitdokument literarisch einordnen können. So wirkt er mit alten Mitteln unwahrscheinlich wie ein Anachronismus.

Diese Tatsache hat aber ihre Vorteile: Thomas Mann hat auf diese Weise die furchtbare Epoche des deutschen Expressionismus glatt verschlafen. Es ist durchaus ein Aktivum dieses Romans, daß man von dem ganzen Schwindel, von sogenanntem Tempo, von Pseudohumor und Pseudogrobheit und dem schlechtriechenden Plunder, mit dem diese Epoche ihre Talentlosigkeit verdeckte, nichts findet.

Der Roman ist ohne Zweifel gediegen, er ist härter als die Buddenbrooks, bissiger in seinem Humor und wie nicht anders zu erwarten, genial in der Einzelbeobachtung. Daß er nebenbei in Weltanschauung macht, ist ein Fehler, d. h., es ist ein Fehler von Lübeck, das dazu nicht geeignet ist. Zudem betrifft Weltanschauung Moral und hat wie diese mit Talent nichts zu tun, wenn sie nicht eher talentfeindlich ist. So groß sie sich drapiert, so kalt läßt sie. Sie wirkt

alles andere als gemütlich, was schließlich (siehe das schöne regelmäßige Leben in der Heilanstalt) doch das Element Thomas Manns und seine eigentliche Weltanschauung ist, genau so kalt und ungemütlich, wie wenn der Teufel ihn auf politisches Gebiet reitet, was offizielle Ehrung für den geistigen Schutzpatron der Republik und geistige Vereinigung mit Gerhart Hauptmann zur Folge hat.

Dieser letzte eignet sich wegen seiner repräsentativen Persönlichkeit glänzend zu dekorativen Rollen, während Castrop—Mann ein viel zu ausgesprochener Ölklaas ist, der mit Langsamkeit und Rechtschaffenheit sich durch seine Romane hin entwickelt, wie die Pferdebahn, die früher vom Holstentor zum Rathausplatz in Lübeck herauffuhr. Dafür ist er in bester Weise mit unseren Tugenden, Wirklichkeitssinn und dem Bedürfnis, die ganze Welt, soweit sie sich mit seiner Art in Widerspruch setzt, zu attackieren, ausgestattet. Wie wenig ihm Hauptmann als Vertreter von deutscher Sage und Geschichte liegt, beweist er durch die Liebe, mit der er diesen dekorativen Dichter in der Gestalt von Mynheer Peeperkorn (in Bd. II) schildert. Das sind ausgezeichnete Stellen — sein Humor in seiner seltenen Vereinigung von Spießertum und Superieurität — wenn er von Peeperkorn sagt: eine starke Persönlichkeit, aber verwischt, und wenn ihm bei Hauptmann überhaupt erst klar wird, was eine Persönlichkeit ist.

Die zwei Bände sind „gefüllter Kranz", wie ihn die Konditorei seiner Vaterstadt, Niederegger, eine der besten Konditoreien Deutschlands überhaupt, wunderbar unverdaulich herstellt. Beißt man hinein, hört man nur ungern auf, aber trotz bester Butter und Zutaten fühlt man sich nach dem Genuß zu erhöhter Lebendigkeit verpflichtet.

H. v. Wedderkop.

Berliner Ausstellungen: Sezession.

1. Die Sezessionsausstellungen haben immer einen Resümeeanstrich. Das sind die Ausstellungen der schon fertig gewordenen Kunst. Auf diese Ausstellungen verirrt sich selten etwas Aufregendes. Es ist immer ein Fressen für altmodische Kunstwissenschaftler. Hier kann man nur mit Wertschätzungsbegriffen brillieren und in einem langweiligen Kunsthistorikerstil schreiben.

2. Die Sezessionsausstellungen geben immer eine Auslese von den namhaftesten Künstlern, und es ist gesellschaftlich unbedingt nötig, auf solcher Ausstellung in Gala gewesen zu sein. Diesmal sind unter anderen folgende Berühmtheiten vertreten: Amiet, Jaeckel, Krauskopf, Spiro, Steinhardt, Uri, Waske, Bonnard, Denis, Frieß, Gries, Pascin, Signac, Utrillo, Valloton.

3. Über diese Ausstellung kann man folgendes sagen: In der deutschen Malerei ist augenblicklich, um die expressionistische Farbensehnsucht nicht zu verlieren, Varieté und Zirkus Mode. Aber dieses Thema wirkt bei manchen Malern langweilig. Charlotte Beerend ist mit ihren spanischen Landschaften abgeklärt ruhig geworden. Man erschrickt immer wieder vor dem Corinthschen Problem. (Das letzte Selbstporträt ist erschütternd.) Felixmüller wird immer dixisch-literarischer. Genin wird immer netter. Heckendorf klärt sich auf und nähert sich Vlamminck. Cäsar Klein wird immer theatralischer. Sympathisch ist ein „Kindervesper" von Freiherrn von König. Dresslers Bild ist geformter oder seine Bilder in der Juryfreien. Auch ein Robinson-Bild gibt es auf dieser Ausstellung. A. von Zitzewitz macht anständige Malerei ohne viel Lärm. (Es ist ein Bild, das man kaufen müßte.)

4. Paris fängt an, sich an der Utrillo-Atmosphäre zu begeistern. Dressler und Dixe gibt es auch in Paris. Braque ist mit einer „Gemüseschüssel" vertreten. (Donnerwetter, ist das ein gutes Bild, es gehört zu einem der schönsten Bilder, die man je in Berlin sah.) Derain wird immer mehr klassisch ruhig, deutscher, und man freut sich, daß unsere Zeit noch ihre Meister hat. Über die Laurencin freut man sich auch auf dieser Ausstellung. Picassos „Bacchanten" beweisen, wie viel der formensprengende Kubismus der neuen Kunst genutzt hat. Vlamincks Bilder werden immer leuchtender. (Wo nimmt dieser Künstler das viele Licht her?)

5. Und doch verläßt man etwas resigniert diese Ausstellung. Es sind fast nur gute Bilder da, aber alles so linienlos durcheinandergeworfen, keiner sagt etwas Wichtiges, keiner hat mehr Jugendlichkeit, man malt nur gute Bilder und

das ist alles. Wie anders war die Ausstellung der Impressionisten bei Cassirer. Dort hat man ein Bild darüber bekommen, wie man einst in Frankreich für die Malerei kämpfte.

Baschwitz.

Obgleich nicht der Beruf, sondern die Berufenheit den Menschen charakterisiert, spielt das Schicksal diese zwei wichtigen Eigenschaften oft gegeneinander aus, weil das Ordnende dem Menschen fehlt, was die Quelle der Tragik ist.

Für jede Kunst und auch für die Malerei ist es gleichgültig, aus welchem Milieu ihre Gestalten hervorkommen, weil die äußerlichen unwichtigen Formen, sobald ein Kern darin ist, abbröckeln. (Es ist bei Baschwitz ganz gleichgültig, daß er eine gute Kinderstube hatte.) Auf die Intensität kommt es an, und deshalb ist es für die Malerei wichtig, daß manchmal Nichtmaler etwas frische Luft in die Malerei hineinbringen.

Möglich, daß Dilettanten und Autodidakten miteinander verwandt sind, aber Baschwitz ist kein Dilettant, sondern nur ein Autodidakt, der, trotzdem er nur viel Konventionellgewordenes kennt, viel Ähnlichkeit mit den unkonventionellen Malern Monticelli und Redont (die er sicher nicht kennt) hat.

Die neuen Bilder Kokoschkas bei Cassirer.

1. Es ist charakteristisch, daß das Wort „literarisch" durch Servaes in die Malerei kam. (Servaes lebte jahrelang in Wien, das färbt ab, weil man in Wien, auch wenn man Maler ist, literarisch sein möchte.) Servaes gehört (wenn man es auch heute leugnet) zu den Begründern der modernen Kunstkritik.

Die alten Kunstkritiker hatten entsetzlich viel Fachtechnisches, so daß sie fast niemals Freude an einem Kunstwerk hatten, sondern mit viel überflüssigen Daten, Farbenanalysen sich aufrieben und dabei unheimlich alt und buckelig wurden. Als Reaktion auf diese Fadheit gehen die modernen Kunstkritiker allem Positiven mit Stolz aus dem Wege, aber das Freuen an einem Werke haben auch sie nicht, weil sie immer Angst haben, sich vor den Alten zu blamieren, und deshalb haben sie sich einen Haufen von phantastischen unmalerischen Begriffen aus der theosophischen Literatur zusammengebraut.

Das ist die Ouvertüre der modernen deutschen und der kokoschkaischen Malerei.

2. Die Italiener haben das malerische Porträt geschaffen. Durch diese Objek-

---

tivität verloren sie den Kontakt zu sich selbst, und ihre Selbstporträts sind (mit Ausnahme von Leonardo) keine Persönlichkeitsdokumente, sondern in erster Linie nur Bilder. Rembrandts Selbstporträts sind die ersten wirklichen Persönlichkeitsdokumente, die ein Maler hinterließ. Ich liebe die Ichliebe von Rembrandt, er hatte so vieles über sich zu erzählen, daß er eine Berechtigung hatte, sich hunderte Male zu malen. Die neuen Maler sind zu schattenhafte Wesen, und deshalb wird bei ihnen nicht die Körperlichkeit, sondern eine abstrakte „Ichheit" betont. Kokoschka hat zu viel Verwaschenheit, und deshalb wirkt es kurios, daß bei ihm die Synthese immer mit dem Selbstporträt beginnt. (Dieser Wiener will immer bewundert sein.) Kokoschka ist nur ein brutaler Ekstatiker mit der Entzückung zur roten Krawatte. Er malt sich zwischen ihn bewundernden Frauen mit heroischer Malerpose (er hatte Angst, sich zwischen schönen Frauen zu malen). Er zeichnet sich zwischen ihn bewundernden Freunden (immer nur hervorragend). Als ich Kokoschkas letztes Halbaktselbstporträt sah, konnte ich mir die wehmütigen Worte nicht verkneifen: — „Armer Koko" — ja, man kann sich auch Halbakt malen, aber dieses Bild schreit ja — „Wer bin ich?" — „Schaut, was für ein Kerl ich bin."

3. Schellings Kunstanschauung ist ziemlich charakteristisch für die deutsche Malerei. Er empfiehlt „als Kunststoff die Idealwelt der Mythologie, die den ewigen Urbildern die Formen gibt." Dieses, von der Mythologie verblüfft zu sein, und immer irgendwie eine Ethik zu haben, charakterisiert die deutsche Malerei und erweckt überschwengliche Liebe für ausländische Werke. Gewiß muß Verwandtschaft noch kein Fehler sein, die Franzosen haben immer irgendwie eine Schule, aber hinter jeder Schule liegt eine große Wirklichkeit. Bei den Deutschen ist nur die Schule zu sehen. Die modernen Kunstrichtungen waren,

wie bei Derain, eine Blutnotwendigkeit, leider bei den Deutschen und auch bei Kokoschka nicht, und deshalb mußten sie zum Trick greifen, und die Bilder, die man unter dem Trick malte, sahen wie schreiende Plakate aus; aber hinter jedem Trick merkte man die Sehnsucht, einmal akademisch malen zu können (auch Kokoschka ist hier keine Ausnahme, er geht immer drum herum und täuscht vor, wie wenn sein Individualismus eine innere Angelegenheit wäre, und es spricht gegen diesen Maler, daß man schon nach so kurzer Zeit seine Bilder in Familienblättchen reproduzieren kann). Kokoschkas Bilder sind nur ein Gemisch von Ahnungen, die evtl. bei andern Taten werden.

4. Und Kokoschka fuhr auch nach Paris, um zu erfahren, wer Cézanne war, und welche Möglichkeiten Marquet, Dufy, Utrillo, Matisse, Vlaminck und Derain für die deutsche Malerei haben. Aber Kokoschka wurde nicht cézannisch, wie es sonst die Deutschen in Paris zu werden pflegen, sondern er machte eine Rechnung (das ist sympathisch) darüber, was er alles hätte werden können. Aber trotzdem man seine neuen Bilder manchmal schön findet, muten sie doch sehr traurig an, weil sie eine Mélange von Vlaminck, Derain von 1907 sind, und merkwürdig, das erstemal meldet sich in Kokoschkas Malerei eine tschechoslowakische Buntheit.

Von dieser neuen Ausstellung werden viele mit dem Gefühl weggehen: „Haben wir ihm nicht unrecht getan, vielleicht wird's doch noch." Aber seit zwanzig Jahren sieht es so aus, wie wenn es etwas würde, und der arme Kokoschka geht daran zugrunde, daß man von ihm erwartet, daß er der heißersehnte große deutsche Maler wird. Und drollig, diese Landschaften sollen über 20 000 Mark kosten. Und dabei kann man schon sehr schöne Monets dafür haben. Und Pissaros und Sisleys kosten kaum die Hälfte. *Emil Szittya.*

Der Schrei nach dem Crack.

„Schreiben Sie ernsthaft zwei Seiten über Tennis . . .“

Zunächst: unsere Väter stehen alle auf dem Standpunkt: „Tennis ist keine ernste Beschäftigung“, obwohl man fast mit dem gleichen Recht einem Bankdirektor sagen könnte: „Kontokorrentschreiben“, oder schlimmer noch: „Zinsenberechnen ist keine ernste Beschäftigung‘, worauf jener antworten würde: „Das kommt nur darauf an, ob es zu Ihren oder zu meinen Gunsten ist —“

Aber: Tennis ist *wirklich* keine ernste Beschäftigung. Alle Amateursports, aus Affekt und Passion zusammengesetzt, sind es *nicht*. Gerade das ist das Seltene und Reizvolle an ihnen, und es ist bedauerlich, daß der Erwerbsinn unserer Zeit das Amateurtum gewaltsam zugrunde richten wird. Früher konnten die „Großen“ des „weißen Sports“, ohne Rücksicht auf Ort und Zeit, Aufforderung oder Geschicktwerden, im In- und Ausland ihre Kunst zeigen, und die Rekorde, die damals die deutsche Extraklasse wie Froitzheim, Kreuzer, Rahe, Bergmann, Robert und Heinrich Kleinschroth aufstellten, sind bis heute von niemand gedrückt worden. Heute, wo „der Schrei nach dem Crack“ von jedem einzelnen der jungen Generation erklingt, ersetzen Ehrgeiz und Ausdauer, sowie das Kollektivinteresse vieler großen Klubs an der Züchtung von Tennisstars vielfach die früheren Motive.

Aber welcher Grund uns auch den Schläger in die Hand drückte, hält man ihn einmal, läßt man ihn nie mehr los. Beim vierzehnten Turnier des Sommers, meinetwegen in Heringsdorf, bei 30 Grad Hitze stöhnt die Schar der sich zum vierzehnten Male in derselben Saison treffenden Spieler: „*Muß* denn immer wieder Demasius—Moldenhauer gegen Rahe—Kleinschroth spielen, gibts denn *keine* anderen Schlußrunden als: Frau Friedleben-Neppach, sollte man nicht lieber, statt einen Sonnenstich zu bekommen und einem blöden Filzball sinnlos

nachzujagen, im Familienbad Aufnahmen machen, oder — wenn schon *gespielt* sein muß — besser im Schatten eines Kurhauses Grammophon „spielen?" Und man einigt sich, „die nächsten vier Wochen keinen Schläger anzurühren". — Acht Tage später fragt man auf dem Landungssteg in Heiligendamm: „Was sagen Sie, daß dreißig Nennungen mehr sind als in Heringsdorf, überhaupt: Heringsdorf so ein Turnier — daß Bergmann dieses Mal mit Rahe spielt, daß Frau Uhl *„unten"* und Frau Kaeber *„oben"* ausgelost sind, daß Tiktin *minus* 3/6 steht . . . was sagen Sie, daß das Kurhaus *allein* von Vorgabespielern überfüllt ist, und endlich, der „Not der Zeit" entsprechend, der *„T.-W.-C."* (Tennis - Wander - Circus) gegründet worden ist, was sagen Sie — was sagen Sie . . . ?"

Über die Leistungen unserer Cracks Kritik abzugeben, muß ich befangenheitshalber ablehnen, außerdem beweisen die Resultate im In- und Ausland — das leider noch immer nicht ganz für uns offen ist — genug. Angebrachter erscheint es mir, die Launen und Einfälle des „weißen Völkchens", die an den Ausgänger der Kämpfe oft größten Anteil haben, unter Zeitlupe zu nehmen.

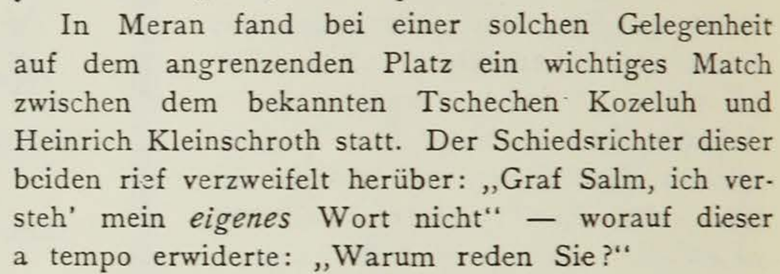
Einer der Prominentesten auf diesem Gebiete, mit einer Zugabe von unerhört starken Temperamentausbrüchen, ist der uns allen nicht unbekannte Graf Ludi Salm.

Ich erinnere mich noch, als vor einigen Jahren, in Homburg, ein mehr oder weniger echter Inder, freundlicherweise, das unbeliebte Amt des Schiedsrichters übernommen hatte, Salm, dessen sanguinische Hemmungslosigkeiten damals relativ ungezügelter waren als heute, bei einer ihm dünkenden Fehlentscheidung, den Empirestuhl ins Wanken brachte und unüberhörbar durch die Gegend rief: „Du Inder, du solltest lieber mit Gangeswasser gurgeln, als hier zu empiren —"

Alle diese Exzesse tun Salm hinterher leid, und als derselbe Inder ein Jahr später, in Wien, unter den Zuschauern sitzt, wo Salm gleichfalls spielt, und ein Ball von ihm unter dessen Stuhl rollt, den der Inder auffängt und Salm ängstlich reicht, dankt ihm dieser verbindlich lächelnd und bläst nur die Balljungen empört an: „Schaut's an, Ihr blöden Gnoms, da muß ein Mann aus *Indien* kommen und Bälle aufheben —!"

Wir spielten neulich in Hamburg gegen ihn. Die Ballbuben (immer die Ballbuben!) sind ihm zu langsam, und mit tiefem Gram stöhnt er über den Platz: „Eh' du mieser Zauderer den Ball aufhebst, bin ich an alter Jud'..."

Es kommt ihm gar nicht darauf an, bei Ungunst des Schicksals auf dem Platz einen solchen Lärm zu vollführen, daß auf Kilometer in der Umgegend jeder weiß: „Aha, Salm spielt!"



In Meran fand bei einer solchen Gelegenheit auf dem angrenzenden Platz ein wichtiges Match zwischen dem bekannten Tschechen Kozeluh und Heinrich Kleinschroth statt. Der Schiedsrichter dieser beiden rief verzweifelt herüber: „Graf Salm, ich versteh' mein *eigenes* Wort nicht" — worauf dieser a tempo erwiderte: „Warum reden Sie?"

Die Ausrede, daß ein roter Schirm, ein im Platz befindlicher Ball, ein fortgehender Herr, ein langsam anfahrendes Auto oder ein Windhauch einen außer Fassung bringen können, ist nicht neu.

Voriges Jahr, in Heiligendamm, bei der interessanten Schlußrunde im Herrendoppel, erblickte man auch unter den Zuschauern die kronprinzliche Familie, das großherzogliche Paar von Mecklenburg, die Prinzessin Reuß, und außer vielen anderen bekannten Persönlichkeiten auch die gute Berliner Reiterin Frau Wiener, deren Schoßhund sich plötzlich loslöste und inmitten der spielenden Herren einen wilden Tanz aufführte. Ängstlich rief Frau Wiener: „Ach verzeihen Sie vielmals, daß mein Hund Sie stört" — worauf von einem der Spieler die schnelle Entgegnung ertönte: „Aber bitte sehr, gnädige Frau, solange es kein Pferd ist..."

Kopenhagen hat eine der vorbildlichsten Hallen Europas. Während des vorjährigen „Mitternachtsturniers" (wir haben tatsächlich nur nachts von 7—1 gespielt) schlug Conrad Uhl einen Gegner, der auf jeden Ball so loshieb, daß die Halle dröhnte und die Bälle in alle Gegenden, nur nicht auf den Platz sausten. Beim Wechsel der Seiten meint Uhl freundlich: „Möchten Sie nicht etwas ruhiger schlagen, Sie hätten mehr Chancen, zu gewinnen —" worauf jener kopfschüttelnd meinte: „Gewinnen will ich nicht, aber knallen muß es!"

Ich bin vom Thema abgewichen. Ich sehe es ein. Ich habe über alles Mögliche geschrieben, nur nicht „zwei Seiten ernst über Tennis". Oscar Kreuzer hat mir aber auch in seinem „Tennislehrbuch" alles vorweg ge„drived".

Die beigefügten Bilder zeigen, daß die Vielseitigkeit „unserer Cracks" bedeutend ist, und bitte dies mit dem nötigen Respekt entgegennehmen zu wollen. Wir müssen uns andere Ambitionen offen lassen, durch die wir vielleicht, durch Zufall, einmal unsterblich werden, denn „wir vom weißen Filzball" wissen:

„Dem Tennisspieler flicht die Nachwelt keine Kränzchen." *Paula Heimann.*

Liebes Paulchen!

Als Sie im Oktober vorigen Jahres während der sportlichen Veranstaltungen in Meran Ihr leider noch ungedruckktes Handbuch des Tennissportes zu schreiben begannen, stellten Sie am Ende seines reizvollsten Kapitels autoritativ fest, Tennis sei die höchste Erotik.

Ich frage Sie nunmehr: Konnten Sie wirklich vorstehenden, lieblich gedämpften „Schrei nach dem Crack" ausstoßen, ohne der gläubigen Gemeinde zu gedenken, die sich vor einem knappen Jahre um Ihren Schläger und um Ihre Feder scharte, von Ihnen praktisch mit Bewunderung und theoretisch mit Begeisterung erfüllt? Konnten Sie annehmen, daß ich, der eifrigsten Theoretiker und Zuschauer einer, es Ihnen jetzt hingehen lassen werde, wenn Sie vor einem breiteren Forum die Behauptung aufstellen, Tennis sei wirklich keine ernste Beschäftigung?

Paula, sieghafte Crackeuse, wohin sind Sie zurückgeglitten? In frühes Mittelalter, in dem Religion die Ausdrucksformel menschlicher Erotik war, oder gar in die Jahrzehnte der Queen Victoria, in denen der häusliche Herd solchem Ausdrucke diente?

Die ernsteste Beschäftigung moderner Menschen ist Sport als Ausdruck moderner Erotik; darum gleicht der moderne Tanz einer sportlichen Veranstaltung, darum gibt es für verschiedene Temperamente verschiedene Sportarten: Golf, mit seinen gemächlichen Schlagintervallen für gesetztere Gemüter, Hockey für die kampfesfrohe Jugend und Tennis für potenzierte Erotiker.

Ich maße mir nicht an, Sie richtigzustellen: Ich erlaube mir nur ergebenst im Anschlusse an Ihr Essay mitzuteilen, was — von Ihnen reizvoll verschwiegen — doch immerhin der Grundton Ihrer Plauderei sein dürfte.

In diesem Sinne sehe ich — hoffentlich im Einklange mit Ihnen — kommenden Saisonen und Turnieren des weißen Sportes hoffnungsvoll entgegen.

Ihr stets ergebener

Point,

Brioni, Herbst 1925. Ehrenmitglied des T. W. C.

Graf Ludwig S., berühmt als Tennis-Champion und durch seine Ehescheidung von einer amerikanischen Multimillionärin, ist außerdem ein schneidiger Herr bei Frauen.

Eines Tages sitzt er im großen Speisesaal des Südbahnhotels und kokettiert ungestüm mit einer Dame, Gattin eines reichen Fabrikanten.



Mauxion wünscht fröhliche Weihnachten!



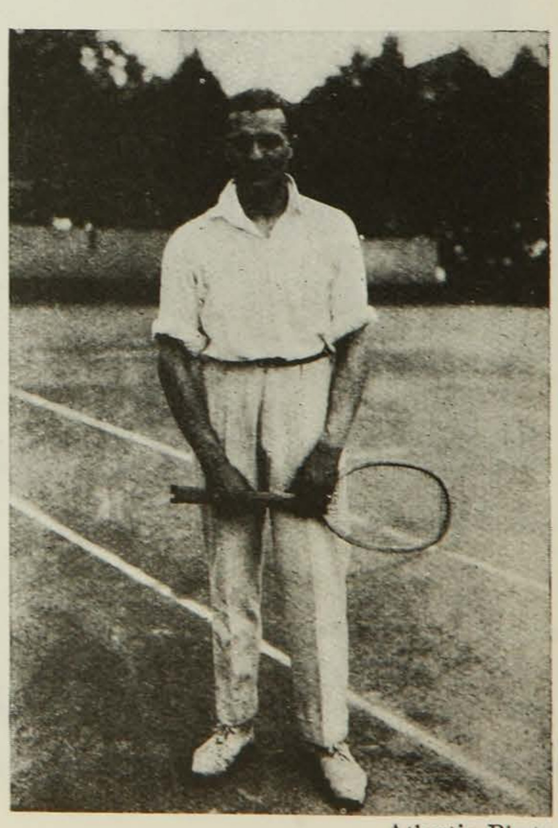
Nelly Neppach



Moldenhauer

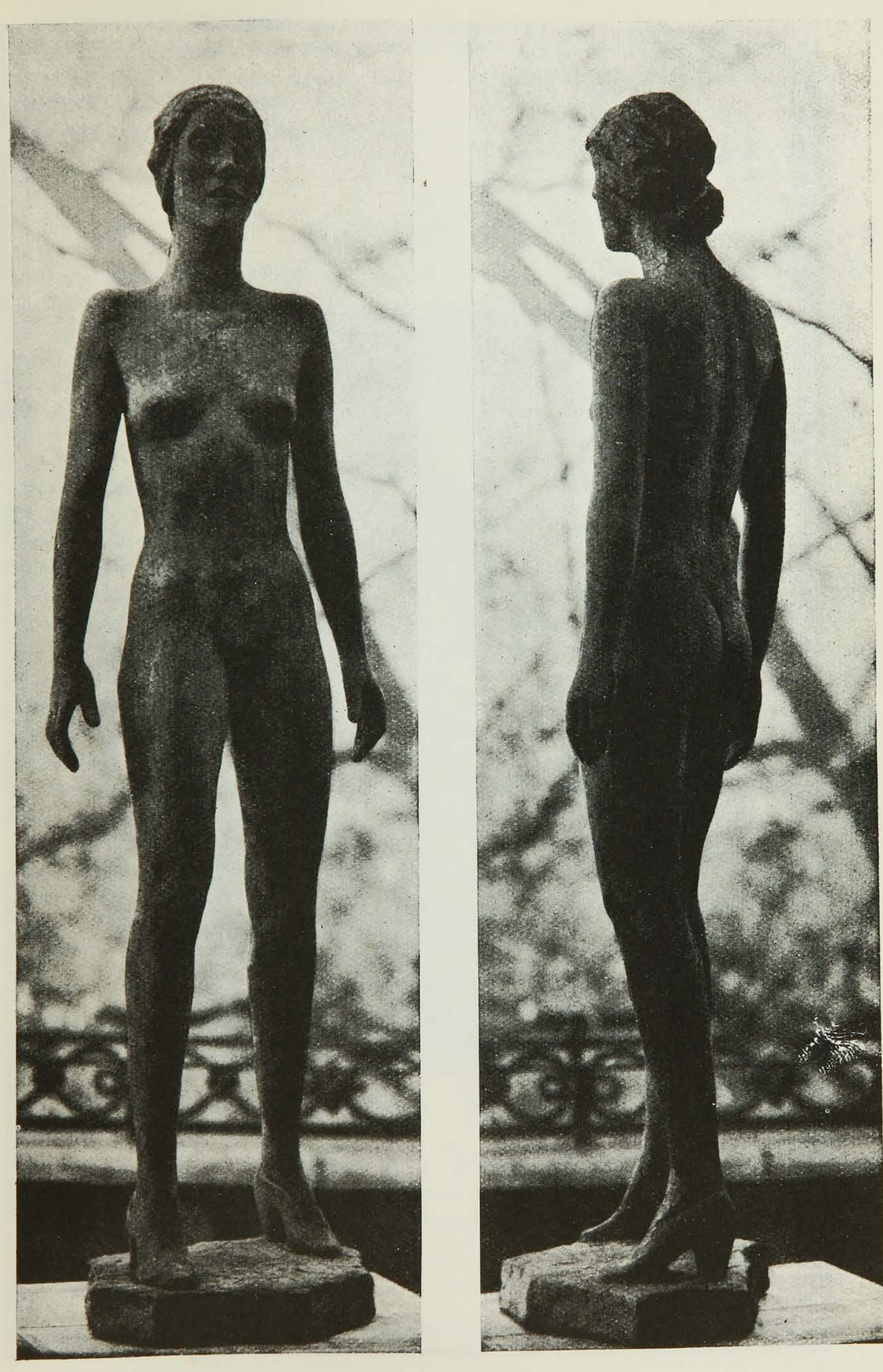


Paula Heimann, Hector Fischer,
Frl. Aussem



Atlantic Photo

Otto Froitzheim



Ernesto de Fiori, Die Engländerin





Werkstätten Bernard Stadler A.-G. / Paderborn

Der ganze Saal ist Zeuge.

Der Gatte — befrackt — fühlt die Blicke auf sich gerichtet, muß etwas tun.

Er erhebt sich, schreitet auf den Tisch des Grafen zu und fragt ihn, weithin vernehmlich: „Was wünschen Sie?"

Darauf der Graf, ebenso laut: „Ein Soda mit Himbeer!"

(Berl. Tagebl.)

Fioris „Engländerin".

Diese Engländerin ist nicht von Haller, ist auch nicht Haller-Schule, sondern ein Gebilde, das von Ernesto de Fiori ist, und nur von ihm sein kann. Die Quintessenz seiner Kunst, seiner künstlerischen Überzeugung, sie ist der Typ, den dieser swell liebt, hart, dünn, herbe, fest, mit zartesten Linien umrissen, deren überall nüancierte Führung seine Verliebtheit offenbar macht. Fiori ist ein ausgezeichneter Portraitist (s. Karina). Diese Veranlagung hat ihn nicht gestört, hier etwas Wertvolleres zu schaffen, der sich unverkennbar, von dem benachbarten, oft verwandten Typus der Amerikanerin unterscheidet, gepflegter, feiner, edler, ätherischer ist. Auch die Seele hat er bedacht, denn im Ausdruck des Kopfes schlummert ein höchst anziehender Zynismus, theoretische Perversion, eine ebenso gehaltene wie an sich schrankenlose Ordinärheit, wenn man darunter einen Komplex von Seelen- und Rücksichtslosigkeit, Kälte und gegebenenfalls, d. h., wenn der Stil es gestattet oder verlangt, jeglichen Mangel an Gêne begreift.

Dieser Körper, hell rötlich — gelb getönt, gegen eine hellere Wand gestellt, zerrinnt fast in Äther, wird gänzlich unsubstantiell, leicht wie ein Luftgebilde. Alles ist so wesentlich wie sparsam modelliert, mit dem nötigen Schuß von Realismus, der den Dingen den notwendigen Bestand und Deutlichkeit gibt, den Expressionisten, da sie immer faul oder talentlos alles Schwierige umgehen oder weglassen, verachten. Das Gesäß ist zwar nur nebenbei, aber extra zu erwähnen.

Diese „Engländerin" ist die richtig gefundene Mitte: nicht Frau, nicht Jungfrau, gleichgültig, sondern miß, eine bleibende miß ob aller Geschehnisse, daher von methaphysischer Bedeutung, so daß, wer wollte, wirklich Gehaltvolles darüber schreiben könnte. Ich beschränke mich darauf, zu wissen, daß die Dame niemals in diesem Zustand vor Fiori stand, daß er sie zugleich mit den Augen von dreitausend anderen in einer Londoner music hall sah, also eine Art visionäre Schöpfung. Der Rest ist Bewunderung.

H. v. Wedderkop.



Suzanne Roger

Knigges Umgang mit Literaten.

(Statt jeder besonderen Anzeige.)

Über das Bohemientum ist vielfach die irrige Meinung in Umlauf, daß es eine künstlerische, extravagante Fasson des Daseins darstelle.

In Wahrheit bezeichnet es bloß eine bestimmte pekuniäre Situation; einen Zwangs-, keinen Wahlzustand.

Die Menschen, die bei völlig geregeltem materiellen Zustand ihres Lebens, Bohemiens zu sein glauben, wenn sie etwas später aufstehen als andere Leute, dem Alkoholgenuß zuneigen, ihre Zechen aufschreiben lassen, ihre Papiere in Unordnung haben, ihre Haare unfrisiert tragen, ihre Liebschaften öffentlich erledigen, ihre Zusagen nicht einhalten — die sind keineswegs Bohemiens, sondern mißratene Bürger.

Der wahre Bohemien ist ein Pedant. Die Verwahrlosung des Schreibtischs, die Nichtbeantwortung wichtiger Briefe, die Verschlampung der Zeit ist ihm ein Greuel. Er ist ein Pedant seines innerlichen Daseins, dessen Uhr anders geht als die der Normalmenschen; diese peinliche Verrechnung seiner Innenvorgänge läßt ihn auch nach äußerlicher Reinlichkeit schmachten; aber sintemalen sein Ordnungssinn auf weitere Fristen gestellt ist und er den Druck unsicherer materieller Verhältnisse noch weniger ertragen kann, so entsteht bei ihm jene Geste der Fahrigkeit und Unbekümmertheit, die der Fernstehende als Bohemientum ansieht.

*

Literaten gelten, sofern sie nicht auf einem Auflagen-Berg thronen oder die chinesische Dramenliteratur des sechzehnten Jahrhunderts bearbeiten oder den Briefwechsel Kaiser Wilhelms herausgeben, sich sonach auch nicht mit Söhnchen Helmfried und Gattin Feodora vor ihrem entzückenden Landhäuschen am Chiemsee photographieren lassen können, als Bohemiens.



Wem verdanken sie diesen Ruf? Dem Umstand, daß in dieser Welt die Nachfrage nach Blei, Fußwärmern, Kattun, Hanfsamen und Schlagermusik größer ist als die nach subtil formulierten Wahrheiten.

Nun gibt es gleichwohl eine stattliche, mit Maschinen, Fabrikräumen und Verwaltungsräten ausgerüstete Industrie, die sich der Mitarbeit dieser Wesen bedient. Was wäre danach logischer, als sie zu normalen Arbeitsgeschöpfen avancieren zu lassen, mit ihnen Geschäftskorrespondenzen zu führen, ihnen kurzgesagt die Ehre der kapitalistischen Zurechnungsfähigkeit einzuräumen?

Dies geschieht nicht. Und zwar deshalb nicht, weil im Umgang mit ihnen dem Bürger, Arbeitgeber, Unternehmer die falsche Auffassung vom Bohemientum gelegen kommt.

Er vergißt die Zeit nicht, wo er sich durch diese Lebensgeste gefoppt fühlte (es ist viele Jahrzehnte her) und nimmt Revanche, indem er jetzt, wo er die Fopperei längst durchschaut hat, also nichts mehr fürchten muß, noch immer das gleiche wohlwollend-belustigte Gesicht aufsetzt, das dem Partner sagen soll: Ich weiß — es ist alles nur Spaß!

Ähnlich schützen sich begüterte Verwandte, die von einem armen Neffen um ein Darlehen angegangen werden, durch den Vorhalt: du Nihilist!

Der Literat, der dem Herausgeber, Dramaturgen, Theaterdirektor, Verleger als Lieferant gegenübersteht, nicht anders wie der Strohflechter dem Korbfabrikanten, sieht sich durch ihn in einen Impressionskäfig gesperrt, aus dem er nicht mehr heraus kann. Liebevoll tastet ihn das Unternehmerauge ab: du Schelm! du Schuldenmacher! du Papierverwahrloser! du Faulpelz! — Du spottest natürlich meiner Korrektheit!

Der Arme will aber gar nicht. Er will kein Schelm, kein Faulpelz, kein Verwahrloser sein, Korrektheit betet er an. Er schreibt Briefe pünktlich und will pünktlich darauf Antwort. Er arbeitet und will Geld. Er hält auf Verabredungen. Er haßt die Unzuverlässigkeit. Er will sicher wie ein Rentner sein.

Was nützt es ihm, wenn der historische Leumund gegen ihn zu brauchen ist!

Das Bohemientum, das nie sein Stolz und seine Art war — er wird darin hineingestürzt, unnachsichtig, der Trick, in der Welt der Organisationen und Streik-Komitees ihn als Form-Mißachter ansehen zu können, ist zu einträglich! So ist er denn der chronische Einsender des Universums, dem nichts anderes übrigbleibt, als Briefe zu urgieren und mit dem süßsaueren Lächeln des Vagabundentums sich über Formen hinwegzusetzen, die ihm heilig sind!

Anton Kuh.

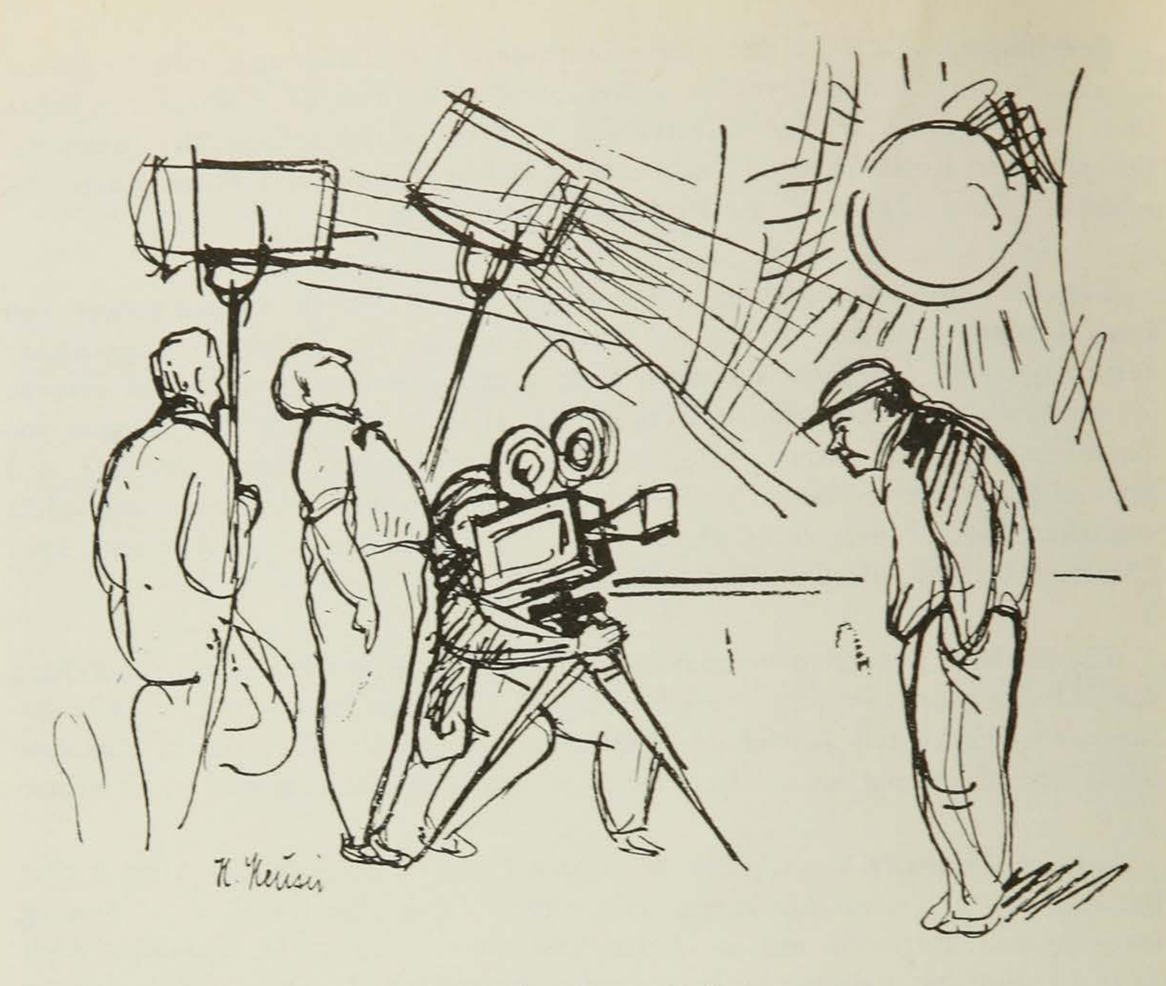
Berichtigung. Es wird den Querschnittlesern aufgefallen sein, daß die Dekorationen für die Charell-Revue im November-Heft als von Ernst Klein angegeben sind. Es handelt sich hier selbstverständlich um einen Druckfehler, denn der Schöpfer der Kostüme und Dekorationen dieser Revue, und insbesondere des schönen Bildes „Patience“ ist **Professor Ernst Stern.**

Für die Zusammenfassung des von mir vorbereiteten **Lebenswerkes von Lovis Corinth** sind mir bereits zahreiche Angaben von Besitzern Corinthscher Werke gemacht worden. Vor dem endgültigen Abschluß des Werkes ersuche ich nochmals die ausstehenden Besitzer (Galerien und Museen) um Angabe von Titeln und Größe (wenn möglich mit Photographie) ihrer Gemälde und Aquarelle des verstorbenen Meisters. Besitzer, die ihre Namensnennung nicht wünschen, wollen dies bitte vermerken. Zuschriften an meine Adresse: Frau Charlotte Corinth, Berlin, Klopstockstr. 48.

Die Berliner Secession veranstaltet Ende Januar eine umfassende Ausstellung von Handzeichnungen ihres verstorbenen Präsidenten Lovis Corinth. Alle Besitzer von markanten Zeichnungen Corinths werden hiermit gebeten, eine diesbezügliche Mitteilung an die Berliner Secession, Kurfürstendamm 232, zu richten.

Gussi v. Zitzewitz hat, um der drohenden Pleite zu entgehen, in ihrem Atelier, Rankestraße 27, einen Malkursus eingerichtet. Derselbe findet statt: Montag, Dienstag und Mittwoch von 10—1 und kostet monatlich 50 M. Die ausgezeichneten Lehrqualitäten dieser Malerin werden ihr hoffentlich großen Erfolg bringen.

Noch ein anderer Riesenrettich außer dem unlängst aus Kundl gemeldeten. Unter den im Pfarrergarten in Aschau im Spertental bei Kirchberg heuer gewachsenen Sommerrettichen befindet sich einer im Gewichte von 2,40 Kilo und andere wiegen eineinhalb und zwei Kilo. Auch die anderen Gartenfrüchte sind früh und gut gediehen. Gewiß ein schönes Gartenresultat bei einer Ortshöhe von 1000 Meter. *(M. N. N.)*



Irrsinnige Journalistik.

Das Irrenhaus in Leicester, das nur mit weiblichen Patienten belegt ist, gibt eine eigene Anstaltszeitung heraus, die von Anfang bis zu Ende von den Irren geschrieben, gedruckt und über ganz England expediert wird. Der Anstaltsarzt des Hauses hat jetzt einer Ärztekommission in London über das Experiment mit dieser Zeitschrift einen Vortrag gehalten und einige Exemplare vorgelegt. Er kam in seinen Ausführungen zu dem Schluß, daß die Irren über eine besondere Feinfühligkeit verfügen, und daß sie daher besonders geeignet seien für journalistische Beschäftigung. (?) Die Irrenzeitung in Leicester arbeitet ohne Kontrolle und ohne Zensur. Sie enthält wissenschaftliche Aufsätze, einen laufenden Roman, kleine Feuilletons und eine große Anzahl Gedichte, von denen die Ärzte feststellen, daß sie tiefere Empfindung zeigen als der Durchschnitt der modernen englischen Lyrik.

Aus der Irrenhauszeitschrift „Patients' Magazine".

SCULLERY WORK

In writing these few brief lines upon the subject which I am just going to make a few remarks, I hope my kind readers will pardon any slight clerical errors I may make. Being a member of a family of thirteen, and naturally my scholarship was limited—night schools, and kind friends I have to thank for what little I know about that. I may briefly state here my mother taught me as a boy how to clean, wash and bake, and all work connected with the household. A good, kindly soul; and well I remember her sweet remarks—it



Kiril Arnstam (6 Jahre alt)

will be no carriage to you when you grow up. Well, now I may state here scullery work is a work I love, and you won't get many people to say that, and if you can get man or woman in that mind, you lay the foundation stone, as it were, to success. I commence the day's work by laying the breakfast, butter the bread, and then wash all crockery, tins, and all the necessary things connected with same. Then it is the same dinner time and tea time. I find all my cans, tins and things connected with the same require special attention, which I take a great interest in. If your utensils, etc., are not clean, you will not get the success you desire or deserve. I will tell my readers here the years that I have done scullery work, that I have never missed being at my post and ready for action only for a fortnight, when I was ill. I would refer one and all to the officer who has been in charge, who would no doubt gladly tell you the same. I am willing to be judged by my work, and also I may state if any lady, who all know something of the work, would give me a call, I would be delighted to receive a few useful hints, when they have had a look round my little establishment. I would like to say if anyone has suffered any trouble or bereavement, get interested in some work. You will find it induces natural sleep, which will bring great comfort. I was like a great many more, I lost two sons in the great war. You will find that you have not much time to think. I would like to mention here that kind friends who, in my trouble, spoke such kind words to me, accept my sincere thanks.

Great care must be taken with the crockery ware or else the breakages would be terriffic. I am always watching over them. There are between sixty and seventy patients in the ward, so it will give you some idea of my work. I would like to call attention to one thing—keep your cleaning cloths and brushes thoroughly clean, then half your labour is done. I am only surprised

to see such few people take such slight interest in the work, my advice is try it. I would like to speak a word here on behalf of scullerymen, to those who don't understand, don't interfere, he has got work to do, let him get on with it, and then judge by the result. Should any such come my way, I keep in my scullery my coat of arms—a clean apron for a better man at the work than myself. It keeps me healthy in mind and body. My motto is civility, punctuality, and cleanliness.

In conclusion, I would like to take this opportunity of wishing the Superintendent, doctors, male and female nurses and patients a Merry Christmas and a Bright and Prosperous New Year.

S. S.

*

MISCHIEVOUS SPORT.

Sport is a god, an idol of us all,
But maidens fair beware its cunning grip,
Lest from its potent depths you sip
Too strang, and hence decree your fall.

Think not it makes for beauty,
For tis not in mind, or face, or form
You'll find it, such the storm
That doctors raise in seeking after duty.—

Who now have cured the world
  Of all its other ills and woes!
But even they are sport as all men are,
  And things; thus shun these deadly foes,

Know, too, from all the vibrant air above
And round you, that the greatest sport is love. *B. C.*

*

A CHRISTMAS GIFT.

He set him out
  A lady's fan to buy,
  For Christmas now was nigh,
The shops he'd rout.

He reached the store,
  And boldly entered there
  To choose, with leisure rare,
This offering poor.

His lady shy,
  Unknowing, sought that store,
  And on that self-same floor
Stood near to buy.

A mounted stick
  For him she had in view,
  But not a word he knew,
The best she'd pick.

So side by side
  To purchase their surprise
  They stood, when their keen eyes
Each other spied.

Confused, they smiled,
  Then sought a ready ruse,
  Their secret must not ooze,
Thus they beguiled.—

For 'ere they stir
  To smiling servers say
  "Madam, your pleasure pray?"
"What for you, sir?"

She blushed, but quick
  Chose out a dainty fan.
  Which, stuttering, he did scan,
Then bought a stick.

Twas ever thus,—
  That fate at us conspires
  To rob our best desires,
And sadden us. *B. C.*



Rolf Hoerschelmann

Fünfzig Köpfe der Zeit. Begleitet von munteren Reden verschiedener Schriftsteller von Rang hat Rudolf Großmann „50 Köpfe der Zeit" in einem monumental ausgestatteten Bande erscheinen lassen. (Rudolf Mosse, Buchverlag.) Seinem Stift sind unter anderen verfallen: Katharina v. Oheimb, Stresemann, Theodor und Otto Wolff, Corinth, Tilla Durieux, Kaiser und Kerr, Meyer-Graefe



K. Dannemann

und Pallenberg, Heinrich Zille und Heinrich Wölflin und der Graf, dessen „weise Woche" im letzten Querschnitt besprochen wurde, dazu eine Menge distinguierter Ausländer aller Stände, wie Herriot, Caillaux, Painlevé, Paul Morand und Benedetto Croce.

Man sieht, Großmann ist sehr fleißig und versteht es gut, sich einzuführen. Er hat wieder so wesentlich gezeichnet, daß es von der Intelligenz der Gezeichneten abhängt, ob sie ihn ein zweites Mal empfangen. *H. v. W.*

Eine Konferenz getaufter Juden in London.

Dieser Tage begann in London die erste internationale Konferenz der „Hebrew Christian Alliance", einer Organisation der zum Christentum übergetretenen Juden. Mr. E. Bendor Samuel (London) eröffnete die Konferenz und verlas ein Schreiben des Präsidenten der Hebrew Christian Alliance, Prediger Samuel Schor, der verhindert war, die Konferenz persönlich zu eröffnen. Mr. Bendor Samuel begrüßte die aus den Vereinigten Staaten, Palästina und den Ländern des Kontinents eingetroffenen Delegierten, worauf Herr D. Neugewürz aus Montreal ausführte, die Konferenz bedeute ein Ereignis in dem Fortschritt der jüdischen Christenheit der ganzen Welt. Die jüdischen Christen dürfen sich künftighin nicht mehr von den arischen Christen und den Christen anderer Rassen zur Seite drängen lassen. Die jüdischen Christen haben eine Mission, für welche die Zeit bereits reif geworden ist. Die Konferenz muß Wege finden, wie man das jüdische Christentum in der ganzen Welt ausbreitet und verstärkt, so daß die Bewegung die noch nicht christlich gewordene Judenheit erfaßt. Mr. Neugewürz verlas ein Schreiben des Bischofs von Montreal, in welchem es heißt, der Jude sei eine große Kraft in der Welt; wenn diese Kraft in den Dienst des Christentums gestellt würde, so würden die Resultate wundervoll sein. Der jüdische Christ, heißt es in dem Schreiben weiter, hört keineswegs auf, Jude zu sein, im Gegenteil: er wird erst recht ein vollkommener Jude. Es sprachen noch der Präsident der amerikanischen Hebrew Christian Association, Max Reich, der palästinensische Delegierte Mr. S. B. Rohold und der Hamburger Vertreter Dr. A. Frank, der persische Vertreter Khodadad E. Keith, sowie viele andere Ländervertreter. Die Konferenz nahm eine Resolution an, in welcher die Bildung einer Internationalen Alliance aller

zum Christentum übergetretenen Juden der Welt gefordert wird. In der Resolution wird festgestellt, daß in der Welt 250 000 getaufte Juden leben. Ferner wurde der Wunsch nach einer separaten jüdisch-christlichen Kirche und nach einer jüdisch-christlichen Zionistischen Organisation ausgedrückt.

(Jüdische Wochenschrift, Wien.)

Literarisches Preisausschreiben der Gesolei. Das Preisrichterkollegium für das literarische Preisausschreiben besteht aus: Herbert Eulenberg, Walter Bloem, Hanns Heinz Ewers, Friedrich Castelle, Geheimrat Prof. Dr. Schloßmann, Hans Arthur Lux und Frau Louise Dumont.

Der Verlag des Kreises Graphischer Künstler und Sammler, Leipzig, legt diesem Heft einen Prospekt seiner ausgezeichneten Verlagswerke bei.

Suche für Theaterzwecke drei korpulente Damen, nicht unter 250 Pfund schwer, große Damen und Herren, nicht unter 1,95 Meter groß, und kleine Damen und Herren, nicht über 1 Meter. Auch können sich andere Abnormitäten melden. *(N. W. J.)*

Die Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H., Darmstadt, legt diesem Heft einen reich illustrierten Prospekt ihrer instruktiven Monatshefte **„Deutsche Kunst und Dekoration"** bei.

EINGEGANGENE BÜCHER*)

STENGLIN, FELIX FRHR. V.: *Schlawottke u. and. drollige Geschichten.* Berlin, Winckelmann & Söhne.

STERNBERG, GRAF ADALBERT: *Radioglaube an Gott. Ein Buch für Ungläubige.* Berlin, Verlag für Kulturpolitik.

STERNHEIM, CARL: *Das Fossil.* Drama. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

STRAUS, ERWIN: *Wesen und Vorgang der Suggestion.* Berlin, S. Karger.

SURÉN, HANS: *Der Mensch und die Sonne.* 63. Aufl. Stuttgart, Dieck & Co.

TAESCHNER, FRANZ: *Alt-Stambuler Hof- und Volksleben.* Ein türkisches Miniaturenalbum aus dem 17. Jahrhundert. I. Tafelband. Hannover, Orient-Buchh. Heinr. Lafaire.

TAUBE, OTTO FRHR. VON: *Rasputin.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

TROELTSCH, ERNST: *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesamm. kulturphil. Aufsätze u. Reden.* Tübingen. J. C. B. Mohr.

UEBERSCHAAR, HANS: *Eigenart der japanischen Staatskultur.* Leipzig, Theodor Weicher.

UNRUH, FRITZ VON: *Heinrich aus Andernach.* Festspiel. Frankfurt a. M., Frankf. Societäts-Druckerei.

UTITZ, EMIL: *Der Künstler.* Vier Vorträge. Stuttgart, Ferdinand Enke.

WECKEN, FRIEDRICH: *Familiengeschichtliche Bücherkunde für den Anfänger.* Leipzig, Degener & Co.

WEHNER, J. M.: *Struensee.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.

WEULE, KARL: *Vom Kerbstock zum Alphabet. Ersatzmittel und Vorstufen der Schrift.* Stuttgart, Franckh.

WILHELM, KRONPRINZ: *Ich suche die Wahrheit.* Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf.

WINTERSTEIN, ALFRED: *Der Ursprung der Tragödie. Ein psychoanalyt. Beitrag z. Geschichte des griechischen Theaters.* Leipzig, Internat. Psychoanalyt. Verlag.

ZECH, PAUL: *Das törichte Herz.* Vier Erzählungen. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, GR. ROBERT: *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof.* 29./30. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst.

ZELIZKO, J. V.: *Felsgravierungen der südafrikanischen Buschmänner.* Leipzig, F. A. Brockhaus.

ZICKEL, REINHOLD *Das Lirileirapodagrü oder Die Geschichten vom Echo. Ein phantastisches Karussell.*

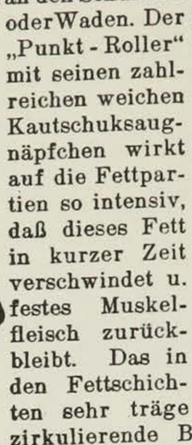
ZWEIG, STEFAN: *Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin — Kleist — Nietzsche.* Leipzig, Insel-Verlag.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.



Ein neuer Entfettungsapparat!

Mit diesem neuen „Punkt-Roller“, Schutzmarke „Punkt auf der Stirn“, Deutsches Reichspatent u. D. R. G. M. a., beseitigen Sie das überflüssige Fett gerade an den Stellen, wo Sie es entfernt haben wollen, z. B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern oder Waden. Der „Punkt-Roller“ mit seinen zahlreichen weichen Kautschuksaugnäpfchen wirkt auf die Fettpartien so intensiv, daß dieses Fett in kurzer Zeit verschwindet u. festes Muskelfleisch zurückbleibt. Das in den Fettschichten sehr träge zirkulierende Blut wird durch den so präzis wirkenden „Punkt-Roller“ zur schnelleren und kräftigeren Tätigkeit gezwungen, wodurch das Fett gelöst und durch das Blut aus dem Körper befördert wird.





Nur einige Minuten täglich anzuwenden, und nicht nur Ihre Wage, sondern Ihre eigenen Augen sagen Ihnen, daß Ihr Leib, Ihre Hüften oder Glieder schlanker geworden sind, gerade die Körperteile, die Sie schlanker machen wollten.

Entfernen Sie mit dem bequemen „Punkt-Roller“ das überflüssige Fett vom Leibe und Sie werden sich jugendlich, kräftig, geschmeidig und außerordentlich wohl fühlen, Freude an der Arbeit und am Leben haben. Alle sind begeistert über diesen staunenerregenden Gewichtsverminderer.

Der „Punkt-Roller“ entfernt nicht nur das Fett, sondern er ist auch der **beste Muskelbildner. Die Gefahren, welche die Fettleibigkeit allmählich für die Gesundheit nach sich ziehen, z.B. Herzschwäche, Aderverkalkung, Gicht, Zuckerkrankheit, Schlaganfall usw., sind zu bekannt, um näher darauf einzugehen.**

Wir senden Ihnen den „Punkt-Roller“ auf Wunsch 5 Tage zur Probe, damit Sie ihn zu Hause versuchen und selbst beobachten können, wie Sie das überflüssige Fett auf diese neue, bequeme und natürliche Art lösen können. Dieser Versuch kostet Sie keinen Pfennig, wenn Sie nicht absolut zufrieden sind.

Preis des „Punkt-Rollers“ M. 12.50 und 80 Pf. Porto. (Weitere Ausgaben kommen nicht in Frage.)

Schutzmarke
Punkt auf der Stirn

Zu beziehen von der Firma

L. M. BAGINSKI

Fabrik orthopädischer Apparate

Berlin-Pankow 28, Hiddenseestr. 10

Fernspr.: Pankow 1705—1707 | Postscheck: Berlin 11983

Bestellschein Fa. **L. M. Baginski, Berlin-Pankow 28,** Hiddenseestr. 10. Senden Sie unter Nachnahme des Betrages 1 „Punkt-Roller“. Sagt mir der Apparat nicht zu, so habe ich das Recht, diesen innerhalb 5 Tagen zurückzusenden und Sie schicken mir den Betrag sofort zurück.

Name: ....

Ort: .... Straße: ....